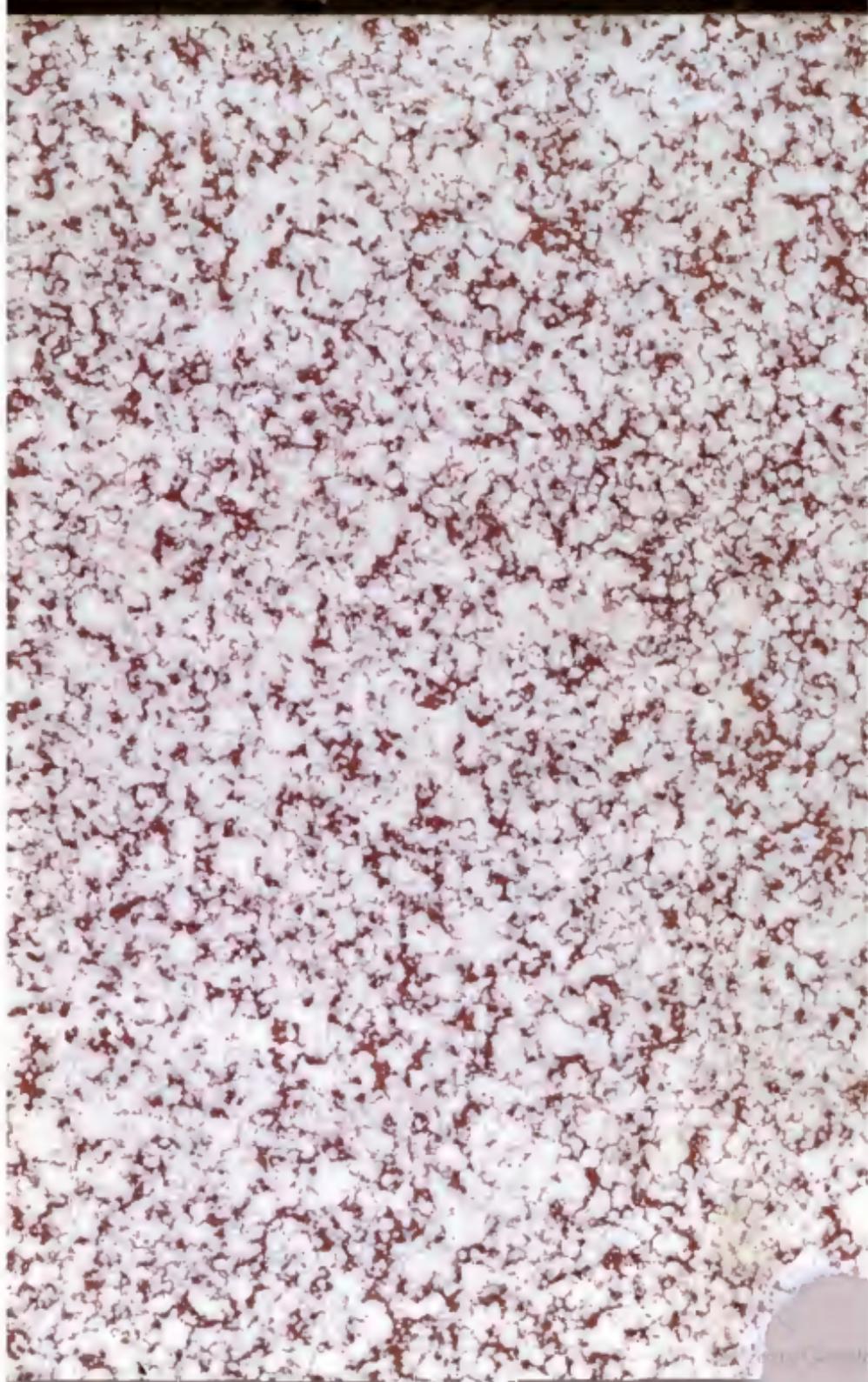






INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



1.5

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000



Die Zeit
Constantin's des Großen.

Von

Jakob Burckhardt.



↓
Leipzig,

Verlag von C. A. Seemann.

(Basel 1853.)

a m

756022

DG 315

.B94

1853

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

2-27-58

Herrn Professor
Dr. Heinrich Schreiber
zu Freiburg im Breisgau
in ehrerbietiger Dankbarkeit
gewidmet.

V o r r e d e .

Der Zweck des Verfassers vorliegender Schrift war, das merkwürdige halbe Jahrhundert vom Auftreten Diocletians bis zum Tode Constantin's in seiner Eigenschaft als Uebergangsepoche zu schildern. Es handelte sich nicht um eine Lebens- und Regierungsgeschichte Constantin's, ebensowenig um eine Encyclopädie alles Wissenswürdigen, was sich etwa auf jene Zeit bezieht; wohl aber sollten die bezeichnenden, wesentlich charakteristischen Umriffe der damaligen Welt zu einem anschaulichen Bilde gesammelt werden.

Diese Absicht hat das Buch allerdings nur in beschränktem Sinne erreicht und der Leser wird ihm vielleicht keinen andern Titel zugestehen wollen als den von „Studien über die Zeit Constantin's.“ Diejenigen Lebensbeziehungen jener Epoche, welche nicht hinlänglich genau zu ermitteln sind und sich also auch nicht lebendig in das Ganze verweben ließen, sind weggeblieben, so z. B. die damaligen Eigenthumsverhältnisse, das gewerbliche Leben, die Staatsfinanzen, und so vieles Andere. Der Verfasser wollte nicht wissenschaftliche Con-

troverfen durch Herbeiziehung neuer Einzelheiten um einen Schritt weiterführen helfen, um sie dann doch im Wesentlichen ungelöst liegen zu lassen; er hat überhaupt nicht vorzugsweise für Gelehrte geschrieben, sondern für denkende Leser aller Stände, welche einer Darstellung so weit zu folgen pflegen, als sie entschiedene, abgerundete Bilder zu geben im Stande ist. Immerhin wird es ihm von größtem Werthe sein, wenn die neuen Resultate, die er in den hier behandelten Partien gewonnen zu haben meint, auch bei den Männern vom Fache Billigung finden.

Abgesehen von dieser nicht ganz freien Wahl des Materials läßt allerdings auch das Princip der Verarbeitung und Darstellung ohne Zweifel viel zu wünschen übrig, und der Verfasser glaubt auch hierin weder das Beste noch das einzig Richtige getroffen zu haben. Bei universalhistorischen Arbeiten kann man schon über die ersten Grundsätze und Absichten verschiedener Meinung sein, sodaß z. B. dieselbe Thatsache dem Einen als wesentlich und wichtig, dem Andern als völlig uninteressant, als bloßer Schutt erscheint. Deshalb ergiebt sich der Verfasser darein, daß seine Behandlungsweise als eine subjective bestritten werde. Sicherer wäre es wohl z. B. gewesen, aus den vorhandenen Geschichten Constantins mittelst kritischer Prüfung eine neue zusammenzustellen und mit einer gehörigen Anzahl von Quellencitaten zu versehen; allein ein solches Unternehmen hätte für den Verfasser nicht denjenigen innern Reiz gehabt, welcher einzig im Stande ist, alle Anstrengung aufzuwiegen. Es soll hiemit über die verschiedenen Behandlungsweisen dieses Stoffes durchaus nicht abgeurtheilt werden; genug, wenn man nur auch der unsrigen ihr Plätzchen an der Sonne gönnt.

Im Citiren hat sich der Verfasser ein gewisses Maas vorgeschrieben. Kenner werden leicht bemerken, wie Vieles er Gibbon, Manso, Schlosser, Tzschirner, Clinton u. a. Vorgängern verdankt, wie sehr er aber zugleich auf durchgängiges eigenes Quellenstudium verwiesen war. Von dem trefflichen Werke Tzschirner's glaubte er, beiläufig gesagt, in einer Beziehung vollständig abweichen zu müssen: der Einfluß des Christenthum's auf das sinkende Heidenthum schien ihm nämlich dort viel zu hoch angeschlagen zu sein, und er zog es vor, die betreffenden Phänomene durch eine innere Entwicklung im Heidenthum selbst zu erklären, aus Gründen welche hier nicht weiter entwickelt werden können.

Die diesem Gegenstand gewidmeten Abschnitte (V und VI) unseres Buches ermangeln, wie man sehen wird, fast aller systematischen Einkleidung. Der Verfasser war überzeugt hierin eher zu wenig als zu viel thun zu dürfen. Im Verallgemeinern geistiger Wahrnehmungen, besonders auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, will er sich lieber zu zaghaft als zu dreist schelten hören.

Inhalt.

	<u>Seite.</u>
<u>I. Abschnitt:</u> Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert	1
<u>II. Abschnitt:</u> Diocletian. Das System seiner Aboptionen. Seine Regierung	39
<u>III. Abschnitt:</u> Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Westen	77
<u>IV. Abschnitt:</u> Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Osten	109
<u>V. Abschnitt:</u> Das Heidenthum und seine Göttermischung	155
<u>VI. Abschnitt:</u> Die Unsterblichkeit und ihre Mysterien. Die Dämonisirung des Heidenthums	211
<u>VII. Abschnitt:</u> Alterung des antiken Lebens und seiner Cultur	281
<u>VIII. Abschnitt:</u> Die Christenverfolgung. Constantin und das Thronrecht	323
<u>IX. Abschnitt:</u> Constantin und die Kirche	387
<u>X. Abschnitt:</u> Hof, Verwaltung und Heer. Constantinopel, Athen und Jerusalem	449

Erster Abschnitt.

Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert.

Ende der guten Kaiser. — Commodus und der Kaiserwahnsinn. — Die Stärkung des Senats. — Das Precäre der Reichsfolge. — Letzte Reuefertigung altrömischen Uebermuthes; Auktion des Theones.

Septimius Severus als Bekämpfer der Militärtyrannie. — Schiefe Stellung des Senats. — Die Leibarmee. — Verfall der Disciplin. — Die Superstition. — Caracalla; sein Feldzug im Aegypten. — Macrinus. — Elagabal. — Alexander Severus und die letzten Versuche eines Constitutionalismus von oben.

Maximin der Barbarenkaiser. — Verzwiefeltes Aufsteigen des Senats zur Regierung. — Neue Soldatenherrschaft. — Gordian und Missiphus. — Philipp der Araber.

Decius. — Charakter des spätern, rettenden Kaisersnamens der Jlyrier. — Valerian. — Die Wahl in den Händen der Generale. — Die Zeit der dreißig Tyrannen. — Die Ketten des römischen Orients und Occidents. — Die Lage des Galliens. — Sein Todesurtheil.

Claudius Gothicus. — Aurelian; die Wiedervereinigung des Reiches; der Senat. — Letzte Entscheidung des Senats über das Reich. — Tacitus. — Probus. — Carus. — Diocletian.

—•••••

Erster Abschnitt.

Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert.

In der vorliegenden Darstellung der Zeiten vom Auftreten des Kaisers Diocletian bis zum Ausgang Constantin's des Großen könnte jeder einzelne Abschnitt seiner eigenen Einleitung bedürfen, weil die Dinge nicht nach der Zeitfolge und der Regierungsgeschichte sondern nach den vorherrschenden Richtungen des Lebens geschildert werden sollen. Wenn dieses Buch aber gleichwohl einer allgemeinen Einleitung bedarf, so wird dieselbe am ehesten die Geschichte der höchsten Staatsgewalt des sinkenden Römerreiches im dritten Jahrhundert nach Christo enthalten müssen. Nicht daß aus ihr sich alle übrigen Zustände entwickeln ließen, aber sie giebt immerhin den Boden für die Beurtheilung einer Menge äußerer wie geistiger Ereignisse der Folgezeit. Alle Formen und Grade welche die Gewaltherrschaft erreichen kann, von den schrecklichsten bis zu den günstigsten, sind hier in einer merkwürdig abwechselnden Reihe durchlebt worden.

Unter den guten Kaisern des zweiten Jahrhunderts, von Nerva bis zum Tode des Marcus Aurelius, hatte das römische Reich eine Ruhezeit, welche eine Zeit des Glückes sein konnte, wenn die tiefsten Schäden alternder Nationen überhaupt dem Wohlwollen und der Weisheit auch der besten Regenten zugänglich wären. Innere und äußere Größe eines Trajan, Hadrian, Antonin und Marcus Aurelius dürfen uns nicht verblenden über Dinge und Verhältnisse, welche

1. Abschnitt. schon damals als offenes Geheimniß vor Aller Augen lagen. Die drei großen Mächte: Kaiser, Senat und Heer mußten auf die Länge wieder an einander irre werden und ihre künstlich geschonte Harmonie verlieren; vollends unheilbar schien in der Folge die Verwirrung, als Angriffe der Barbaren, eigenthümliche Regungen der Provinzen und entseßliche Naturereignisse damit zusammentrafen.

Marc Aurel. Ein Vorspiel hiervon zeigt schon die Regierung Marc Aurel's selber. Ueber seine Persönlichkeit zu reden wäre überflüssig; unter den unvergänglichen Idealgestalten des Alterthums ist der stoische Philosoph auf dem Thron der Welt wohl nicht die schönste, jugendlichste, aber gewiß eine der ehrwürdigsten. Und doch war es ihm nicht erspart, die drohenden Vorboten künftigen Unterganges an die Pforten des Reiches pochen zu hören. Zunächst in Betreff des Kaisertumes offenbarte sich deutlich genug, daß dasselbe — trotz des Systemes von Adoptionen, welches die vier großen Kaiser mit einander verknüpft hatte — durch einen Handstreich usurpirt werden könne. Dieß wagte, wenn auch ohne Erfolg, der bedeutendste Feldherr des Reiches, Avidius Cassius, nachdem fast drei Generationen hindurch vortrefflich oder wenigstens wohlwollend regiert worden war. Was sodann das Heer anbelangt, so hat zwar Marc Aurel den Ruhm „den Soldaten nie in Reden geschmeichelt noch irgend Etwas aus Furcht vor ihnen gethan zu haben“; allein dem hergebrachten Unheil, dem Riesengeschenke an die Armee beim Regierungsantritt, hatte er sich in solcher Weise gefügt, daß jeder Soldat (wenigstens von der Garde) ein Vermögen besaß und daß die Summe Marc Aurel's fortan von den Soldaten als Norm betrachtet wurde. Von äußern Unglücksfällen kam hinzu der erste gewaltige Einbruch eines germanisch-sarmatischen Völkerbundes in das römische Reich, und eine furchtbare Pest. Der gefährvollste Krieg, die tiefsten Sorgen füllten die letzten Jahre des Kaisers. Aber auch in seinem Zelt an der Donau suchte er sich über den engen, bedrohten Au-

genblick zu erheben durch den stillen Cultus des allgemeinen 1. Abschnitt.
Sittlichen, des Göttlichen im Menschenleben.

Für seinen Sohn Commodus soll er eine Art von Re- ^{180—192}
gentchaft, „die Besten aus dem Senate“, eingesetzt haben, ^{Der Kaiser-}
und jedenfalls ließ sich der junge Fürst in den ersten Tagen ^{wahnsinn.}
und Wochen von den Freunden seines Vaters leiten. Aber
ungemein rasch entwickelt sich in ihm jener scheußliche Kaiser-
wahnsinn, dessen man seit Domitian nicht mehr gewohnt
gewesen war. Das Bewußtsein der Herrschaft über die Welt,
die Furcht vor Allen die nach dieser Herrschaft streben konn-
ten, der Ausweg: rasch das Vorhandene zu genießen und die
unaufhörliche Sorge zu übertäuben — dieß Alles konnte in
einem nicht ganz gut und stark geborenen Menschen sehr bald
jenes Gemisch von Blutbursch und Ausschweifung hervortrei-
ben. Den Anlaß mochte ein Attentat geben, dem die eigene
Familie nicht fremd war, das man aber auf den Senat schob.
Kein Wunder, daß bald darauf der Gardepräfect die erste
Person im Staate, der Bürge des kaiserlichen Daseins war,
wie einst unter Tiberius und Claudius, und daß die wenigen
Tausende, welche er befehligte, sich mit ihm als die Herren
des Reiches fühlten. Den einen, tüchtigern dieser Präfecten,
den Perennis, opferte freilich Commodus einer Deputation
des unwilligen britannischen Heeres auf, welche 1500 Mann
stark ungehindert nach Rom gekommen war; den folgenden
Präfect Kleander gab er einem Hungeraufbruch des römischen
Pöbels Preis, allerdings nicht unverdient, weil Kleander in
unbegreiflicher Habsucht nicht nur durch Confiskationen und
Aemterverkauf die höhern Klassen, sondern auch durch ein
Getreidemonopol das ärmere Volk gegen sich aufgebracht
hatte.

Wenn nun der feige und grausame Fürst im Amphit- ^{Stellung des}
heater erschien um sich als Gott verkleidet von dem tödtlich ^{Senates.}
bedrohten Senat bewundern zu lassen, so konnte man wohl
fragen, ob dieser „commodianische Senat“ überhaupt noch den
alten Namen verdiente, auch wenn er noch eine gewisse Mit-

1. Abschnitt. regierung in den Provinzen, Ernennungsrechte, eigene Kassen und äußere Ehren besaß? Auch römisch im engern Sinne durfte er kaum mehr heißen, seitdem die Mehrzahl seiner Mitglieder vielleicht nicht einmal Italier, sondern Provinzialen waren, in deren Familien die Würde sogar zeitweise erblich geworden war. Es ist leicht, sich von einem idealen Standpunkte aus über diese entwürdigte Versammlung in den strengsten Urtheilen zu ergehen, zumal wenn man von dem Effect einer dauernden Todesgefahr, die über ganzen Familien und Corporationen schwebt, sich keine klare Vorstellung zu machen vermag. Die Zeitgenossen urtheilten billiger; Clodius Albinus, als er die Würde eines Cäsar aus den blutigen Händen eines Commodus nicht annehmen wollte, hielt den Senat noch immer für lebensfähig genug, um öffentlich vor seinen Truppen sich für die Herstellung einer republikanischen Senatsregierung auszusprechen. ¹⁾ Ob er aufrichtig redete, ist hier gleichgültig; genug daß der Senat (wie wir sehen werden) noch immer viele von den edelsten Männern jener Zeit enthielt und in schwierigen Augenblicken Kraft und Entschlossenheit zur Staatsregierung zeigte; selbst die Illusionen, in welchen wir ihn befangen finden werden, gereichen ihm nicht durchaus zur Unehre. So ist es denn auch begreiflich, daß er trotz zeitweisem Eindrängen unwürdiger Subjecte noch immer als Repräsentation wenn nicht des Reiches, doch der römischen Gesellschaft galt und sich als den natürlichen Vorstand der sogenannten Senate oder Curien der Provinzialstädte betrachtete ²⁾ ohne ihn konnte man sich noch immer kein Rom denken, auch wenn sein Wirkungskreis durch Gewaltübung Anderer oft auf lange Zeit zernichtet schien. ³⁾

¹⁾ Hist. Aug. Clod. Alb. 13, 14.

²⁾ Hist. Aug. Florian. 5.

³⁾ Sept. Severus mit seiner Rede bei Dio Cass. 75, 8 darf uns hier nicht täuschen. So konnte der Senat der Antonine nicht ausfehen, selbst nach der Zwischenregierung eines Gemmedus.

Nachdem Commodus noch die Senatoren gebrandschatzt 1. Abschnitt. hatte, um durch ungeheure Geschenke das murrende Volk der Hauptstadt zu besänftigen, fiel er durch eine gemeine Pallastverschwörung.

Das Schreckliche an den römischen Thronveränderungen lag darin, daß Niemand wußte, wem die Erhebung eines neuen Kaisers eigentlich zustand. Eine Dynastie konnte sich nicht bilden, weil der Kaiserwahnsinn — das Schicksal aller nicht sehr begabten Menschen auf diesem Throne — zu periodischen Revolutionen mit Nothwendigkeit hindrängte. Und selbst ohne diese letztern hätte die Kinderlosigkeit der ausschweifenden Kaiser und auch einiger der bessern eine regelmäßige Erbfolge unmöglich gemacht; Adoptionen aber, wie sie schon im augusteischen Hause vorkamen, hatten nur dann Aussicht auf Beachtung, wenn der Adoptivvater sowohl als der neue Sohn die Eigenschaften besaßen um sich zu behaupten.

Offenbar gehörte dem Senat, welcher einst dem göttlichen Augustus einen Titel der Macht nach dem andern decretirt hatte, das größte historische Recht zur Ernennung eines neuen Kaisers. Allein sobald die Kaiser den Senat haßten und sich einzig auf die Garden verließen, maßten diese letztern sich die Kaiserwahl an; es dauerte nicht lange, so concurrirten auch die Heere in den Provinzen mit den Casernen des prätorianischen Lagers zu Rom. Bald fand man hier seinen Vortheil bei kurzen Regierungen, weil sich das Geschenk an das Lager jedesmal wiederholte. Dazu rechne man die dunkle Thätigkeit entschlossener Intriganten, deren Interesse es hie und da sein mochte, zunächst einen Bewerber zu unterstützen, dessen baldigen Untergang sie voraus sahen und wollten.

So wurde von den Mördern des Commodus ein braver Mann, Helvius Pertinax, wie zur Rechtfertigung ihrer That vorgeschoben; den zuerst die Soldaten, dann der Senat anerkannten. Durch anfängliche Begünstigung eines gewissen Triarius Maternus erpreßten die Garden von Pertinax ein enormes Donativ, zu dessen Bestreitung die Kostbarkeiten des

Die Reichs-
folge.

Beste alt-prä-
torianischer
Uebermacht.

1. Abschnitt. Commodus veräußert wurden; die natürliche Folge war ein baldiger zweiter Versuch zu Gunsten des Consuls Faleo; das Drittemal aber begannen die Garden geradezu mit der Ermordung des Kaisers. Und nun ging im Lager jene unerhörte Auktion des Kaiserthums. Gant der Kaiserwürde vor sich; es fand sich ein reicher Thor, Didius Julianus, der um etwa 6000 Franken an jeden einzelnen Soldaten ein paar Wochen Schwelgerei und Todesangst erkaufte. Dieß war aber auch die letzte und höchste Spitze prätorianischen Uebermuthes. Drei Provinzialheere hatten sich gleichzeitig das Vergnügen gemacht, ihre Anführer zu Kaisern auszurufen; darunter war der düstre Africaner Septimius Severus. Der rathlose Julian versuchte es zuerst mit Aussendung von Mördern; es gab damals einen Offizier Aquilius, der bei Ermordung von Großen schon öfter Dienste geleistet hatte ¹⁾ und einen Ruf genießen mochte wie zu Nero's Zeit Locusta. Darauf wollte Julian, weil er ja das Reich um sein gutes Geld gekauft, die Sache wie einen Rechtshandel gegen Sever durchführen; weiterhin erklärte er letztern, als er näher rückte, zum Mitregenten; er war aber verlassen, verhöhnt, und auf Veranstaltung des Senates hingerichtet, als Sever noch mehrere Märsche weit von Rom stand.

193—211 In Septimius Severus ist die Militärherrschaft zum erstenmale rein repräsentirt. Der Hochmuth des Standes und Grades, den er schon als Legat an den Tag legt, ²⁾ hat etwas Unrömisches, Modernes. Wie wenig er dagegen die alte Hobeit des Senates begreifen und achten wüßte, konnte schon die Deputation von 100 Senatoren inne werden, welche ihn bei Terni begrüßte und die er gleich untersuchen ließ, ob sie etwa Dolche bei sich führten. Die reinste Consequenz eines Kriegsfürstenthums aber befolgte er, als er die Prätorianer schimpflich entwaffnete und aus Rom jagte. Eine solche bevorzugte, verbord-

Wollendung der Militärdespotie.

¹⁾ Hist. Aug. Pescenn. 2. Aquilium centurionem notum cadibus duum.

²⁾ Hist. Aug. Sept. Sev. 2.

bene Garde mit politischen Präntionen paßte nicht in sein 1. Abschnitt.
System. Seinem eigenen mitgebrachten Heere gab er ein-
weilen nur ein Fünftheil von dem verlangten Donativ. Eben so
folgerichtig benahm sich Sever im Kampfe gegen seine Mitbe-
werber Pescennius Niger und Clodius Albinus; er rottete
ihren ganzen Anhang aus; es war ihm unbegreiflich, wie eine
Anzahl Senatoren sich mit jenen in Briefwechsel hatten ein- Schiefe Ein-
lassen können und wie sogar der gesammte Senat sich hatte lung des Se-
neutral halten mögen. „Ich bin's ja, schreibt er an den nates.
Senat, ¹⁾ der dem römischen Volke Getreide und Del ver-
schafft, der für Euch Kriege führt und jetzt — Welch ein
Dank? . . . Ihr habt Euch seit Trajan's und Marc Aurel's
Zeiten sehr verschlechtert.“ — Byzanz, wo sich die Anhänger
des Pescennius über ein Jahr vertheidigten, wurde, trotz
seiner Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit als Grenzfesten gegen
die Barbaren des Pontus, dem Boden eben gemacht und
die ganze Besatzung nebst vielen Einwohnern getödtet. ²⁾ Die
Welt sollte sich ein Beispiel daran nehmen, wie es den Städ-
ten und Factionen ergehen müsse, welche unter mehrern Usur-
patores nicht sogleich Denjenigen herausfinden würden, der
bleibenden Gehorsam verdiente. Nicht besser ging es den
Anhängern des Albinus; Sever hatte ihre Correspondenz in
die Hände bekommen und hätte sie, wie einst der große Cäsar
die der Pompejaner, ungelesen verbrennen können. Dieß
wäre sehr edel aber durchaus nicht zeitgemäß gewesen, weil
es sich nicht mehr um Principien und deren Amalgamirung

¹⁾ Hist. Aug. Clod. Alb. 12.

²⁾ Die lange Gegenwehr der Besatzung erklärt sich nicht sowohl aus einer
Anhänglichkeit an den längst umgekommenen Pescennius, als vielmehr
daraus, daß die höheren Offiziere den Charakter Sever's und demnach
auch ihr Schicksal im Fall der Einnahme kennen mochten und auf einen
Stieg des Albinus warteten. Auffallender ist die eifrige Theilnahme
der Einwohnerschaft, welche zu ahnen scheint, daß ihre Stadt gar
nicht hoch genug im Preise stehen könne. Die bereits gegen die An-
tiöchener als Anhänger des Pescennius verhängte Strafe wirkte wohl
erst in zweiter Linie mit.

1. Abschnitt. durch persönliches Verfühnen und Gewinnen handelte, sondern um eine einfache Unterwerfung. Eine Menge Senatoren und Vornehme in und außerhalb Rom wurden hingerichtet; vor Senat, Volk und Soldaten hielt der Kaiser Lobreden auf Commodus, gewiß nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Hohn gegen den Senat.

In Rom selber brach einmal während dieses Reichskrieges bei den Circusspielen ein plötzliches Jammern und Rationiren los, welches ein Ohrenzeuge ¹⁾ sich nur durch göttliche Inspiration zu erklären weiß. „O Rom! Königin! Unsterbliche! (so riefen die vielen Tausende einstimmig) wie lange leiden wir noch solches? wie lange führt man noch Krieg um uns?“ — Es war besser, daß sie ihre Zukunft nicht wußten.

Als der Friede im Innern hergestellt war, wurde man inne, daß die Militärherrschaft mit der nothwendigen Zuthat auswärtiger Kriege sich Selbstzweck geworden war. Ihr Mittelpunkt war Sever mit seiner in die höchsten Aemter vertheilten Familie, aus welcher er eine Dynastie machen wollte; nur seinen Bruder, welcher gern Mitregent geworden wäre, hielt er geflissentlich von sich ab. Das nächste Mittel zur Behauptung der Macht war die Bildung einer Die Leibarmee. neuen Garde, welche mehr als viermal so stark wurde als die alte; mit einer solchen stets disponibeln Leibarmee konnte man fortan auch den Provinzialheeren ganz anders gegenüberstehen; mit ihr konnte man, wie später geschah, im Reiche herum reifen und überall morden und plündern. Die frühere Garde hatte aus Italienern, sogar vorzugsweise aus Leuten der Umgegend Rom's bestanden; jetzt füllte Severus Rom mit rohen und schrecklichen Barbarengeschlechtern. War er mit dem Donativ sparsam gewesen, so erhöhte er dafür den Sold mehr als irgend ein anderer Kaiser; aus dem einmaligen Begewerfen von ein paar Millionen wurde ein regelmäßiges

¹⁾ Dio Cass. 75, 4.

Ausfaugen des Reiches zu Gunsten der Soldaten. Jener 1. Abschnitt.
väterliche Rath Sever's an seine Söhne mag wohl eher von
den Zeitgenossen aus seiner Regierungsweise abstrahirt als
wirklich von ihm ausgesprochen worden sein, lautet aber be-
zeichnend genug: „Seid einträchtig, macht die Soldaten
reich, und verachtet alle Andern.“ 1)

Man möchte nun glauben, daß dieser Soldatenstand, so
hoch geehrt und in beständigem Athem gehalten durch einen Die Disciplin.
so rastlosen Feldherrn, den größten kriegerischen Erinnerun-
gen Rom's Ehre machen mußte. Allein dem war nicht so.
Sever selber klagt laut genug über Verfall der Disciplin,
und auf seinem großen asiatischen Feldzuge kamen Fälle von
Insubordination vor, welchen er nur mit Nachsicht und fer-
nern Geschenken zu begegnen wußte. Konnte er wohl sich
verhehlen, daß seine Neuerung nur ihn und seine Regle-
rungszeit sicherte, während sie einem schwachen und schlech-
ten Nachfolger, der nicht mehr gleichsam sein eigener Garde-
präsekt war, den unvermeidlichen Untergang zuziehen mußte?
Oder war ihm dieses gleichgültig, wenn nur die Soldaten-
herrschaft als solche sich erhielt?

Man darf hier wie in diesen letzten Jahrhunderten des
Heidenthumes überhaupt nicht übersehen, daß die Mächtig- Die Super-
sten oft unfrei handelten, weil sie sich der Astrologie und sition auf dem
den Vorbedeutungen fügten. So allein wird man es z. B. Throne.
bei dem gerechtigkeitsliebenden Sever erklären müssen, wenn
er einen unvorsichtigen Frevler wie Plautian so beharrlich in
der Gardepräsektur und in der engsten Verbindung mit sei-
nem Hause festhielt. Mannigfache Superstitionen umgaben
das Leben Sever's von der Jugend bis zum Grabe. Da
der römische Kaiserthron das große Loos einer Lotterie ge-
worden war, so gab es Eltern der verschiedensten Stände,
welche das tägliche Leben ihrer begabteren Kinder sorgfältig
beobachteten, ob nicht eine Vorbedeutung künftiger Herrschaft

1) Dio Cass. 76, 15. Anders bei Zenaræ 12, 10.

750000

1. Abschnitt. sich zeige; es wird Rotz davon genommen, wenn der Knabe absonderliche Verse im Munde führt, wenn Schilbkröten oder junge Adler in's Haus gebracht werden, oder gar ein purpurfarbnes Laubenei, wenn Schlangen sich als Hausgenossen hervorthun, Lorbeerbäume hervorsprossen u. dgl.; kommt aber ein Kind schon mit einer Krone von Schwieleen um das Haupt zur Welt, braucht man von ungefähr ein Stück Purpurstoff zur Bedeckung des Neugeborenen — dann ist sein künftiges Kaiserthum in der Stille entschrieben. ¹⁾ Aehnliche Befangenheit begleitete manche Kaiser ihre ganze Regierung hindurch und lenkte ihre Handlungen in einer Weise die wir nicht mehr berechnen können. Es erweckt Mitleid, wenn der greise Severus nach seinen letzten Siegen in Britannien unruhig und zornig wird, weil ihm ein Rohr mit einem Cypressenkranz begegnet, oder weil man ihn zum Opfer in den unrichten Tempel führt und dunkelfarbige Opfertiere herbeibringt, die dem Kaiser dann bis in sein Quartier nachlaufen.

Der Thronfolger.

Es bedurfte aber bei Omita im Ballast zu York nicht mehr; der eigene Sohn, Caracalla, stand ihm beharrlich und fast offen nach dem Leben. Mit bewusster, principieller Erbarmungslosigkeit hatte Sever jeden Gedanken an Usurpation darniedergehalten; nur auf den Hochverrath des Thronfolgers war nicht gerechnet, und auch darauf nicht, daß seine Garben sich so ungeschert mit demselben einlassen würden. Es lautet wie eine schmerzliche Wahrung seines Herrscherprinzips, wenn er dem entmenschten Sohn zuflüstert: „Töbte mich wenigstens nicht so daß es Alle sehen!“ ²⁾ — Ein anderes Wort scheint er öfter wiederholt zu haben: „Alles war ich, und es hilft doch Nichts.“

Und nun bestieg das entsetzliche Scheusal, das man Caracalla zu nennen pflegt, den Kaiserthron. Seit seinem Ein-

¹⁾ S. die Hist. Aug., in den meisten Biographien.

²⁾ Zonaras XII, 10.

tritt in das Jünglingsalter zeigte er einen bössartigen Hochmuth; er rühmte sich Alexanders des Großen als seines Vorbildes und lobte dabei Tiberius und Sulla. Erst später, vielleicht seit der Ermordung seines Bruders Geta, kommt noch der eigentliche Kaiserwahnsinn hinzu, der Mittel und Macht des ganzen Reiches zu seinem eigenen sichern Untergang mißbraucht. Seine einzige Vorsichtsmaßregel, die er für genügend hielt, war die Kameradschaft mit den Soldaten, deren Anstrengungen und Lebensart er wenigstens zeitweise theilte; daß er es mit Fuchtern und Wagenlenkern eben so hielt, machte ihn überdies beim römischen Pöbel beliebt; den Bessern und Gebildeten aber brauchte er ja nicht mehr zu gefallen. — Seit dem Brudermorde, wozu die Soldaten anfangs finster blickten, ist Caracalla an diese Schmeichelei nach unten gänzlich verkauft; um der Soldaten willen bedarf er ungeheurer Confiscationen und tödtet 20,000 Menschen als Anhänger Geta's, — darunter auch einen Sohn des Pertinax, während es sonst einer der bessern Züge des römischen Usurpationswesens ist, daß man die Verwandten gestürzter Kaiser meist am Leben ließ. Um der Soldaten willen macht Caracalla jenen Feldzug im eigenen, völlig ruhigen Reiche, während er die Angriffe der Nachbarn abkauft. Der Massenmord von Alexandrien zeigte, wie sich der Despotismus gegen geistreiche Spöttereien zu verhalten gedente. Die eigentliche Strafe solcher Mißthaten lag (abgesehen von den Gewissensqualen, deren die Schriftsteller erwähnen) in dem wachsenden Mißtrauen des Tyrannen gegen die bevorzugten Soldaten selbst; er verließ sich zuletzt, was seine engere Umgebung betraf, nur noch auf ganz barbarische Leibwachen, die nichts von römischen Dingen beurtheilen konnten, auf Kelten und Sarmaten, deren Costüm er trug um sie sich geneigt zu halten. Und doch wurde er, man kann sagen in ihrer Mitte, niedergemacht auf Veranstaltung Solcher, die ihn aus der Welt schaffen mußten um nicht selber durch ihn zu fallen.

1. Abschnitt.

Der Feldzug
im Reich.

1. Abschnitt. Die nächsten Kaiserernennungen mußten ganz in den Händen der übermächtigen Armee liegen. Sie erhob zuerst *Macrinus*. den einen der beiden Gardepräfecten, *Macrinus*, ohne zu wissen, daß dieser den Mord ihres geliebten *Caracalla* angestiftet. Er nahm dessen Namen an und ließ ihn prächtig begraben, um jeden Verdacht von sich abzulenken; den Senat begrüßte er mit verdeckter Unverschämtheit um seine Bestätigung und erhielt nicht ohne Zögerung die einzelnen Titel der Kaiser- macht. Die ersten strengen Schritte zur Zügelung des ver- wöhnten Heeres brachten ihm jedoch den Untergang. Zwei junge Syrer, Seitenverwandte der *Antonine* und des *Sever*, traten auf einmal an die Spitze des Reiches; es waren die ungleichen Vettern *Clagabal* und *Alexander Severus* nebst ihren Müttern *Soämias* und *Mammäa* und ihrer gemein- samen Großmutter *Julia Mäsa*.

218—222. Die Regierung *Clagabals* ist bei allem Stelhaften und *Clagabal*. Widersinnigen nicht ohne Interesse für die Geschichte römi- scher Herrschaft; diese unglaubliche Schwelgerei, dieser asia- tische Götzpomp, dieses ganz besinnungslose Leben in den Tag hinein bildet eine förmliche Reaktion gegen das bewußte Soldatenkaisertum des *Septimius Severus*. Daß *Clagabal* allen römischen Formen den Krieg erklärte, seine Mutter und Großmutter in den Senat einführte, Tänzern, Wettrennern und Barbieren die höchsten Stellen gab und zahllose Aemter verkaufte, dieß Alles hätte ihn nicht gestürzt; selbst die nach- lässige Verproviantirung der Hauptstadt wäre ihm vielleicht lange nachgesehen worden; sein Verderben war das in den Soldaten erwachte Schamgefühl, welchem eine Verschwörung in der Familie selbst zu Gunsten des *Alexander* entgegen- kam. Die Soldaten wissen den letztern bedroht und erzwin- gen von dem zitternden *Clagabal* eine Säuberung seines Hofstaates; darauf hält er sich schadlos, indem er den Senat aus der Stadt jagt, was demselben alle Ehre macht und darauf hindeutet, daß die Versammlung durchaus nicht aus lauter „Sklaven in der Toga“ bestand, wie *Clagabal* sonst

meinte. Endlich ermorden den letztern die Garden und erheben den Alexander Severus.

1. Abschnitt.

222—235.

Alexander Severus.

Keiner von den vielen Imperatoren erregt so sehr die Theilnahme der Nachwelt wie dieser im Verhältniß zu seiner Gesamtumgebung unbegreifliche Mensch, ein wahrer Sanct Ludwig des Alterthums. Er geht unter an dem Bestreben, von den ausgearteten Mißformen des Militärdespotismus aus wieder in die Bahn der Gerechtigkeit und der Milde einzulenken. Seiner jedenfalls ausgezeichneten Mutter Mamma mag ihr Ruhm ungeschmälert bleiben; sein Verdienst ist aber doch das Größere, weil er mit selbständigem Geiste in der begonnenen Richtung vorwärts ging und unendlich vielen Versuchungen zum Despotismus zu widerstehen vermochte, aus reinem sittlichem Willen. Vor Allem finden wir eine Hochachtung des Senates, die seit Marc Aurel unerhört gewesen war, sogar des politisch längst verzeffenen Ritterstandes als einer „Pflanzschule für den Senat.“ Ein Senatsauschuß und dann noch ein engerer Staatsrath von sechzehn Männern haben Theil an der Regierung; endlich läßt man sich keine Mühe verdrießen, gute, gewissenhafte Leute für die Verwaltung zu erziehen und die emsigste Controle zu üben. ¹⁾ Ungerechte, bestechliche Beamte waren das Einzige, was Alexander aus der Fassung bringen konnte. In Betreff der Soldaten machte er wohl kein Hehl daraus, daß das Schicksal des Staates auf ihnen ruhe, er stattete sie prächtig aus und hielt sie gut; allein wie er sich rühmen konnte, die Steuern vermindert zu haben, so wagte er es auch, eine meuterische Legion abzudanken.

Lezte Versuche zum Constitutionalismus von oben.

Daneben werden freilich Dinge berichtet, welche mit diesen Lichtseiten kaum in Zusammenhang zu bringen sind. In der Armee giebt sich eine dauernde Gährung kund; die Gardepräfecten wechseln unter den gewaltsamsten Umständen; als der bedeutendste derselben, Ulpian, im Verlauf bedenkllicher

Der Gotten-seiten.

¹⁾ Welche freilich auch ihre kleinliche Seite hatte. Man sehe, Hist. Aug. Al. Sev. 27, das Projekt eines Kleidermandates.

1. Abschnitt. Anruhen ermordet wurde, mußte der Kaiser es ungestraft hingehen lassen; wir erfahren bei diesem Anlaß, daß Volt und Garde sich drei Tage lang in den Straßen von Rom blutig bekämpften und daß die Garde nur durch Brandstiftung die Bürger zum Frieden zwang. Die albernsten Menschen wagten als Usurpatoren gegen den trefflichen Fürsten aufzutreten; den Ginen, Ovinius, soll er wirklich mit ironischer Milde zum Mitregenten angenommen, ihm aber durch die Theilnahme an den Strapazen eines Feldzuges den Thron verleidet haben; ein Anderer, den die Soldaten erhoben, ließ ihnen davon; einen dritten, den Sklaven Uranius, mußte der Kaiser, wie es scheint, bestrafen.¹⁾ Und als sollte Alexander, wie einst sein Vorbild Marc Aurel, von ganz besonderm Unglück heimgesucht sein, so entstand an der Ostgrenze ein neues kriegerisches Perserreich, das der Sassaniden, welche er nur mit zweideutigem Erfolge bekriegte; an der Rheingrenze aber waren die Germanen in drohender Bewegung. Das Gemüth des noch jugendlichen Fürsten soll sich allmählig verdüstert haben; man wollte eine Neigung zum Schätzsammeln an ihm bemerken. Auf dem Feldzug am Rhein, unweit Mainz, ermordeten die Soldaten ihn und seine Mutter. Es ist ganz unnütz, auf die Motive dieser That, so wie sie angegeben werden, einzugehen; der Nachfolger eines Severus, Caracalla und Elagabal, wenn er alle gewalthätigen Beamten absetzen, den Soldaten Ernst zeigen und dennoch bei den gefährlichsten Anlässen Milde üben wollte, war von vorne herein einem gewaltsamen Untergang verfallen; die Verschwörung lag in der Zeit,²⁾ wir würden sagen: in der Luft. Alexander strebte vergebens nach Achtung in einem Jahrhundert, welches nur von Furcht wußte.

235—238.

Der Barbaren-
kaiser des
Ostreiches.

Sein vermuthlicher Mörder Maximin bestieg den Thron, ein thracischer Hirt, Sohn eines Gothen und einer Alaninn,

¹⁾ Zosim. I, 12.

²⁾ Aurel. Victor Caes.: Vitio temporum . . .

somit gänzlicher Barbar der Abstammung und überdies der 1. Abschnitt.
Bildung nach. Aber die Armee, welche hier selbst die letzte
Rücksicht bei Seite ließ, bestand auch aus lauter Barbaren
von der Ostgrenze, denen gar nichts daran lag, ob ihr Can-
didat von Antoninen abstammte, in hohen Aemtern sich ge-
bildet hatte, Senator gewesen war oder nicht. 1) Dafür war
Maximin achthalb Fuß hoch, riesenstark und ein Korporal,
wie vielleicht im ganzen römischen Heere kein zweiter.

Seine Herrschaft war, wenn nicht im Erfolg, so doch im
Princip fürchtbarer, als die irgend eines Kaisers. Diese
alte Welt mit ihren Denkmälern voll Schönheit, ihrem Le-
ben voll Bildung reizt den Barbaren, der sich seines Ur-
sprungs schämt, zu giftiger Wuth; mit Milde hätte sich seine
Usurpation ohnedies nicht behaupten lassen; Confiscationen
bedurfte er für seine Soldaten, und so geht nun der römische
Kaiser auf planmäßige Zernichtung römischen Wesens aus.
Er selbst mochte sich in dem verhassten Rom nicht sehen
lassen; seinen Sohn, der zuerst dort residiren sollte, befiel
er dann doch bei sich in den Lagern am Rhein und an der
Donau, von wo aus er das Reich regierte. Rom wurde
mit Schrecken inne, daß eine Grenzarmee von Barbaren das
Hauptquartier der Weltherrschaft sein könne, eine Armee,
welche man sich dachte, wie die des Spartacus oder Athenion
im Sklavenkriege. Der tiefste Grimm Maximins ging ge-
gen Alles, was vornehm und gebildet war, namentlich gegen
den Senat, von dem er sich verachtet glaubte und vor dessen
Curie er große Abbildungen seiner deutschen Siege aufstellen
ließ; aber auch das Volk der Hauptstadt, welches sonst der
Hinrichtung des ganzen Senats würde zugesehen haben,
mußte durch Schmälerung der Zufuhr und Einziehung der
Fonds für die öffentlichen Spiele auf das Aeußerste erbit-

1) Man vergleiche hie mit Sueton. Vespas. c. 6, wie noch im J. 69
die empörten Legionen in Aquileja ihren Kaiser nur aus der Zahl
der legati consulares wählen wollen.

1. Abschnitt. tert werden. Den Provinzialstädten ging es übrigens nicht besser; ihr städtisches Vermögen wie das der einzelnen Reichen wurde geraubt zur Bereicherung des Heeres. So nackt und unvermisch ist die Militärherrschaft im Abendlande nicht wieder aufgetreten.

Austrafen des
Senates zur
Regierung.

Es folgte eine Zeit unbeschreiblicher Verwirrung, deren höchstes Interesse in dem kräftigen, entschiedenen Benehmen des vielverkannten Senates ¹⁾ liegt. Die Verzweiflung treibt zunächst in Afrika einen Aufstand von Bauern und Soldaten hervor, an dessen Spitze man zwei angesehene Römer, die Gordiane Vater und Sohn zwangsweise stellt. Auf diese Nachricht hin erklärt sich auch der Senat gegen Maximin; daß unwürdige Mitglieder diesen zuerst insgeheim gefaßten Beschluß dem Tyrannen verrathen würden, konnte man voraus wissen; höchst gewagt waren auch die brieflichen Aufforderungen zum Abfall, welche der Senat an die Provinzen erließ; man mußte es darauf ankommen lassen, ob neben den Gordianen noch andere Kaiser von andern Ländern und Provinzialheeren würden erhoben werden. Die Gefahr stieg auf das Höchste, als ein Commandant in Afrika, Capellianus (der im Stillen selber nach der Herrschaft strebte), im Namen Maximins den jüngern Gordian besiegte, wobei dieser umkam und sein Vater sich erhängte. Jetzt ernannte der Senat eine Commission von zwanzig kriegskundigen Mitgliedern und proklamirte dann aus eigenem Rechte zwei Kaiser, Pupienus und Balbinus. Der Moment muß überaus drohend und schrecklich gewesen sein; das Volk, welches die beiden Kaiser sogleich hatte ausrufen helfen, schlug sich dann doch wieder zu den Garden, welche im Aerger über die reine Senatswahl die Hinzufügung eines dritten Kaisers oder Kronprinzen verlangten und durchsetzten, des jüngsten Gordian's nämlich, eines nahen Verwandten der beiden frühern. Bei

¹⁾ Vergl. besonders Hist. Aug. Gord. 13., Pupienus 1—3 & 10., Maximin. 23 etc.

der Confusion aller Nachrichten, welche uns z. B. einen 1. Abschnitt.
Vernichtungskampf zwischen Garden, Gladiatoren und Rekruten mitten in Rom nur mit einem Wort berichten, läßt sich kein entschiedenes Urtheil über diese Krisis fällen; doch scheint der Senat außerordentliche Haltung und Muth bewiesen zu haben, weil er seine beiden Kaiser neben dem dritten, dem Schüßling der Garden, behaupten konnte, während zugleich die ganze Vertheidigung gegen den heranrückenden Maximin auf seinen Schultern ruhte und seine Commissäre überall in den Provinzen die Rüstungen leiten mußten. Allerdings kam diesen Bemühungen entgegen der Ingrimm der Provinzialen gegen den Wütherich, so daß dieser z. B. Kärnthen menschenleer und ohne alle Lebensmittel vorfand und bei seinem Einzug in das öde Hämona (Raybach) hunderte von Wölfen zur Begleitung hatte. Seine Mauretaniumer und Kelten waren dadurch schon sehr verstimmt als er vor Aquileja anlangte. Als sich diese Stadt unter Anleitung zweier Senatoren lange und verzweifelt vertheidigte, schlug ihn sein darbenendes Heer todt, um für sich Frieden mit den neuen Kaiseru zu machen.

Ob man klug daran that, alle oder die meisten dieser dieser Truppen nach Rom zu führen, können wir nicht mehr Neue Soldatenherrschast.
entscheiden; sie wären in den Provinzen auch gefährlich gewesen. In Rom aber waren schon des Corpsgeistes wegen zwischen dem vorzugsweise germanischen Heere der Senatskaiser und dem des Maximin heftige Reibungen zu erwarten; ohnehin mußte das letztere, nach Art mancher besiegten Heere und geschlagenen Parteien seinem Mißmuth irgendwo Luft machen. Das Opfer hievon wurden die beiden Senatskaiser, nach deren Ermordung Soldaten und Pöbel den noch sehr jungen Gordian in wildem Tumulte zum Augustus 238—244.
ausriefen. Der Senat war überwältigt, vergab sich aber, wie es scheint, durchaus nichts; Soldaten, welche in die Senatssitzung (damals auf dem Capitol) eindrangen, wurden am Altar der Victoria durch Senatoren niedergebauen.

I. Abschnitt.

Gordian und
Missitheus.

Das Nächste war eine Ballastregierung von Eunuchen und Intriganten, um einen unerfahrenen Jüngling herum. Nach einiger Zeit nähert sich ihm ein großer, ernster Mann, der Redner Missitheus, und weckt die edle Seite seiner Natur. Er wird, man weiß nicht wie, Vormund, Regent, auch Schwiegervater des Gordian, der ihm die beiden Präfecturen der Garde und der Hauptstadt überträgt. Die Stellung des Missitheus erinnert bis auf den Namen, den ihm der Senat gab: „Vater des Fürsten“ ¹⁾ an die Atabek's der Seltschukensultane im zwölften Jahrhundert. Ob er sich irgend mit dem Senat in's Einvernehmen setzte, ist unbekannt; jedenfalls dauerte diese treffliche Regierung nicht lange. Auf einem sonst glücklichen Feldzuge wider die Perser erlag zuerst der Vormund dem Gifte des sogenannten Arabers Philipp; darauf machte dieser die Truppen durch eine künstliche Hungersnoth schwierig, ließ sich durch gewonnene Offiziere dem haltlosen Gordian als Mitregent aufdrängen und versagte ihm dann stufenweise jede Stellung, zuletzt auch das Leben.

Philipp der
Araber.

244—249.

Auf die Todesnachricht hin griff der Senat rasch ein; aber der von ihm ernannte Kaiser Marcus der Philosoph starb bald, ebenso ein gewisser Severus Hostilianus, der sich darauf irgendwo des Throns bemächtigt hatte. ²⁾ Nun erst erkannte man auch den Philipp an, der inzwischen nach Rom gekommen war und die wichtigsten Senatoren durch geschmeibige Reden gewann. Man thut Philipp zu große Ehre an, wenn man ihn für einen arabischen Scheik hält; er war aus dem verrufenen Stamme der südlichen Syrer östlich vom Jordan.

Wenn die Herrschermacht nicht einen ganz verblendenden Reiz hätte, so könnte man diesen Menschen nicht begreifen,

1) Sein voller Titel Hist. Aug. Gord. 27: *eminenti viro, parenti principum, prætorii præfecto et totius urbis, tutori reipublicæ.*

2) Zonaras XII, 18 wird hier vor der Hist. Aug. Gord. 31 den Vorzug haben müssen. Vergl. auch Zosim. I, 19.

der da meinte mit seinen geringen militärischen Gaben durch 1. Abschnitt. Vertheilung der Hauptstellen an Verwandte und Vertraute das erschlichene römische Reich bemeistern zu können. Während er in Rom das tausendjährige Säcularfest der Stadt feierte, brachen von mehreren Seiten die Barbaren in's Reich ein und mindestens zwei Heere stellten neue Kaiser auf. In Syrien erhob sich gegen Philipp's Bruder Priscus der Abenteurer Iotapian, der von Alexander dem Großen abstammen wollte, ein Name, welchem man noch immer einen fast abergläubigen Cultus weihte.¹⁾ Gegen Philipp's Schwiegersohn Severian in Mössien empörte sich Marinus, als in der Nähe die Gothen einmarschirten.

Die bewußte, große Gefahr des Reiches rief nun noch einmal den Genius Rom's wach. Die zweite Hälfte des Charakter des
spättern, ret-
tenden Kaiser-
thums. dritten Jahrhunderts ist einer von den Zeiträumen, welche in der Werthschätzung gewinnen müßten, wenn wir die Persönlichkeiten und die Beweggründe ihres Handelns besser kennen als uns die vorhandenen Quellen gestatten. Sind auch die leitenden Männer meist keine Stadtrömer, sondern Myriarier, d. h. aus den Gegenden zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere, so hat doch römische Bildung und Eradition, namentlich in Betreff des Krieges, sie zu nochmaliger Rettung der alten Welt befähigt. Es war jetzt kein Vergnügen mehr, sondern ein verhängnißvolles Amt, römischer Imperator zu sein; ganz Unwürdige nehmen den Purpur meistens gezwungen und auch die Bessern drängen sich nicht mehr dazu, sondern erkennen darin Pflicht oder Schicksal. Eine gewisse sittliche Erhebung ist nicht zu verkennen.

Mit Philipp war es Angesichts jener großen Gefahren bald vorbei. Er wandte sich ganz erschrocken an den Senat und bot seine Abdication an; Alles schwieg, bis der tapfere

¹⁾ Hist. Aug. XXX. Tyr. 13. — Septim. Severus hatte das Grab Alexander's schließen lassen „damit Niemand mehr dessen Leichnam sehe.“ Dio Cass. LXXV, 13.

1. Abschnitt. Decius sich zur Unterwerfung des Marinus erbot. Er führte sie durch, verlangte aber eilig seine Abberufung, weil er sah, daß bei der allgemeinen Verachtung gegen Philipp das Heer ihn bald würde zum Kaiser erheben wollen. Philipp willfahrte ihm nicht und so geschah das Unvermeidliche.¹⁾ In oder nach einer Schlacht gegen Decius kam Philipp um. Daß sein Bruder Priscus nachher noch Statthalter in Macedonien sein konnte, zeigt daß Decius sich wegen des Geschehenen nicht zu schämen hatte. Priscus lohnte ihm in der Folge mit Verrath.

294—251. Decius ist überhaupt ein Idealist, mit den Illusionen eines solchen. Seine gewaltige kriegerische Kraft im Dienst einer veredelten Senatsregierung²⁾ zu üben, altrömische Sitte und Religion und durch dieselbe die Macht des römischen Namens aufzufrischen und auf ewig festzustellen — das mochten seine Pläne sein. Damit hing allerdings zusammen, daß er die Christen verfolgte; sechszig Jahre später würde er vielleicht mit demselben Eifer versucht haben, die christliche Aufopferungsfähigkeit auf die Rettung des Reiches hinzulenken.

Dies Ziel seines Lebens zu erreichen war ihm allerdings nicht beschieden; neben dem Einbruch der Barbaren an allen Grenzen wüthete eine Hungersnoth und eine Pest, welche im ganzen römischen Leben dauernde Veränderungen müssen hervorgebracht haben, weil ein alterndes Volksthum solche Schläge nicht so überdauert wie ein jugendliches. Der Lohn des Decius war ein glorreicher Untergang im Gothenkriege.

Auch jetzt behauptete der Senat sein Recht; neben dem 251. von den Soldaten erhobenen Gallus ernennet er³⁾ seinen ei-

¹⁾ Mit der dunkeln Darstellung des Job. Antiochenus (Fragm. 148) sind die bläberigen Annahmen über diese Ereignisse gar nicht zu vereinigen.

²⁾ Hist. Aug. Valerian. 1 & 2.

³⁾ Aur. Vict. epit.

genen Kaiser, Hostilian, der indeß bald an einer Krankheit ^{1. Abschnitt.} starb. Als Gallus die Gothen mit Tribut abkaufte, fand sich ein Feldherr bei den Donautruppen, der Mauretanier Nemilian, welcher seinen Soldaten von der „römischen Ehre“ sprach ¹⁾ und im Fall des Sieges ihnen selbst den Tribut verließ, der jetzt den Gothen bezahlt würde; sie siegten wirklich und erhoben ihn dann zum Kaiser. Aber so weit wirkte schon die Denkwaise des Decius, daß Nemilian nur der Feldherr des Senates heißen, diesem dagegen die Reichsregierung überlassen wollte. ²⁾

Eine empfindliche Lücke in der Historia Augusta hindert uns an jeder bündigen Beurtheilung der zunächst folgenden Ereignisse. Nemilian rückt nach Italien; Gallus, der gegen ihn ausgezogen, wird nebst seinem Sohne von den eigenen Truppen ermordet; aber einer seiner Generale, Valerian, ^{Valerian.} aus den Alpen herandrückend, gewinnt auf ganz räthselhafte Weise das Heer des siegreichen Nemilian, welches seinen Kaiser tödtet, „weil derselbe ein Soldat, aber kein Regent sei, weil „Valerian besser zum Kaiserthum passe, oder weil man den „Römern einen neuen Bürgerkrieg ersparen müsse.“ ³⁾ Das Wahre schimmert durch; es sind offenbar nicht mehr meuterische Soldatenhaufen, welche hier handeln; das Entscheidende war ohne Zweifel eine Transaction zwischen den höhern Offizieren der drei Heere. So allein war die Erhebung Valerian's möglich, vielleicht desjenigen Römers, der in bürgerlichen Aemtern wie im Kriege vor Allen gleichmäßig ausgezeichnet war; die Soldaten allein hätten ^{253.} entweder auf ihrem Nemilian beharrt oder einen schönen großen Mann mit den Talenten eines Unteroffiziers auf den Thron erhoben.

Es nimmt aber die Kaiserwahl fortan überhaupt eine neue Form an. In den fortbauenden Barbarenkriegen seit ^{Die Kaiserwahl in den Händen der Generale.}

1) Το Ῥωμαίων ἀξίωμα. Zosim. I. 22.

2) Zonaras XII, 21.

3) Zosim. I. 29; Zonar XII, 22.

1. Abschnitt. Alexander Severus muß sich eine ausgezeichnete Generalität gebildet haben, in welcher man sich dem wahren Werthe nach kannte und tarirte; Valerian aber erscheint, wenigstens als Kaiser, wie die Seele derselben.¹⁾ Sein militärischer Briefwechsel, der mit Absicht in der *Historia Augusta* theilweise gerettet ist, beweist seine genaue Kenntniß der Personen und ihrer Talente und giebt uns eine hohe Idee von dem Manne, der einen Posthumus, Claudius Gothicus, Aurelian und Probus erkannte und erhob. Wäre an den Grenzen Friede eingetreten, so hätte der Senat vielleicht im Sinne eines Decius und Aemilian einen regelmäßigen Antheil an der Herrschaft ausgeübt; da aber die Einfälle der Barbaren auf allen Grenzen zugleich das Imperium gänzlich zu überwältigen drohten, da das wahre Rom für längere Zeit nicht mehr auf den sieben Hügeln an der Tiber, sondern in den tapfern Lagern römischer Feldherren war, so mußte auch die Staatsmacht mehr und mehr an die Generale kommen. Diese bildeten fortan einen geharnischten Senat, der in alle Grenzprovinzen zerstreut ist. Eine kurze Zeit über geht freilich das Reich ganz aus den Fugen und planlose Soldatenwillkür und provinciale Verzweiflung bekleidet bald da bald dort den Ersten Besten mit dem Purpur; sobald aber der erste Stoß vorüber ist, besetzen die Generale den Thron mit Einem aus ihrer Mitte. Wie sich da Berechnung und Ueberlegung mit Ehrgeiz und Gewaltthätigkeit im einzelnen Falle abfinden mochten, was für geheime Schwüre den Verein enger verknüpften, läßt sich nur ahnen. Gegen den Senat zeigt man keine

1) Einen Theil dieses kaiserlichen Stabes lernt man *Hist. Aug. Aurelian.* 12 u. f. kennen, bei Anlaß des feierlichen Kriegsrathes in den Thermis zu Byzanz. Es waren darunter (trotz der Andeutung bei *Aurel. Vict. Caess. sub Valeriano*) mehrere von altrömischem Adel. Bei diesem Anlaß sieht man wie der Kaiser das Consulat an einen armen aber tüchtigen General als eine Prämie vergiebt, ihm zur Bestreitung der Circusspiele aus der eignen Kasse nachhilft und einen reichen Römer zu seiner Abreise überreicht.

Feindschaft, im Ganzen sogar Hochachtung, und es tritt später ein Augenblick ein, da der Senat sich der vollständigen Täuschung hingeben konnte, noch einmal der wahre Herr des Reiches geworden zu sein.

Doch es lohnt die Mühe, diese merkwürdigen Uebergänge auch im Einzelnen zu verfolgen.

Die Zeit der dreißig Tugenden.

Schon unter Valerian hatte der Abfall einzelner Gegenden begonnen, und als er vollends durch völkerrechtswidrige Treulosigkeit in die Gefangenschaft des Sassanidenkönigs Sapor gerieth, ¹⁾ indest sein Sohn Gallienus mit dem Kriege gegen die Germanen beschäftigt war, trat die totale Verwirrung ein. Während Rom selbst durch einen Einfall sonst unbekannter Horden bedroht wurde und der Senat eilends eine Bürgergarde aufstellen mußte, fielen allmählig die östlichen Reichslande ab. Zunächst ließ sich der Taugenichts und Vatermörder Ghyrades von Sapor als römischer Thronprätendent vorschleiben, bis sich als Retter des römischen Orientes zuerst Macrian mit seinen Söhnen und mit seinem tapfern Präfecten Valista erhob. Sapor mußte fliehen, sein Harem wurde gefangen; die herrliche Vertheidigung von Casarea in Capadocien dürfen wir hier nur mit einem Wort erwähnen. ²⁾ Aber die Zerstückung des Reiches war noch im Wachsen; Feldherrn und höhere Beamte mußten sich fortwährend zu Kaisern erheben, nur um gegen andere Usurpatoren ihr Leben zu retten, welches sie dann doch bald einbüßten. So in Griechenland Valens mit dem Beinamen Thessalonicus und der von Macrian gegen ihn entsandte Piso; so nach einiger Zeit Macrian selbst, als er gegen den damals noch gallienischen Feldherrn der Donaulande, Aureolus, zu Felde zog, welcher als Sieger ebenfalls von Gallienus ab-

¹⁾ Das Zonaras XII, 23 erzählt, sieht ganz nach bössartiger Gründung eines Zurückgesetzten aus; wie weit vollends dem Dionysius bei Euseb. Hist. eccl. VII, 23 über Macrian zu glauben ist, zeigt der Ton seiner Rede satirisch.

²⁾ Das Nähere bei Zonar. XII, 23.

- 1. Abschnitt.** gefallen sein muß. An Macrian's und seines Hauses Stelle
 262. trat im Osten Odenathus, ein reicher Provinziale, dergleichen
 Der Orient. mehrere in dieser Zeit als Kaiser aufkommen, aber keiner
 mit so viel Talent und Erfolg wie dieser Patricier von Palmyra, der von hier aus mit seiner heldenmüthigen Gemahlin Zenobia ein großes orientalisches Reich zu gründen vermochte. ¹⁾ Zenobia, die Enkelin der ägyptischen Ptolemäer, auch der berühmten Cleopatra, mit ihrer bunten Hofhaltung asiatischer
 267—273. Heerführer, herrschte später für ihre Söhne bis nach Galatien und nach Aegypten hinein, also in Gegenden, wo früher die Generale Gallienus geringere Usurpatoren mit Erfolg besetzt hatten, nämlich im südöstlichen Kleinasien den Seeräuber Trebellian, den die unverbesserlich verwilderten Maurier zu ihrem Herrn erhoben; in Aegypten aber den frühern Commandanten von Alexandrien, Amilianus, welcher von einem
 262—265. Böbelauflauf tödtlich bedroht, sich zum Kaiser aufgeworfen, um der Verantwortung bei Gallienus zu entgehen.

In den Donauländern haben wir Aureolus genannt, welchen Gallienus sogar eine Zeitlang als Herrscher anerkennen mußte. Aber schon lange vorher hatten die Donautruppen, um das Land besser gegen die Einfälle zu schützen, den Statt-
 258. halter Ingenuus erhoben; Gallienus hatte diesen übertunden und furchtbare Strafe über die ganze Gegend verhängt, die nach Rache dürstenden Provinzialen hatten darauf den
 260. heldenmüthigen Dacler Regillian zum Kaiser gemacht, der von dem dactischen König Decabalus, dem berühmten Feinde Trajan's, abstammen wollte; aus Furcht vor abermaliger Bestrafung durch den zu Zeiten sehr grausamen Gallienus ließen sie ihn wieder fallen. — Von einem Usurpator in Bithynien weiß man nicht einmal den Namen; auch in Sicilien herrschten namenlose Räuber (*Latrones*). — Die

¹⁾ Eine Zusammenstellung der Nachrichten über Zenobia und das palmyranische Reich überhaupt bei G. HORN'S, Geschichte der sogenannten dreißig Tyrannen, Göttingen 1852. Auch die Jahrtabellen bis auf Aurelian sind hier nach dieser Schrift angegeben.

merkwürdigste Reihe von Usurpatoren bietet jedoch der We- 1. Abschnitt.
sten dar, nämlich Gallien, welchem sich zeitweise auch Spa- Die Ketzer des
nien und Britannien fügen. Hier erheben sich, bei der Occidentf.
unbeschreiblichen Landesnoth durch die Barbaren schon gegen-
über Valerian und dann gegenüber dem Sohn und den Ge-
neralen des Gallienus, die gewaltigen Vertheidiger des Lan- seit 259.
des Postumus, Voklianus (oder Vällianus) und Victorinus;
und zwar nicht als bloße Soldatenkaiser, sondern unter eif-
riger, fast regelmäßiger Theilnahme der Provinzialen. ¹⁾ Es
bildet sich ein wahres transalpinisches Reich, dessen Notabeln
den Senat des meist in Trier wohnenden Imperators aus-
machen; weit entfernt eine schon halb vergessene gallische,
britannische oder iberische Nationalität als Panier zu erheben,
wollen diese Lande ein occidentalisches Römerreich sein und
römische Bildung und Einrichtungen gegen die hereindrin-
gende Barbarei schützen; was sich von dem Reiche Zeno-
biens nicht in analoger Weise behaupten läßt. Merkwür-
diger Weise ist es aber auch im Abendlande eine Frau,
Victoria, die Mutter Victorin's, welche unter diesen Kaisern
Adoptionen und Erbfolgen einleitet, und als „Mutter der
Kaiser“, ja wie ein übermenschliches Wesen über den Heeren
waltet. Ihr Sohn und Enkel werden von ergrimten Sol-
daten vor ihren Augen niedergemacht, und gleich darauf ist
die Neue so groß, daß man ihr die Ernennung eines neuen
Kaisers überläßt. Sie ernennt zuerst den Soldaten zu Liebe 267.
den starken Waffenschmied Marius, nach dessen Ermordung
aber — höchst gewagter Weise — einen Mann, den die Ar- seit 267.
mee nicht kannte, ihren Verwandten Tetricus, dessen unmi-
litärische Regierung sich die Soldaten wenigstens bis zum
plötzlichen Tode Victorien's ²⁾ gefallen ließen.

An das Ende dieser Reihe von Usurpationen gehört of-
fenbar die des Selsius in Afrika, weil sie die am wenigsten

¹⁾ Thierry, *hist. de la Gaule*, vol. 2., p. 350 et suiv.

²⁾ Auf der Münze, welche ihre Apotheose vorzeigt, heißt sie **IMPERATOR**,
so gut als Maria Theresia in Ungarn „König“ hieß.

1. Abschnitt. berechnigte und in ihrem Erfolge die geringste war. Ohne den Grund oder Vorwand eines Barbarenangriffes rufen die Afrikaner (wahrscheinlich nur die Carthager) auf Anstiften ihres Proconsuls und eines Generals den Tribun Selsus zum Kaiser aus; das mangelnde göttliche Recht mußte der Mantel der „himmlischen Göttin“ ersetzen, den man aus dem berühmten Orakeltempel zu Carthago holte, um den Anmaßer damit zu bekleiden. Auch hier spielt ein Weib die Hauptrolle; nach sieben Tagen wurde Selsus auf Anstiften einer Base des Gallenus ermordet, und sein Leichnam von Hunden zerrissen, worauf die Einwohner von Sicca aus Loyalität gegen den Kaiser bestanden. Dann kreuzigte man den Selsus noch in Effigie.

Die Lage des
Centralkaisers.

Gallenus selber scheint sich in diese unerhörte, größtentheils unverschuldete Lage keinesweges so gleichmüthig und feige gefügt zu haben, wie die *Historia Augusta* uns will glauben machen. Einigen jener sogenannten „dreißig Tyrannen“ ertheilt er wohl Cäsaren- und Augusten-Titel, andere aber bekämpft er auf das Aeußerste. Die berüchtigte Indolenz muß ihn zeitweise befallen, aber auch plötzlich wieder verlassen haben; ein Zug nach Persien zur Befreiung seines Vaters aber, den man wohl von ihm verlangte, wäre unter jenen Umständen ein ganz undenkbares Unternehmen gewesen. Man kann sein Verhältniß zu den von ihm anerkannten Provinzialkaisern mit dem der Rhalfen zu den abgefallenen Dynastien vergleichen, nur daß ihm nicht einmal Ehrengeschenke und Rennung im Kanzelgebet verblieben. Dafür behauptete er wenigstens Italien mit aller Anstrengung für sich allein; außerdem blieben ihm mehrere der bedeutendsten Generale seines Vaters. Den Senat soll er geflissentlich vom Dienst, ja von bloßen Besuchen in seiner Armee abgehalten haben, weil ihn selbst in diesen unparlamentarischen Zeiten die Furcht vor einer militärischen Senatregierung verfolgte.¹⁾

¹⁾ Aur. Vict. Cass.

Als Aureolus ihn auch in Italien angriff, brach er auf, **1. Abschnitt.**
 zwang ihn, sich in Mailand zu concentriren und belagerte Sein Todes-
 ihn hier. Schon war Aureolus in verzweifelter Lage, als urtheil.
 Gallienus ermordet wurde. Der Thäter war ein Oberst der 268.
 dalmatinischen Reiter, die nächsten Urheber ein Gardepräfect
 und ein General der Donatruppen; die eigentlichen Haupt-
 personen aber waren (der spätere Kaiser) Aurelian, der mit
 Reiterei zum Belagerungsheer gestossen war, und der Illy-
 rier Claudius, ein Günstling des Senates und zugleich einer
 der größten Feldherrn jener Zeit, der kein Geheimniß daraus
 zu machen pflegte, wenn die Schlawheit des Gallienus ihm
 mißfiel und der wahrscheinlich deshalb abseits in Pavia seine
 Station hatte. Es soll ein förmlicher Rath dieser Generale
 über Leben und Tod des Gallienus gehalten worden sein,
 wobei auch die Reichsfolge des Claudius ihre Entscheidung
 müßte gefunden haben.¹⁾

Alles wohl erwogen, wird sich in dieser außerordentlichen
 Zeit ein solches Complot theilweise entschuldigen lassen; es
 war ein Gericht von nicht ganz Unerufenen, welches hier
 seinen Spruch that. Wenn das Reich wieder seine Einheit
 finden sollte, so mußte die Persönlichkeit des Gallienus vom
 Kampfplatz abtreten, was gutwillig nie geschehen wäre, weil
 derselbe ohne kaiserliche Genüsse nicht leben konnte. Sodann
 mochte Claudius den bevorstehenden Gotheneinfall, den schreck- Claudius Ge-
 lichsten jenes Jahrhunderts, vorandwissen, und dieß war eine thicus.
 Noth, die kein Gebot kannte. Abgesehen davon standen,
 während Gallienus vor Mailand lag, bereits die Alemannen
 in Italien, deren Ueberwindung die nächste dringendste That
 des Claudius sein mußte, nachdem in der Schlacht bei Pon-
 ttiolo mit Aureolus rasch ausgeräumt worden war. In der
 Grabchrift des letztern sagt Claudius, er hätte ihn am Le-
 ben gelassen, wenn die Rücksicht auf sein vortreffliches Heer

¹⁾ Den Werth des Aurelius Victor (Caesares) gegenüber den andern
 Quellen können wir hier nicht erörtern.

1. Abschnitt. es gestattete. ¹⁾ Wir brauchen an der Aufrichtigkeit dieser Worte nicht zu zweifeln.

269. Claudius konnte die Riesenarbeit der Herstellung des
270. Reiches nur beginnen und seine Partei in Gallien mußte er vorerst im Stiche lassen; aber sein Gothenieg bei Raiffus war doch diejenige That, welche hauptsächlich der alten Welt das Leben fristete. Seiner sonstigen hohen Regenteneigenschaften konnte das Reich kaum genießen, weil er schon nach einem Jahre starb; es wäre aber ungerecht sie zu bezweifeln, weil er das Unglück gehabt hat, in die Hände der Lobredner zu fallen. Seine wahre Lobrede liegt in dem Stolz der illyrischen Reiterei auf die Landsmannschaft mit ihm, in der muthigen Zuversicht zur Gegenwehr gegen die Barbaren, die sein Sieg auch einzelnen schwachen Städten und Provinzialbevölkerungen einflößte. Spanien war bereits von Tetricus abgefallen, um sich ihm in die Arme zu werfen.

Er hatte einen trefflichen Bruder, Quintillus, den der Senat aus Hochachtung für den Verstorbenen zum Kaiser ernannte. Aber auf dem Sterbebette hatte Claudius selbst vor den versammelten Generälen ²⁾ den Aurelian zu seinem Nachfolger designirt, und das Heer hatte ihn sofort anerkannt. Daß Quintillus sich nun alsbald die Andern öffnete, war jenen Zeiten nicht mehr als gemäß.

Aurelian und die Wieder-
vereinigung
des Reiches.

Aurelian, aus der Gegend von Belgrad gebürtig, erscheint uns zwar um einen Grad barbarischer als sein Vorgänger; ³⁾ in den wesentlichen Dingen aber des Throns kaum minder würdig. In einem glänzenden Feldzug unterwarf er Zeno-

¹⁾ Laut Job. Antiochenus, welcher wie diese Grabskrift dem Heer einen besondern Ingrimm gegen die Usurpation als solche zuschrieb, hielten die Soldaten den Aurelius, der sich bereits übergeben, in der Nähe des Claudius nieder.

²⁾ Zonaras XII, 26.

³⁾ Seine Vergnügungen Hist. Aug. Aurel. 50. Seine gemeine Aeußerung über Zenobia ib. Firmus 5. Nach Malalas V. XII. hätte er sie auch gemein behandelt.

bia und den Orient, was den Ruf seiner Unwiderstehlichkeit sogleich wunderbar steigerte. Marcellinus, der Statthalter Mesopotamiens, von einem Theile des Heeres zur Usurpation angeregt, machte selber Anzeige bei ihm; den Antiochus, welchen die sinnlosen Palmyrenen erhoben, ließ Aurelian laufen, nachdem er jene bestrast; den reichen Firmus, Prätendenten Aegyptens dagegen befahl er als einen Räuber an's Kreuz zu schlagen, wahrscheinlich nur um nach der Möglichkeit die tiefe, traditionelle Verachtung des Römers gegen den ägyptischen Volkscharakter an den Tag zu legen. Dem Tetricus endlich, welcher sich von seiner falschen Stellung zu den Soldaten unerträglich gedrückt fühlte und in der Schlacht bei Chalons sein eigenes Heer verrieth, gab 272. Aurelian ein einträgliches Amt. Rechnet man zu diesen Kämpfen um Herstellung des Reiches noch fortdauernde siegreiche Barbarenkriege, so läßt sich leicht errathen, welche unvergleichliche Kriegsschule die Regierungszeit Aurelian's gewährte; die bedeutendsten seiner Nachfolger auf dem Throne haben sich unter ihm und Probus gebildet.

In weit ungünstigerm Lichte erscheint sein Verhältniß Der Senat. zum Senat, welches uns etwa wie dasjenige des Septimius Severus geschildert wird. Verschwörungen und Unruhen aller Art in der Hauptstadt läßt der Kaiser auch den Senat entgelten, von dessen Mitgliedern mehrere sogar hingerichtet werden. 1) Von welcher Seite man auch die kümmerlichen Aufzeichnungen jener Zeit betrachte, sie genügen nirgends zu einem sichern Resultat und wir können nicht sagen, ob Aurelian die eiserne Disciplin des Lagers auch auf das bürgerliche Leben auszudehnen strebte, oder ob der Senat die Zeiten verkannte und mit dem Wiedereroberer des Reiches bei der Beherrschung desselben concurriren wollte. Daß Aurelian nicht persönlich grausam war und das Blutvergießen gerne vermied, beweisen entscheidende Züge aus seinem Leben;

1) Die beschränkste und vielleicht richtigste Angabe s. bei Zosim. I, 49.

I. Abschnitt. auch nannte man ihn nicht den „Mörder“, sondern nur den „Häbagoen des Senates.“ Es gehört aber schon eine starke Seele dazu, um in Lagen wie die seinige sich nicht verbüßern zu lassen durch Menschenverachtung und nicht blutbegierig zu werden aus eitel Feigheit und Bequemlichkeit. Es scheint schon nichts Leichtes, sich in die Stellung eines jener Imperatoren hineinzudenken; ganz unmöglich aber ist es zu sagen, wie sich auch der gutmüthigste Mensch darin auf die Länge benehmen würde. — Von dem Sonnencultus Aurelian's, der vorwiegenden Soldatenreligion dieser letzten heidnischen Zeiten, wird weiterhin die Rede sein müssen.

Auf einem Feldzuge gegen die Perser wurde Aurelian durch Verschworene aus seiner nächsten Umgebung unweit Byzanz ermordet. Man darf annehmen, daß höchstens Einer der angesehenern Generale, Mucapor, bei der That theilhaftig war; die übrigen waren Leute von der Garde, welchen ein compromittirter Geheimschreiber, der Bestrafung zu erwarten hatte, durch eine falsche Unterschrift bange zu machen wußte.

legte Entschel-
dung des Sen-
ates über das
Reich.

Darauf vereinigen sich die Generale zu folgendem Schreiben an den Senat: „Die glücklichen und tapfern Heere an den Senat und das Volk von Rom. Unser Kaiser Aurelian ist durch Arglist Eines Mannes und durch Täuschung Guter und Böser ermordet worden. Ehrwürdige und gebietende Väter! erhebt ihn unter die Götter und sendet uns einen Kaiser aus Eurer Mitte, einen, den Ihr für würdig haltet. Denn wir wollen nicht leiden, daß Jemand von denjenigen, welche getrtt oder wissenlich Böses gethan haben, über uns gebiete.“

Dieser Brief macht allen Betheiligten Ehre, dem so schön gerechtfertigten Aurelian wie dem Senat und den Armeen, in deren Namen hier offenbar wieder die Feldherrn eine Transaction eingegangen sind.¹⁾ Von einer bloßen schönen

¹⁾ Die Ansicht der Hist. Aug. Tac. 2, als hätte die Armee selbst, gegen den Willen der Generale so gehandelt, verdient kaum eine Widerlegung.

Aufwallung ist unter Männern, welche dem Verstorbenen 1. Abschnitt. hatten die Welt unterwerfen helfen, nicht die Rede.

Der Senat aber, dessen altgeheiligtcs Ansehen hier so über alle Erwartung glänzend anerkannt wurde, wies diese Ehre zurück. Nach Soldatenregierungen, wie die leztvergangenen hatten sein müssen, war die Ernennung eines Kaisers durch den Senat absolut mißlich; außerdem mochte man in Rom berechnen, daß binnen der zwei Monate, welche mit der Ueberbringung der Anfrage und der Antwort verstreichen konnten, die Stimmung der orientalischen Armee sich von selbst oder durch Intriguen verändert haben dürfte. Allein nun blieb auch das Heer bei seinem Entschlusse; dreimal schrieb man hin und her, bis sich endlich der Senat zur Wahl entschloß. Während dieses halben Jahres blieben alle hohen Beamten an ihren Plätzen; keine Armee wagte der orientalischen zuzuvorkommen; auf eine ganz außergewöhnliche Weise hielt Furcht oder Achtung die bestehenden Gewalten gegenseitig in der Schwebc.

Wenn uns nach anderthalb Jahrtausenden, bei so höchst mangelhafter Kenntniß der Akten, ein Urtheil gestattet wäre, so müßten wir es zwar billigen, daß der Senat den Kaiser ernannte, er hätte aber einen der berühmtern, am Worde unbetheiligten Generale, wie z. B. Probus, dazu wählen müssen. Statt dessen erhob man einen alten, ehrwürdigen, auch kriegskundigen Senator, Tacitus, und überließ sich dem vollen Ausbruch der Freude über das constitutionelle Meisterstück. In alle Provinzen ergingen Jubelbriefe darüber, daß der Senat sein altes Recht der Imperatorenwahl wiederbesitze; daß er inskünftige Gesetze geben, die Huldigungen von Barbarenfürsten empfangen, über Krieg und Frieden entscheiden werde; die Senatoren schlachteten weiße Opfertiere, gingen in weißer Toga einher und eröffneten in den Hallen ihrer Palläste die Schränke mit den imagines ihrer Vorfahren, — während Tacitus selber sein Leben im Stillen verloren gab, sein kolossales Vermögen an den Staat schenkte

1. Abschnitt. und zur Armee abging. Der Senat hatte ihm die Ernennung seines Bruders Florian zum Consul aus einer damals rein reglementarischen Grille fast verweigert und die Zeichen eines erneuten constitutionellen Bewusstseins soll den Kaiser sogar gefreut haben, was wir auf sich beruhen lassen.

Im Orient kämpfte Tacitus mit Glück gegen Gothen und Alanen. Aber eine Faction von Offizieren, verstärkt durch die bedrohten Mörder Aurelians, ermordeten zuerst den strengen Verwandten des Kaisers, Maximin, Commandanten von Syrien, und dann aus Furcht vor der Strafe, auch den Kaiser selbst im Lande Pontus. Sein Bruder Florian beging die Unvorsichtigkeit, sich ohne Zuthun weder des Senates noch des Heeres in Tarsus als Reichsnachfolger geltend zu machen, gleich als wäre das Reich erblich, in welchem Falle doch immer die Söhne des Tacitus einen natürlichen Vorrang vor ihm gehabt hätten. Nach wenigen Wochen tödteten die Soldaten auch ihn.

probus. Inzwischen war bereits durch reine Soldatenwahl ¹⁾ der gewaltige Probus auf den Thron erhoben worden, ein Landsmann Aurelians und von diesem wenigstens abnungsweise zum Nachfolger designirt. Der Senat erkannte ihn ohne Widerrede an und Probus hatte den Takt, die gewiß etwas gedrückte Stimmung der Väter durch Ertheilung einiger Ehrenrechte zu versöhnen. Die Mörder des Aurelian und Tacitus ließ er vor sich bringen und unter Bezeigung seiner Verachtung töbten. Den Soldaten hatte er gleich bei der Wahl gesagt, sie würden in ihm keinen Schmeichler finden und nun hielt er sein Wort. Unter harter Disciplin führte er sie zu jenen ungeheuern Siegen, welche Gallien von Germanen säuberten und 400,000 Barbaren das Leben kosteten.

¹⁾ Hist. Aug. Prob. 10. Die Wahl geschah auf freiem Felde, unter Zureden der Offiziere, welche bei den einzelnen Compagnien herumgingen. — Die Theilnahme des Probus am Untergang Florian's ist weder zu bezweifeln noch klar zu ermitteln. Laut Zos. I, 64 könnte man glauben, Probus habe bloß dessen Absetzung gewollt.

Wenn damit doch nicht mehr als die Erhaltung des Sta- 1. Abschnitt.
tusquo erreicht wurde, wenn die Grundbedingung aller Si-
cherheit Rom's, die Unterwerfung ganz Germaniens, trotz der
klaren Einsicht des Probus unerfüllt blieb, so ist dieß am
allerwenigsten seine Schuld. Vom Rhein und Neckar zieht
er dann nach dem Orient und seine Generale siegen im fern-
sten Südosten. Daß Usurpatoren gegen ihn aufstanden (Sa-
turnin, Proculus, Bonosus), kam nicht von dem Unwillen
der gemeinen Soldaten gegen seine Strenge, sondern von dem
verzweifeltsten Muthwillen der Aegypter, der Furcht der Lyo-
ner und ihrer Partei vor einer kaiserlichen Strafe, und der
Angst eines Trunkenboldeß wegen schwerer Nachlässigkeit im
Grenzdienste. Die Herrlichkeit war jedesmal von kurzer Dauer.

Der große Fürst aber, den man für einen ausschließlichen
Soldatenkaiser halten sollte, hegte ein Ideal ganz anderer Seine Frie-
denßpläne.
Art; er wollte es dahin bringen und machte kein Hehl aus
diesem Gedanken, daß nach gänzlicher Besiegung oder Schwä-
chung der barbarischen Völker der römische Staat keiner
Soldaten mehr bedürfen, daß ein Zeitalter des Friedens und
der Erholung heranbrechen sollte. Die sehnfüchtige Ausma-
lung dieses saturnischen Jahrhunderts mag man in der Hi-
storia Augusta ¹⁾ nachsehen; genug, daß solche Neben selbst
bis zu den Soldaten durchdrangen, welche bereits unwillig
darüber waren, daß der Kaiser sie auch außerhalb des Krie-
ges durch Anlegung von Weinbergen, Canälen und Straßen
beschäftigte. In seiner Heimath, beim Canalbau von Str-
mum, tödteten sie ihn, wahrscheinlich ohne Prämeditation ²⁾,
mit baldiger Reue. Seine Familie, wie die mehrerer gestürz-
ten Kaiser, verließ Rom, um sich in Oberitalien anzuseteln.

An den Senat dachte die Armee dießmal nicht; daß übr-
gens auch jetzt die höhern Offiziere allein wählten oder we-
nigstens die Wahl leiteten, möchte man daraus schließen, daß

¹⁾ Prob. 20 und 23.

²⁾ Vgl. hegegen Joh. Antiochenus, Fragm. 160, wonach Carus mit
einer Empörung begannen hätte.

1. Abschnitt. ein fürchtbar strenger Alter, der Ägypter Carus, mit dem ^{Carus.} Purpur bekleidet wurde. Zur Vollendung des sarmatischen, zur Wiederaufnahme des persischen Krieges brach er sogleich sammt seinem jüngern, bessern Sohne Numerianus auf; den Wüßling Carinus machte er zum Mitregenten und gab ihm den Oberbefehl gegen die Germanen; doch soll er dieses be- reut und die Ersetzung des ungerathenen Sohnes durch den tüchtigen und edeln Constantius Chlorus (den Vater Con- stantin's) beabsichtigt haben; eine merkwürdige Emancipation von dynastischen Gedanken, wenn sie nur besser bewiesen wäre. ¹⁾

Im Orient starben Carus und bald darauf auch Nu- merianus unter geheimnißvollen Umständen, der letztere durch Arglist des Gardepräfecten Aper, welcher unter den Generalen der großen Schule ²⁾ nicht mit aufgezählt wird und wahrscheinlich zu einer erfolgreichen Usurpation keine weitem Mittel als seine Keckheit besaß. ³⁾ Als man den Tod des Cäsar's inne wurde, verlor Aper, wie es scheint, die Fassung und ließ sich bemeistern und vor ein Kriegsgericht in Gegen- wart des ganzen Heeres stellen. Nachdem hier „durch Wahl der Generale und Offiziere“ einer der bedeutendsten Feld- ^{Diocletian.} herrn, Diocletian, zum Kaiser proklamirt worden war, stürzte dieser auf den noch unverhört am Fuße des Tribunals har- renden Aper los und durchbohrte ihn. Man würde wohl

¹⁾ Auf die Missethaten des Carinus in Rom bezieht sich wahrscheinlich die Klage in der V(1) Geloge des Calpurnius Siculus, B. 60 ff. über Gefangenschaft und Hinrichtung vieler Senatoren und gänzliche Entwerthung des Consulates. Auch hier sehen wir in einen Abgrund hinein, ohne ihn erhellen zu können. In der letzten Geloge wird Carin wieder vergöttert. Von einer großen Hungersnoth und von einer Brandstiftung durch die öffentlichen Arbeiter, welche die Gegend zwischen Palatin und Capitol verheerte, wird nur mit einem Worte berichtet. F. Mommsen's Ausg. des Chronographen vom J. 354 in den Abh. der k. sächs. Ges. d. Wissensch. Bd. I. S. 648.

²⁾ Hist. Aug. Prob. 22 wird dieselbe namentlich aufgezählt.

³⁾ Ein Räthsel bleibt es immerhin, wie Aper den Cäsar zu seinem Schwiegervater machen und dann gleichwohl aufheben mochte.

mit Unrecht dem Diocletian deshalb Mitwissenschaft an Aper's 1. Abschnitt. Verbrechen beilegen; die einfache Erklärung der auffallenden That liegt darin, daß einst eine Druidin in Gallien dem Diocletian das Kaiserthum geweissagt hatte, wenn er einen Eber (aper) erlegen würde. Auf allen Jagden hatte er seitdem Ebern nachgestellt; jetzt riß ihn die Ungeduld hin, weil er den rechten vor sich sah.

Es blieb noch übrig, mit Carinus um die Welt Herrschaft zu streiten. Derselbe war keinesweges ohne kriegerische Vergebung; einen Usurpator Julianus scheint er unterweges in Oberitalien mit Leichtigkeit überwunden zu haben; der Krieg mit Diocletian zog sich ein halbes Jahr hin und selbst in der Schlacht bei Margus (Passarowitz), welche gewöhnlich als die entscheidende gilt, siegte vielleicht Carinus. Aber persönliche Feindschaft, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen, kostete ihm das Leben. Daß Diocletian nun sofort von beiden Heeren anerkannt wurde, Niemanden absetzte noch des Vermögens beraubte und selbst den Gardepräfekten Aristobul in seinem Amte ließ, könnte man auf vorhergegangene Einverständnisse im Heere Carin's beziehen, doch wollen wir es eher mit dem ältern Aurelius Victor der besondern Milde und der höhern Einsicht des neuen Kaisers und seiner Umgebung zuschreiben. Den Tod Carin's selber hatte er laut seiner Betheuerung nicht aus Ehrgeiz gewünscht, sondern aus Mitleid für das gemeine Wesen. Wer sonst mit so unerhörter Schonung verfuhr, dem darf man auch dieses glauben.

Zweiter Abschnitt.

Diocletian. Das System seiner Adoptionen. Seine Regierung.

Ernennung von Mitregenten. — Umgehung der Erblichkeit. — Der Mitregent und die Cäſaren. — Theilung der Arbeit. — Der Oberkaiser und ſein Alleinrecht der Adoption. — Die zwanzigjährige Amtsdauer des Kaiſerthums. — Verſuch einer Ergänzung des Systems durch die Superſtitio. — Analogien im Oſtindienreiche.

Steigerung des Ceremonieſes. — Das Geſtirn. — Der Dominus. — Seine perſönliche Unbeſonnenheit. — Die Stadt Rom und die neuen Reſidenzen; Nicomedien und Nikaud. — Verhältniß zum Senat. — Die Bauten in den großen Städten. — Die Prätorianer. — Isolir und Hervulter.

Die Lobredner. — Maximianus. — Eumenius. — Lob des letztern.

Nothwendigkeit der neuen Formen. — Klagen über Diocletian; ſeine Rechtfertigung. — Die Deere; der Schatz; die Beamten. — Das Maximum. — Der neue Cobäßer. — Allgemeines Urtheil über dieſe Regierung. — Die Inſtrumentarier.

Zweiter Abschnitt.

Diocletian. Das System seiner Adoptionen. Seine Regierung.

Die Vorbedeutungen waren erfüllt und die Orakel hatten ^{2. Abschnitt.} Recht behalten, als der Sohn dalmatinischer Sklaven, die ^{Diocletian.} dem römischen Senator Anulinus gehört hatten, den Thron der Welt bestieg. Von ihrer Heimath, dem kleinen Dioclea, unweit Gattaro, hatten Mutter und Sohn ihren Namen erhalten; nur nannte sich jetzt Diokles, „der Zeusberühmte,“ den Römern zu Liebe mit vollerer Endung Diocletianus, ¹⁾ ohne deshalb die Beziehung auf den höchsten der Götter aufzugeben, an welchen auch sein neuer lateinischer Beiname, Jovius, erinnert.

Von seinen Kriegsthaten, seiner Regierung und seinem so sehr bestrittenen Charakter wird weiterhin die Rede sein müssen; uns beschäftigt zunächst die ganz eigenthümliche Weise, in welcher er seine Kaisergewalt auffaßt und zu sichern, zu theilen, zu vererben sucht.

Die letzten Kaiser waren zum Theil durch gewaltsamen Tod an jeder Verfügung über die Krone verhindert worden, zum Theil hatten sie wissentlich den Generalen die Entscheidung überlassen; daß endlich Carus ohne weiteres seine Söhne als Reichserben aufgestellt hatte, war vielleicht einer der ent-

¹⁾ Der Name bei Orelli, Insc. lat. sel. Nr. 1052: Gaius Aurelius Valerius Diocletianus.

2. Abschnitt. scheidenden Gründe ihres Unterganges gewesen. Diocletian, der von seiner Gemahlin Prisca, wie es scheint, nur eine Tochter, Valeria, hatte, mußte natürlich auf einen andern Ausweg denken. Vielleicht hätte er bei ruhigem Zustande des Reiches jede Entscheidung verschoben, allein die heftigsten Stürme drängten von Außen heran und im Innern war seit Carus Alles voller Usurpatoren, die eigene Regierung Diocletians im Grunde nicht ausgenommen, wenn sie auch die Anerkennung des Senates erhalten haben mochte. Wie war hier zu helfen?

Was Diocletian that, verräth einerseits einen hohen, durchdringenden Geist, andererseits aber erscheint es sonderbar und räthselhaft.

Ernennung
von Mitregenten.

Die Erfahrung des letzten Jahrzehndes hatte gezeigt, daß auch die tüchtigsten Regenten, die Retter des Reiches, dem gemeinen verrätherischen Mord und dem Soldatenaufbruch unterliegen mußten. Die großen Generale, aus welchen ihre Umgebung bestand, konnten es nicht hindern, und Einzelne wollten auch wohl nicht, weil ihr Ehrgeiz, wenn auch mit Schaudern, auf den Thron hinblickte. Auf die Länge wäre unausbleiblich ein Zustand wie zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen wieder eingetreten, wozu es im Jahr 285 schon allen Anschein hatte, und das Reich wäre von Neuem in Stücken gegangen, vielleicht auf immer. Diocletian ergriff das wahre Gegenmittel; er umgab sich mit Nachfolgern und Mitregenten. Damit war der Usurpation des Ehrgeiziges Ziel und Zweck verrückt, dem Lageraufbruch der Erfolg sehr erschwert. Denn wenn bloß einer der Kaiser oder Cäsaren fiel, wenn es nicht gelang, an Einem Tage die zwei oder vier Herrscher etwa in Nicomedien, Alexandrien, Mailand und Trier zugleich aufzuheben und zu ermorden, so gab es für die vereinzelte Gewaltthat unfehlbar einen oder mehrere Rächer; alle Guten wußten sofort, an wen sie sich anzuschließen hatten und brauchten sich nicht mehr in befinnungslosem Schrecken der ersten besten Soldatenwahl in die

Arme zu werfen. Der zweite sehr große Vorzug von Diocletian's Maßregel war die Theilung der Reichsarbeit, die nun mit Ruhe und Besinnung, nach festen gemeinsamen Plänen unternommen und im Ganzen glorreich durchgeführt werden konnte.

2. Abschnitt.

Räthselhaft aber kömmt uns das künstliche System dieser Adoptionen vor. Der einfachste Ausweg wäre es offenbar gewesen, wenn Diocletian eine begabte Familie von mehreren Brüdern adoptirt und in die Provinzen und Regierungsaufgaben vertheilt hätte. Was dem Hause des Carus zum Theil durch Schuld Carin's mißlungen war, konnte jetzt viel eher gelingen, nämlich der Uebergang aus dem wechselvollen Cäsarismus ¹⁾ in eine erbliche Dynastie, auf welche am Ende jede monarchische Herrschaft mit Nothwendigkeit hindrängt. Oder fürchtete er selber von einer auf diese Weise erhobenen Familie bei Seite geschoben zu werden? Ein so imposanter Mensch läßt sich nicht ohne Weiteres beseitigen. Konnte er den Banden des Blutes in dieser zerfallenen Zeit keine sittliche Wirkung mehr zutrauen? Er selbst hat nachher die Cäsaren zu Schwiegersöhnen der Imperatoren gemacht. Mußte er möglichst viele Ehrgeizige durch die Adoption oder die Hoffnung darauf zu befriedigen suchen? Er wußte besser als sonst Jemand, daß man gerade die Gefährlichsten nie zufrieden stellt, auch lag es gar nicht in seinem Wesen, sich sonderlich um aller Welt Zufriedenheit und Beistimmung zu bemühen. Faßt man aber die einzelnen Thatfachen und ihre nachweisbaren oder vermuthlichen Motive näher in's Auge, so läßt die lückenhafte Ueberlieferung zwar Manches unerklärt, doch leitet sie vielleicht im Ganzen auf die richtige Spur.

Vermeidung
der Erblichkeit.

Angesichts des gallischen Bauernkrieges erhebt Diocletian noch im Jahr 285 seinen Kriegsgenossen Maximian zum Cäsar und im folgenden Jahre zum Augustus; das Verhältniß

Der Mithras-
stau und die
Cäsaren.
296.

¹⁾ Ich wüßte nicht, weshalb die Wissenschaft gegen diesen von Nennius aufgedachten Ausdruck sich spröde erweisen sollte, indem derselbe eine ganz bestimmte Sache sehr gut bezeichnet.

2. Abschnitt. der Adoption drückt sich schon in dessen Beinamen *Herculius* aus, der vom Sohne des Zeus entlehnt ist. Nachdem Beide sechs Jahre lang rastlos gegen Barbaren, empörte Provinzen und Usurpatoren an allen Enden des Reiches gekämpft ohne dasselbe unter sich förmlich getheilt zu haben, erheben
292. sie zu Cäsaren die beiden Feldherrn *Galerius* und *Constantius Chlorus*, wobei es ausdrücklich von *Diocletian* ausgesprochen wird, „es sollten fortan immer zwei Größere im „Staat sein, als Herrscher, und zwei Geringere, als Helfer.“¹⁾ *Maximian's* Sohn *Maxentius* wird ohne Umstände übergangen²⁾ dafür aber ein neues, künstliches Band der Pietät geknüpft, indem die Cäsaren die Töchter der Imperatoren heirathen müssen, *Galerius* die *Valeria*, *Constantius* die *Theodora*, letztere streng genommen nur die Stieftochter *Maximian's*.³⁾ Die Cäsaren waren in der Schule des *Aurelian* und *Probus* gebildet, *Constantius* von hoher Geburt und mütterlicherseits der Großnichte des *Claudius Gothicus*; *Galerius* dagegen ein Hirtensohn, der nur um so lieber sich verlauten ließ, wie daß seine Mutter von einem göttlichen Wesen in Schlangengestalt oder gar wie *Rhea Silvia* von *Mars* geschwängert worden. Jetzt gab es vier Höfe, Verwaltungen und Armeen; über Gallien, Spanien und Britannien waltete *Constantius*, über den Donauländern nebst Griechenland *Galerius*, dem *Maximian* waren Italien und Afrika, dem Stifter ihrer Macht endlich *Thracien*, *Asien* und *Aegypten* vorbehalten. Ueber zwölf Jahre dauerte unter so verschiedenen und zum Theil so rohen Menschen die merkwürdigste Eintracht,⁴⁾ die vollends unerklärlich wird, wenn man

Theilung der Arbeit.

1) De mortibus persecutorum 18.

2) Der Lebendner *Maxentius* hatte noch im nämlichen Jahre (*Diogenes* III. 14) auf denselben als vermuthlichen Thronfolger hingedeutet.

3) Ob die frühern Frauen, welche sie versprochen, gesetzlich angetraute Gemahlinnen waren, bleibt bei derjenigen des *Galerius* unentschieden; die *Helena* des *Constantius* war offenbar eine bloße Weiskläfertein.

4) Der harmonische Vierklang, sagt *Julian* in den Cäsaren. — Auf den Münzen wird diese *Concordia* beständig gerühmt.

sieht, wie der Eine in den Gebieten des Andern mitregiert ^{2. Abschnitt.} und Heere anführt und wie wenig Diocletian z. B. den leibenschaftlichen Galerius in Gegenwart ganzer Heere schont. Was von ihm kommt, die schwierigsten Kriegspläne, die bedenklichsten Befehle, Alles wird mit kindlicher Untertwürfigkeit vollzogen; keinen Augenblick wird daran gezweifelt, daß er die Seele des Ganzen ist. „Sie sahen empor zu ihm, sagt Aurelius Victor, wie zu einem Vater oder höchsten Gott; wie viel dieß aber heißen will, wird erst klar, wenn man all den Familienmord von Romulus bis auf unsere Tage daneben hält.“

Die wahre Feuerprobe des Gehorsams bestand in der Folge der Mitkaiser Maximian, als Diocletian, nach zwanzigjähriger Herrschaft, ihn zu der schon längst abgeredeten gemeinschaftlichen Abdankung nöthigte. Maximian fügte sich ¹⁾ obwohl mit großem Widerwillen; er ließ es geduldig geschehen, daß auch diesmal bei der Ernennung zweier neuen Cäsaren (an der Stelle der zu Kaisern beförderten Galerius und Constantius) sein Sohn Maxentius übergegangen wurde, und daß er selbst, der alte Sieger über Bagauden, Germanen und Mauren, bei der Cäsarenwahl gar nichts zu sagen hatte; Diocletian hatte dieselbe ausschließlich seinem Adoptivsohn Galerius vorbehalten, ²⁾ welcher einen getreuen Offizier, Severus, zum Cäsar des Westens und seinen ganz ungebildeten Neffen, Martinus Daza, zum Cäsar des Ostens erhob. Dem Constantius Chlorus ging es ähnlich wie dem Maximian; obwohl zur Kaiserwürde avancirt, mußte er sich statt eines seiner Söhne den Severus als eventuellen

Der Oberkaiser allein adoptirt.

¹⁾ *Panegy.* VI (Max. & Const. M.), 9: *consilii olim inter vos placiti constantia & pietate fraterna.*

²⁾ In dem einzigen analogen Fall früherer Zeiten liegt gerade hier eine Verschiedenheit; Hadrian adoptirt den Antonin unter der Bedingung, daß dieser den Lucius Verus und den Marc Aurel adoptire; Diocletian dagegen läßt dem künftigen Oberkaiser freie Hand.

2. Abschnitt. Cäsar gefallen lassen, wobei die christlichen Autoren ¹⁾ ganz unnützer Weise seine bescheidene Mäßigung rühmen.

In einer nicht viel später verfaßten Schrift ²⁾ werden die persönlichen Beweggründe dieser Staatsactionen dramatisch ausgesponnen. Schon Gibbon erkannte, daß wir hier keine Geschichte, sondern die Dichtung eines erbitterten Feindes vor uns haben, der namentlich darin irre geht, daß er die abdankenden alten Imperatoren durch Galerius terrorisirt darstellt. Ein höchst merkwürdiger Zug aber ³⁾ ist wohl nicht erfunden: es wird dem Galerius die Absicht beigelegt, einst nach zwanzigjähriger Herrschaft, wenn die Thronfolge auf lange hinaus geordnet sein würde, abzudanken, gleich Diocletian. Diese Festsetzung einer zwanzigjährigen Dauer des Herrscheramtes bildet den Schlüsselstein und Regulator des Ganzen. Sie sollte den Adoptionen und Thronfolgen den Stempel des Unabwendbaren, Nothwendigen aufdrücken.

Zwanzig-
jährige Amtsdauer.

306. Gleich im folgenden Jahre wird freilich dieß ganze System durchbrochen und unheilbar gestört durch die Usurpationen der beseitigt geglaubten Kaisersöhne: Constantin (der Große) erbt mit Hülfe der Soldaten die Herrschaft seines Vaters, Marentius reißt Italien an sich und auch der alte Maximian verläßt den Sitz widerwilliger Ruhe, um sich seinem Sohne beizugesellen. Diocletian aber, dessen geweihte Reichsordnung durch diesen Einbruch des Erbrechtes zernichtet war, mußte mit ihr das Reich selber dem Untergang ⁴⁾ ver-

¹⁾ Orosius VII, 25. — Auch bei Eutrop. X, 1 liegt ein Mißverständnis zu Grunde.

²⁾ De mortibus persecutorum, gewöhnlich dem Lactantius zugeschrieben und leider für die Jahre wo Iulianus lädenhaft ist, eine nur allzu oerführerische Quelle.

³⁾ Cap. 20. Da der Verfasser sonst den Galerius mit dem glühendsten Haß oerfolgt, so berichtet er diesen ehrenhaften Zug der Mäßigung gewiß nur ungern.

⁴⁾ Eut. Aur. Vict. Cass. erwartete er: Intestinas clades et quasi fragorem quendam status romani.

fallen glauben; tiefe Bekümmerniß erfüllte ohne Zweifel ^{2. Abschnitt.} seine letzten Jahre, die er krank und lebensmüde in der Heimath, in den Hallen seines lagerähnlichen Pallastes zu Spalatro zubrachte.

In der That, jenes sein Ideal von Reichsordnung war wunderbarlich und auffallend gewesen. Ein doppeltes zwanzig-jähriges Kaiserthum mit einbedungener Abdankung; die Cäsarenernennung ausschließlich dem ältern Imperator überlassen; die einzelnen Regenten (und wären sie auch Helden der Entfagung gewesen) beständig gereizt und verlegt durch den Ausschluß ihrer Söhne, — Alles um eine künstliche Dynastie zu bilden. Mag es zugestanden werden, daß um der Reichsvertheidigung willen eine Theilung der Gewalt durchaus nöthig war, und daß es die Usurpation von außen unendlich schwerer hatte, gegen vier Regenten aufzukommen als gegen Einen; aber wie wollte man sie verhindern in den Kaiserhäusern selbst? anderer Umstände nicht zu gedenken, mit welchen uns Diocletian lauter Räthsel aufgibt.

Mit politischen und psychologischen Motiven allein reicht ^{Die Superstition.} man hier nicht aus. Die Ergänzung liegt in der Annahme einer durchgehenden, alle diese Verhältnisse beherrschenden religiösen Superstition.

Es wurde schon erwähnt, welche Stelle die Vorbedeutungen und Weissagungen im Leben Diocletians einnahmen. ¹⁾ Er heißt „ein Forscher künftiger Dinge“, „den heiligen Bräuchen stets zugewandt“; wir finden ihn von Priestern umgeben als eifriger Opferer in den Eingewelden der Thiere wühlend, voll von Sorgen wegen ominöser Blitze. ²⁾ Selbst

¹⁾ Aur. Vict. Cæss. — Euseb. Vita Const. II, 51. — Zosim. II, 10. — De mort. pers. 10, 18, 19. — Sind etwa die Geschichtschreiber der Historia augusta, welche ihm ihre Biographien wemeten, um seines persönlichen Geschmades willen so fleißig in der Aufzeichnung der Omnia?

²⁾ Const. M. orat. ad sanctor. coetum, c. 25 ist ohne Zweifel so zu deuten.

2. Abschnitt. in Eigennamen sucht er Vorbedeutungen auf; Galerius muß sich Maximianus nennen, um dadurch zu der bewährten Treue des alten Maximian magisch gezwungen und verbunden zu sein, und auch der junge Daza erhält später ebendeshalb den ähnlichen Namen Maximinus. Wahrscheinlich suchte der Kaiser in einen ganz besondern Rapport zu seinem Namensgotte Jupiter zu gelangen, der z. B. auf der Rückseite seiner Münzen auffallend oft wiederkehrt. Unter einem Pfeiler mit der Zeus-Statue auf dem freien Felde bei Nicomedia geschah in der Folge auch die Abdication, und noch im Pallast zu Spalatro zieht der achtedige Jupitertempel vor allem den Blick auf sich. — Auch in den öffentlichen Akten ¹⁾ erkennen wir eine auffallende religiöse Tendenz; der Eingang des Ehegesetzes vom Jahr 295 lautet wie eine Predigt, und das Gesetz gegen die Manichäer vom Jahr 296 athmet einen ganz persönlichen Eifer.

Diocletians
Religiosität.

Die Mitregenten sind fast sämmtlich ebenfalls für ihre Superstitionen bekannt, ohne welche überdies ihr langer Gehorsam kaum erklärlich wäre. Sie mochten wissen, daß sie schon ihre Erhebung derartigen Erwägungen verdankten. Welche fremdbliche, für uns ganz unbegreifliche Sorgen gingen den Adoptiven Diocletians voran! Da erscheint ihm z. B. im Traume eine Gestalt, welche ihn beharrlich damit belästigt, er solle einen gewissen Mann zum Nachfolger wählen, dessen Name ihm genannt wird. Er vermuthet, es sei ihm ein Zauber angethan, läßt endlich eines Tages den Betreffenden vor sich kommen und sagt nur: Empfange denn die Herrschaft, die du jede Nacht von mir verlangst und mißgönne wenigstens dem Kaiser nicht seine Nachtruhe! — Es ist nicht bekannt, auf wen sich diese Pallastanekdote ²⁾ bezieht und wie weit sie wahr ist, aber bezeichnend ist sie gewiß.

¹⁾ Codex Gregorian. V, 1 und XIV, 4.

²⁾ Fragm. anonymi, bei Müller, fragm. hist. græc., Vol. IV, 198.

Maximian war ein großer, wenigstens ein tüchtiger Feldherr, und Diocletian mochte ihm schon als früherem Mitwisser seiner hochfliegenden Pläne ¹⁾ Rücksichten schuldig sein; was aber bei seiner Erhebung möglicherweise den Ausschlag gab, war etwa doch, daß er an demselben Tage (wenn auch nicht in demselben Jahre) mit Diocletian geboren war. ²⁾ Von Constantius können wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß er wesentlich der Weissagung der Druidinnen zu Liebe ³⁾ von Diocletian zum Cäsar gemacht wurde.

Dieser war, wie gesagt, ein Dalmatiner, Maximian ein Bauernsohn von Sirmium, der Heimath der tapfersten Kaiser des dritten Jahrhunderts; ⁴⁾ Galerius ein Hirte, entweder aus Dacien oder von Sardica (dem jetzigen Sophia in der Bulgare); Maximinus Daza wahrscheinlich aus derselben Gegend; Constantius Chlorus wohnte, als ihm sein Sohn Constantin geboren wurde, zu Nissa in Serbien; der später auftretende Freund des Galer, Licinius, war ein Bauer von der untern Donau; die Heimath des Severus ist unbekannt. Man muß einstweilen es ganz auf sich beruhen lassen, ob eine örtliche Religion oder Superstition die Herrscher noch besonders vereinte. Von Maximian's Abdankung kennen wir nur die Formel, die er im Tempel des capitolinischen Gottes aussprach: „Nimm zurück, o Jupiter, was Du verliehen hast.“ ⁵⁾ Mit Schwüren, Opfern und Beissen mochte Dio-

¹⁾ Hist. Aug. Numerian. 15.

²⁾ Panegyrr. III. (Mamertini genethliacus ad Max. Herc.) cap. 1 & 2.

³⁾ Hist. Aug. Aurelian. 44.

⁴⁾ Unweit Sirmium sah man den Pallast, welchen er an der Stelle hatte errichten lassen, wo seine Eltern um Tagelohn gearbeitet hatten. Aurel. Vict. epil. 40. Auch Galerius schämte sich solcher Erinnerungen nicht und benannte seinen Geburtsort nach seiner Mutter Remula Romulianum. *ibid.*

⁵⁾ Panegyrr. VI. (Max. & Const. M.) 12, und VII (Const. M.) 15. — Malalas, I. XII, ed Bonn. p. 310 läßt den Diocletian zu An-Constantius Zeiteiter.

2. Abschnitt. cletian ersetzen, was seiner politischen Combination an Kraft und Haltbarkeit abging.

Wer dieser unserer Erklärung nicht beistimmen will, mag annehmen, daß Diocletian bei der Erhebung Maximians dessen Stillschweigen und Feldherrngaben nicht entbehren wollte, dessen Sohn Maxentius aber deshalb beseitigte, weil Galerius mit diesem von jeher verfeindet war. ¹⁾ Allein man sehe wohl zu, ob eine Handlungsweise dieser Art mit dem ganzen Wesen und dem Maß von Regentengröße vereinbar ist, welches man dem Diocletian nicht wohl streitig machen wird. Es liegt ein tiefer Ernst in seinen Anordnungen, zumal in der Herabsetzung des Kaisertums auf eine bestimmte Amtsdauer. Damit war dem Ehrgeiz der jeweiligen Cäsaren Rechnung getragen; sie konnten nun den Tag und die Stunde berechnen, da sie (wenn nichts in der Zwischenzeit vorkam) spätestens den Thron bestiegen würden. Mit den Gefühlen eines Menschen, der seinen Todestag kennt, mochte der Imperator von fünf zu fünf Jahren die Quinquennalien und die Decennalien und Quindecennalien feiern; unabwendbar nahen die Vicennalien, da er den Purpur auszuziehen hatte. Denn so wollen es die „übermächtigen Schicksalsgöttinnen“, welche auf einer Münze des Abdanckungsjahres ²⁾ verherrlicht sind. Man könnte fragen ob es wohl gethan war, auch den feindlichen Menschen und den gährenden Elementen im Staate einen festen Termin zum vielleicht erfolgreichen Ausbruch zu bezeichnen; allein auch die Mittel des Widerstandes konnten in Bereitschaft gehalten werden. Während der Krankheit Diocletians, die

Die Vicennalien.

trodien als Alistarch (Versteher) den olympischen Spielen präsidiren, worauf er in Bezug auf seine Festtracht gesagt haben soll: „ich lege die Herrschaft nieder; ich habe das Kleid des unsterblichen Zeus getragen.“ Dasselbe wird dann von Maximian wiederholt. Hier liegt vielleicht eine echte Tradition, nur entstellt, zu Grunde.

¹⁾ De mort. pers. 18.

²⁾ Mit der Inschrift: FATIS. VICTRICIBVS.

seiner Abdankung vorausging, blieb das Volk dritthalb Monate in der Ungewißheit, ob er überhaupt noch lebe ¹⁾ und doch rührte sich in dem wohlgebändigten Staate ²⁾ keine Hand.

Merkwürdiger Weise bewegten dieselben Fragen, dieselben Ereignisse gleichzeitig das feindliche Nachbarland im Osten, das Sasanidenreich. Bei Bahram III, welcher nur einige Monate im Jahre 293 regierte, bemerken die Schriftsteller ³⁾ zum erstenmal: der König von Persien habe denjenigen Sohn oder Bruder, den er zum Nachfolger bestimmt, einstweilen zum Fürsten einer Provinz gemacht, mit dem Titel Schah, und so habe auch Bahram früher bloß Schah von Segau oder Eistan geheißen, so lange sein Vater Bahram II noch lebte. Nach seiner kurzen, wahrscheinlich von gewaltsamen Umständen begleiteten Regierung folgt sein jüngerer Bruder Narfi und dieser krönt dann selber seinen Sohn Hormuz zum Nachfolger, um sich im Jahre 301 vom Thron in die ^{301.} Stille des Privatlebens, „unter den Schatten der Güte Gottes“ zurückzuziehen. Laut Mirkbond bewog ihn hierzu der Gedanke an den Tod, „dessen Augenblick in ewigen Beschlüssen vorgezeichnet und unvermeidlich ist.“ Möglicher Weise hatten ihm die Magier eine bestimmte Todesstunde geweißt und ihm damit die Lust am Leben benommen; weiterhin aber wird angedeutet, daß Narfi den Wechselfällen des königlichen Schicksals, die er in seinem Kriege mit den Römern sattham erfahren, aus dem Wege gehen wollte. „Der Weg ist lang, sagte er, man muß oft auf- und niedersteigen.“ Es ist durchaus nicht undenkbar, daß dieses Beispiel auf das Gemüth Diocletians einigen Einfluß geübt habe.

1) De mort. pers. 17.

2) Romanam gentem modestam atque tranquillam . . . Cod. Gregor. XIV. IV.

3) Hamza Isphanens. ed. Gottwaldt, p. 36 seq. — Mirkbond, ed. Sacy, p. 299. — Vgl. Clinton, fasti Rom. Vol. I ad a. 301. & Vol. II p. 260.

2. Abschnitt.

Steigerung
des Ceremoni-
ells.

Mit der Feierlichkeit, welche das ganze, abergläubisch be-
dingte Leben Diocletian's umgab, sieht ohne Zweifel in eng-
ster Verbindung die plötzliche und auffallende Steigerung
des Hofceremoniells. Oder hätte er wirklich nur, nach
der Art der Emporkömmlinge, des äußern Pompes nicht
genug bekommen können, wie der ältere Aurelius Victor
meint? In diesem Falle wäre es befremdlich, daß keiner von
den großen Soldatenkaisern des dritten Jahrhunderts ihm
darin vorgegangen, welche fast sämmtlich aus den gering-
sten Verhältnissen sich zum Thron emporgearbeitet hatten.
Wir sehen z. B. den gewaltigen Aurelian harmlos mit sei-
nen alten Freunden verkehren, die er gerade so weit aus-
stattet, daß sie nicht mehr dürftig heißen können; seidene
Kleider sind ihm zu theuer; das Gold möchte er am liebsten
ganz aus der Bauverzierung und aus den Gewändern ent-
fernen, während er das kostbarste Geschmeide, das man ja
wieder einschmelzen kann, Andern gerne gestattet, sich selber
versagt; seine Diener kleidet er nicht prächtiger als bevor er
Kaiser war; in dem prachtvollen Ballast auf dem Palatin,
an dessen bunten Marmorwänden das Blut so vieler Kaiser
klebte, ist ihm nicht wohl zu Muthe; er bezieht (wie einst
Vespasian) die Gärten des Sallust, in deren mighienlanger
Halle man ihn täglich turnen und die Pferde tummeln sah.) —
Jetzt änderte sich dieß Alles. Diocletian hatte Freunde aus
früherer Zeit; aber das Zutrauen war, vielleicht auf beiden
Seiten zugleich, verschwunden; er fürchtete nicht mit Unrecht,
daß eine Intimität mit dritten Personen seine künstliche Har-
monie mit den Collegen stören könnte. Statt des einfachen
Purpurs, womit sich fast alle frühern Kaiser (die wahnsin-
nigen ausgenommen) begüßt hatten, trägt er seidene und
goldgewirkte Gewänder und bedeckt selbst die Schuhe mit
Edelsteinen und Perlen; das Haupt aber umgiebt er mit

seit 293.
Das Costüm.

) Hist. Aug. Aurelian. 45—50, wegen der Notizen in Aur. Viet.
epil. und bei Malalas über das Diadem nicht zu allgemeinen Schlüs-
sen berechtigen.

dem Diadem, einer weißen, perlenbesetzten Binde. Dies war natürlich nur das Staatskleid, in welchem er bloß bei festlichen Gelegenheiten auftrat, allein außerdem ließ er sich überhaupt nur noch selten sehen, als einmal die großen Kriege seiner ersten Jahre vorüber waren und die Cäsaren als Kronfeldherrn den Heerbefehl größtentheils auf sich nehmen mußten. 1) Der Zutritt zu seiner geheiligten Person wurde täglich schwieriger durch das wachsende Ceremoniell. In den Sälen und Vorhallen des Pallastes waren Offiziere, Hofbeamte und Wachen aufgestellt; im Innern walteten einflußreiche Verschmittene; wem es sein Geschäft oder sein Rang möglich machten, bis zum Kaiser durchzudringen, mußte nach orientalischem Brauch zur Anbetung niederfallen. Schon bei Anlaß der Zusammenkunft Diocletians und Maximians in Mailand bezeichnet der Lobredner Mamertinus 2) die feierliche Cour als „eine im Innersten des Heiligthums verborgene „Verehrung, welche nur die Gemüther derer mit Staunen „erfüllen durfte, denen der Rang ihrer Würde den Zugang „zu Euch verstattete.“ Und bei den stummen Formen blieb man nicht stehen, auch das bedenkliche Wort wurde ausgesprochen; der Kaiser nannte sich nicht mehr nach den so harmlos gewordenen Titeln des republikanischen Roms, dem Consulat, der tribunicischen Gewalt u. s. w.; er hieß jetzt Dominus, der Herr. Gegen den Titel Rex hatte sich das römische Gefühl beharrlich gesträubt, weil sich verabscheute Erinnerungen daran knüpften; die Griechen aber, welche in Sparta und ihren halbbarbarischen Nachbarländern des Königtitels nie entwöhnt worden und denselben unter den Nachfolgern Alexanders Jahrhunderte hindurch gebraucht hatten, nannten ohne Bedenken die römischen Imperatoren von Anfang an *Βασιλεῖς*, Könige, weil bei ihnen die Behauptung

Der Dominus.

1) „Wie stets herumreisende Diener“, Ammian. XIV, 11.

2) Panegy. III, 11. — Constantin entzückte später die Bischöfe, wenn er sie „bis in die innersten Gemächer“ zu sich ließ. Euseb. V. C. III, 1.

2. Abschnitt. der republicanischen Fiction keinen Sinn gehabt hätte.¹⁾ Jetzt ging man plötzlich auch über diesen Titel hinaus und führte einen neuen ein, welcher das Verhältniß völliger Herrschaft und Dienfbarkeit ausdrückte. Daneben konnte bald auch eine wahre Vergötterung nicht mehr auffallen; über die verstorbenen Kaiser hatte ja längst der Senat das Canonisationsrecht geübt und thatsächlich hatte man den lebenden dieselbe Ehre immerfort erwiesen durch das Opfern und Schwören vor ihren Statuen, wenn man auch dabei den unbestimmten und deshalb unübersetzbaren Ausdruck „numen imperatoris“ brauchen mochte. — (Marimian hatte übrigens die Schwäche, sich wie Commodus und ähnliche Vorfahren im Reiche, auf Münzen mit der Löwenhaut seines Namensheros abbilden zu lassen).

Ein Mensch von der Bedeutung und den Erfahrungen Diocletians nimmt die Last einer so gesteigerten Repräsentation nicht ohne genügenden Anlaß auf sich; von ihm wissen wir überdies, daß er die Uebelstände seiner Abgeschlossenheit öfter laut beklagte.²⁾ Er kannte den großen Vortheil, der dem Regenten aus der persönlichen Berührung mit den Untertanen, vom Oberbeamten bis zum geringen Bittsteller erwachsen kann. „Ihrer vier oder fünf, sagte er, thun sich zusammen um den Kaiser zu täuschen; sie legen ihm eineu Entscheid vor; Er, zu Hause eingeschlossen, kennt die wahre Sachlage nicht; er darf nur das wissen, was Jene sagen; er ernennt Beamte, die besser nicht angestellt würden und setzt die ab, welche er an ihrer Stelle lassen sollte, und so wird auch der beste, der klügste Kaiser verkauft.“

Es läßt sich noch ein Grund anführen, der ihn trotz dieser klaren Einsicht zu den genannten Maßregeln kann bewegen haben. Seit den Kriegen des Aurelian und Probus

¹⁾ Man vgl. den neuerfundnen Mythos von Basilica und Tyrannis in der ersten Rede des Dio Chrysostomus, wahrscheinlich an Trajan gerichtet.

²⁾ Hist. Aug. Aurelian. 43.

Unbefangenheit
Diocletian's

mochte sich der Hof und namentlich der Generalstab mit einer 2. Abschnitt.
großen Anzahl barbarischer Offiziere angefüllt haben, welche ihrer bunten Mischung und ihrer unrömischen Bildung nach auf den beinahe traulichen, kameradschaftlichen Ton des bisherigen Kaiserhofes gar nicht hätten eingehen können. Sodann waren ¹⁾ an den verschiedenen Höfen bis zur großen Verfolgung eine Menge Christen, welchen durch die feierlichere Haltung des Hoflebens manche unangenehme Erörterungen mit den Heiden abgeschnitten wurde. — Wie wenig gemeine Eitelkeit und Liebe zum Pomp den Imperator bestimmte, erhellt schon daraus, daß er seinen einzigen Triumph nach einer so gewaltigen Reihe von Siegen bis an's Ende seiner Regierung (302) verschob, und ihn dann mit ganz bescheidenem Glanze abhielt. ²⁾

Immerhin hatte Diocletian in mehr als einer Hinsicht sehr offenbar mit dem altrömischen Wesen gebrochen. Es kam hinzu, daß er zu der Stadt Rom selber zu Anfang ^{Die Stadt Rom.} seiner Herrschaft in gar kein Verhältniß trat. Noch die Kaiser des dritten Jahrhunderts hatten in der Regel zu Rom auf dem Palatin gewohnt, weniger vielleicht aus Pietät für die geweihten Erinnerungen und die Heiligthümer der Weltstadt, als weil dieselbe durch ihre centrale Lage und ihre Fülle von Pracht und Vergnügungen sich zur Residenz vor allen Städten eignete, und weil neben ihren alten Ansprüchen ihr auch ein Rest wirklicher Macht geblieben war. Denn hier wohnte der Senat, welcher noch vor nicht langer Zeit Kaiser abgesetzt, gewählt oder anerkannt hatte. Ihn aus der Stadt zu treiben, wagte nur Elagabal, und sonst vor und nach ihm kein Imperator; andere traten ihn mit Füßen und suchten ihn zu demoralisiren; die klügsten setzten sich mit ihm in ein billiges Einvernehmen. Neben dieser Rücksicht nahm

¹⁾ Euseb. Hist. eccles. VIII, 1.

²⁾ Zu den Spielen wurden nur 13 Elephanten und 250 Pferde mitgebracht.

2. Abschnitt. die Besorgniß vor dem unruhigen Pöbel und vor dem Rest prätorianischer Cohorten gewiß nur eine untergeordnete Stelle ein, wenigstens in dem Gemüth eines tüchtigen Regenten; für einen schwachen Fürsten aber war in Rom gerade so viel Gefahr als außerhalb.

Wenn nun die Kaisermacht einmal aus Rücksicht auf die Grenzvertheidigung getheilt werden sollte, so konnte Rom unmöglich der Wohnsitz eines der zwei oder vier Herrscher werden. Die Erhaltung der Reichsgrenzen stand höher als die Freundschaft mit dem Senat, welche letztere ein wahrhaft römisch gesinnter Fürst sich außerdem wohl noch zu erhalten gewußt hätte. Maximian bekam seine Residenz in Mailand, welches bei dem erneuten Vordringen der Alamannen seit Probus' Tode beinahe ein Grenzposten heißen durfte und zugleich für die Sicherung Galliens so richtig gewählt war als ein Punkt südlich von den Alpen sein konnte; mußte er doch von hier aus zugleich Italien beobachten und in Africa interveniren können. Den kriegführenden Cäsar Constantius finden wir am häufigsten in Trier, später auch in York. Diocletian ließ sich zu Nicomedia in Bithynien, am Ende eines tiefen Golfes des Mare di Marmora nieder; von dort aus hatte er die Bewegungen der Gothen und anderer Pontusvölker, namentlich die bedrohte untere Donau im Auge, und war zugleich nicht allzufern von den Gefilden des obern Euphrat, wo sich die Kämpfe mit den Persern zu entscheiden pflegten. In den ersten Jahren war indeß keine feste Residenz möglich; beide Augusti eilen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, und ebenso in der Folge die Cäsaren. Diocletians etwas quälerischer Baugeschmack hielt sich inzwischen schadlos, indem er ein Quartier von Nicomedien zu einem großen, regelmäßigen Ballast umschuf, der vielleicht wie der später zu Salona erbaute, die Form eines Feldlagers haben mochte. Man fand darin Basiliken, einen Circus, eine Münzstätte, ein Arsenal, besondere Wohnungen für seine

Die neuen
Residenzen.

Nicomedia
und Mailand.

Gemahlinn und für seine Tochter.¹⁾ Aehnliches wird von 2. Abschnitt. Maximian's Bauten zu Mailand gemeldet²⁾; wenn man aber die vorhandenen Reste und ihren durchaus nicht colossalen Maßstab vergleicht, so haben dieselben doch ein etwas provinciales Ansehen und ihr Ganzes ging schwerlich über das hinaus, was jede einigermaßen bedeutende Stadt von Lycien, Carien oder Jonien von früherer Zeit her besaß. — Natürlich wuchsen diese Städte nun an, in der Art wie Residenzstädte zu wachsen pflegen. Nicomedien sah zu Anfang des vierten Jahrhunderts aus wie ein Quartier (regio) von Rom.³⁾

Rom mußte, selbst wenn es keinen äußerlichen Verlust spürte, doch in hohem Grade empfindlich werden. Die schon Der Senat. erwähnte feindselige Quelle berichtet: der raubgierige Maximian habe sich an reiche Senatoren gemacht, welche fälschlich verklagt wurden als strebten sie nach der Herrschaft, und so seien unaufhörlich die Richter des Senats ausgelöscht, seine Augen ausgestochen worden.⁴⁾ — Jeder Versuch, Recht oder Unrecht hier auf beide Seiten billig vertheilen zu wollen, ist erfolglos. In dem Werke des Zosimus, dem einzigen welches in der Darstellung und Beurtheilung von Diocletians Charakter und Herrschaft der Wahrheit und Vollständigkeit irgend nahe kommen möchte, giebt es hier eine Lücke von zwanzig Jahren. Vielleicht schien einem eifrigen Christen die letzte große Verfolgung allzusehr zu Gunsten der Verfolger dargestellt, und er fand es leichter das Werk zu verstümmeln als es zu widerlegen; gerade wie damals

1) Diese Aufzählung, *de mort. pers.* 7, bezieht sich ohne Zweifel ganz auf den Palast zu Nicomedien.

2) *Auson. ordo. nobil. urb.* — Die sechszehn Säulen vor S. Lorenzo und der Grundplan nebst einigen Bestandtheilen der Kirche selbst sind die wahrscheinlichsten Ueberbleibsel des maximianischen Palastes, n. a. der Thermien.

3) *Ammian. Marc. XXII, 9.*

4) *De mort. pers.* 8.

2. Abschnitt. die Heiden ihrerseits Cicero's Bücher von der Natur der Götter verstümmelten ¹⁾ damit die Christen darin keine Waffen für ihre Polemik gegen die Vielgötterei finden möchten.

Eine Spannung zwischen dem Senat und den Imperatoren war schon dadurch gegeben, daß Diocletian ohne alles Zuthun des erstern Kaiser geworden war und seine Mitregenten ernannt hatte. Dem Senat blieb nur übrig, sie anzuerkennen und ihnen der Form halber zeitweise das Consulat zu übertragen, mit welchem Diocletian bei einem spätern Anlaß so wenig Umstände machte, daß er in einem Anfall von Mißlaune ein paar Tage vor dessen feierlichem Antritt von Rom abreiste. ²⁾ — Bei der schon erwähnten ²⁹¹ Zusammenkunft in Mailand fand sich auch eine Deputation des römischen Senates ein, wahrscheinlich nur zur Bezeugung der Ergebenheit. Der Lobredner Mamertinus ruft in Maximian's Gegenwart ³⁾ aus: „Der Senat hat der Stadt „Mailand ein Abbild seiner Hoheit geliebt, damit es das „Ansehen habe, als sei der Sitz des Reiches an der Stätte, „wo sich die beiden Imperatoren zusammengefunden.“ Diese Aeußerung war jedenfalls eine unliebsame und wir wissen nicht wie sie aufgenommen wurde, doch sollte man daraus schließen, daß wenigstens in dem betreffenden Jahre das Verhältniß der Kaiser zum Senat noch kein offenkundig unfreundliches gewesen. Wann und wie es sich verschlimmert, bleibt uns ein Räthsel. Maximian war von Hause aus grausam und tückisch und Diocletian mied vielleicht kein nützlichcs Verbrechen; die Römer mit ihrer „wenn nicht frechen, doch freien ⁴⁾ Redeweise“ waren ihnen höchlich zuwider; allein die Häupter des Senates opferten sie gewiß nicht ohne triftigen Grund, wenn es wirklich dazu kam und wenn

¹⁾ Arnob. adv. gentes l. III. — Leider fehlt auch Ammianus Marcellinus und so Vieles andere.

²⁾ De mort. pers. 17. Im Jahr 30.

³⁾ Panegy. III. Geneth. Max. c. 12.

⁴⁾ De mort. pers. 16, und besonders Ammian. Maro. XVI, 10.

nicht jener Autor nach seiner Art aus einer Kleinigkeit eine 2. Abschnitt.
 Unthat gemadht hat.

Gegen die Einwohnerschaft von Rom (um nicht den ent- Die Bauten in
 weithen Namen des römischen Volkes zu brauchen) erwiesen den großen
 sich aber Diocletian und sein Mitkaiser später in einer Städten.
 ganz absichtlichen Weise gefällig; als wären zu Rom noch
 nicht Vergnügungsanstalten genug, bauten sie auf dem Vi- 299.
 minal jene ungeheuersten aller römischen Thermen. Unter
 den etwa zehn Thermenbauten früherer Kaiser und Privat-
 leute befanden sich die riesigen Hallen Caracalla's, mit deren
 räthselhaft weiten Wölbungen die ermüdete Kunst nicht mehr
 wetteifern konnte; da wurde wenigstens die Ausdehnung
 überboten, bis man ein Ganzes von 1200 Schritt Umfang,
 mit 3000 Gemächern geschaffen hatte, dessen erstaunlicher
 Mittelbau mit jenen Granitfäulen von fünfzehn Fuß Umfang
 jetzt den Hauptraum der Karthäuserkirche bildet, während
 man die übrigen Reste weit ringsum in Klöstern, Weingär-
 ten und einsamen Straßen zusammensuchen muß. — Im
 gleichen Jahre 1) begann Maximian einen Thermenbau zu
 Carthago, möglicher Weise in einer ähnlichen, begütigenden
 Absicht. Carthago war bisher ein Hauptschauplatz für das
 erste Auftreten von Usurpatoren gewesen. Von andern Bau-
 ten dieser Regierung in Rom werden namentlich erwähnt: 2)
 Die Herstellung des unter Carinus verbrannten Senats-
 locales, des Forum Caesaris, der Basilica Julia und des
 Pompejstheaters; sodann als Neubauten außer den Ther-
 men die beiden Portiken mit den Beinamen Jovia und Her-
 culca, drei Nymphen, ein Jfis- und ein Serapistempel und
 ein Triumphbogen. Vielleicht hatte auch die auffallende Masse
 von Prachtgebäuden, womit Diocletian das tadelsüchtige und
 gefährliche Antiochien versah, 3) keinen andern Zweck, als die
 Ablenkung von politischen Gedanken. Es werden Tempel

1) Euseb. chronicon.

2) S. Mommsen's Ausg. des Chronographen v. J. 354. S. 648.

3) Malalas I. XII. ed. Bonn. p. 306.

2. Abschnitt. des olympischen Zeus, der Hecate, der Nemesis und des Apoll, ein Pallast in der Stadt und einer in Daphne, mehrere Thermen, Speicher, ein Stadium u. A. m. genannt, meist als Neubauten, weniger als Reparaturen.

Für Rom waren überdieß die öffentlichen Spenden ¹⁾ und Schauspiele nie unterbrochen worden; erst nach der Abdankung des Jahres 305 wagte Galerius jede Rücksicht gegen die alte Weltherrscherin bei Seite zu setzen. Aber schon Diocletian hatte noch in einer andern, bereits angeedeuteten Beziehung Rom beleidigt. Zunächst hinter seinen Thermen, von drei Seiten durch die Stadtmauer Aurelian's umgrenzt, liegt eine große Bigne, jetzt den Jesuiten gehörend, an der Mauer ringsum halbzerstörte gewölbte Zellen. Es ist das ehemalige prätorianische Lager, dessen Bewohner so oft den Kaiserpurpur auf der Spitze ihrer Schwerter hatten in die Luft flattern lassen. Dester hatte man sie aufzulösen, zu ersetzen gesucht; im Laufe des dritten Jahrhunderts aber scheint sich das alte Verhältniß wieder festgesetzt zu haben, daß nämlich in der Umgegend Rom's und in den nähern Theilen Italiens die vielleicht wenigen tausend Mann ausgehoben wurden, die wir schon kaum mehr als kaiserliche Garde, sondern eher als Garnison der Hauptstadt zu bezeichnen haben. Jetzt verminderte sie Diocletian sehr beträchtlich, ²⁾ sicher nicht bloß weil er in ihnen die unruhigen, anspruchsvollen Italier fürchtete, sondern auch aus Sparsamkeit und weil durch den Lauf der Dinge ein neues Corps bereits an ihre Stelle getreten war. Eine herrliche Reihe illyrischer Kaiser seit Decius hatten das Reich gerettet; ³⁾ kein Wunder daß im Lauf von

Die Prätorianer.

¹⁾ Aur. Vict. Cass. —

²⁾ Aur. Vict. Cass. — S. auch De mort. pers. 26, wo die Maßregel mit Unrecht erst dem Galerius zugeschrieben wird.

³⁾ Panegy. II. (Mamert. ad Max. Herc.) 2. Italia gentium domina gloriae vetustate, sed Pannonia virtute. — Auf der andern Seite hatte auch der Reich einen Spottnamen auf die Illyrier in Umlauf gebracht, Sabalarium, welches etwa unserm „Bierlümmele“ entspricht. Ammian. Marc. XXVI, 8.

dreißig Kriegsjahren sich eine getreue landsmännische Schaar 2. Abschnitt.
um sie bildete, welche ihnen in jeder Beziehung näher stand
als jene Latiner und Sabiner, und sich noch besonders durch
eine nationale Waffe empfahl. Es sind die beiden Le-
gionen, jede von 6000 Mann, welche jetzt zur Belohnung
mit den Beinamen der Kaiser als Jovier und Herculier Jovier und
Herculier.
benannt wurden; ¹⁾ früher hatten sie Martiobarbulli geheissen,
nach den Bleigeschossen, deren sie je fünf (fünf Paare?) am
Schild befestigt trugen und die sie mit der Schnelligkeit und
der Wucht eines Pfeiles zu schleudern wußten. Sie erhiel-
ten jetzt den officiellen Vorzug vor allen andern Legionen,
ohne daß damit erwiesen wäre, daß sie ihre bleibende Gar-
nison in der Umgebung der Kaiser gebabt hätten. — Erreg-
ten früher in Rom die Prätorianer beim Volke meist Furcht
und Haß gegen sich, so empfand man jetzt doch ihre Ausflö-
sung als einen Angriff auf die Majestät der Hauptstadt;
es bildeten sich gemeinsame Antipathien, und die wenigen
Prätorianer, welche im Lager zu Rom blieben, nahmen spä-
ter im Einklang mit Senat und Volk an der Empörung
gegen Galerius Theil. ²⁾

Die Römer konnten diese ganze Wendung der Dinge be-
klagen und verabscheuen, allein es geschah ihnen im Grunde
kein Unrecht. Jrgend einmal mußte die große Täuschung
aufhören, als ob der Imperator noch immer der Beamtete

¹⁾ Vegetius de re milit. I, 17. — Wenn ihre Waffe aus Bleiflugeln
bestand, deren je zwei durch einen Riemen verbunden waren, so er-
klärt sich auch die Tödtung mit Bleiflugeln, deren Zosim. V, 2 er-
wähnt.

²⁾ Außerdem verminderte Diocletian auch die Zahl „der bewaffneten Leute
aus dem Volk,“ in armis vulgi, laut Aur. Vict. Cæss. — Am
leichtesten wird man dieß auf jene Bürgergarde beziehen, welche laut
Zosim. I, 37 der Senat beim sog. Scytheneinfall unter Gallienus
einrichtete, und deren Fortbestand auch z. B. zur Erbauung der Stadt-
mauer unter Aurelian ganz wohl passen möchte. — Andere deuten es
etwas gezwungen auf die cohortes urbanae, oder lesen: inermis
vulgi.

2. Abschnitt. und Repräsentant des örtlich römischen oder auch des itali-
schen Lebens und Volkes sei, in dessen Namen er über den
Erdfreis zu herrschen habe. Hätte Diocletian nicht das Er-
löschten dieses Vorurtheils auch äußerlich durch Verlegung der
Residenz, orientalische Gestaltung des Hofwesens, Misver-
hältnisse mit dem Senat und Verminderung der Prätorianer
constatirt, so hätte doch bald darauf das Christenthum
dieselbe Aufgabe auf seine Weise vollbringen müssen, indem es
mit Nothwendigkeit ganz neue Schwerpunkte der Macht schuf.

Wir werden im Folgenden erzählen, unter welchen furcht-
bar gewaltsamen Umständen Diocletian's Neuerungen vor
sich gingen — während er und seine Mitregenten das Reich an
allen Grenzen vertheidigten und den Usurpatoren stückweise
entziehen mußten, was man bei seiner Beurtheilung nie ver-
gessen darf. Was den höher gespannten Ton des Hofes
und das neue Ceremoniell betrifft, so fanden sich ohne Zwei-
fel Leute genug, welche mit allem Eifer darauf eingingen,
wenn sie sich auch noch nicht auf das wahre „Erstehen in
in Demuth“ verstehen mochten. Auf Uebergangsstufen, wie
Die Panegy-
rifer.
jene Zeit eine war, verspürt der Imperator noch das Be-
dürfnis, sich öffentlich anloben zu lassen, eine Gattung von
Anerkennung, welche der durchgebildete Militärdespotismus
entbehren kann und verachtet, auch wohl sich geradezu ver-
bittet. Damals kam man noch halbfrisch aus der alten Welt
und ihrer Lebenslust, der Offenlichkeit; alle Bildung war
noch rhetorisch und die Gelegenheitsreden von einer Wichtig-
keit im ganzen Leben des antiken Menschen, von welcher sich
die heutige Welt keinen Begriff mehr machen kann. Dazu
gehörten denn auch die Panegyriken, welche bei Jahresfesten
und andern feierlichen Gelegenheiten von irgend einem an-
gesehenen Rhetor der Stadt oder Nachbarschaft in Gegen-
wart des Kaisers oder eines hohen Beamten gehalten wur-
den. Erhalten ist uns der bekannte Panegyricus des jün-
gern Plinius auf Trajan; dann folgt nach einer langen
Lücke zufällig ein Stof Lobreden auf die Mitregenten Dio-

clotians nebst einigen wenigen auf noch spätere Kaiser.) 2. Abschnitt.
 Als historische Quelle sind diese Reden natürlich mit Vorsicht zu gebrauchen, in gewissen Beziehungen aber höchst schätzbar und auch als literarische Arbeiten keinesweges verächtlich. Der Styl ihrer Schmeichelei ist wahrscheinlich noch ganz derselbe, welcher in den verlorenen Lobreden des dritten Jahrhunderts herrschte. Lebhaft und fast zudringlich ver- Mamertinus.
 setzt sich der Redner in die möglichst veredelte Person des anwesenden Kaisers hinein und erräth ihm, eins nach dem andern, seine Gedanken, Pläne und Empfindungen, was der ausgelehrte Höfling klüglich bleiben läßt, weil hier schon die idealisirende Dichtung indiscret ist, geschweige denn die Wahrheit. Dieß wird jedoch überwogen durch den starken Duft unmittelbaren Lobes und Gutzügens, wie es dem Ohre eines Maximian angemessen war, mochte auch dieser schwerlich genug Bildung besitzen, um all die verbindlichen Beziehungen zu verstehen. Da wird ²⁾ vor Allem der Beinamen Hercules ausgenützt zu einer beständigen Verflechtung und Parallelsirung mit der Geschichte des Hercules, welcher endlich gleichwohl zu kurz kommt, insofern Maximian's Bagaudensieg doch etwas ganz anderes sei als der Sieg des Alciden über Geryon. Schon etwas weiter reicht die sonst dem ältern Kaiser vorbehaltenen Vergleichung mit Jupiter, dessen Kindheit bekanntlich, wie die des am Donaustrand aufgewachsenen Maximian, von Waffenlärm umgeben war. Unermüdlich häuft der Redner Bild auf Bild, um die Eintracht der Kaiser zu verherrlichen; die Regierung ist ihnen gemeinschaftlich wie das Tageslicht zweien Augen; wie sie beide an einem Tage geboren sind, so ist ihre Herrschaft eine Zwillingsherr-

1) Ich citire die Ausgabe in usum Delph., Paris 1676. Die Rumerkung schwankt, je nachdem die Rede des Plinius, wie hier, mitgezählt wird oder nicht. — Wie unerfättlich Constantin in diesem Punkte war, geht aus Panegy. (incerti) IX, cap. 1 hervor.

2) Panegy. II (Mamertin. ad Max.) und III (Genethliacus), aus den Jahren 289 und 291, n. a. beide von 292.

2. Abschnitt. schaft gleich derjenigen der Heraklidenkönige in Sparta; Rom ist jetzt glücklicher als unter Romulus und Remus, derer einer den andern todtschlug; es darf sich jetzt Herculea und Jovia zugleich nennen. Wie auf Maximian die Geschichte des Hercules, so wird nämlich auf Diocletian der Mythos von Zeus angewandt, zumal in Betreff der Allgegenwart, welche durch die kaiserlichen Schnellreisen gewissermaßen nachgeahmt schien. Aber aus der wohlbemessenen Cadenz dieser Phrasen heraus klingt eine sehr feste, selbst unverschämte Bevorzugung Maximian's, welcher dergleichen vielleicht ohne eine Miene zu verziehen ganz gerne anhörte. „Durch Uebernahme der Mitherrschaft hast du dem Diocletian mehr gegeben als von ihm empfangen. . . Du ahmst den Scipio Africanus nach, Diocletian aber Dich,“ — dieß und Ähnliches wagte Mamertin im Pallast zu Trier vor dem ganzen Hofe zu declamiren. Freilich strömt dazwischen ungehemmt der Blüthenregen gemeinschaftlicher Huldigungen für Beide. „Wie der Rhein seit Maximian's jenseitigen Eroberungen getrost vertrocknen darf, so braucht auch der Euphrat Syrien nicht mehr zu decken, seit Diocletian ihn überschritten. . . Ihr verschiebt die Triumphe um immer neuer Siege willen; ihr eilt zu immer größern Dingen hin“. . . Auch viel kleinere Thaten werden kühnlich zu großen aufgestuht. Bei Anlaß der Zusammenkunft des Jahr 291, als Diocletian aus dem Orient, Maximian über die Alpen mitten im Winter nach Mailand eilten, ruft z. B. Mamertinus aus: „Wer nicht mit Euch reiste, konnte glauben, Sonne und Mond hätten Euch ihr tägliches und nächtliches Gespann geliehen! Gegen den strengen Frost schützte Euch die Macht Eurer Majestät; während alles erfror, folgten Euch laue Frühlingslüfte und Sonnenschein. Geh' doch, Hannibal, mit deiner Alpenreise!“ — Wozu ganz wohl paßt, daß seit der Herrschaft dieser Kaiser selbst die Erde plötzlich fruchtbarer geworden sei. In ähnlichem, nur mehr bucolischem Ton hatte einige Jahre vorher der Dichter Calpurnius

Siculus (in der achten oder vierten Ecloge) den Cäsar ^{2. Abschnitt.} Numerian besungen, in dessen Gegenwart die Wälder vor Ehrfurcht schweigen, die Lämmer munter werden, die Wolle und die Milch reichlicher, Saaten und Bäume üppiger, denn unter seiner sterblichen Gestalt birgt sich ein Gott, vielleicht der höchste Jupiter selber. — Etwas feiner weiß der Redner Cumenius mit dem gebildeten Cäsar Constantius Chlorus ^{Cumenius} umzugehen, ¹⁾ wenn er z. B. die Jugend Galliens vor die große Weltkarte zu führen verspricht, welche in der Halle zu Autun (zwischen dem Apollstempel und dem Capitol mit dem Heiligthum der Minerva) auf die Mauern gemalt war. „Dort laßt uns nachsehen wie Diocletian's Milde das wild empörte Aegypten beruhigt, wie Maximian die Mauren niederschmettert, wie unter Deiner Rechten, o Herr Constantius! Batavien und Britannien das verkümmerte Antlitz wieder aus Wäldern und Fluthen emporheben, oder wie „Du, Cäsar Galerius, persische Bogen und Köcher zu Boden trittst. Denn jetzt erst ist es eine Freude, den gemalten Erdkreis zu betrachten, da wir nichts mehr darauf erblicken was nicht unser wäre.“ Neben der schwungvollen Schilderung dieses erneuten „goldenen Zeitalters“ mag man dem Redner die spielende Symbolik gerne nachsehen, welche er mit der Vierzahl der Regenten treibt. Sie erscheint ihm als Grund und Fundament der Weltordnung in den vier Elementen, den vier Jahreszeiten, selbst den vier Welttheilen; ²⁾ nicht umsonst folgt je nach vier abgelaufenen Jahren das Lusttrum; am Himmel sogar fliegt ein Biergespann vor dem Sonnenwagen, und wiederum sind den zwei großen Himmelslichtern, Sonne und Mond, zwei kleinere, Morgenstern und Abendstern beigegeben. — Es sollte uns nicht wun-

¹⁾ Paneg. IV und V (pro scholis und ad Constantium), aus den Jahren 295 und 297.

²⁾ Orbis quadrifariam duplici discretus Oceano, Paneg. V, 4. Worte, deren Deutung den Kennern der damaligen geographischen Ansichten überlassen bleiben.

2. Abschnitt. bern, wenn irgendwo im alten Gallien etwa ein Mosaikboden ausgegraben würde, welcher diese Ideen zu einer großen Prachtcomposition verarbeitet enthielte. Die bildende Kunst und die Rhetorik mußten bei Aufgaben dieser Art oft auf die gleichen Mittel angewiesen sein. Cumenius zeichnet sich übrigens nicht bloß durch Takt und Talent vor den andern Lobrednern aus; wir werden in ihm einen ganz ehrwürdigen Patrioten kennen lernen, der nicht zu eigenem Vortheil schmeichelte. Hier wie in tausend Fällen muß das geschichtliche Urtheil das, was die Zeit und die Umgebung dem Einzelnen auferlegt und das was er kraft eigenen Entschlusses thut, sorgfältig zu scheiden suchen.

Ein 206.

Ob am Hofe Diocletians die Sprache um einige Grade knechtischer, und mehr mit Phrasen der Aebetung vermischt war, wissen wir nicht. Jedenfalls muß das Ceremonienverhältniß, so weit es die kaiserliche Person betraf, noch ziemlich unentwickelt und unschuldig gewesen sein; gewiß hielt es noch keinen Vergleich aus mit dem spätern byzantinischen Hofe, wo Kaiser Constantinus Porphyrogennetos im zehnten Jahrhundert in Person den Hofmarschall machen muß, um Mit- und Nachwelt durch ein systematisches Buch in jenes Labyrinth heiliger Bräuche einzuweisen, deren Knechtschaft die allerheiligsten und gottgeliebtesten Autokratoren sich allmählig hatten gefallen lassen, seitdem kirchliches und höfisches Ceremoniell sich gegenseitig durchdrungen und gesteigert hatten.

Nothwendig-
keit der neuen
Formen.

Wenn nun auch vom Throne abwärts das Titel- und Rangwesen allmählig die römische Gesellschaft überwältigte, so ist dieß nicht nothwendig die Schuld Diocletians. Der natürliche Erstarrungsproceß des antiken Lebens mußte unvermeidlich diese Form annehmen; seit langer Zeit war die Regierung eine fast vollständige Soldatenherrschaft gewesen; eine solche aber wird jederzeit auch die ganze Staatsmaschine nach ihrem Bilde, d. h. mit strenger, äußerlich kennbarer Ordnung nach Graden und Würden umschaffen, weil die Subordination ihre Seele ist. Viele äußere Einrichtungen

dieser Art, die man Diocletian beizulegen geneigt ist, kön- 2. Abschnitt.
nen schon unter frühern Kaisern eingetreten sein; die definit-
tive Umgestaltung des Staatswesens aber erfolgte erst unter
Constantin.

Allerdings vermehrte schon Diocletian die Zahl der Beam-
ten beträchtlich. Wenn man den falschen Lactantius ¹⁾ an-
hört, so ergeben sich folgende schreckliche Klagepunkte gegen ^{Klagen über}
seine Regierung: „Jeder der vier Herrscher hielt für sich ^{Diocletian.}
allein schon mehr Soldaten als frühere Kaiser überhaupt
gehabt hatten. Die Steuern stiegen unerhört; die Zahl der
Empfangenden übertraf so sehr die Zahl der Gebenden, daß
die erschöpften Colonen die Aecker verließen und das an-
gebaute Land zum Wald wurde. Um Alles mit Schrecken
zu erfüllen, wurden die Provinzen in Stücke zerschnitten,
und jedes Land, jede Stadt mit Beamten-schaa-ren überlastet,
mit Steuereinnehmern, Vicarien der Präfecten u. A., wo-
von das Ergebnis war, daß wenig Gemeinnütziges vorkam,
vielmehr nichts als Verurtheilungen, Achtungen, Aus-sau-
gereien ohne Zahl und Ende, begleitet von unerträglichen
Gewaltthaten u. s. w.“ Ja Diocletian wird eines ganz un-
mäßigen Auffammeln von Schätzen angeklagt.

Wir halten inne, um einen sonst nicht weniger partei- ^{Seine Recht-}
schen Christen zu Worte kommen zu lassen. ^{fertigung.} ²⁾ „Welche
„Worte sollen genügen (ruft Euseb) um die Fülle der Güt-
„ter und die gesegneten Zeiten zu schildern vor der Verfol-
„gung, als die Kaiser noch mit uns in Frieden und Freund-
„schaft lebten, als mit Festen, Schauspielen, Gastmählern
„und aller Fröhlichkeit ihre Biennalien in tiefem Frieden
„gefeiert wurden!“ — Was bleibt nun wohl von jenen Kla-
gen mit einigem Rechte übrig?

Daß Diocletian die Truppenzahl vermehrte, war äußerst ^{Die Beere.}
nothwendig und zweckmäßig, weil er, wie wir sehen werden,

¹⁾ De mort. persec. 7.

²⁾ Euseb. Hist. eccl. VIII, 13.

2. Abschnitt. das halbe Reich den Usurpatoren und den Barbaren wieder aus den Händen reißen mußte. Wie hoch er die Kriegsmacht zu bringen hatte, konnte Niemand besser beurtheilen als er selber. Ueber das Maß der Vermehrung haben wir keine nähere Kunde; daß sie im Verhältniß zu den Heeren eines Aurelian und Probus mehr als eine Vervielfachung gewesen sei, mag jenem Romanschreiber glauben wer will.

Der Schatz. Dann die gewöhnliche Anklage wegen des Thesaurirens, welcher ein Fürst gar nicht entgehen kann. Viele Herrscher haben wirklich in einer falschen Ansicht vom Alleinwerth des edeln Metalls große Schätze gesammelt und es im rechten Augenblick nicht über's Herz bringen können sie zweckmäßig auszugeben; der orientalische Despotismus ist sogar durchweg mit dieser Unsitte behaftet und die Unterthanen machen es dem Despoten nach und vergraben jedes Silberstück in die Erde. Allein bei Diocletian kann hievon schwerlich die Rede sein; die Ausgaben für die Wiedergewinnung und Herstellung des erschütterten Reiches waren zu enorm, als daß noch ein unverhältnißmäßig großer Ueberschuß in der Kasse geblieben wäre. Schon die Grenzbefestigungen allein, jene Kastele von den Niederlanden bis an's rothe Meer, sammt ihren Besatzungen beseitigen jenen Gedanken selbst für die letzte, ruhigere Zeit seiner Regierung.

Das Reich mußte sich allerdings recht sehr anstrengen, allein wo so große, meist glücklich erreichte Zwecke vorliegen wie hier, darf man wenigstens den Herrscher von der vulgären Beschuldigung entbinden, als hätte er die Menschen nur geplagt um das Gold und Silber gleichsam allein aufzuessen. Wohl kann bei seinen vielen Bauten der Verdacht der Verschwendung entstehen, allein bei weitem das Meiste waren (wie es scheint) politische Geschenke an bestimmte Städte, wodurch man mehr als eine Garnison ersparen konnte. Neben der Bauverschwendung Constantin's kommen diese Ausgaben überdieß kaum in Betracht. Der Ballast von

Spalatro war wohl ein großes Viereck, die einzelnen Räume ^{2. Abschnitt.} aber weder an Höhe noch an Größe ausgezeichnet.

Die neuen Einteilungen einzelner Provinzen, die wir ^{Die Beamten.} nicht näher kennen, wurden von einer Regierung wie diese gewiß nicht ohne guten und hinreichenden Grund eingeführt und auch die Beamtenzahl nicht ohne Noth gesteigert. Wie seit Constantin das ganze Reich neu eingetheilt und der Beamtenstaat im Großen organisiert wurde, soll im letzten Abschnitt erzählt werden.

Nun ist zwar Jedermann darüber einverstanden, daß das römische Finanzsystem im Ganzen ein schlechtes und drückendes war und wir haben keinen Grund, bei Diocletian eine viel höhere staatsökonomische Einsicht oder eine Kraft zu Verbesserungen, die auch die tüchtigsten Kaiser nicht gehabt, vorauszusetzen; zudem lehrt der neueste Zustand großer europäischer Staaten, wie weit selbst die gründlichste Erkenntniß in diesen Dingen von der wirklichen Abschaffung des Schlechten entfernt sein kann. Allein was Diocletian bei einem der billigsten Beurtheiler, dem ältern Aurelius Victor, speciell zum Vorwurf gemacht wird, könnte leicht zu seinem Lobe umschlagen. In einer leider unklaren und verdorbenen Stelle ¹⁾ wird darüber geklagt, daß „ein Theil von Italien“ zu gewissen allgemeinen Steuern und Lasten (pensiones) herbeigezogen worden sei, welche „bei der damaligen Mäßigung“ leiblich gewesen, im Verlauf des vierten Jahrhunderts aber zum Verderben des Landes geworden seien. Welcher Art diese Steuer auch gewesen sein mag, jedenfalls war es billig, daß Italien mitbezahlen half, seitdem es nicht mehr fähig war das Reich zu retten und zu beherrschen. — Für die Beurtheilung des römischen Finanzwesens im Allgemeinen ist auf die besondern Forschungen über diesen Gegenstand, bei Hegewisch, Raudet, Dureau u. A. zu verweisen; nur ein specieller Punkt muß hier noch berührt werden.

¹⁾ Aur. Vict. Caes. 39. §. 31.

2. Abschnitt.

Das Maxi-
mum.

In verschiedenen Annalen findet sich zum Jahre 302 die Notiz: „Damals befaßen die Kaiser Wohlfeilheit,“ d. h. Diocletian stellte ein Maximum der Lebensmittelpreise fest. Keine Maßregel wird von der jetzt herrschenden Ansicht stärker verdammt als die Maximumspreise, zu deren Behauptung bekanntlich der unausgesetzte Taktschlag der Guillotine gehört, wie das lehrreiche Beispiel des Rationaleonventes zeigt. Die Maßregel setzt entweder die äußerste, verzweifeltste Noth voraus, oder ein gänzlichcs Verkennen der wahren Begriffe von Werth und Preis. Die Folgen waren denn auch die unausbleiblichen: 1) die Waare ver barg sich, wurde trotz dem Verbote theurer als zuvor und zog unzähligen Verkäufern die Todesstrafe zu, bis man das Gesetz aufhob.

Von dieser Maßregel hat sich nun ein genaues Andenten erhalten in der berühmten Inschrift von Stratonicea, 2) welche das ganze Edict sammt mehreren hundert Preisbestimmungen (zum Theil unleserlich und schwer erklärbar) wieder giebt. Die Imperatoren äußern sich im Eingang ungefähr wie folgt: Der Preis der Dinge, die man auf den Märkten kauft oder täglich in die Städte bringt, hat so sehr alle Grenzen überschritten, daß die zügellose Gewinn sucht weder durch reichliche Ernten, noch durch Ueberfluß der Waaren gemäßiget wird. . . . Die Raubsucht tritt überall auf wo nach dem Gebot des öffentlichen Wohles unsere Heere hinziehen, nicht nur in Dörfern und Städten, sondern auf allen Straßen, so daß die Preise der Lebensmittel nicht bloß auf das Vierfache und Achtfache, sondern über jedes Maß steigen. Dester sogar ist durch Aufkauf (?) einer einzigen Waare der Krieger seines Soldes und unserer Geschenke beraubt worden. . . . Diese Habsucht soll in unserm Gesetz

1) De mort. persec. 7.

2) Vollständig bei Haubold-Spaungenberg, Antiq. Rom. monum. legalia, Nachtrag. — Erläutert u. a. bei Dureau de la Malle, Économie politique des Romains, vol. I,

Grenzen und Maß finden. (Worauf den Zuwiderhandelnden 2. Abschnitt. den die schwersten Strafen angedroht werden.)

Die Erwägungsgründe sind an sich so räthselhaft als die Verfügung selber. Wie war es möglich, daß das Reich, dessen Haupteinnahmen bei Weitem in Naturalien bestanden, bei der Versorgung seiner Soldaten mit den habgierigsten Speculanten abrechnen mußte? daß nicht einmal den einfachsten Marktendergegenständen ein mäßiger Preis von vornherein garantirt werden konnte? Fragen, deren Lösung wir gerne den gelehrten Kennern dieses Faches überlassen.

Die Tabelle selbst ist ein Document ersten Ranges, weil ^{Werthe und} sie die Werthe der Gegenstände und der Arbeiten im Ver- ^{Preise.} hältniß zu einander für die damalige Zeit offiziell angiebt. Viel schwieriger ist die Reduction der einzelnen Werthe auf unsern jetzigen Münzfuß. Man hat sich nämlich über die Einheit, welche im Edict bloß mit einem * bezeichnet wird, noch nicht verständigen können, so daß die Einen den damaligen Silberdenar (9 Sous), Andere dagegen ¹) den Kupferdenar ($\frac{1}{2}$ Sous) dafür annehmen; im erstern Fall entstehen ungeheure Preise, im letztern Fall solche, die von den unsrigen nicht sehr weit abweichen würden und gewiß die weit größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, d. h. so weit man wiederum über die vorausgesetzten Maaße und Gewichte im Klaren ist. Ist wirklich der Kupferdenar gemeint, so sind die Hauptresultate folgende: die festgesetzten Arbeitslöhne erscheinen etwas niedriger als der jetzt für Frankreich geltende Durchschnitt, diesen zu 1 Fr. 25 Cent. angenommen; der Ackerknecht erhielt täglich 65 Centimes, der Maurer, der Zimmermann, der Schmied, der Bäcker, der Kalkbrenner 1 Fr. 25 Cent., der Maulthiertreiber, Schäfer, Wasserträger, Kloakenreiniger u. s. w. die Nahrung und 50 bis 65 Cent.; von den Lehrern bekam der eigentliche

¹) So Bureau de la Monnaie. Man vergesse nicht den Ausdruck der Annalen des Natus: *Vilitatem iussorunt esse.*

2. Abschnitt. Pädagog für jeden Jüngling monatlich 1 Fr. 25 Cent., ebenso der Leselehrer und Schreiblehrer, dagegen der Rechnungölehrer und Schnellöschreiblehrer 1 Fr. 90 Cent., der Grammatiker für griechische Sprache 5 Fr., ebenso der für lateinische Sprache und der Geometrielehrer. Ein Paar Schuhe sollte kosten: für Bauern und Thiertreiber 3 Fr., für Soldaten 2 Fr. 50 Cent., für Patricier 3 Fr. 75 Cent., für Frauen 1 Fr. 50 Cent., wobei Gestalt und Arbeit natürlich ungleich war. Die Fleischpreise waren, in römischen Pfunden zu 24 Loth, für Rind- und Hammelfleisch etwa 28 Centimes, für Lamm- und Schweinefleisch etwa 35 Centimes; der sehr umständlich aufgezählten Würste und der eigentlichen Leckerbissen nicht zu gedenken. Der gewöhnliche Wein, den Sertarius zu einem halben Litre gerechnet, wurde etwas theurer angesehen als er jetzt kaum jemals gilt, nämlich zu 20 Centimes, der bessere alte Wein zu 60 Centimes, die edlen italienischen Weine, auch Sabiner und Falerner, zu 75 Centimes, das Bier (*corvesia cami*?) zu 10 Centimes, eine geringere Art (*Zythum*) zu 5 Centimes. In Betreff der Kornpreise erscheint das Maas so zweifelhaft, daß kein festes Ergebnis zu erhalten ist.

Der neue
Cadaſter. Von Allem, was Diocletian je gethan hat, wird man diese Einführung des Maximums vielleicht am schärfsten tadeln können. Hier hatte sich einmal der absolute Staat im Vertrauen auf seine Zwangsmittel vollständig verrechnet; doch wird man die gute Absicht auch nicht ganz verkennen dürfen. Dieselbe tritt auch in dem neuen Cadaſter deutlich hervor, welchen Diocletian im letzten Jahre seiner Regierung 305. durch das ganze Reich hindurch aufnehmen ließ. Wohl heißt ¹⁾ es: „er ließ das Land vermessen und beschwerte es mit Abgaben“, — allein es war dabei sicher nicht bloß auf die Erhöhung, sondern auch auf die billigere Vertheilung der Steuern abgesehen.

¹⁾ Joh. Lydus, *de magistrat. Rom.* I, 4.

Ueberhaupt möchte seine Regierung Alles in Allem ge- 2. Abschnitt.
Allgemeines
Urtheil.
nommen, eine der besten und wohlwollendsten gewesen sein, welche das Reich je gehabt hat. Sobald man den Blick frei hält von dem schrecklichen Bilde der Christenverfolgung ¹⁾ und von den Erdichtungen des falschen Lactanz, so nehmen die Züge des großen Fürsten einen ganz andern Ausdruck an. Der ältere Aurelius Victor, welcher auch für die Schattenseiten keinesweges blind und, wo Italien in Frage kommt, sogar ein Gegner ist, sagt von ihm: „Er ließ sich „den Herrn nennen, benahm sich aber als Vater; der kluge „Mann wollte ohne Zweifel zeigen, daß nicht schlimme Na- „men, sondern schlimme Thaten entschieden.“ Und weiter nach Aufzählung der Kriege: „Auch die Einrichtungen des „Friedens wurden durch gerechte Gesetze befestigt; . . . für „die Verproviantirung, für Rom, für das Wohl der Beam- „ten wurde eifrig und emsig gesorgt, überhaupt durch Be- „förderung der Bauern und Bestrafung der Mißethäter der „Trieb zum Guten gesteigert“ . . . Endlich bei Anlaß der Abdankung schließt Victor:

„Bei dem Widerstreit der Meinungen ist der Sinn für „den wahren Sachverhalt verloren gegangen; unsere Ansicht „aber geht dahin, daß es einer hohen Anlage ²⁾ bedurfte, „um mit Verachtung alles Pompes wieder in das gemeine „Leben herabzusteigen.“

Und dieser absolute Herrscher, der sein Land schrittweise Die Brumen-
tariar.
der Usurpation hatte abkämpfen müssen, war auch großge-
sinnig genug, um die politische Spionage abzuschaffen. ³⁾
Wahrscheinlich fand er seine Macht gerade durch die Thei-
lung so vollständig gesichert, daß es dessen nicht mehr be-
durfte. Allerdings war das Späheramt in die Hände einer

1) Von deren wahrscheinlichen Ursachen im achten Abschnitt die Rede
sein wird.

2) Excellens natura.

3) Aurel. Victor. Cæss. ibid. c. 39.

2. Abschnitt. Corporation gerathen, welche der Regierung selber gefährlich werden konnte; es waren die Frumentarier, oder Verwalter des öffentlichen Fuhrwesens, welche durch falsche Anklagen und durch den Schrecken davor namentlich in entlegenen Provinzen die angesehenen Leute auf das schändlichste brandschakten. Viel mehr ist nicht davon bekannt, ¹⁾ aber man darf sich den Mißbrauch wohl sehr furchtbar ausmalen; eine Bande böser Menschen, unter hoher Protection, gegenseitig sich stützend und haltend, alle Stimmungen des Mißtrauens in der Seele der Herrscher erlauschend und benützend, und diesen hülflos gegenüber die reichen, altangesehenen Familien in Gallien, Hispanien oder Syrien, geängstigt und zu den größten Opfern genöthigt, um nicht als Theilnehmer an erdichteten Verschwörungen denunciirt zu werden. Später, seit Constantin, der sonst die Angeber haßte, ²⁾ kam die Sache wieder, nur unter anderm Namen; abermals waren es die Unternehmer des kaiserlichen Fuhrwesens, welche als „Agentes in rebus“ als „Verodarii“ jene schmäbliche Rolle weiter spielten.

Grenzen des
Despotismus.

Sonst ist der Despotismus der römischen Kaiser überhaupt nicht mit der peinlichen Aufsicht über alle Kleinigkeiten, mit dem Hineinregieren in Alles und Jedes, namentlich nicht mit dem Dietiren und Controliren geistiger Richtungen behaftet, die dem modernen Staat ankleben. Diese verrufene Kaiserherrschaft, welche das Leben des Einzelnen so wenig achtete, so brückende Steuern eintrieb, für die öffentliche Sicherheit so schlecht sorgte, — sie begnügte sich doch mit

¹⁾ Aus Hist. Aug. Hadr. 10. Commod. 4. Max. et. Balb. 10. Claud. goth. 17. geht hervor, daß schon Hadrian die Frumentarier zum Spioniren brauchte und daß sie nachher vielfach zu Votschaften und selbst zu Executionen gebraucht werden konnten, weil sie überall hinkamen.

²⁾ Aur. Vict. Epit. 41. Das Gesetz gegen Delatoren v. J. 319, Cod. Theodos. X, 10. — Die Ergänzung zum Gesetz über Majestätsverbrechen, vom J. 314; *ibid.* IX, 5.

ihren nöthigsten Zwecken und überließ sonst die einst mit 2. Abschnitt.
Strömen Blutes unterworfenen Provinzen ungehemmt ihrem
lokalen Leben. Von abstrakter Gleichmacherei war diese
Despotie weit entfernt. Dieß zeigt sich nicht nur an den
örtlichen, sondern auch an den Standesunterschieden, die sie
bestehen und neu aufkommen ließ. Es bildet sich z. B. eine
Aristokratie der Steuerfreiheit für die senatorischen Familien,
die vom Staat angestellten Lehrer und Aerzte nebst einigen
andern Kategorien, wozu in der Folge auch die christlichen
Priester kamen. Von einer lebendigen neuen Gliederung des
Staatswesens konnte allerdings nicht mehr die Rede sein;
das Höchste, was selbst ein Regent wie Diocletian zu errei-
chen hoffen durfte, war die Erhaltung des Reiches in seinem
Umfang und eine leidliche Ausbesserung der Schäden im
Innern.



Dritter Abschnitt.

Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Westen.

Galien. — Die Vaganda; ihre Imperatoren; ihre Unterdrückung. — Deckung der Grenzen durch Maximian und Constantius. — Trier. — Augustobonum und Eumenius. — Colonisation von Barbaren. — Die Grenzvertheidigung Constantin's. — Elend Galliens; das Land und die Städte; die Klientel. — Die Romanisirung in Sitten, Sprache und Religion. — Die Druiden und Druidinnen.

Britannien. — Carausius und Allectus.

Die Germanen. — Summarische Aufzählung der Kriege an der Nordgrenze. — Die Donauländer. — Der Pontus. — Das Reich Vesporsus. — Das Griechenthum in Chersonesus und Olbia. — Der Cultus Apolls. — Die Insel der Seligen.

3. Abschnitt. italischen Kaiser, wozu Aurelian's Feldzug nach Gallien mit der Schlacht bei Chalons s. M. den Schluß bildete, — dieses Alles hatte das allgemeine Elend und die Auflösung aller politischen und sittlichen Bande unerträglich gesteigert. Nun erneute sich der Kampf gegen Franken und Alamannen; noch unter Aurelian siegte der Feldherr Constantius Chlorus
274. über die Letztern bei Mindisch, und zwar an demselben Tage, da ihm sein Sohn Constantin geboren wurde; aber alle Siege schienen nur neue Schaaren dieser unerschöpflich jugendlichen Völker über den Rhein zu rufen. Es half nichts mehr, ihre Gesandten durch weinsteige Obristen unter den Tisch trinken und in diesem Zustande aushorchen zu lassen; es machte keinen Eindruck mehr, wenn der Kaiser ihre Deputationen mit absichtlichem Pomp vor der halbmondförmigen Fronte empfing, er selber im Purpur auf hoher Bühne, vor ihm die goldenen Legionsadler und die kaiserlichen Bildnisse und die mit Gold geschriebenen Heeresverzeichnisse auf silbernen Lanzen.¹⁾ Unter Probus nahm der Krieg wieder ganz ungeheure Dimensionen an und ohne das Talent und den Heldennuth des großen Kaisers wäre Gallien entschieden verloren gewesen. Dennoch regte sich immer von Neuem, hauptsächlich in Lyon und der Umgegend, eine Partei, welche offenbar eine Fortsetzung des gallischen Kaiserthums, nach dem Vorbilde des Postumus und der Victorina, erstrebte. Vielleicht mußte Diocletian später bei seiner Theilung der Macht auch auf diese Umstände einige Rücksicht nehmen. Aber ehe es dazu kam, waren die Eroberungen des Probus im Süddeutschland von Neuem verloren und das unglückliche Gallien noch einmal von deutschen Schaaren überzogen
283. worden; Carinus hatte diese zwar geschlagen und ein Heer dort gelassen, dieses jedoch bei seinem Kriege gegen den Usurpator Julian und den heranziehenden Diocletian wieder

¹⁾ Hist. Aug. Bonosus. c. 14. — Dexippi Fragm. 24. ap. Müller. Fragm. hist. græc. III.

abrufen müssen, worauf in Gallien der ganze gesellschaftliche Zustand aus den Fugen ging. 3. Abschnitt.

Diesmal sind es die Bauern, welche seitdem in den großen Krisen des alten Frankreichs mehr als einmal plötzlich in furchtbarer Machtfülle aufgestanden sind und auch in unserm Jahrhundert ihr letztes Wort noch nicht gesprochen haben. Damals lebten sie in altererbter Sklaverei, wenn das Verhältniß auch in der Regel nicht diesen Namen trug.¹⁾ Eine Anzahl Bauern waren wirkliche Ackerklaven, andere erschienen als Leibeigene an die Scholle gebunden, wieder andere heißen Colonen, d. h. Kleinpächter auf halben Ertrag; auch besser gestellte Pächter um Gelbzins fehlen nicht; endlich gab es eine Masse sogenannter freier Arbeiter und Tagelöhner. Aber Alle vereinte jetzt dasselbe Unglück. Die Grundeigenthümer, ausgezogen durch die raubähnlich steigenden Bedürfnisse des entzweiten Staates, wollten sich an ihren Bauern erholen, gerade wie der französische Adel nach der Schlacht bei Poitiers, als es sich um die Looskaufsumme für die mit König Johann dem Guten gefangenen Ritter handelte. Das einermal nannte man, was daraus entstand: 1358. die Bagauba, das anderemal: die Jaquerie. — Die Bauern und Hirten hatten schaaarenweise ihre Hütten verlassen und auf Bettel herumzuziehen. Ueberall abgewiesen und von den Garnisonen der Städte verjagt, thaten sie sich in Bagauben, d. h. Banden zusammen. Ihr Vieh tödteten sie und aßen es auf; mit den Ackerwerkzeugen bewaffnet, auf ihren Ackerpferden beritten, durchzogen sie das flache Land, nicht nur, um für ihren Hunger zu sorgen, sondern um es in wahnsinniger Verzweiflung zu verwüsten.²⁾ Dann bedrohten sie

¹⁾ Guizot, hist. de la civilisation en France, vol. I., p. 73.

²⁾ Panegy. II. (Mamertin. ad Max. H.), c. 4: cum arator peditem, cum pastor equitem, cum hostem barbarum suorum cultorum rusticus vastator imitatus est. — Vgl. auch Paneg. IV. und VIII. (Eumenius pro rest. schol. und Constantins Zeitalter, 6

2. Abschnitt. die Städte, wo ihnen oft ein plünderungsfüchtiger, im Glend verkommener Böbel die Thore öffnete. Die allgemeine Desperation und die dem Gallier angeborne Sucht nach Abenteuern vergrößerten ihr Heer in kurzem dergestalt, daß sie es wagen konnten, zwei von den Ihrigen, Aelianus und Amanbus, zu Kaisern zu erheben und so den Anspruch auf das gallische Imperium zu erneuern. Bunt und sonderbar mag die Hofhaltung dieser ländlichen Imperatoren ausge-
 Ihre Imperatoren.
 sehen haben; das dritte Jahrhundert hatte zwar Bauernsöhne und Sklavensöhne genug auf den Thron der Welt gesetzt, aber in der Regel solche, die in den Armeen und dann im kaiserlichen Generalstab eine Vorschule der Herrschaft durchgemacht hatten. Aelianus und Amanbus besaßen einen solchen Anspruch nicht, dafür aber möglicherweise einen andern, der die sonstigen Mängel aufwog. Die christliche Sage, nachweisbar seit dem siebenten Jahrhundert, hat sie nämlich zu Christen gemacht ¹⁾ und ihnen auf diese Weise ein Recht verliehen gegenüber den götzendienerischen Kaisern. Soviel darf immer angenommen werden, daß eine Menge Christen bei den letzten Verfolgungen, z. B. bei der aurelianischen, Wohnung und Besitz verlassen hatten und nun in ihrer Hülflosigkeit sich den Bagauden anschlossen. Wir können Dasselbe von Verfolgten aller Art, auch von Verbrechern vermuthen. ²⁾

Es scheint, daß das südliche und westliche Gallien weni-

Gratlar. actio) und die wenigen Worte in den Geschichtsbüchern. — War der Bürgerkrieg in Gallien, welchen Eutrop IX, 4 unter Decius erwähnt, ein Vorspiel dieser Bagauda?

- 1) Die Münzen, deren heidnische Reverso das Gegentheil beweisen würden, sind notorisch aus Münzen früherer Kaiser durch Aenderung des Namens gefälscht.
- 2) Die Sage von dem Martertod der thebäischen Legion, welche Maximilian gegen die Bagauden führen wollte, ist leider von der Kritik vollkommen zernichtet. Vgl. Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands I., S. 94.

ger von der Bewegung berührt wurden als der Norden und Osten, wo die Noth der Barbaren wegen viel größer sein mußte. Eine Stunde über Vincennes hinaus bildet die strengfließende Marne, kurz vor ihrem Ausfluß in die Seine, eine Halbinsel, auf deren Rücken später die Benedictinerabtei St. Maur-les-fossés erbaut wurde. Schon die alten Kelten hatten mit Vorliebe solche Punkte zu ihren Kriegsbefestigungen (oppida) gewählt und gewiß gab es an Ort und Stelle schon Wall, Graben und Mauern aus alter Zeit, ¹⁾ als Aelianus und Amandus die Halbinsel zum „Bagaudenschloß“ machten, ein Name den sie noch Jahrhunderte hindurch geführt hat, obwohl in dem einen Jahre 285 auf 286 das Wenigste daran gebaut sein konnte. Von diesem unangreifbaren Punkte aus, dem durch keine Furt noch Untiefe beizukommen war, machten sie ihre Streifzüge in Nähe und Ferne; hieher schleppten sie auch ihre Beute zusammen. Sie waren mit der Zeit fast genug geworden, nicht nur schwächere Städte ohne Weiteres zu brandschatzen, sondern auch stärkere zu belagern. Es gelang ihnen, das alte, weitläufige Augustodunum (Autun) einzunehmen, wo weder Tempel, noch Hallen, noch Thermen vor ihnen Gnade fanden; Alles wurde ausgeraubt und zerstört, die Einwohner in's Elend vertrieben.

Es mußte mit den Bagauden aufgeräumt werden, bevor sie auf diese Weise Stadt um Stadt, und damit alle Haltpunkte gegen die Barbaren zu Grunde richteten. Dies war die Aufgabe des damaligen Cäsars Maximianus Herculius, der sich damit den Augustustitel verdiente. Wir erfahren nur, daß er rasch und leicht fertig wurde, indem er die Banden theils auf's Haupt schlug, theils durch Hunger,

Ihre Unterdrückung.

1) Die vita S. Baboleni, bei Bouquet, scriptores, T. III, läßt darüber kaum einen Zweifel, wenn man die keltische Befestigung des Brengarten bei Bern und anderer Halbinseln damit vergleicht. Wie überall nannte die Volkssage auch in S. Maur Cäsar als Erbauer.

3. Abschnitt. wozu sich eine Pest gesellte, zur Uebergabe zwang. Ob irgend eine direkte Erleichterung der erdrückenden Lasten erfolgte, welche den Aufruhr hervorgerufen hatten, ist mehr als zweifelhaft, da die Klagen über allzuhohe Steuern sich eher vermehren. Mittelbar besserte sich wohl die Lage des Landes überhaupt, als in der Folge die Germanen für mehrere Jahrzehnte eingeschüchtert wurden und die Usurpation aufhörte; aber im fünften, vielleicht schon im vierten Jahrhundert riefen ähnliche Ursachen auch wieder ähnlichen Wirkungen; die Bagauda hebt wieder ihr Haupt empor¹⁾ und man möchte beinahe vermuthen, daß sie nie ganz aufgehört hatte.

Verwüstung
Galliens.

Doch wir kehren zu den Zeiten Diocletian's zurück. Viele Gegenden Galliens lagen bleibend darnieder; die tiefverschuldeten Landbesitzer um Autun z. B. hatten noch unter Constantin²⁾ sich nicht so weit erholt, daß sie auch nur die alte Bewässerung und Reutung hätten in Gang setzen können, so daß ihr Boden in Sumpf und Gestrüpp ausartete; die Burgunderreben starben ab; das Waldgebirg füllte sich mit wilden Thieren. „Die Ebne bis an die Saone war einst fröhlich und reich, so lange man die Gewässer in Ordnung hielt, — jetzt sind die Niederungen zum Flußbett, oder zur Pfütze geworden; die gewaltigen Weinstöcke sind verholzt und verwildert³⁾ und neue kann man nicht pflan-

¹⁾ Salvianus: de vero iudicio et providentia Dei, I, V. Maril Victoris ep. ad Salmonem bei Wernsdorf, poetæ lat. min. v. III. — Zosim. VI, 2.

²⁾ Paneg. VIII. (Eumen. gratiar. actio) c. 6. Vom Jahr 311, wogegen Paneg. IV. (pro rest. schol.) mit seinem Hymnus auf den Wiederaufbau der Klöster und die Herstellung der Städte nicht als Zeugniß gelten kann.

³⁾ Im Schwarzwald unweit Pferzheim soll man noch jetzt zwischen römischen Ueberresten aller Art Stöcke der verwilderten Weintrebe vitis labrusca, finden. Vgl. Kreuzer, zur Gesch. altröm. Cultur am Oberrhein und Neckar, S. 67.

„zen . . . Von der Stelle an, wo der Weg auswärts führt ^{3. Abschnitt.}
„nach dem belgischen Gallien (also so ziemlich von Autun
„selbst an) ist Alles wüste, stumme, düstere Einöde; selbst
„die Heerstraße ist schlecht und uneben und erschwert den
„Transport der Früchte sowohl als die öffentlichen Sen-
„dungen.“ — Im Mittelalter kam es auch einmal, um die
Zeit der Jungfrau von Orleans, so weit, daß die Rede
ging: es stehe von der Picardie bis Lothringen kein Bauern-
haus mehr aufrecht; allein was eine lebenskräftige Nation
in zwanzig Jahren wieder einholt, gerichtet einer abzehren-
den zur tödtlichen Einbuße.

Was halfen da die großen und dauernden Anstrengun- ^{Deckung der}
gen des Maximian und Constantius? mit der ^{Örungen.}
Rheines, wozu sie es sammt aller Tapferkeit und allem
Talent brachten, war doch erst die Möglichkeit einer Heilung
des zerstörten Innern gegeben, aber noch lange nicht die
Heilung selbst. Immerhin wirkte die Thätigkeit der beiden
Fürsten nachhaltig, so daß die Germanen auf längere Zeit
die Schläge fühlten. Mehrmals zieht Maximian gewaltig
über den Rhein gleich Probus, und bändigt Burgundionen, ^{287—288.}
Mamannen, Heruler und Franken; Constantius befreit das
Bataverland von den letztern und schlägt die wieder herein- ^{291.}
gebrochenen Mamannen in der furchtbaren Schlacht bei ^{298, n. e. 300.}
Langres, wo ihrer 60,000 fielen. Allerbing's kam den Rö-
mern dabei eine innere Krisis unter den Germanen zu
Statten, von der wir nur leider zu wenig wissen. „Die
„Ostgothen, heißt es, ¹⁾ zernichten die Burgundionen, aber
„für die Besiegten waffnen sich die Mamannen; die West-
„gothen, mit einer Schaar Laifalen, kämpfen gegen Van-
„dalen und Gepiden . . . Die Burgundionen haben die
„Gegend der Mamannen weggenommen, aber mit schwerem
„Verlust bezahlt und nun wollen die Mamannen das Ver-
„lorne wieder erkämpfen.“ Hier liegt offenbar die Erklärung

¹⁾ Panegyrg. III. (Mamert. geneithl. ad Max. Herc.) 16—18.

3. Abschnitt. der seltsamen, immer nur auf kurze Zeit gestörten Waffenruhe zwischen Römern und Deutschen unter Constantin dem Großen; die welthistorische Veränderung, welche er zu leiten hatte, sollte ohne allzu bedeutende Störung von außen sich vollziehen können; ebendazu mußte gleichzeitig im fernen Osten der Friedensschluß vom Jahr 297 und die Minderjährigkeit des Sassaniden Sapor II. dienen.

Marimian und Constantius hatten mittlerweile wenigstens die Befestigung des Rheines als Grenze durchgeführt. Auf diese „Castelle mit Reitterschwadronen und Cohorten“ in der Nähe des Stromes wird man wohl den vorgebliehen Wiederaufbau der „in Waldnacht versunkenen, von wilden Thieren bewohnten Städte“ beschränken müssen, wenn schon der Lobredner, dem wir diese Worte verdanken,¹⁾ eine allgemeine Lobpreisung des wiedergekehrten goldenen Zeitalters daran knüpft. Wo früher Städte waren, kennt das vierte Jahrhundert Castelle, und auch da gab es auffallende Lücken.²⁾

Brachtvoll hergestellt wurde vielleicht nur die nordische Residenz, Trier. Da erhoben sich aus den Trümmern, welche der Besuch der Franken, vielleicht auch der Bagauden hinterlassen, ein großer Circus, mehrere Basiliken, ein neues Forum, ein gewaltiger Ballast und andere Luxusbauten mehr.³⁾ —

¹⁾ Paneg. IV. (Eumen. pro rest. schol.) c. 18.

²⁾ Ammian. Marc. XVI, 3. — Die Inschr. v. Oberwinthertbur bei Drelli, Inscr. lat. sell. N. 467. — Ueber die einzelnen Stücke des obern rechten Rheinuferes, welche auch nach Probus zeitweise römisch waren, vgl. Mone, Urgeschichte des bairischen Landes, II, S. 286. Im Ganzen blieb eben doch der südwestliche Winkel Deutschlands, die sog. *agri decumates*, von Carus bis zu Julian verloren und der Rhein galt als Grenze.

³⁾ Panegyry. VII. (Eumen. Constantino, vom J. 310) c. 22, wo dieß Alles als Werk Constantin's dargestellt wird. Den Anfang möchten doch schon Marimian und Const. Chlorus gemacht haben. — Ueber die *Porta nigra* vgl. Kugler's Kunstgeschichte, 2te Auflage. S. 351.

Das unglückliche Autun fand einen warmen Fürsprecher an **Gumenius**, den wir hier von der bessern Seite kennen lernen. Er war Sekretär (magister sacræ memoriæ) des Constantius gewesen und hatte (wahrscheinlich in Folge sehr wichtiger Dienstleistungen) eine Pension von mehr als 26,000 Franken unseres Geldes zu verzehren mit der Sinecure eines Vorstehers der Schulen zu Autun, wo schon sein aus Athen gebürtiger Großvater eine Professur bekleidet hatte. Nun geht sein ganzer Ehrgeiz dahin, sein Einkommen (obwohl er Familie hatte) diesen Schulen zum Geschenk zu machen und überdieß die Gnade des Constantius und nachher des Constantin auf diese arg zerrütteten Anstalten und auf die ruinirte Stadt hinzulenken. Es ist derselbe schöne, antike Localpatriotismus, der uns in den Schilderungen des Philostratus mit so manchem griechischen und asiatischen Sophisten des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. versöhnt und befreundet. Man muß diese seltsame Mischung von Edelsinn und Schmeichelei aufnehmen und würdigen wie jene Zeit sie hervorbrachte. „Diese Befolgung, sagt Gumenius, nehme ich, was die Ehre betrifft, anbetend in Empfang, schenke sie aber weiter . . . Denn wer wird jetzt so erbärmlicher Gefinnung, so allem Streben nach Ruhm abhold sein, daß er sich nicht ein Andenken stiften und eine günstige Meinung von sich hinterlassen wollte?“ — In den hergestellten Schulen werde man lernen die Fürsten auf würdige Weise zu loben, und einen bessern Gebrauch der Eloquenz gebe es ja überhaupt nicht. Selbst der alte Maximian kömmt hier noch zu einer recht unverdienten Parallele mit Hercules musagetes, dem Vorsteher der Musen; denn — ihm ist die Ernennung eines Scholarchen für Autun so wichtig gewesen, als handelte es sich um eine Reiterschwadron oder um eine prätorianische Cohorte. Mit der Herstellung der ganzen Stadt hatte es indeß noch gute Weile; erst

3. Abschnitt.

KaiserConstantin
und
Gumenius.

1) Panegy. IV, pro rest. schol. passim. — Bem 3. 295.

3. Abschnitt. Constantin konnte mit einem bedeutenden Steuererlaß und mit direkten Bewilligungen nachdrücklicher ausbelfen.

311. Fast rührend schildert Eumenius seinen Einzug: „Wir schmückten Dir die zum Palatium führenden Gassen mit „ärmlichem Zierrath aus; doch trugen wir wenigstens die „Symbole aller unserer Zünfte und Körperschaften und die „Bilder aller unserer Götter hervor; einige wenige Musik- „instrumente hast Du mehrmals angetroffen, weil wir Dir „damit durch Nebenwege vorauselten. Dir entging wohl „nicht die gutwillige Eitelkeit der Armuth!“¹⁾

Colonisation
von
Barbaren.

In den verödeten, nördlichen und östlichen Theilen Galliens mußte man wohl oder übel in dem seit Claudius und Probus begonnenen System fortfahren und die kriegsgefangenen Germanen als Ackerknechte, theilweise aber auch als freie Bauern, ja als Grenzwächter ansiedeln. Die Lobredner²⁾ rühmen es, wie alle Markthallen voll Gefangener sitzen, welche ihr Schicksal erwarten; wie der Chamave, der Frieße — einst so leichtfüßige Räuber — jetzt im Schweiß ihres Angesichtes das Feld bauen und die Märkte mit Vieh und Korn besuchen; wie sie sich auch der Aushebung und der römischen Kriegszucht unterziehen müssen; wie Constantius die Franken von den fernsten Gestaden des Barbarenlandes hergeholt, um sie in den Gindöden Galliens³⁾ zum Ackerbau und Kriegsdienst zu erziehen, u. dgl. m. — thatsächlich waren es doch lauter Experimente der Noth und zwar sehr gefährliche. Sobald die Stammesgenossen dieser Gefangenen wieder in Gallien einbrachen, konnten sie in

¹⁾ Paneg. VIII (gratiarum actio, vom J. 311) c. 8.

²⁾ Paneg. V (Eumen, Constantio, vom J. 297) und VII (Constantino, v. J. 310). passim. Vgl. Hist. Aug. Probus 15.

³⁾ Nachweisbar z. B.: in den Vogesen, wo es noch im W. A. einen Chamavengau und einen Chattuartergau gegeben hat. Vgl. für die ganze Völkerwanderung: Seuf, die Deutschen und ihre Nachbarstämme.

den letztern lauter Verbündete finden, wenn nicht eine ge- s. Wilschmitt.
raume Zeit dazwischen verstrichen war.

Diese Eventualität einstweilen abzuhalten, gelang dem Constantin
Glück, dem Talente und der Grausamkeit Constantin's, als Erzverthei-
er in dem ersten Jahre nach dem Tode seines Vaters den gung.
Bund einiger Frankenvölker zu bekämpfen hatte, welche zu 306.
den später so genannten ripuarischen Franken gehörten (wahr-
scheinlich Chatten und Ampfirarier, nebst den Bructerern).
Sie hatten schon bei Lebzeiten seines Vaters den Rhein über-
schritten; nun schlug er sie und bekam ihre Fürsten Aescarich
und Regais (oder Merogais) gefangen. ¹⁾ In dem Amphitheater zu Trier, dessen gewaltige Ueberreste man noch jetzt
in den Weinbergen aufsucht, wurden die beiden den wilden
Thieren vorgeworfen; dasselbe geschah massenweise mit den
gefangenen Bructerern, „die zu unverlässlich waren um als
„Soldaten, zu unbändig um als Sklaven zu dienen“; „die
„wilden Bestien ermatteten ob der Menge ihrer Opfer.“ —
Noch zweimal im Jahr 313 und um 319 werden kurze Feld-
züge gegen die Franken erwähnt, freilich bei den Geschicht-
schreibern nur mit einem Worte, woraus schon ihre geringe
Bedeutung hervorgeht. ²⁾ Constantin nahm sogar wieder
von einem Stücke des rechten Rheinufer's Besitz, und erbaute
zu Köln eine große steinerne Brücke, welche bis in die Mitte
des zehnten Jahrhunderts vorhanden war, aber in einem
so baufälligen und gefährlichen Zustande, daß Erzbischof
Bruno, der Bruder Otto's des Großen, sie abbrechen ließ. ³⁾
Den Brückenkopf bildeten die Castra Divitensia, das heutige
Deuß. — Ein periodisches Fest, die fränkischen Spiele (ludi

¹⁾ Paneg. VII (Eumen. Constantino) c. 11, 12.

²⁾ Etwas umständlicher Panegy. IX, 23 und X, 17 und 18, hier
mit offenerer Uebertreibung. Bei einem dieser Züge soll z. B.
Constantin selber verkleidet die Feinde ausgekundschaftet und durch
Zureden zum Angriff provocirt haben.

³⁾ Hiedler, röm. Gesch. 3te Aufl. S. 433. — Noch 1766 sah man
bei niedrigem Rheinstande einige Pfeiler davon.

3. Abschnitt. Francici) vereinigten diese Erfolge. Bei der Siegesfeier vom Jahr 313 stürzten sich die dem Tode geweihten Franken den wilden Thieren mit sehnüchziger Ungeduld entgegen.

Das Bild
Gallien.

Vergebens sucht man das Gesamtbild des alten Galliens, wie es unter Diocletian und Constantin sein mochte, weiter zu vervollständigen, indem die ergiebigeren Quellen erst für die Zeit von Valentinian I. an zu fließen beginnen. Von dem Loos der Landbevölkerung kann man sich nach dem Obigen einen ungefähren Begriff machen. Der Gallier fühlte aber auch seine Noth viel lebhafter als manche andere Bevölkerungen des Reiches. Schon physisch sehr bevorzugt, hoch und herb, hielt er etwas auf seine Person, liebte die Keuschheit und wollte nicht in Lumpen einhergehen. Er verzehrte viel, namentlich in Wein und andern berauschenden Getränken, hatte aber dafür jene Anlage des geborenen Soldaten, welche bis ins vorgerückte Alter keine Furcht kannte und keine Anstrengung mied. Man meinte, dieß hänge mit seiner kräftigen Blutfülle zusammen und verglich ihn mit jenen mageren, verkommenen Südländern, welche zwar mit einer Zwiebel des Tages ihren Hunger stillen, dagegen im Krieg ihr Blut sparen, dessen sie so wenig übrig haben. 1) Auch die gallischen Weiber, blonde, gewaltige Figuren, scheuten den Streit nicht; sie waren furchtbar, wenn sie die weißen Arme aufhoben und ihre Schläge und Fußtritte „gleich Catapult-Schüssen“ austheilten. 2) Eine solche Bauerschaft läßt sich nicht zu viel bieten, und ein gewisser Grad von Elend wird unvermeidlich den Ausbruch

Die Städte. herbeiführen, wie damals geschah. — Allein auch in den Städten herrschte Noth und Dürftigkeit; der wichtigste Besitz des Stadtbewohners in diesem fast ausschließlichen Agriculturnlande war der ausgeliehene oder durch Knechte bewirthschaftete Boden, dessen Unglück der Eigenthümer in vollem

1) Veget. de re milit. I, 2.

2) Ammian. Marc. XV, 12.

Maße mitempfand. Sodann erdrückte der Staat hier wie 3. Abschnitt.
im ganzen Reiche durch das Decurionenwesen auch die Wohlhabenden, insofern er die Besitzer von mehr als 25 Morgen Landes insgesammt für die fixen, oft noch willkürlich erhöhten Steuern des Bezirkes haftbar machte; eine Lage, welcher sich der Einzelne bisweilen durch ganz verzweifelte Schritte, später selbst durch Flucht zu den Barbaren, zu entziehen suchte. Wenn man nun doch noch Beispiele von außerordentlich reichen Leuten und einem großen Luxus findet, so erklärt sich dieß für's Erste durch das Fortbestehen der sogenannten senatorischen Familien, welche durch erbliche Verleihung Mitglieder des römischen Staates gewesen sein müssen und außer ihrem Titel „clarissimi“ und andern Ehrenrechten auch die Befreiung von dem Ruin der übrigen Städte, dem Decurionat für sich hatten. Ein anderer Grund liegt wohl in einem merkwürdigen Zuge des alten gallischen Nationalcharakters, welcher aus Liebe zu Parteilungen aller Art, später dann natürlich aus Noth, beständig auf Verhältnisse der Clientel, des Schutzes Geringerer durch Die Clientel. Die Mächtigen hindrängt. Schon Cäsar¹⁾ fand in dieser Beziehung einen ganz ausgearteten Zustand vor; die Masse war bereits in die Knechtschaft des Adels gerathen. Aber ein halbes Jahrtausend nach ihm kehrt dieselbe Klage fast unverändert wieder; Salvian²⁾ bejammert das Loos der kleinen Grundbesitzer, welche aus Verzweiflung über den Beamtenruck und die ungerechten Richter den Großen des Landes sich und ihre Habe zu eigen überlassen. „Dann ist ihr Grundstück die Landstraße³⁾ und sie sind die Colonen der Reichen! Der Sohn erbt nichts, weil der Vater einmal Schutz nöthig gehabt hat!“ — Auf diese Weise war es schon möglich, daß der einzelne Vornehme, der einzelne Großpäch-

¹⁾ Bellum gall. VI. 13.

²⁾ De vero iudicio et provid. Dei. I. V.

³⁾ Wenn „Fundos viarum quaerunt“ so zu übersetzen ist.

3. Abschnitt. ter von Staatsländereien u. s. w. ganz endlose Latifundien zusammenbrachte und dann wieder in antiker Weise gegen seinen Wohnort oder seine Provinz freigebig sein, z. B.: prächtige öffentliche Gebäude errichten konnte, während Alles um ihn her darbt oder von seiner Gnade lebte. Ist dieß im Einzelnen für Gallien nicht nachzuweisen, so bleibt es doch die einzige Erklärung des Contrastes zwischen der äußern Pracht der Städte (soweit dieselbe nicht kaiserliche Munificenz war) und dem notorischen Elend. An Tempeln, Amphitheatern, Theatern, Triumphbögen, Fontainen, Thermen, Doppelpforten konnten namentlich die südgallischen Städte es mit den meisten italienischen aufnehmen, wie ihre Ruinen beweisen, — noch jetzt die Zierden jedes betreffenden Ortes, wie sie einst als unverfehrtes Ganzes den Dichter Aufonius entzückten. Abgesehen von Schenkungen mußten ohne Zweifel auch oft die Decurionen aus ihrem eigenen und aus dem Stadtgut dergleichen Ausgaben bestreiten helfen.

Romanisirung Galliens. Von den Lehranstalten Galliens wird weiterhin die Rede sein; durch sie erhielt sich das Land seine bedeutende Stellung im Verhältniß zum römischen Geistesleben, auf welche es so stolz war. Denn man wollte ja nicht mehr zum alten Keltenthum zurückzukehren, sondern nach Kräften Römer sein; mit einem wahren Eifer muß das Volk z. B. seine alte Sprache ¹⁾ zu vergessen gesucht haben, die durch bloße römische Colonisation und Verwaltung nicht so völlig zurückgedrängt worden wäre. Vielleicht giebt bis zu einem gewissen Grade

Die Sprache. der jetzige Sprachenzustand des Elfsaß eine Vorstellung des damaligen gallischen; die alte Sprache dauert im täglichen Leben fort, sobald aber ein Interesse höherer Bildung berührt wird, oder sobald man sich irgendwie offiziell zu geberden hat, tritt die neue in ihr Recht, auf deren wenn auch mangel-

¹⁾ L. Dieffenbach, *Celtica*, II. 84. Noch Anfang des dritten Jahrhunderts werden einzelne Urkunden keltisch abgefaßt. — Vgl. bes. *Panogyr.* IX, c. 1.

hafte Kenntniß alle Welt sich etwas zu Gute thut. Auch 3. Abschnitt.
die alte Religion der Gallier hatte sich bequemen müssen, ein römisches Gewand anzuziehen, und die Götter haben sich nicht bloß (wo es anging) im Namen, sondern auch in der plastischen Darstellung dem römischen Styl gefügt, mag er auch nicht wenig provinziell verwildert erscheinen, sobald er sich über die alten kunstverständigen Städte des Südens hinauswagt. In Einem Falle mindestens hat aber der klassische Bildhauer auch ein rein keltisches Götterideal verwirklichen müssen, nämlich die geheimnißvollen Matronen,¹⁾ welche in ihrem wunderlichen Kopfschmuck, Fruchtschalen auf dem Schooß, zu dreien neben einander zu thronen pflegen. Von einer ganzen Menge zumal localer Gottheiten, deren Namen sich schon deshalb nicht in's Lateinische übersetzen ließen, haben wir bloß die Weiheinschriften²⁾ ohne Bildwerke.

Wie stand es aber mit dem einst so mächtigen Priesterthum, welches diese Religion verwaltete, mit den Druiden?^{Die Druiden.} Vor Zeiten hatten sie mit den Ablichen Einen herrschenden Stand ausgemacht; diesen blieb Herrschaft und Kriegsmacht, ihnen das Richteramt und die Pflege der geheimen Wissenschaften, der gewaltigen Superstitionen, womit sie das ganze Leben des Volkes umspinnen hielten. Ihr Bann war die schrecklichste Strafe; wen sie von den Opfern ausschlossen, der galt als unrein und rechtlos. Als Geweihte der Gottheit waren sie frei von Abgaben und Kriegsdienst. Vielleicht gehörten zu ihren Heiligthümern (oder Tempeln, wenn man so sagen darf) beträchtliche Domainen, jedenfalls aber Schätze in edeln Metallen, deren Fülle sprichwörtlich geworden war. Aus dieser hohen Stellung waren jedoch die Druiden

¹⁾ Vgl. H. Schreiber: Die Iren in Europa. Freiburg. 1842. — Auch diese ausgezeichnete Monographie läßt nebst mehreren andern dringend wünschen, daß der Verf. der deutschen Wissenschaft eine Gesamtdarstellung des Keltenthums schenken möchte, zu welcher er vor so vielen Forschern befähigt wäre.

²⁾ Orelli, *inscr. lat. sel. I. cap. IV. §. 36. & 37.* — S. d. V. Abschnitt.

3. Abschnitt. längst verdrängt, ohne daß man genau sagen könnte, seit wann und wie. Schon die unermesslichen Erpressungen Cäsar's hatten gewiß auch jenen Tempelschätzen gegolten und damit thatsächlich der Macht der Druiden, welche überdies durch die Vermischung des römischen Götterdienstes mit dem ihrigen und durch die Einführung römischer Priesterthümer mehr und mehr beeinträchtigt wurden. Unter Augustus und Tiberius verrathen sich Zuckungen der Unzufriedenheit; wenigstens soll der letztere sich veranlaßt gefunden haben, „die gallischen Druiden und derartige Wahrsager und Aerzte aufzuheben.“¹⁾ Sie dauerten aber doch fort, selbst nachdem Claudius „ihre furchtbar grausame Religion, deren Begehung bereits Augustus den römischen Bürgern untersagt, gänzlich aufgehoben hatte.“²⁾ Damit sind die Menschenopfer gemeint, wozu bei Claudius noch der Widerwille gegen die gefährlichen Amulette kommen mochte, welche die Druiden im Gebrauch hielten, z. B.: Eier gewisser Schlangen, wodurch man sich den Sieg in jedem Streit und den Zugang zu Fürsten gesichert glaubte.³⁾ Der Stand als solcher mußte jetzt freilich seinen Zusammenhang verlieren, die druidischen Tageszählungen zwischen Dreuz und Chartres allmählig eingehen, das Wandern der Druidenzöglinge nach dem seither ebenfalls römisch gewordenen Britannien aufhören, nachdem die Insel seit unvordenklichen Zeiten als die hohe Schule aller druidischen Weisheit gegolten; — aber es gab doch noch fortwährend Druiden bis in die christliche Zeit hinein, ohne Zweifel weil das Volk des von ihnen gepflegten Aberglaubens im täglichen Leben nicht entbehren wollte. Leicht kann man sich ihre Lage im dritten Jahrhundert vorstellen; die gebildete Welt hat sich längst dem römischen Wesen in die

¹⁾ Plin. Hist. nat. XXX, 4. — Wie weit der Druidismus bei den verschiedenen Aufständen Galliens betheiligt war, bleibt durchaus ungewiß.

²⁾ Sueton. Claud. 25.

³⁾ Plin. Hist. nat. XXIX, 12.

Arme geworfen und steht in keinem Verhältniß mehr zu 3. Abschnitt. ihrem altnationalen Priesterstande; dieser hat darob seine höhere gemeinsame Weihe eingebüßt, und es ist aus dem Priester ein Beschwörer, Quacksalber und Wahrsager geworden, wie theilweise in Aegypten. Vorzüglich machten sich die Druidinnen als die Zigeunerinnen des sinkenden Alterthums bemerklich. Aurelian befragte ihrer mehrere — möglicherweise ein ganzes Druidinnencollegium ¹⁾ — über die Nachfolge im Reiche, und zwar sicher nicht bloß im Scherze, denn der Scherz auf diesem Gebiete war gefährlich. Sonst gaben sie ihre Weissagungen auch ungefragt, wie jenes rücksichtslose Weib, das dem Alexander Severus auf gallisch zurief: „Ziehe hin, hoffe keinen Sieg, und deinen Soldaten traue nicht!“ — oder wie jene druidische Wirthin im Tungenland (bei Lüttich), mit welcher der damalige Unteroffizier Diocles, der spätere Diocletian, seine tägliche Kost ver rechnete. „Du bist zu getzig, zu sparsam!“ sagte sie. „Ich will freigebig sein, wenn ich einmal Kaiser bin,“ antwortete er. „Spotte nicht, erwiederte die Wirthin; Du wirst Kaiser werden, wenn Du einen Ober erlegt hast.“

Die Druidinnen.

Am längsten muß das Druidenthum sich in den Gegenden gehalten haben, welche noch jetzt theilweise ihre keltische Nationalität und Sprache bewahren, also in der Bretagne und im westlichen Theil der Normandie. Noch im vierten Jahrhundert lernen wir eine von hier stammende Druidenfamilie kennen, deren Mitglieder zu den gelehrtesten Rhetoren

¹⁾ Wenigstens eine *Druis antistita* (und damit eine ihr untergebene Anzahl von Priesterinnen) ist bewiesen durch eine Mezer Inschrift, bei Drexel N. 2200. Aber sie trägt den griechischen Namen *Arcte*, und die Weihung, wozu sie „ein Traumgesicht aufgefordert,“ gilt dem Silvanus und den Nymphen. — Das Folgende aus *Hist. Aug. Aurelian. 44, Alex. Sev. 59, Numerian 14.* — Ammian's Darstellung des Druidenwesens (XV, 9) ist offenbar aus viel ältern Quellen genommen, welche zugleich diejenigen Strabo's waren, und hat für das vierte Jahrhundert gar keine Geltung.

3. Abschnitt. der Schule zu Bordeaux gehörten. Es gab ihnen eine gewisse Weihe, daß man wußte, das Priesterthum des keltischen Sonnengottes Belenus sei in ihrem Hause erblich gewesen. Allein sie fanden — bezeichnend genug — ihren Vortheil darin, dieses ganze Verhältniß zu gräcisiren und sich *Phobicius* und *Delpheidsius* zu nennen. ¹⁾

Vermuthlich hielten die Druiden, wo sie noch existirten, nach Kräften den Cultus im Gange, welchen das gemeine Volk noch bis tief in die christlichen Jahrhunderte hinein den gewaltigen, formlosen Steindenkmälern des alten Keltenthums widmete, jenen Pfeilern, Decksteinen, Spindeln, Steinbänken, Feengängen, u. s. w., wo des Nachts Lichter und Opfer brannten und Gelage gefeiert wurden. Darauf bedeckt tiefes Dunkel den Untergang des keltischen Heidenthums; in späterer Zeit leben dann, durch die Ferne vergrößert, die Druiden als Riesen, die Druidinnen als Feen fort und über die Steindenkmale, wo es nicht recht gehauer ist, spricht die Kirche ihren vergeblichen Exorcismus. ²⁾

Britannien. Während Maximian Gallien zur Botmäßigkeit brachte, trat ein Abfall Britanniens ein, ³⁾ welcher einerseits wohl das Nachspiel ausmacht zu der rettenden Usurpation der dreifig Tyrannen unter Gallienus, andererseits aber das Vorspiel war zu dem definitiven Verlust Britanniens, wie er etwa 140 Jahre später eintrat.

Seit Probus war die Insel, wie auch die gallischen Küsten, umschwärmt von Piraten, welche bald als Franken (und dann als Salier), bald als Sachsen bezeichnet werden. Gegen sie bedurfte man einer Flotte, welche in der That zu

¹⁾ Auson. Proff. Burd. 4 & 10.

²⁾ Vgl. Schreiber, a. a. D. S. 76.

³⁾ S. vor Allem Gibbon, Cap. 13, wo von den frühern etwas zu phantastischen Darstellungen des Carausius das Bewährte gesichert ist. — Das Material in der Abh. v. Genebrier, im 6ten Bd. der Zusage zur Gallischen Weltgeschichte. — Die Hauptquellen sind die Panegyriken II bis V.

Boulogne (Gessoriacum) ausgerüstet wurde; den Befehl der- 3. Abschnitt.
selben vertraute Maximian dem seckundigen und tapfern,
auch noch im Bagaudenkrieg erprobten Carausius an, einem
Menapier (Brabanter) von dunkler, vielleicht kaum römi-
scher Herkunft. Dieser begann bald ein sonderbares Spiel
mit seiner Stellung zu treiben. Er ließ die Piraten un-
gestört ihre Ausfahrten bewerkstelligen, und fing sie erst bei
der Rückkehr auf, um die ihnen abgenommene Beute für sich
selbst zu behalten. Sein Reichthum erregte Aufsehen und
Maximian, der Alles erfahren, hatte schon Befehl gegeben
ihn zu tödten, allein Carausius wußte ihm zuvorzukommen.
Durch Freigebigkeit hatte er seine Soldaten sowohl als die
Franken und Sachsen selbst an sich zu fetten vermocht, so
daß er noch in Gallien sich zum Kaiser aufwerfen konnte, ^{296.}
doch nicht um sich hier zu halten. Er fuhr mit der ganzen
Flotte nach Britannien hinüber, wo die römischen Truppen
sich sofort für ihn erklärten, so daß das ganze Land in
seine Gewalt kam, während Maximian das nothwendigste
Mittel zu seiner Verfolgung entbehrte. Sieben Jahre lang
beherrschte er die damals reiche Insel, indem er die Nord-
grenze gegen die alten Feinde, die Saledonier, verteidigte;
auch Boulogne mit der Umgegend behielt er als Absteige-
quartier und als Stützpunkt für seine Kaper bei, wie zu
Ende des Mittelalters Calais diese Stelle vertrat. Als
Herr Britanniens suchte er nun zwar die römische Bildung
und Kunst zu erhalten, allein seinem Bündniß mit den Fran-
ken in den Niederlanden zu Liebe trug er und seine Römer
doch ihre Tracht und nahm ihre junge Mannschaft in sein
Heer und auf seine Flotte, wo sie alle römische Kriegsübung
lernen konnte. Es ist keine Frage, daß England bei einer
längern Isolirung unter ihm und ähnlichen Nachfolgern
barbarisirt worden wäre, ehe es die römisch-christliche Bil-
dung, das wichtigste Erbtheil des alten orbis terrarum, in
sich aufnehmen und verarbeiten konnte. Von der andern
Seite ist es ein imposanter Anblick um diese Insel, wie sie

3. Abschnitt. zum erstenmal in der Geschichte ihrer künftigen Seeherrschaft plötzlich bewußt wird, weil ein kühner Empörer von ihr aus die Mündungen der Seine und des Rheins beherrscht und die ganze Küste des Oceans in Schrecken hält. — Seine Popularität konnte übrigens nur darauf beruhen, daß die Piraten, jetzt in seinem Dienst, die Küsten nicht mehr belästigten, und daß er zugleich die Nordgrenze vertheidigte.

Rüßungen gegen ihn, 289.

Maximian mußte eine neue Flotte rüsten, aber sein Versuch scheint unglücklich abgelaufen zu sein; der Usurpator hatte alle erfahrenen Seeleute bei sich. In der Besorgniß, daß derselbe seine Herrschaft noch weiter ausdehnen möchte,

290. entschlossen sich die Kaiser zur Abfindung mit ihm; er behielt die Insel und den Titel Augustus, wenigstens konnte man es nicht verhindern, daß er sich auch fürderhin wie bisher so nannte. Am allerwenigsten war man aber gewillt, ihm den Raub auf die Länge zu lassen. Sobald die beiden Cäsaren adoptirt waren, brach man wieder mit ihm,

293. gleichviel unter welchem Vorwand, vielleicht bei Anlaß von Boulogne. Constantius Chlorus mußte diese Stadt belagern; die carausische Flottenstation im Hafen ließ sich geduldig den Eingang desselben durch einen Damm verschütten und fiel in die Hände des Belagerers. ¹⁾ Vielleicht war es der Rückschlag dieses Ereignisses auf die Stimmung Englands, welcher einen vertrauten Gefährten des Usurpators,

Mæctus.

Mæctus, den Muth zu dessen Ermordung gab, worauf Volk und Soldaten ihn ohne weiteres anerkannten. Jetzt nahm sich Constantius die Muße, für die künftige Eroberung Britanniens eine weite, zuverlässige Basis vorzubereiten, und sich vor Allem die rechte Flanke zu sichern durch Unterwerfung derjenigen Franken, welche das Bataverland besetzt

294. hielten. Er schlug sie und verpflanzte einen großen Theil in das römische Gebiet, um Trier und Luxemburg. Zugleich

¹⁾ Paneg. V (Eumen. Constantio) c. 6, wo Dinge mit Stillschweigen übergangen sind, ohne welche man diese Kriegsthat unmöglich beurtheilen kann.

wurde eine neue Flotte gerüstet und zwei Jahre später war Alles bereit zum Hauptangriff. Allectus hatte eine Beobachtungsflotte bei der Insel Wight aufgestellt, aber der kaiserliche Admiral Asclepiodotus, der am Seineausfluß unter Segel gegangen war, konnte unter dem Schuß eines dichten Nebels glücklich an derselben vorbeikommen und irgendwo an der Westküste landen, wo er sofort seine Schiffe hinter sich verbrannte, wahrscheinlich weil seine Mannschaft zu gering war um sie in ein Angriffsheer und in ein Schuttkorps für die Flotte zu theilen. Allectus, der den Hauptangriff des Constantius mit der Boulogner Flotte in der Gegend von London hatte erwarten wollen, verlor die Haltung, indem er sich nun unvorbereitet nach dem Westen werfen mußte, wo er den Asclepiodotus unterwegs traf. Ein vielleicht ganz unbedeutendes Treffen zwischen ein paar tausend Mann, in welchem Allectus fiel, entschied das Schicksal Englands, so daß Constantius bei seiner Landung in Kent bereits allgemeine Unterwerfung vorfand. Der Lobredner tröstet sich über das in diesem Krieg geflossene Blut damit, daß es nur das Blut gemütheter Barbaren gewesen sei.

Unterwerfung
der Insel.

Constantius mußte der Insel dieselben Vortheile zu gewähren suchen, die sie unter Carausius genossen: hauptsächlich den Schuß nach außen und dann die öftere Residenz. Ersteres wurde ihm bei der jetzigen Demüthigung der Franken nicht schwer; in letzterer Beziehung theilte er sich bei ruhigen Zeiten zwischen Trier und York, wo er auch starb.

So war denn die sehr bedeutende römische Cultur gerettet, welche damals zwischen England und dem jenseits des Hadrianswalles gelegenen Schottland, dem jenseits der Meerenge liegenden Irland einen so bedeutenden, bis auf den heutigen Tag fühlbaren Unterschied machte. Die Schicksale des fünften Jahrhunderts kamen zu spät, um ihre mächtigen Spuren gänzlich zu zerstören.

Unsere Aufgabe wäre nun vor Allem, den damaligen Zustand der Germanen zu schildern, nicht nur an den

Die Germanen.

3. Abschnitt. Reichsgrenzen, sondern so weit in den Norden und Osten sie sich überhaupt verfolgen lassen. Als künftige Erben des Reiches verdienten sie die genaueste Betrachtung, auch wenn zufällig die Zeit Constantin's für sie eine Zeit des Zurückschreitens und der innern Zerrüttung gewesen sein sollte; selbst die flüchtigsten Notizen und Andeutungen müßten uns von größtem Werthe sein, um das ewig verschwimmende, zerrissene Bild jener großen Völkertafel soweit es irgend möglich herzustellen.

Allein der Muth zu dieser Arbeit entsinkt dem Verfasser, Angesichts einer seit Jahren erhobenen wissenschaftlichen Discussion über die größten Hauptfragen der alten germanischen Geschichte, in welche er auf keine Weise berufen ist hineinzureden. Die Resultate von Jakob Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache“ würden nämlich nicht bloß die bis jetzt geltenden Annahmen über die Westgermanen mannigfach umgestalten, sondern auch die alten Donau- und Pontus-Völker, vor allem die Dacier und Geten, selbst die Scythen dem deutschen Stamm in näherm oder entfernterm Grade zuweisen, und insbesondere die Geten mit den spätern Gothen identificiren. Damit würde die ganze bisherige Ansicht über Macht und Ausdehnung der Germanen verändert, und nicht minder die Urgeschichte der Slaven umgewandt, welche als die Sarmaten des Alterthum zwischen und unter jenen Germanenvölkern wohnend zu denken wären.

Wenn wir aber auch für das halbe Jahrhundert von Diocletian bis zum Tode Constantin's die Sitze, Wanderungen und Mischungen wenigstens der Grenzvölker von den Niederlanden bis an's schwarze Meer genau nachweisen könnten, so blieben doch als großes Räthsel die innern Zustände übrig. Wer giebt uns Kunde von der Gährung und Neugestaltung des germanischen Wesens seit den Zeiten des Tacitus? von den Ursachen der großen Völkerbünde? von dem plötzlichen Eroberungsdrang der Pontus-Gothen im dritten Jahrhundert? von ihrem nicht minder

auffallenden Stillestehen ¹⁾ in der ersten Hälfte des vierten? **3. Abschnitt.**
Wer leihet uns einen Maßstab für das weitere oder geringere Eindringen römischer Sitte in den germanischen Grenzländern? Ja selbst von Sitte und Zustand der in's römische Reich aufgenommenen Germanen, sowohl der Soldaten als der Colonen, ist uns wenig bekannt. — So mag es denn auch genügen, wie oben die Kämpfe an der Rheingrenze, so auch die übrigen Kriege am Nordsaum des Reiches nur kurz zu erwähnen. Eine große Bedeutung können die letztern, nach der Einsylbigkeit der Quellen ²⁾ zu schließen, ohnedieß kaum gehabt haben; fast alle Nebenumstände, sogar Ort und Stelle bleiben völlig dunkel.

Summarische
Aufzählung.

„Die Markomannen wurden auf's Haupt geschlagen“ — so lautet die für lange Zeit einzige Notiz über jenes Volk, 299. welches unter Marc Aurel als Centrum eines großen Bundes das Römerreich mit Unterang bedroht hatte.

Die Bastarnen und Carpen, wahrscheinlich Gothenvölker 294—296. an der untern Donau, werden durch Diocletian und Galerius besiegt und die ganze Nation der Carpen auf römischem Boden angesiedelt, nachdem hunderttausend Bastarnen bereits unter Probus dasselbe Schicksal gehabt.

Eine wiederkehrende Sorge verursachten die Sarmaten, wahrscheinlich ein slavisches Donauvolk. Diocletian kämpfte 299. zuerst allein, dann mit Galerius gegen sie und verfeht auch 291. von ihnen viele in das Reich. Spätere Einfälle strafte Constantin durch einen Feldzug, welcher ihrem König Kaufmod 319. das Leben kostete; gegen Ende seines Lebens aber nahm er, 331. wie es heißt, nicht weniger als 300,000 Sarmaten in das Reich auf, nachdem dieselben durch einen Aufstand ihrer Sklaven (offenbar eines früher unterjochten Volkes) aus der Heimath waren vertrieben worden. Leider fehlen zur Beur-

¹⁾ Die Ausnahme s. unten.

²⁾ Die Stellen gesammelt u. a. bei Manso, Leben Constantin's und bei Clinton, fasti Rom., passim. Vergl. auch Ammian. Marc. XXVIII, 1.

3. Abschnitt. theilung solcher massenhaften Aufnahmen ganzer Völker fast alle erklärenden Nebenumstände, so daß wir weder die Grenzen des Nothwendigen und Freiwilligen noch die militärische und ökonomische Berechnung kennen, welche die römischen Herrscher dabei leitete. Ein einziger erhaltener Vertrag würde größeres Licht auf diese Verhältnisse werfen als alle Vermuthungen, welche den verlorenen Hergang aus Analogien wieder aufbauen müssen.¹⁾

323. Auch ein Gotheneinfall wird erwähnt, wahrscheinlich von einer andern Art als die frühern und spätern, ja vielleicht nur die That eines einzelnen Stammes, der durch geheimnißvolle römische Einwirkung über die schlecht bewachte Grenze gelockt wurde. Constantin soll die Feinde durch seinen Anzug erschreckt und dann durch eine Niederlage zur Zurückgabe der mitgeschleppten Gefangenen genöthigt haben. Der Zusammenhang mit dem Angriff gegen Ricinius (wovon unten) wirft ein überaus zweideutiges Licht auf diesen ganzen Krieg. — Einige Jahre später zieht Constantin mit seinem gleichnamigen Sohn auf Ansuchen der bedrängten Sarmaten in das Land der Gothen, etwa in die Moldau und Walachei, wobei hunderttausend Menschen (wahrscheinlich beider Parteien) durch Hunger und Kälte sollen umgekommen sein; unter den Geiseln erhielt man auch den Sohn des Königs Ariarich. Darauf erfolgte die schon erwähnte Einmischung in die Sache der Sarmaten und deren Verpflanzung.

Es bleibt nun immer die Frage: von welchen Gothen und Sarmaten jedesmal die Rede sei?²⁾ Denn diese Namen umfassen ganze Reihen von ursprünglich einigen, aber längst

¹⁾ Es genügt hier auf ein Meisterwerk reconstruirender und dabei gewissenhafter Kritik zu verweisen, wie Gauyp: „die german. Ansiedelungen und Landtheilungen in den Prov. des röm. Westreiches.“ —

²⁾ Was z. B. in dem bekannten Cap. 21 des Jornandes uirgendes gesagt ist.

geschiedenen Stämmen, deren Bildungsstand vielleicht alle 3. Abschnitt.
Stufen und Nuancen darstellte, welche zwischen einer fast römischen, städtischen Cultur und wildem Jägerleben in der Mitte liegen. Die Rückschlüsse, zu welchen z. B. das Dasein und die Beschaffenheit der gothischen Bibel des Isidor (bald nach Constantiu) berechtigt, würden eine sehr hohe Idee von der Bildung der betreffenden Stämme schon in constantinischer Zeit erwecken, während andere Spuren barbarische Rohheit verrathen. Die vorhandenen einzelnen Züge zu einem Bilde zu verarbeiten, überschreitet jedoch unsern Zweck und unsere Kräfte.

Auch dem Gegenbilde, den römischen oder römisch ge- Die Donauländer.
wesenen Donauländern Dacien (Siebenbürgen, Nöberrungarn, Moldau und Wallachei), Pannonien (Oberungarn nebst den westlichen und südlichen Nachbargenden), und Mösien (Serbien und Bulgarien) kann hier nicht die gebührende Beachtung zu Theil werden, weil dem Verfasser die Uebersicht der beträchtlichen neuern Entdeckungen in diesen Gegenden gänzlich fehlt. In der Zeit, um welche es sich hier handelt, waren dieselben eine Militärgrenze wie zum Theil jetzt, nur umgekehrt gegen den Norden, nicht gegen den Süden; seit Philipp dem Araber wollte der Waffenlärm hier gar nicht mehr verstummen¹⁾ und Aurelian hatte Dacien, die gefährliche Eroberung Trajan's, bereits den Gothen so viel als Preis geben müssen. Vorher aber und in den weniger bedrohten Gegenden auch nachher muß hier eine sehr bedeutende römische Cultur geherrscht haben, deren Wirkungen auf diesem von der Völkerwanderung ganz durchwühlten Boden nicht zu vertilgen gewesen sind, und z. B. in der romanischen Sprache der Walachen noch kenntlich fortbauern. Städte wie Vindobona (Wien), Carnuntum (St. Petronell), Mursa (Eßel), Taurinum (Semln) und

¹⁾ Panegy. III genethl. Max. c. 3. in quibus (provinciis) omnia vita militia est . . . Als Schule von Helden wurden sie schon eben bezeichnet.

3. Abschnitt. vor allem Sirmium (westlich von Belgrad), dann weiter abwärts Naissus (Nissa), Sarbica (Sophia), Neopolis am Hämus und das ganze reiche Itinerarium der Donau überhaupt lassen auf ein Dasein schließen, welches an Fülle und Wichtigkeit vielleicht die Rheingrenze bedeutend überholte. Wenn einst abendländische Hände den slavischen und türkischen Schutt von den alten Donaustädten wegräumen dürfen, so wird auch das römische Leben jener Gegenden wieder zum Vorschein kommen.

Der Pontus. Am schwarzen Meer endlich treffen die Germanen nebst andern Barbaren mit den griechischen, meist militischen Colonien ¹⁾ zusammen, welche als nördlichste Vorposten des Hellenenthums seit mehr als acht Jahrhunderten den Pontus zu einem „gastlichen“ (εὐχοῖνος) machten. Ein Theil derselben hatte sich längst mit einigen barbarischen Stämmen zu dem sogenannten bosporanischen Königreich verschmolzen, welches über die Hälfte der Krim und die jenseits der Meerenge von Kertsch beginnenden Abhänge des Caucasus umfaßte und also den Eingang des Kow'schen Meeres, vielleicht auch beträchtliche Stücke von dessen Ufern beherrschte. Münzen und Inschriften gewähren eine Königsreihe ohne Unterbrechung bis auf Alexander Severus ²⁾ dann folgen zwischen Lücken die Namen Zinthimeuos, Teiranes, Thothorses, Phareanzes und unter Constantin 317 bis 320 nachweisbar ein König Rhadamsabis. Als Rom von den kleinen Königreichen seiner Ostgrenze eines nach dem andern zur Provinz machte, blieben nur Armenien und Bosporus verschont, welches sich dann mehr und mehr von Rom losgemacht und barbarisirt haben muß. Unter Diocletian er-

Reich Bosporus.

¹⁾ Für das Folgende s. Böckh, *corpus inscr. græc.* Vol. II, pars XI, bes. die Einleitung dazu. — Hallische Weltgeschichte, Ausgabe, Bd. IV.

²⁾ Mehrere Fürsten dieser Reihe führen merkwürdiger Weise die nämlichen Namen, welche unter den längst erloschenen Königen von Thracien vorkommen: Cetsa, Rhometaleos, Rheocupris.

hoben die Bosphoraner, mit Sarmaten verbunden, einen unglücklichen Krieg ³⁾ gegen ihre Nachbarn an der ganzen östlichen Seite des Pontus; Constantius Chlorus, der im nördlichen Kleinasien gegen sie im Felde stand, rief die Ebersonnesiten auf, von Westen her in das bosphoranische Land einzufallen, was denn auch mit vielem Erfolge geschah. Die Bosphoraner mußten einen Vertrag eingehen, wobei sie fast die ganze Krim, bis auf die Gegend von Kertsch (Panticapæum, die alte Hauptstadt des großen Mithridat) an die Ebersonnesiten verloren. Die griechische Colonie hatte zu ihrem Glück ihre Lebenspflicht gegen das römische Imperium erkannt, während der Bosphorusfürst bei der allgemeinen Noth des letztern sich jeder Pflicht ledig geglaubt hatte. — Im Verhältniß zu den griechischen Küstenstädten hießen diese Könige übrigens immer nur Archonten, welches in Hellas der Name der obersten Stadtbeamten zu sein pflegte; gegen die Nichtgriechen blieb es ihnen dafür unbenommen, sich sogar „König der Könige“ betiteln zu lassen, wie einst die Herrscher Persiens.

Doch wenden wir uns nochmals aus diesem kleinen Reiche nach Westen zurück. In dem reichen Kranze altgriechischer Colonien, deren Fundstücke die Museen von Südrussland zu füllen beginnen, erwecken vor Allem zwei unsere Theilnahme durch ihr eifriges Bemühen, das griechische Leben trotz der Umgebung rein und vollständig bei sich zu erhalten. Das siegreiche Ebersonnesus, jetzt Sewastopol, war eine Colonie von Heraklea am Pontus und dadurch mittelbar von Megara. Das nahe Vorgebirge Parthenium war die Stätte einer geweihten Erinnerung; hier stand noch der Tempel der strengen taurischen Artemis, welche bis zu Iphigeniens Priesstertum durch Menschenopfer geföhnt werden mußte; auf den Münzen der Stadt sieht man das Bild der Göttin. Unter der Römerherrschaft kam Ebersonnesus noch ein-

³⁾ Constantia. Porphyrog. De administr. imp. cap. 53 giebt eine Erzählung davon, deren Werth hier gänzlich dahingestellt bleibt.

3. Abschnitt. mal kräftig empor und erweiterte, wie gesagt, unter Diocletian sogar sein städtisches Gebiet, während es im Innern alle seine griechischen Einrichtungen und zu dem Siege die völlige Steuerfreiheit behielt.¹⁾ Die Bürger bilden noch einen Demos; unter den Archonten, welche an der Spitze des Rathes stehen, ist einer nach dessen Namen man die Jahre zählt wie in Athen; es folgen städtische Beamten aller Art, Strategen, Agoranomen, Gymnasiarchen, vorzüglich Ehreninhaber städtischer Leistungen, welche den Einzelnen oft theuer zu stehen kommen mußten. Eine Inschrift²⁾ aus der letzten heidnischen Zeit z. B. verherrlicht den Demokrates, Sohn des Aristogenes, nicht nur wegen trefflicher Vorschläge, Volksreden und zweimaliger Bekleidung der Archontenwürde, sondern auch weil er aus eigenen Mitteln mehrmals um des gemeinen Besten willen als Gesandter zu den Kaisern (Diocletian und Constantius?) gerethet, weil er Feste und öffentliche Dienste aller Art aus dem Seinigen bestritten und in allen Dingen gewissenhaft gewaltet, „dem Erhalter, dem Unvergleichlichen, dem Freunde der Heimath, der edle Rath und das hehre Volk, zu Bezeugung des Wohlwollens.“ Sein Lohn war dieser Stein und die alljährliche, feierliche Verlesung eines besondern Ehrendekretes. — Wie die freien Reichsstädte im spätern Mittelalter, besaß die Stadt die trefflichste Artillerie; im Kriege mit den Bosporanern rückt sie sogleich mit ihren Kriegswagen aus, welche Wurfmaschinen trugen; auch ihre Balisten waren berühmt.

Dibia. Nicht minder griechisch hielt sich das mächtige alte Dibi a³⁾, eine Gründung der Milesier (unweit des jetzigen Dezatow). Von ihrer ionischen Herkunft gaben die Dibioten noch in Sprache und Sitte deutliche Kunde; sie wußten die

¹⁾ Unter Constantin d. Gr., dem Obersephenus einmal einen beträchtlichen Zuzug leistete, erhielt es noch weitere Ehrenrechte, eine goldene Kaiserstatue, besondere Stegel, Immunität für die Schiffe u. s. w.

²⁾ Bei Böckh., I. c. N. 2099. Vgl. auch N. 2097.

³⁾ S. bes. die 36ste Rede des Dio Chrysostomus.

Aliaß auswendig und vernachlässigen dafür die nichtionischen 3. Abschnitt.
Dichter; mehrere angesehene spätgriechische Schriftsteller waren von hier gebürtig. Die innere Einrichtung und die Beam-
tungen gaben denen von Chersonnesus nichts nach. Von
den umwohnenden Barbaren wußte sich die Stadt meist ganz
frei zu halten, bisweilen jedoch war sie denselben zinspflichtig.
Noch Antoninus Pius sandte ihr Hülfe gegen die Tauroscy-
then; wie sie sich aber in der Folge mit der ringsum in
Bewegung gerathenen großen Gothenmacht absand, bleibt noch
zu entdecken.

Wie zum Troß gegen die bauernbedrohte Lage hatten Der Achil-
leus.
die Griechen, soweit ihre Ansiedelungen an der Nordseite des
Pontus reichten, eine ganz besondere Verehrung gegen das
höchste alte Heldenideal ihres Volkes, Achilleus. Er ist der
wahre Herrscher des Pontus (*Ποντικός*), wie er in vie-
len Inschriften heißt; in Olbia wie in allen Städten der
Küste prangten seine Tempel; ihm ward geopfert „wegen
des Friedens, der Fruchtbarkeit und der Tapferkeit der
Stadt;“) festliche Wettkämpfe wurden ihm zu Ehren ab-
gehalten, im Spiel auf der Doppelflöte und im Discuswerfen,
vorzüglich berühmt aber war der Wettlauf der Knaben
auf einer nahen Düne, welche den Namen „Laufbahn des
Achill“ führte, weil einst der Heros selbst hier einen Wett-
lauf angestellt haben sollte. Wohnen aber sonst auf der
Düne Barbaren asiatischer Herkunft (das Völkchen der Sin-
der), so gehörte doch eine Insel des Pontus, Leuce, nicht Die Insel der
Seligen.
weit von den Donaumündungen, ganz dem Schatten Achills.?)

1) Böckh. l. c. N. 2076 seq. — Die Schilderung der Pontusge-
genden bei Ammian. Marcell. XXII, 8.

2) Wenn die Beschreibungen der Alten wörtlich zu nehmen sind, so weiß
man dieses Leuce gegenwärtig so wenig zu finden, als die Inseln der
Seligen und die der Hesperiden. Handelt es sich aber nur um eine
Verücktheit überhaupt, an welche der Mythos und die Phantasie ihre
Bilder knüpfen konnten, so genügt irgend hiezu eines der Inselchen
an den Donaumündungen, vielleicht auch ein Punkt der jetzigen Düne.

3. Abschnitt. Ein weißes Felsgebirge (so lauten die Schilderungen) steigt aus dem Meer, zum Theil mit überhängenden Wänden; keine Wohnung, kein menschlicher Fuß weder am Gestade noch in den einsamen Thalschluchten; nur Schaaren von weißen Vögeln umschweben die Klippen. Heiliger Schauer besetzt die Vorübersegelnden; wer die Insel betritt, wagt doch nie die Nacht daselbst zuzubringen; wenn man den Tempel und das Grab Achills besucht und die seit alten Zeiten von frühern Besuchern niedergelegten Weihgeschenke betrachtet hat, so besteigt man Abends wieder das Schiff. Das ist der Ort, welchen einst Poseidon der göttlichen Thetis für ihren Sohn verheißt hat, aber nicht bloß zu seinem Begräbniß, sondern damit er selig fortlebe. Und Achill wandelt hier nicht allein; allmählig giebt ihm die Sage zu Begleitern andere Helden und glückselige Geister, die auf Erden ein schuldbloses Dasein geführt und die Zeus nicht in dem dunkeln Orcus lassen will. Mit Andacht schaute man auf jene weißen Vögel, welche dem Anblick nach den Falcyonen ähnlich schienen; vielleicht war dieß die sichtbare Gestalt jener glücklichen Seelen, nach deren Loos gerade das späteste Heidenthum sich am meisten sehnte.

Ein Autor wie Ammian, welcher auf Kruse besteht, mußte doch wohl einigen Bescheid wissen. — Die Stellen gesammelt u. a. bei Wernsdorf, *Poetae latini minores*, zum Avienus, vol. V. — Ein ähnlicher Glaube in Betreff der Inseln um Britannien, vgl. Plutarch. *de defectu orac.* 18.

Vierter Abschnitt.

Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Osten.

Blick auf die Kraker. — Das neue Perserreich der Sassaniden. — Vorgebliche Herstellung des alten Achämenidenreiches. — Die Magier und ihre Religion. — Versuche des Abfalls. — Der Despotismus; der Adel; die Dynastie. — Die Gefahren des Reiches; Krieger; weiße Hunnen. — Auswärtige Politik. — Wegnahme Armeniens; Tiribates. — Perserkrieg des Galerius; der Friedensvertrag am Rspudus und seine Folgen. — Die damaligen Perser. — Analogien mit dem christlichen Mittelalter. — Befreiung Armeniens; Gregorius Illuminator.

Isanrien und seine Ausartung zum Räubervolk. — Der Hauptmann Eydias. — Die Römer geben Isaurien auf und schließen es ein. — Die Isaurier werden abermals Seeräuber. — Ihre Barbarißung.

Aegypten; Stimmung der römischen Welt. — Alte Erbitterung des Volkes. — Zeit der Ptolemäer. — Alexander. — Die Römerherrschaft; Abgaben und Industrie. — Das Räubervolk der Oulaken; ihre Wohnsitze und spätere Schicksale. — Der Charakter des Aegypters; die Spottacht; der Fanatismus und die heiligen Thiere. — Die Empörungen und Stürzen; Remilian; Gallenus; Maxian; die palmyrenische Zwischenherrschaft; Firmus; Aurelian; Saturninus; die Steninger; Achilleus; Diocletian's Feldzug und Einrichtungen; die Alchmie; Aufhören der Uspartion.

Blick auf Karthago; Julian und die Consequenianer.

Vierter Abschnitt.

Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Osten.

Wir wenden uns zu den orientalischen Grenzländern des ^{4. Abschnitt.} Römerreiches. Auch hier kämpft dasselbe um seine Existenz; Diocletian erbt Empörungen und sehr blutige Kriege; er und seine Mitherrscher müssen mit unendlicher Mühe den Orient vertheidigen und zum Theil neu erobern.

Zwar schlummert noch der schlimmste künftige Feind; ^{Die Araber.} die Araber, welche bereinst mit Schwert und Koran den Osten überziehen sollen, leben noch im Rücken von Syrien und Palästina getrennt in hunderte von Stämmen, hingegen ihrem Gestirndienst und Götzendienst, ihrer Wahrsagung und ihren Opfern; einige sind zum Judenthum übergetreten, und im folgenden Jahrhundert giebt es sogar ein paar christliche Stämme. Der Mittelpunkt der Nation ist die schon von Jismaël gegründete Kaaba zu Mecca; in der Nähe, zu Oadth, wird die jährliche zwanzigtägige Messe gehalten, und neben dem Handel und der Andacht gedeihen hier auch die dichterischen Wettkämpfe, deren Ueberreste — sieben Gedichte, die Muallakat — bis auf unsere Zeit gekommen sind. Die Berührungen mit Rom ¹⁾ sind hie und da freundlicher Art; arabische Reiter dienen im römischen Heer, und nicht selten besuchen Araber die alten Heiligthümer

¹⁾ Ammian, Marc. XIV, 4.

4. Abschnitt. Palästina's, welche zugleich Märkte sind, wie z. B. die Ciche Abraham's bei Mamre.¹⁾ Meist aber sind sie gefährliche Nachbarn dieses Landes. Man erfährt, daß Dioeletian besiegte Saracenen gefangen nahm,²⁾ doch ohne Meldung näherer Umstände. In den Kämpfen der Imperatoren um Mesopotamien und Aegypten werden sie erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts genannt; ihre Stunde war noch nicht gekommen.

Das Reich der Saffaniden. Viel größer und näher war die Gefahr, welche seit den Zeiten des Alexander Severus von dem Reiche der Saffaniden aus drohte. Wenn man den nur mäßigen Umfang desselben und die ohne Zweifel nicht sehr dichte Bevölkerung erwägt, so scheint das Römerreich auf jede Weise im Vortheil. Sollte letzteres nicht mit Leichtigkeit den Völkerschaften vom obern Euphrat bis ans caspische Meer und bis an den persischen Meerbusen, östlich etwa bis an die Straße von Ormuz gerechnet, widerstehen können? In der That hatten die Angriffe der Saffaniden einstweilen mehr den Charakter von Raubeinfällen als von Eroberungskriegen, allein die Gefahr war und blieb doch groß und lästig, weil die Imperatoren zugleich immer von den Germanen und oft noch überdies von Abfall und Usurpation bedroht waren, und also nur eine beschränkte Kraft nach Osten hin aufwenden konnten. Als stehender Feind des Römerreiches und auch um seines merkwürdigen innern Zustandes willen, verdient hier das Saffanidenreich eine kurze Schilderung.³⁾

¹⁾ Sozomenns II, 4.

²⁾ Panegy. III. Mamert. genethl. 5.

³⁾ Die Saffanidenzeit in fragmentarischen Sagen bei Firdusi, vgl. Götters: Heldenbuch von Iran, und v. Schaf: Helden sagen, Einleitung. — Silvestre de Sacy: Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, mit der franz. Uebersetzung des Wirtzhob. — Hamzæ Ispahanensis Annales, ed. Gottwaldt. — Ammian. XXIII, 6. — Agathias lib II, III. IV, passim. — Malcolm, Gesch. von Persien, I. Thl. —

Für's Erste ist dasselbe ein künstlich entstandenes Präparat, mit dem Anspruch auf Restauration eines längst vergangenen Zustandes. Das alte Perserreich, von Alexander erobert, war größtentheils den Seleuciden zugefallen; durch Abfall Mesopotamiens und der östlichen Gebirgsländer hatte sich das bald wieder barbarisirte Partherreich der Arsaciden gebildet, mit welchen die Römer als Erben Vorderasiens sehr anstrengende Kriege führen mußten; — weniger wegen besonderer innerer Kräfte des nur lose zusammenhängenden Staates, dessen Oberkönig vom Troß großer Vasallen vielfach eingeschränkt blieb, als wegen der Natur des Landes, die einem angreifenden Heere durchaus ungünstig war. Nachdem noch der letzte König, Artaban, den Nachfolger Caracalla's, Macrinus, zu einem schmachlichen Frieden und zum Abzug genöthigt, fiel er durch die Usurpation des Ardeschir Babekau (Artaxerxes Sassan), welcher von den alten Herrschern Persiens abstammen wollte und auch zunächst die Perser in Parthien um sich gesammelt hatte, um an die Stelle des herrschenden Parthervolkes nach orientalischer Weise ein neues herrschendes Volk zu setzen. Aber nicht nur der Staat der alten Achämeniden, der Darius und Xerxes, sammt seinen Einrichtungen¹⁾ sollte hergestellt werden, sondern auch die alte Lehre Zoroasters sollte über den parthischen Stern- und Götzendienst siegen. Die Magier, viele tausende an Zahl, versammeln sich zu einem Concil; durch ein Wunder wird die vorgeblich vergessene reine Feuerreligion wieder zu Tage gefördert, und der König wird der erste der Magier, deren Rath und Weissagung in eine wahre Mitherrschaft übergeht. Sie lassen ihm dafür den Titel eines Gottes, und zwar von dem Range der Izeds, der Diener des Ormuzd; er ist ebenbürtig mit den Sternen und darf sich den Bruder der Sonne und des Mondes nennen.²⁾ Die Chri-

4. Abschnitt.

Restauration
des Alten.

Die Magier
und ihre
Religion.

1) Selbst die 10,000 Unsterblichen als Kern des Heeres kommen wieder vor. Procop. bell. pers. I, 10.

2) Ammian. Marc. XVII, 5.

4. Abschnitt. sten, welche keinen Anspruch dieser Art anerkannten, erhielten in der Folge einen vielleicht noch schlimmern Stand als im römischen Reiche, insofern hier ein dogmatischer Fanatismus herrschte, der in der römischen Vorschrift, den Kaiser zu opfern, nicht enthalten war. Es scheint, daß zur parthischen Zeit viele Christen in diese Länder geflohen waren, wo ihnen die Arsaciden vielleicht aus politischen Gründen Dul-

310—380.

310—380. dung gewährt hatten; diese alle fielen jetzt den Magiern in die Hände. Später, unter Sapor II. sollen auch die in Persien sehr mächtigen Juden, die sogar die Königin auf ihre Seite zogen, an jener großen Verfolgung Antheil gehabt haben, welcher u. a. nicht weniger als 22 Bischöfe unterliegen mußten.¹⁾ An einer Felswand unweit Persepolis sieht man die Gräber der alten Könige von Persien in gewaltigem Maßstab, in herbem altperasischem Styl eingehauen. Die Sasaniden wollten sich diese geheiligte Stätte nicht entgehen lassen; eine Reihe von weiter unten angebrachten Reliefs stellt Scenen des Krieges, des Ceremoniells und der Jagd dar, in welcher der König als Hauptperson auftritt.²⁾ Das feindliche Römerreich scheint dazu die Künstler (vielleicht Kriegsgefangene) geliefert zu haben, wenigstens zeigen diese Bildhauereien wie die wenigen erhaltenen Bauwerke durchaus den Einfluß der sinkenden römischen Kunst. Es handelt sich hauptsächlich um ein paar im Rundbogen gewölbte Eingänge zu Felsgrotten und um die im römischen Thermenstyl componirten, in der Ausführung aber schon sehr barbarischen Balläste von Firuz-Abad und von Sarbistan, mit großen nischenartigen Oeffnungen und Kuppelräumen.³⁾ Eigentliche Tempel gab es nicht;⁴⁾ die Pyreen oder Feuer-

¹⁾ Sozomenus II, 8 u. ff.

²⁾ Anderes derselben Art bei Schapur und Nasschi-Redsch.

³⁾ Ueber die beiden Balläste, welche Dezsdegerd Mathim um 400 durch den griech. Baumeister Sinmar errichten ließ, s. Mirkhond, p. 324 ff.

⁴⁾ Ritter, Erdkunde VIII, pag. 770 scheint das Gebäude von Firuz-Abad für einen Feuertempel zu halten. — Verf. dieses ist nicht im

altäre waren der Herd des Kultus; an ihren Stufen dür- 8. Abschnitt.
fen wir in der Regel auch den König, von den Magiern
umgeben, aufsuchen.

Die Orthodorie war hier zum nothwendigen Staats- Versuche des
prinzip geworden. Vergebens tritt der Reformator Mani, Abfall.
der aus der christlichen, parthischen und buddhistischen Reli-
gion ein höheres, neues Ganzes machen wollte, mit seiner
Tafel voll gemalter Symbole in Persien auf; Bahram I.
läßt ihn durch seine Doctoren niederdisputiren und dann
lebendig schinden, die Haut aber zu allgemeiner Warnung am
Thor von Djonbischapur aufspannen.¹⁾ Einmal jedoch be-
merkt man, daß ein König sein Geschlecht von der drücken-
den Magierherrschaft zu befreien sucht; Bezdegerd I. Mathim 100—121.
läßt seinen Sohn Bahram-gur ferne vom Hof durch einen
gözendienersichen, später zum Christenthum bekehrten Araber,
den Häuptling Roman von Hira erziehen; allein der Prinz
wird in der Folge nicht anerkannt, „weil er arabische Sitten
angenommen habe,“ und muß mit einem von den Großen
aufgestellten Gegenkönig Kesra oder Rhodru im eigentlichen
Sinn des Wortes um die Krone streiten. Unweit der Re-
sidenz Madain wird die Tiara der Sassanidenherrscher zwi-
schen zwei hungrige Löwen gelegt, und es wird gefragt,
welcher von beiden Thronbewerbern zuerst danach greifen
dürfe? Kesra läßt dem Bahram-gur gerne den Vortritt und
dieser tödtet die beiden Löwen und setzt sich sofort die Krone
auf. Doch dauerte die Rechtgläubigkeit in vollem Glanze

Stande hierüber zu entscheiden. — Strabo XV, 3 braucht das zwei-
deutige Wort *οικός*, welches sowohl einen bloß eingezogenen Raum,
als eine eigentliche Kapelle bezeichnen kann. Zenaras (in Heraclio)
sagt nur *τεμεῖον*, d. h. geweihte Bezirke. Andere brauchen dagegen
die Worte *ιερόν, ναός* u. s. w.

¹⁾ Mirkhond, p. 296. Das Folgende pag. 323 ff. Von dem Manichäer
maß, welcher sich trotz dem Martertode des Stifiers in Persien er-
hellt und bald auch in das Römerreich drang, wird weiter die Rede
sein.

4. Abschnitt. fort. Als später (491—498) der König Gobad sich dem Irrlehrer Mazdak hingegeben hatte, welcher die Gemeinschaft der Weiber und den Communismus predigte, gab es eine allgemeine Empörung gegen ihn und er mußte einige Zeit in dem „Schlosse der Vergessenheit“ zubringen. Erst gegen die letzten Zeiten des Reiches hin läßt sich eine große religiöse Erschlaffung verspüren.

Despotismus. In politischer Beziehung ergiebt sich das Bild des gewöhnlichen asiatischen Despotismus. Das Volk kann nur anbeten; wenn ein neuer König seine erste Ansprache gehalten hat,¹⁾ werfen sich Alle mit dem Antlitz auf die Erde und bleiben in dieser Stellung bis der König den Befehl schickt, wieder aufzustehen. Es hat lange gedauert, bis die Demuth auch im oströmischen Reiche so weit entwickelt war; noch bei Diocletian beschränkt sich die Anbetung auf das Innere des Pallastes. — Die Freude des Orientalen an auffallenden Akten der Gnade und der Strafgerechtigkeit, wobei sich eine tröstliche Gleichheit vor dem Despotismus offenbart, geht auch hier nicht leer aus. Doch hat der König eine Aristokratie von ungewissem Ursprung um sich, vielleicht die Familien der von Ardeschir aus Farsistan mitgebrachten Großen. Dieser Adel scheint sich mit den Magiern in den Einfluß bei Hofe getheilt und mehr als eine Revolution auf eigene Hand versucht zu haben; er ist es, der Bahram II.

296—301. im Einverständniß mit dem Großmagier (dem Mobed der Mobeds) zur Nachgiebigkeit zwingt, Bahram III. wider Willen

301. auf den Thron erhebt, und an Schapur's III. Zelt die Stricke durchschneidet, so daß der König unter dessen Einsturz erstickt. In manchen Thronfragen übt er jedoch seine entscheidende Macht in so günstigem Sinne, daß das römische Reich die Perser um dieses Element ihres Staatslebens beneiden konnte; er muß nämlich für die Fortdauer der Dynastie sorgen, weil sein eigenes Ansehen auf dem Erbrecht beruht.²⁾

Die Dynastie.

¹⁾ Mirkhond. p. 304.

²⁾ Eine logische Consequenz, deren Verletzung sich immer strafen wird.

Wie sehr contrastirt es mit dem wilden Kaiserwechsel, wenn 4. Abschnitt.
die persischen Großen nach dem Tode Hormuz II. den schwangern Leib einer seiner Frauen mit der Tiara krönen! Sie 310.
behauptete zu wissen, daß das Kind ein Knabe sein werde, und Hormuz selber hatte längst von den Astrologen erfragt, daß ihm ein großer, siegreicher König geboren werden müsse. Der Knabe kam zur Welt und die Großen nannten ihn Schapur II.; sie verwalteten das Reich bis zu seiner Mündigkeit; zehnmal des Tages wurde ihm in seinem Pallaste die feierliche Aufwartung gemacht. Zum Glück war es ein gewaltiger Mensch, der sich sehr frühe und selbständig entwickelte; sein Leben und seine Regierung dauerten 72 Jahre, letztere wie die Ludwigs XIV. Eine zufällige Aehnlichkeit mit diesem liegt auch darin, daß Sapor II. seinen Adel nöthigte, die Landeschlösser zu verlassen und sich unter seinen Augen in der Hauptstadt Madaïn (dem alten Atesiphon mit Seleucia) anzusiedeln.

An gewaltsamen Thronfolgen fehlt es indes, wie bemerkt, auch nicht, obgleich die Könige durch Krönung eines Prinzen bei Lebzeiten (S. 51) vorzubeugen suchten. Die Großen und vielleicht auch die Magier nahmen öfter innerhalb des Sassanidenhauses für verschiedene Prinzen Partei; auch anerkannte Könige fürchteten eine Usurpation von Seiten der Ihrigen. Hormuz I., um seinem Vater Schapur I. einen Verdacht dieser Art zu benehmen, schickt ihm (mit echt orientalischer Uebertragung des Symbolischen in die Wirklichkeit) seine abgehauene rechte Hand; der Vater nimmt jedoch diese edelmüthige Erklärung der Thronunfähigkeit nicht an.

Die Regierung im Innern ging offenbar mit höhern Mitteln nach höhern Zielen als früher die der stets roh gebliebenen Parther. Von mehreren Sassanidenkönigen werden jene Wohlthaten berichtet, welche jederzeit das Ideal eines orientalischen Fürsten ausgemacht haben: Schutz des Ackerbaues, Bewässerungsanstalten, gleichmäßige Rechtspflege,

4. Abschnitt. Gesetzbücher, Rußbauten und Prachtbauten, wenigstens an den großen Königsstraßen, neue Städteanlagen, Mäcenat gegen Gelehrte und Künstler von nah und fern. Von den sämtlichen Königen ist nicht nur das äußere Aussehen,¹⁾ sondern auch die Sinnesweise in bezeichnenden Spruchversen nach asiatischer Art überliefert.

Die Gefahren
des Reiches.

Der Spruch des Stifters, Ardeschir I., lautet wie ein Motto auf Schicksal seines Reiches überhaupt: „es giebt kein „Königthum ohne Soldaten, keine Soldaten ohne Geld, kein „Geld ohne Bevölkerung, keine Bevölkerung ohne Gerechtigkeit.“ Auf diesem Umwege muß der König zur Erkenntnis eines sittlichen Staatszweckes gelangen! Allerdings war der kriegerische Schutz die erste Aufgabe. Denn dieses Reich, welches den Römern so viele Sorge machte, litt seinerseits an denselben Gefahren von außen wie das Imperium. Von Süden her drängten bereits die Araber heran; daß sie dereinst Persien erobern würden, sollen die Magier schon damals gewußt haben.²⁾ Schapur II., in dessen Minderjährigkeit sie ganze Stücke vom Perserreich losgerissen, unternimmt 326. in seinem sechszehnten Jahre einen furchtbaren Nachzug gegen sie; er baut eine Flotte auf dem persischen Meerbusen und fährt nach Arabien hinüber; nach einem allgemeinen Blutbade auf der Bahrein-Insel und unter dem Stämmen Temin, Vecr-ben-Watel, Abdolkais u. a. läßt er den Ueberlebenden die Schultern durchbohren und Stricke hindurch-

¹⁾ Aus dem „Buch der Bildnisse“ genau verzeichnet bei Hamza von Zeraban, welcher daraus seine wesentliche Aufgabe macht; z. B.: Narjes I., (resign. 301) wird abgemalt in rothem gesticktem Kleid, blauen gestickten Hosen und grüner Tiara, beide Hände auf das Schwert gestützt; Hormuz II. († 310) ebenso; Schapur II. († 382) wird abgemalt in rosenfarbenem gesticktem Kleid, mit rothen gestickten Hosen, in der Hand eine Art; er sitzt auf dem Throne; seine Tiara, blau mit Gold, hat oben zwei Spitzen und ein goldenes Köndchen u. s. f. — Wezu aus Ammian. Marc. XIX, 1 noch der goldene Widderkopf als Haupt Schmuck hinzukommt.

²⁾ Mirkhond. p. 310. So sabelte man wenigstens später.

ziehen als Reitriemen, während Constantin seine deutschen ^{4. Abschnitt.} Gefangenen nur den wilden Thieren in der Arena zu Ertrick vorwirft. Ein anderer gefährlicher Feind drohte vom Norden, aus den Gegenden vom caspischen Meere her: die Sphythaliten oder mißverständlich sogenannten weißen Hunnen, einer jener Türkenstämme, welche zu Volkzählern des Schicksals über Vorderasien in den verschiedensten Jahrhunderten eigentlich geboren scheinen. Der siegreiche Krieg, welchen Bahram-gur gegen sie führte, gehört mit zu den vielgestaltig ^{420—438.} erzählten Abenteuern, aus welchen sein Lebensroman zusammengesetzt ist; immerhin wird die Thatsache, daß er die Romaden wieder über den Drus zurücktrieb, ihre Richtigkeit haben. Allein nicht lange nachher erhalten sie Gelegenheit, sich in den Erbfolgestreit der beiden Söhne Dejbegeer's II. ^{456.} einzumischen, und den ältern derselben, Firuz, welcher zurückgesetzt worden und zu ihnen geflohen war, mit einem großen Hülfsheere auf den persischen Thron zu führen. Seitdem ist ihr Einfluß, selbst ihre Intervention nicht mehr zu besseitigen, und die Sassaniden bezahlen ihnen häufig Jahrgelder.

Die spätern Schicksale des Reiches, seine letzte Glanzperiode unter Koshru Nuschirwan dürfen hier nicht mehr erörtert werden. Wir wenden uns zu den besondern Ereignissen, welche in die Epoche Diocletians und Constantin's fallen.

Zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen war ^{Kaufmännische Politik.} das Reich von Palmyra der Vorkämpfer Rom's gegen die Perser gewesen; Odenathus hatte Sapor I., den trotzigen Sieger über Valerian, geschlagen und verfolgt bis Ktesiphon. Als aber später Aurelian die Palmyrener angriff, wandte sich die sassanidische Politik auf deren Seite, um den schwachen Nachbar zu erhalten; Bahram I. sandte der Zenobia eine Schaar zu Hülfe, welche dann wie das Heer der Königin dem römischen Imperator unterlag. Aurelian und nachher Probus mußten mit Geschenken begünstigt werden;

4. Abschnitt. letzterer rüstete sich dann gleichwohl zu einem persischen Kriege, welchen sein Nachfolger Carus wirklich unternahm; glänzende Erfolge führten das römische Heer noch einmal bis über den Tigris hinaus, verloren aber ihren Werth durch den plötzlichen Tod des Carus und die Heimkehr seines
283. Sohnes Numerian. Es stand zu erwarten, daß Bahram II. nach einigem Zögern¹⁾ die große Verwirrung des ganzen römischen Reiches beim Auftreten Diocletian's eifrig benützen würde, um sich nach Westen hin zu sichern und auszudehnen. Einstweilen mußten die Kaiser ihn gewähren lassen, weil viel nähere Sorgen sie in Anspruch nahmen. Für sie übernahm vor der Hand Armenien²⁾ den Kampf.

Armenien unter den Persern.

Dieses Land, unter einem Nebenweige des gestürzten parthischen Königshauses der Arsaciden, hatte früher römische Schutzherrschaft genossen. Als aber zur Zeit Valerians und Gallien's das römische Reich in Stücken zu gehen anfing, hatte Schapur I. Armenien mit Hülfe einheimischer Factionen unterworfen; der Sohn des ermordeten Königs Chosroes, Tiridates, war nur durch die Treue der königlichen Diener gerettet und dann unter dem Schutze der römischen Kaiser erzogen worden. Mit riesiger Stärke und hohem Muthe begabt, sogar als Sieger bei den olympischen Spielen geehrt, schien er ganz besonders geeignet, als Prätendent in dem verlorenen Reiche seiner Väter aufzutreten. Wie einst Nero

286. seinen gleichnamigen Vorfahren, so beehrte ihn jetzt Diocletian mit Armenien. Tiridates fand seine Heimath unter einem systematischen Drucke, auch religiöser Art; der unuld-same Parsismus der Fremdherrscher hatte die Statuen der vergötterten Könige von Armenien und die geweihten Bilder

¹⁾ Die Stellen in Paneg. II. (Mamertin. Maxim.), c. 7, 9, 10 beweisen nur, daß noch im Jahr 286 der Perserkönig dem am Euphrat verweilenden Diocletian Geschenke sandte.

²⁾ Gibbon, cap. XIII. p. 114. s. Moses Chorenensis ed. Whiston. lib. II, c. 73 seq. (wo die Eroberung des Landes nur unter Artaxires, d. h. Artaxerxes Sassan verlegt wird.)

der Sonne und des Mondes zerbrochen und dafür auf dem Berge Bagavan ein Pyrum errichtet für das heilige Feuer. Rasch sammelten sich Edle und Geringe um den Prinzen; man verjagte die Perser und brachte gerettete Schätze und sogar eine gerettete Prinzessin zum Vorschein. Ein schon von Schapur nach Armenien verbannter vorgeblich seythischer, wahrscheinlich turtomannischer Häuptling, Ramgo, ging sammt seiner Horde zu dem neuen Herrscher über. Allein Karfes I. raffte seine Macht zusammen, eroberte Armenien von Neuem, und nöthigte den Tiridates, abermals bei den Römern Schutz zu suchen.

Diocletian und seine Mitherrscher waren inzwischen ihrer meisten Feinde Herr geworden und konnten sich jetzt dem Orient widmen. Während der Oberkaiser auszog, um auch noch das seit langer Zeit empörte Aegypten zu unterwerfen, vertraute er seinem Cäsar Galerius den Kampf gegen Karfes an; das gemeinschaftliche Hauptquartier war Antiochien. Allein zwei unentschiedene Schlachten und eine dritte, welche Galerius durch allzukühnes Vordringen verlor, bündigten noch einmal die wüste Ebene zwischen Garrhâ und dem Euphrat, wo einst Crassus zehn Legionen zum Tode geführt, mit römischem Blut. Diocletian, der inzwischen Aegypten unterworfen hatte, während gleichzeitig der Cäsar des Maximian, Constantius Chlorus, das abgefallene Britannien wieder zum Reiche gebracht, war doppelt erzürnt darüber, daß am Euphrat allein die römischen Waffen im Nachtheil sein sollten. Auf seiner Rückkehr begegnete ihm in Syrien der geschlagene Cäsar; er ließ ihn im Purpurmantel, wie er war, eine Meile weit neben seinem Wagen herlaufen, Angesichts der Soldaten und des Hofes. Mehr als irgend etwas bezeichnet dieser Zug den wahren Ton der diocletianischen Herrschaft. 1) Und die Ergebenheit des Galerius wird dadurch

1. Abschnitt.

Verfechtung des Galerius.

1) Daß die Sache im höchsten Grade auffiel, zeigt sich durch ihre Erwähnung selbst bei den kürzesten Abreviatoren, wie Eutrop, Aurel. Victor, Sertus Rufus, und als Präcedens bei Ammian XIV, 11.

4. Abschnitt. nicht im Geringsten erschüttert; sein einziges Verlangen ist die Erlaubniß, die Schmach durch Siege auslöschten zu dürfen. Nun müssen statt der weniger tauglichen Astaten die unbeflegbaren Illyrier ausrücken, nebst einer Hülfsschaar geworbener Gothen, alles gerechnet nur 25,000 Mann, aber von der tüchtigsten Art. Diesmal wandte sich Galerius jenseits des Euphrat in das bergige Armenien, wo er das Volk der römischen Sache günstig fand und wo die meist aus Reitern bestehenden persischen Heere ihm viel weniger furchtbar sein konnten als beim Kampf in der Ebene. (Das Fußvolk galt nämlich bei den Persern laut Ammian nur als Troß). Er selbst kundschaftete bloß mit zwei Begleitern das sorglose persische Lager aus,¹⁾ und überfiel es dann plötzlich. Der Erfolg war ein ungeheurer; nach einem allgemeinen Gemüthel floh König Narses verwundet nach Medien; seine und seiner Großen Gezelte fielen mit reichlicher Beute in die Hände der Sieger, und auch seine Frauen nebst mehreren Verwandten wurden gefangen. Galerius, welcher die Wichtigkeit eines solchen Unterpandes wohl kannte, behandelte diese Gefangenen mit Güte und Sorgfalt. — So kurz und dürftig die vorhandenen Nachrichten über den Krieg, so umständlich sind diejenigen über die darauf folgenden Friedensunterhandlungen.²⁾ In der ersten Eröffnung, welche Apharban, ein Vertrauter des Narses, dem Galerius allein machte, wirkt die hochmüthige Schmeichelei des Astaten ganz ergößlich. Rom und Persien sind ihm die beiden Leuchter, die beiden Augen der Welt, die sich nicht anfeinden sollten; nur von einem so großen Fürsten wie Galerius habe Narses dürfen besiegt werden; übrigens seien die menschlichen Dinge wandelbar. Wie furchtbar die Lage Persiens gewesen sein muß, erkennt man daraus, daß der König alle politischen Bedingungen der „Philanthropie“ der Römer aufheinstellen

Niederlage des Narses.

Unterhandlung.

¹⁾ Wie Constantin in einem der rheinischen Kriege. Vgl. oben 89, N. 2.

²⁾ Excerpta de legationibus: Petrus Patricius, u. a. bei Müller, Fragm. hist. græc. IV, pag. 188.

läßt und nur um die Rückgabe seiner Familie bittet. Ga= 4. Abschnitt.
lerius, der den Gesandten erst rauh anfährt und an den
einst von den Persern zu Tode gequälten Kaiser Valerian
erinnert, giebt dann doch einige tröstlichere Worte. Da=
rauf¹⁾ trafen der Imperator und der Cäsar zu Nisibis am
Euphrat zusammen; dießmal wurde Valerius als Sieger
mit den höchsten Ehren empfangen, aber nochmals bringt
er der höhern Einsicht Diocletian's seine Neigung zum Opfer
und entsagt der leichten und sichern Eroberung des vordern
Persiens, von welchem nur die werthvollern Grenzbistricke
einverleibt werden sollten. Ein Secretär, Sicorius Probus,
wurde an Narses entsandt, welcher sich bis nach Medien
zurückgezogen hatte, um Zeit zu gewinnen und Truppen zu
sammeln, deren Anblick dem ermüdeten römischen Gesandten
einigermassen imponiren sollte. Am Fluß Asprudus erhielt
endlich Probus Audienz und schloß einen Vertrag ab, in Der Friedens-
welchem Narses fünf Provinzen, nämlich das Kurdenland schluß.
und das ganze obere Tigrisgebiet bis an den Wan=See
abtrat.²⁾ Damit war den Römern auch ihr älterer Be=
sitz, der obere Euphrat gesichert und vor das römische
Schutzreich Armenien gleichsam ein Wall hingebaut; frei=
lich aus einem Stoff, der vor den parthischen Eroberungen
den Armeniern selbst gehört hatte; doch wurde auch ihnen
gegen Südosten hin ein nicht unbeträchtliches Stück Land
abgetreten und Tiridates nochmals als König eingesetzt. Auch
der König von Iberien sollte fortan Vasall der Römer sein,
eine wichtige Verfügung, weil dieses rauhe, von Armenien
nördlich gelegene Bergland (es entspricht etwa dem jetzigen
Georgien) mit seinen kriegerischen Bewohnern eine Vorwacht
gegen die Barbaren von jenseits des Caucasus abgeben
konnte.³⁾ Auf diesen Friedensabschluß hin erhielt Narses
seine bisher in Antiochien verwahrte Familie zurück.

¹⁾ Gibbon weicht hier willkürlich von der Reihenfolge der Thatfachen ab.

²⁾ Vgl. Spruner, histor. Atlas. Bl. 2.

³⁾ Die streitige Bedingung von römischer Seite, daß Nisibis, eine mit

4. Abschnitt.

Seine Folgen.

Die ganze Grenze wurde nun mit Festungen und Garnisonen versehen. Es folgte eine Zeit der Ruhe für Vorderasien, welche fast vierzig Jahre, bis gegen das Lebensende Constantin's hin dauerte. Die siegreichen Kaiser ahnten wohl nicht, daß sie auch mit diesen großen Erfolgen wesentlich der ruhigen Verbreitung des verhassten Christenthums die Wege geebnet hatten. — Wie übrigens Persien durch seinen Manichäismus und durch mannigfachen Aberglauben auch in entgegengesetztem Sinne auf das römische Reich einwirkte, wird unten berührt werden.

Die damaligen Perser.

Die Bevölkerung und ihre Sitten sind durch alle neuern Mischungen, selbst durch den schiitischen Mohammedanismus und die von ihm bedingte Bildung hindurch noch theilweise so zu erkennen, wie Ammian im vierten, Agathias im sechsten Jahrhundert sie schildern. Der zweideutige Blick unter den rundgewölbten, in der Mitte zusammenlaufenden Augenbraunen, der schön gepflegte Bart sind den Persern geblieben; gewisse Anstandsregeln gelten noch wie damals; von dem alten Ruhm der Mäßigkeit wenigstens ein Rest; die sonderbare Mischung von weichlicher Ausschweifung und großem persönlichem Muth ist noch heute charakteristisch für sie, ebenso das freche Prahlen und die selbstsüchtige Arglist. Auch die weite, bunte Kleidung und der flimmernde Buschiel schon den Römern auf.¹⁾ Was von der Religion abhing, hat sich natürlich nur da erhalten können, wo noch jetzt Parsismus existirt, wie z. B. das Preisgeben der Leichen an Hunde und Vögel. Vielen Aberglauben hat der Mohammedanismus ausgerottet oder im Märchen fixirt; dem Perser der Sassanidenzeit war das ganze tägliche Leben, ja Weg und Steg voll drohenden oder lockenden Zaubers, und das heilige Feuer der Pyreen selbst mußte fortwährend Drakel spenden. Der große Sapor II. begnügte sich damit

an die Römer abgetretene Stadt, der *τόπος τῶν συναλλαγμάτων* werden sollte, hat auch Gibbon nicht zu erläutern vermocht.

¹⁾ Strabo XV, 3.

nicht; unter den eigentlichen Magiern gab es auch Necromanten, welche ihm in wichtigen Augenblicken Schatten beschwören mußten, selbst den des Pompejus.) 4. Abschnitt.

Es ist oft bemerkt worden, wie sehr dieses sassanidische Wesen an das abendländische Mittelalter wenigstens in einzelnen Zügen erinnert. So schon die klösterliche Abstinenz der Magier; ihre Stellung neben dem Adel als eine Art von Clerus. Es ist nur zu bedauern, daß hierüber nichts Näheres bekannt ist und daß selbst die Art wie sie sich in dieser Zeit als Stand fortpflanzten im Dunkel bleibt. Ganz besonders abendländisch erscheint aber der Adel selbst, mit seiner rohen Ritterlichkeit. Zum Könige stand er wahrscheinlich in einem förmlichen Lehnverhältniß, dessen Hauptleistung in der Kriegspflicht bestand. In den Bildwerken gleichen diese persischen Streiter in ihren Harnischen und gefederten Helmen, mit ihren Lanzen und Schwertern, mit dem prächtigen Geschirr ihrer Pferde durchaus den Rittern unseres Mittelalters. Die Seele ihres Treibens war ganz wie bei diesen das Abenteuer, sei es im Krieg oder in der Liebe, und die Sage hat schon früh eine Gestalt wie Bahramgur zu einem glänzenden Vorbilde dieser Art umgeschaffen, während sie damals auch ihre Helden aus der mythischen Zeit, einen Rostem und Feridun, bereits hoch in Ehren hielt. Diese Romantik steht im entschiedensten Gegensatz gegen das römische Leben, wie alles Planlose.

Schauen wir noch auf Armenien zurück. Dieses Land, mit seiner tapfern, bildungsfähigen Nation, hatte bis jetzt immer Einflüssen und Eindrücken von außen gehorcht, auch eine verhältnißmäßig nur geringe Kultur zu Tage gefördert, und bald sollte neue, dauernde Noth und Knechtschaft hereinbrechen. Dazwischen liegt als lichte Episode diese Zeit des Tiridates, welche zugleich die Zeit der Bekehrung zum Christenthum war; dieses aber sollte, als armenische Kirche Bekehrung Armeniens.

1) Ammian. XVIII, 4. seq. Meyer. Anthol. lat. N. 741.

4. Abschnitt. gestaltet, einst die Hauptstütze des armenischen Volksthums werden.

Folgendes erzählt der Chronist des Volkes, Moses von Chorene: ¹⁾

Gregor der Erleuchter.

Gregor der Erleuchter (Illuminator), abstammend von einem Nebenzweige des arfacidischen Königshauses, wurde durch eine sonderbare Verkettung von Umständen schon als Kind nach dem römischen Cappadocien gebracht und daselbst von einer christlichen Familie erzogen, später auch mit einer Christin, Maria, verheirathet. Nach einer dreijährigen Ehe trennten sie sich, um in freiwilliger Enthaltbarkeit Gott zu dienen; von ihren beiden Söhnen wurde der jüngere Ana-choret, der ältere pflanzte die Familie fort. Gregor kehrte dann mit dem noch heidnischen Tiridates nach Armenien zurück und begann die Bekehrung des Landes unter großen Gefahren. — Aus andern Quellen erfährt man, daß neben ihm auch eine heilige Frau, Kipsime, thätig war und sogar den Märtyrertod erlitt, daß aber die Bekehrung doch rasch vorwärts ging; noch vor der dioeletianischen Verfolgung, im Jahre 302, taufte Gregor den Tiridates selbst und einen großen Theil des Volkes. Er überlebte noch die Zeit des nicenischen Concils, welches er jedoch aus Demuth nicht besuchen wollte, und brachte sein Alter vom Jahr 332 an als Einsiedler in dem Gebirge zu, welches „die Mania-Höhle“ heißt; zu seinem Nachfolger im Bisthum oder Hohepriestertum hatte er selber seinen Sohn Aristaces eingesetzt. Er starb unbekannt; Hirten begruben ihn; erst lange hernach wurde seine Leiche wieder entdeckt und feierlich in Thordan bestattet. — Tiridates überlebte noch den Constantin und starb durch Vergiftung von Seiten einer Adelspartei im Jahre 342. Bald brachten Bürgerkriege und Interventionen von außen sowohl das arfacidische Königthum als das ebenfalls erbliche arfacidische Hohepriestertum in Noth und Ver-

© spätere Zeiten.

¹⁾ M. a. D. II, 27. 71. 77 seq. Moses schrieb um d. J. 440.

wirrung.¹⁾ Allein der Eindruck der Befehung blieb unter 4. Abschnitt.
all den folgenden Fremdherrschaften, und das später allerdings im Monophysitismus versteinerte Christenthum verleiht bis heute die weit bis nach Oesterreich verbreiteten Armenier; mit Ausnahme der Römisch-unirten, welche gegenwärtig die Besten und Gebildetsten der Nation in ihren Reichen haben möchten.

Dieses war der Zustand der befreundeten und der feindlichen Nachbarländer Rom's im Osten. Die asiatischen Provinzen des Reiches selbst genossen in der Zeit Diocletians und Constantin's eine Ruhe, welche nur kurz durch die großen Reichskriege unterbrochen wurde. Ein Lebensbild von Syrien und Kleinasien in dieser Zeit würde der Gegenstand einer eigenen, beträchtlichen Forschung sein. Wir beschränken uns, auf einen wunden Fleck hinzuweisen, der Jahrhunderte hindurch dem Körper des Reiches Schande machte, auf das Räuberland Isaurien, welches in allen Geschichten der Isaurien, römischen Kaiserzeit einen stehenden Artikel bildet.

Viel berühmter ist allerdings der frühere, beim Sinken der Diadochenreiche in Schwung gekommene Seeräub und Sklavenhandel der Cilicier, weil sie in dem denkwürdigen letzten Jahrhundert der Republik von dem großen Pompejus besiegt wurden, nachdem sie der Piraterie des ganzen Mittelmeeres lange Zeit Anhalt und Zuflucht gewährt hatten. Schon damals²⁾ wird als eines der Raubnester des Binnenlandes das uralte Isaura genannt, nach welchem dann die ganze hinter dem eigentlichen Cilicien gelegene Gegend den Namen Isaurien erhielt; ein rauhes Bergland vulkanischer Formation mit hohen Gipfeln, dessen Städte eher als Castelle

¹⁾ Ob der bei Euseb. Hist. eccl. IX, 8 erwähnte Angriff des Maximinus Daza auf Armenien wirklich der Sinn eines Religionskrieges hatte, bleibt sehr zweifelhaft.

²⁾ Florus III, 6.

4. Abschnitt. gelten konnten.²⁾ Sei es nun, daß vom Piratenkrieg her sich ein Rest von Räuberwesen in diesem Hinterlande erhielt, oder daß erst in der Kaiserzeit bei gänzlichem Mangel an Aufsicht die Bevölkerung von Neuem auf diese Lebensweise gerieth, jedenfalls waren die Isaurier im dritten Jahrhundert eine der Landplagen des südlichen Kleasiens. Zur Zeit der dreißig Tyrannen¹⁾ fanden sie es am zweckmäßigsten, einen ihrer Anführer, Trebellian, zum Imperator zu erheben, der zu Isaura Hof hielt, Münzen schlug und sich in den wilden Gebirgen eine geraume Zeit hindurch behauptete. Es ist nicht bekannt, auf welche Weise es dem Causiolen, einem der Feldherrn des Gallienus, gelang, seiner habhaft zu werden, jedenfalls war mit seiner Tödtung das Land noch nicht besiegt, vielmehr hielten die Isaurier aus Furcht vor der weitem Rache des römischen Kaisers nur um so fester zusammen. Unter Claudius Gothicus wurde ein neuer Angriff gegen sie unternommen, scheinbar mit viel größerem Erfolge; der Kaiser konnte bereits die Absicht fassen, sie aus ihren Gebirgen herab nach Silicien zu führen und daselbst anzusiedeln, während ein vertrauter Diener das leere Isaurien zum Eigenthum erhalten und jede Rebellion auf diese Weise unmöglich gemacht werden sollte. Allein der frühe Tod des Claudius scheint das Projekt vereitelt zu haben und die Isaurier regen sich bald wieder so heftig als je zuvor. Unter Probus²⁾ machte einer ihrer Räuberhauptleute, Lydius, Lycien und Pamphylien unsicher; gegen alle Angriffe hatte er sich in dem unzugänglichen Kremna (in Pisidien) nicht bloß befestigt, sondern auch durch Ausfaat

Der Hauptmann Lydius.

²⁾ Plinius Hist. Nat. V, 33 (oder 27) kennt in dem benachbarten Hemonadenland ein Dypidum und 44 Castelle „zwischen rauhen Schtuchlen versteckt.“ — Bei irgend einem der im Text genannten Angriffe müssen die Römer Isaura eingenommen und zerstört haben, wenn nicht bei Ammian. Marc. XIV, 8 schon die Zerstörung durch Severinus Isauricus gemeldet ist.

¹⁾ Hist. Aug. XXX. Tyr. c. 25.

²⁾ Zosim. I, 69. seq.

und Ernte gegen die Ausshungerung gesichert; die unglück- 4. Abschnitt.
lichen Einwohner, welche er fortgejagt hatte und welche der
römische Kommandant ihm wieder mit Gewalt zuschicken
wollte, ließ er von der Stadtmauer in die Schluchten hin-
abstürzen. Ein unterirdischer Gang führte aus Kremna un-
ter dem römischen Lager hindurch an fernere, verborgener
Stelle in's Freie hinaus; diesen benützte die Mannschaft um
zu Zeiten geraubtes Vieh und Lebensmittel in die Stadt zu
schaffen, bis die Feinde der Sache auf die Spur kamen.
Von da an sah sich Lybius genöthigt, seine eigene Mann-
schaft durch Ermordung zu verringern bis auf die unent-
behrliche Zahl; auch einige Weiber blieben am Leben und
zwar als ein gemeinschaftlicher Besiß. Endlich ging sein
bester Wurfmaschinenmeister, mit dem er sich entzweit hatte,
zu den Römern über, und schoß aus deren Lager auf die
Maueröffnung hin, durch welche Lybius zu spähen pflegte.
Der Räuberhauptmann, tödtlich getroffen, ließ noch die Sei-
nigen schwören, das Castell nie zu übergeben, was sie nicht
hinderte ihr Wort zu brechen, sobald er den Geist aufge-
geben hatte. Allein mit diesem Siege war höchstens Pisi-
dien auf einige Zeit gesichert, das östlich daran stoßende
Isaurien selbst dagegen blieb in den Händen der Räuber
nach wie vor. Eine Aufzeichnung aus der Zeit Diocletians¹⁾
spricht hierüber so klar als möglich: „Seit Trebellian gel-
ten die Isaurier als Barbaren, und da ihr Land mitten
im römischen Gebiet liegt, so werden sie mit einer neuen
Gattung von Schutzwachen wie eine Feindesgrenze umzäunt.
Die Dertlichkeit allein schützt sie; denn sie selber sind weder
stattdich von Wuchs, noch gefährlich durch Tapferkeit, noch
in ihrer Bewaffnung ausgezeichnet, noch besonders klug;
ihr einziger Troß ist die Unzugänglichkeit ihrer Wohnstie-
in den Gebirgen.“

Hom giebt
Isaurien auf
und schließt es
ein.

Sene neue Gattung von Schutzwachen und die Art ihrer

¹⁾ Hist. Aug. a. a. O.

Constantins Zeitalter.

4. Abschnitt. Kriegführung gegen das Räubervolk lernt man im Verlauf des vierten Jahrhunderts bei mehreren Gelegenheiten kennen. ¹⁾ Das Reich wandte nicht weniger als drei Legionen, später wenigstens zwei auf diesen einen Zweck; der Stab derselben lag wahrscheinlich zu Tarsus in Cilicien und zu Side in Pamphylien, die Magazine in Paleas, während die Mannschaft entweder in den Städtchen und Castellen des Binnenlandes sich aufhielt oder in mobilen Colonnen kreuzte. Doch wagte sie sich nicht mehr weit in die Gebirge, seitdem man die Erfahrung gemacht hatte, daß beim steilen Emporklimmen jede römische Taktik verloren sei, sobald von oben Felsblöcke herabgerollt wurden. In der Ebene mußte man die Isaurier erwarten, wenn sie in Cilicien, Pamphylien, Pisidien und Lycäonien auf Raub striften; da wurden sie mit Leichtigkeit überwältigt und entweder niedergemacht oder zum Thierkampf in die Amphitheater der vergnügungssüchtigen großen Städte, wie z. B. Jeonium abgeliefert. Aber selbst den cilicischen Seestrand gelang es nicht immer zu schützen; die alte Seeräubernatur brach bei dem Bergvolf bisweilen so stark hervor, daß sie längere Zeit hindurch (z. B. um 353) gewisse Küstenstriche in ihrer Gewalt behielten und die ganze Schifffahrt nöthigten, sich an die Ufer des gegenüber liegenden Cypern zu halten. Die Belagerung des wichtigen Seleucia trachea, der zweiten Stadt Ciliciens, schien ihnen damals nicht zu gewagt; erst ein großes römisches Entsatzheer bewog sie zum Abzug. Darauf gelang es nochmals, sie in ihrem Berglande mit einem System von Schanzen und Landwehren für mehrere Jahre einzuschließen, bis sie im Jahre 359 wiederum in großen Haufen hervorbrachen und durch ihre Räuhereien das Land in Schrecken setzten; mit zweckmäßigen Drohungen mehr als mit Strafen sollen sie dann abermals zur Ruhe gebracht worden sein. Ein neuer Aus-

Die Isaurier
wiederum
Piraten.

¹⁾ Notitia dignitatum etc. c. 26, mit Böding's Anmerkungen. Ammian. Marcell. XIV, 2. 8. XIX, 13. XXVII, 9. Zosim. IV, 20. V, 20. 25.

bruch über Pamphylien und Cilicien, wobei sie ermordeten 4. Abschnitt.
was ihnen in die Hände fiel, wird zum Jahre 368 berichtet; eine Schaar leichter römischer Truppen mit einem der höchsten Reichsbeamten, dem Neuplatoniker Musonius an der Spitze ließ sich in einer engen Schlucht von ihnen überfallen und niedermachen. Darauf drängte und verfolgte man sie rastlos von Ort zu Ort, bis sie um Frieden baten und denselben gegen Stellung von Geiseln erhielten. Eine ihrer vornehmsten Ortschaften, Germanicopolis, führte wie gewöhnlich, so auch bei dieser Unterhandlung das Wort; von besonders mächtigen Häuptlingen oder Fürsten ist nicht die Rede. Acht Jahre später unter Valens kommen sie von Neuem zum Vorschein; um das Jahr 400 muß der Feldherr Fravitas Cilicien von Räubern reinigen; im Jahre 404 besiegt der Feldherr Arbogastus die Isaurier und läßt sich dann von ihnen bestechen, worauf sie mehrere Jahre nach einander ihr altes Wesen treiben. So ging es bis tief in die byzantinische Zeit hinein mit Angriff, Abwehr und scheinbarer Huldbigung. Das kleine, wenig zahlreiche Volk muß ^{barbarisierung.} völlig verwildert sein; die Römer nahen ihm nur noch als Feinde und es ist begreiflich, aber auch zu bedauern, daß von dem politischen, sittlichen und religiösen Zustande, der sich hier entwickelte, keine Schilderung erhalten ist. Das Verhältniß zu Rom war gewiß in mancher Beziehung dem der Eskeressen zu Rußland ähnlich, aber in den Hauptpunkten davon verschieden. Isaurien ist hellenisirt gewesen, wenigstens oberflächlich, und hat sich später wieder allmählig barbarisirt; daß dieß aber so ungehindert geschehen konnte, ist für den innern Zustand des römischen Reiches in mehr als einer Hinsicht bezeichnend. — Wir wenden uns nun nach dem südlichen Ufer des Mittelmeeres.

Unter den unglücklichsten Ländern des Römerreiches finden wir auch jetzt wieder Aegypten; wo sich Diocletian einen traurigen Namen machen wird durch grausame Unter-

4. Abschnitt. brückung eines jener Aufstände, an welchen die ägyptische Geschichte seit der Eroberung durch den Sohn des Cyrus so reich ist.

Stimmung der Römer gegen Aegypten.

Die Stimmung des Römers gegen Aegypten ist eine sonderbar gemischte; tiefe Verachtung und strenge Ueberwachung der Eingebornen — sowohl der Aegypter als der colonisirten Griechen und Juden — geht Hand in Hand mit einer alten Ehrfurcht vor den Erinnerungen und Denkmälern der bereits um Jahrtausende rückwärts liegenden Pharaonenzeit und einem noch sehr lebendigen Ueberrest derselben: ich meine jene geheimnißvolle Priesterreligion, deren *Isiscultus*, Symbole, Weißen und magische Künste zumal die spätrömische Welt am wenigsten entbehren mag. Derselbe römische Präfect oder Epistrateg, welcher vielleicht mit Raub und Grausamkeit über dem Volke waltet, wird doch nach dem hundertthorigen Theben und nach Philä pilgern und seinen Namen auf der Wade des Memnonenbildes einmeißeln lassen,¹⁾ nebst der Versicherung dessen berühmten Ton bei Sonnenaufgang gehört zu haben. Auch die profane Neugier des Alterthumsforschers und Reisenden, die romantische Sehnsucht der Gebildeten war dem Lande uralter Kultur in reichem Maße zugewandt. Hier spielten die Romane des Xenophon von Ephesus und des Heliodor; in der bunten Geschichte ihrer Liebespaare Anthia und Habrokomes, Theagenes und Charikleia übernehmen ägyptische Räuberbanden so ziemlich die Rolle, welche neuere Schriftsteller italienischen Banditen zu übertragen pflegen, um vollends von dem symbolischen Roman des Synesius zu schweigen, welcher Ereignisse aus der Zeit des Arcadius in ein alt-ägyptisches Gewand kleidet. „Alles was von Aegypten erzählt wird, sagt Heliodor, interessiert hellenische Zuhörer

¹⁾ Böckh. *corpus inscr. græc.* III, fasc. II, wo das ganze steinerne Album der Memnonensäule, der Springen u. s. w. verzeichnet ist. — Vgl. auch Nr. 4699. — Die wichtigsten lat. Inschr. bei Orelli, Vol. I, §. 8.

„ganz besonders.“¹⁾ — Auch in die bildende Kunst war das a. Moschmitt.
 Ägyptische vorzüglich durch Hadrian als Mode eingebrun-
 gen, und noch viel später liebte man ägyptische Landschaften,
 staffirt mit den Wunderthieren, den Barkenfahrten, den Lau-
 ben und Strandbauten des allbelebenden Nils, ungefähr wie
 sich unsere Mode zeitweise der chinesischen Schildereien an-
 genommen hat. Dieser Art ist das berühmte Mosaik von
 Palastrina.

Doch die wirklichen Verhältnisse waren ernst und furcht=Verbitterung
der Nation.
 bar. Alte Culturvölker, welche nach einer glanzvollen Ver-
 gangenheit in die Hände fremder, etwa relativ barbarischer
 Eroberer gefallen sind und lange Jahrhunderte hindurch un-
 gefragt von Hand zu Hand gehen, nehmen leicht ein Wesen
 an, welches dem ausländischen Beherrscher als verschlossene
 Böbsartigkeit erscheint, mag es auch nur zum Theil diesen
 Namen verdienen. Den Anfang hiezu machte die persische
 Eroberung, welche die Ägypter nicht nur durch Unterwer-
 fung und Druck an sich, sondern auch durch Mißachtung
 ihrer alten Religion auf das schrecklichste, und zwar blei-
 bend verbitterte. Der einfache Lichtcultus der Perser stieß
 sich an der massenhaften, halbthierischen Götterwelt ihrer
 neuen Unterthanen; den Sinen war gerade Alles dasjenige
 unrein, was den andern heilig schien. Daher jene nie enden-
 den Empörungen, die mit Strömen Blutes nicht zu stillen
 waren. Die darauf folgenden griechischen Herrscher brach=Die Ptolemäer.
 ten keinen solchen Zwiespalt mit sich; ihr hellenischer Glaube
 suchte in dem Polytheismus Vorderasiens und Ägyptens
 nicht die Verschiedenheiten, sondern sehr geflissentlich die Ver-
 wandtschaften mit dem ihrigen. Für Alexander den Großen
 ist Ammon gleich Zeus, den er überdies für seinen eigenen
 Erzeuger hält; und wenn der Grieche schon früher nicht
 daran zweifelte, daß sein Apoll mit dem ägyptischen Horus,

1) Aethiop. II, 27. Αιγύπτιον γὰρ ἄκουσμα καὶ δόγμα πᾶν ἑλληνικῆς ἀκοῆς ἐπαγωγότατον.

4. Abschnitt. sein Dionysos mit Osiris, seine Demeter mit Isis eins und dasselbe sei, so wird jetzt für den halben Olymp etwas Entsprechendes am Nil aufgefunden. Ptolemäus des Lagos Sohn, welcher bei der Theilung der großen Erbschaft unter die Generale Aegypten für sich bei Seite gebracht hatte, war nebst seinen nächsten Nachfolgern, die das neue Reich einrichteten,¹⁾ überhaupt bemüht, den Aegyptern in gewissen Dingen entgegenzukommen. Die brutale persische Art, jeden Rationalcharakter ohne Noth mit Füßen zu treten und es dann auf die verzweifeltsten Aufstände ankommen zu lassen, lag nicht in ihrem Interesse; dieses lief auf einen festgeschlossenen, wohlgeordneten Militär- und Beamtenstaat hinaus, mit so viel Druck als eben nöthig war, um alle Geldmittel des Landes in den Schatz des Königs zu leiten, wo trotz der dritthalbhunderttausend Soldaten und der viertausend Schiffe noch immer unglaubliche Summen liegen blieben. Daneben ließ man dem Lande seine alte ursprünglich agrarische Eintheilung in Nomen; sogar sein Kastenwesen war gefahrlos, seit es keine einheimische Kriegerkaste mehr gab; die Priester und ihre Tempelherrschaften hegte und pflegte man sogar mit eigener feierlicher Theilnahme, aber nur indem man sie zugleich beträchtliche Steuern zahlen ließ. Ptolemäus Suergetes baute noch den prachtvollen Tempel von Esne in einem Styl, der von dem altägyptischen kaum merklich abweicht; die Könige seines Geschlechtes ließen sich noch einbalsamiren, freilich auch neben, ja über Isis und Osiris als „erhaltende Götter“ verehren. Dieß war das deutlichste Symbol einer Amalgamirung, welche mehr und mehr dadurch erreicht wurde, daß die Griechen sich nicht mehr in Factoreien einschlossen, sondern im Lande zerstreut mitten unter den Aegyptern lebten. Immerhin blieb die neue Weltstadt Alexandrien überwiegend griechisch; von hier strahlte das kosmopolitisch mittheilbar gewordene Griechenthum, welches

Alexandrien.

¹⁾ Vgl. Droysen, Gesch. des Hellenismus, Bd. 2.

man den Hellenismus nennt, sein Licht am hellsten aus. 4. Abschnitt.
Eine Zeit lang war keine Stadt in der Welt, die sich mit dieser hätte messen können an Pracht und an äußerlicher wie geistiger Regsamkeit, aber auch nirgends mochte ein gleiches Maaß von Verderbenheit beisammen sein wie hier, wo drei Völker (die Juden mitgerechnet), alle an ihrem altnationalen Wesen irre geworden, rein polizeilich gehütet werden mußten.

Als Augustus nach dem Siege von Actium das inzwi- Die Römer-
schen etwas herabgekommene Land übernahm, ¹⁾ sollte es plöz- herrschaft.
lich nur noch in Bezug auf Rom existiren dürfen, als ein-
trägliche Domäne und als Kornkammer. Keine Provinz
wurde so überwacht wie diese, sowohl wegen des gefährlichen
Volksgewisses und bedenklicher Weissagungen als wegen der
außerordentlichen Wichtigkeit. Ohne kaiserliche Erlaubniß
durfte kein römischer Senator noch Ritter die Gegend be-
treten; die Präfectur von Aegypten war einer der höchsten
Vertrauensposten, weil man nirgends so eifrig als hier Ab-
fall und Usurpation zu verhindern suchte. Natürlich mußte
man ihm auch eine weite Vollmacht lassen; seine äußere
Stellung sollte den Aegyptern noch das alte Königthum ver-
gegenwärtigen, an welches wenigstens seine imposanten Amts-
reisen erinnern konnten. Da sah man ihn mit großem Ge-
folge, worunter auch Priester, auf einem jener schwimmen-
den vergoldeten Ziergebäude den Nil auf und nieder fahren,
welche der Luxus der Ptolemäer in Gebrauch gesetzt hatte.
Von ihm abwärts stuft sich dann regelmäßig das Beamten-
system ab, ungefähr wie man es von den Ptolemäern über-
nommen; vom Volk ist am wenigsten die Rede und man
weiß nicht ob es auch nur seine geringern Beamten selber
wählen und zu irgend einem andern Zweck als um Huldi-
gungen an die Kaiser zu beschließen sich örtlich versammeln
durfte. Die Besatzungen, welche das Land gegen innere und

1) Vgl. Varges, de statu Aegypti provinciae rom., Göttingen 1842.

4. Abschnitt. äußere Feinde zu bewachen hatten, sind auch für das sparsame römische System gering; bald nach Augustus entsprachen den acht Millionen Einwohner (worunter eine Million Juden) höchstens 20,000 Mann Truppen. Als einen der wichtigsten strategischen Punkte hatten die Römer, wie später die Araber die Gegend des alten Memphis erkannt, wo der Nil sich zu theilen beginnt; eine Legion lag deshalb immer in Babylon, dem jetzigen Mekka. In Friedenszeiten mußten die Soldaten an den Nilkanälen schaufeln, Sümpfe abgraben u. dgl.; Probus brauchte sie sogar bei der Errichtung von Tempeln und andern Prachtbauten. Das Land mußte nicht zu viel kosten, wenn es im erwünschten Maße nutzbar sein sollte. Rom sorgte dafür durch ungeheure Zumuthungen; ein Fünftheil des sämmtlichen Ertrages an Getreide oder ein theilweises Aequivalent an Gelde als Grundsteuer (wenn nicht vollends der Doppelzehnten und die Grundsteuer) mußten an den Staat abgeliefert werden. Auch die Tempelbesitzungen waren von dieser Leistung nicht frei. Zu den mehr als dritthalb Millionen Jentner Getreide, welche jährlich auf diese Art aus dem Lande gingen, kamen dann noch die Kopfsteuer, und hohe Eingangs- und Ausgangszölle, welche jetzt mehr eintrugen als unter den Ptolemäern, weil sich allmählig die ganze römische Welt an gewisse indische, hauptsächlich durch Aegypten transportirte Waaren gewöhnt hatte. Von den Mündungen des Nils aufwärts bis nach Oberägypten und an's rothe Meer werden die Zollkastelle erwähnt; die Verwalter waren selbst Aegypter, wahrscheinlich weil zu diesem geschäftigen Geschäft niemand tauglicher war. Von den Bergwerken war vielleicht nur der geringste Theil nutzbar für den Staat; die kostbaren Mineralien Aegyptens, der Smaragd von Koptos, der röthliche Granit von Syene, der Porphyre des claudianischen Berges, dienten dem Luxus der Kleidung und des Bauens; neben den Arabern, welche ein besonderes Geschick im Auffinden der Gänge hatten, arbeiteten hier Tausende von Verurtheilten

bezogen.

Was die Beschäftigung und den ökonomischen Zustand ^{2. Abschnitt.} des Volkes betrifft, so wird man annehmen können, daß ^{Industrie.} Ober- und Mittelägypten, so weit es der Nil bewässerte, fast ganz dem Landbau anheimgefallen waren und daß die lebhafteste Fabrikation von Geweben aller Art nebst Glas- und Töpferwaaren sich auf Unterägypten beschränkte, wo das Nildelta mit seinen Seitengegenden überdies noch für den Landbau die größten Hülfsmittel bot. Im obern Lande dürfen wir uns die großen alten Städte schon ziemlich verlassen und auf ihre unzerstörbaren Tempel und Palläste reducirt vorstellen; ¹⁾ wenigstens hatte die spätere Gründung Ptolemais (bei Girgeh) sie sämmtlich überholt und war dem damaligen Memphis wenigstens gleich gekommen, was vielleicht nicht gar viel sagen will. Die Bevölkerung des untern Landes war, wie sich mit Sicherheit vermuthen läßt, dem überwiegenden Theile nach ein im Tagelohn arbeitendes, nichts besitzendes und sehr wenig bedürftendes Proletariat, dessen Geschäftigkeit, wenigstens in Alexandrien, noch Kaiser Hadrian ²⁾ mit Verwunderung rühmt: „hier ist keiner müßig; die einen machen Glas, die andern Papier; wieder andere sind Weber; Jedermann gehört zu irgend einem Gewerbe und bekennt sich auch dazu; auch Bodagräber und Blinde haben ihre Beschäftigung und selbst solche deren Hände lahm sind, liegen nicht müßig.“ Ob damit eine sehr große Zerstückelung des Grundbesitzes oder im Gegentheil eine Vereinigung in ganz wenigen Händen verbunden war, ist nicht zu entscheiden, indem wir z. B. nicht wissen wie groß in Unterägypten die Tempelgüter und die kaiserlichen Domänen sein mochten; durch jene enorme Abgabe war übrigens auch der freie Grundbesitz faktisch unfrei geworden.

- 1) Schon Germanicus findet von Theben nur noch die magna vestigia. — Tac. Ann. II, 60. Juvenal. XV, 6. Ammian. Marc. XVII, 4.
2) Hist. Aug. Saturnin. 8. — In dem marrotischen Gau bei Alexandrien findet noch Sokrates (Hist. eccl. I, 27) im fünften Jahrhundert: „viele und vollreiche Dörfer mit prächtigen Kirchen.“

4. Abschnitt.

Das Räuber-
volf der
Bukolen.

Daneben wird uns in der Umgebung des jetzigen Da-
miette ein District, die sogenannten Bukolen, geschildert,¹⁾
wo sich eine alte, vielleicht seit vielen Jahrhunderten vernach-
lässigte Bevölkerung zu einer Art von Räubervolk ausge-
bildet hatte. Das Kaiserthum ließ sich in Italien selber bis-
weilen die Räuberbanden nahezu über den Kopf wachsen; unter den Augen des gewaltigen Septimius Severus²⁾ und
seiner siegreichen Armeen durfte der geniale Sulla Felix mit
einer Bande von 600 Mann während zweier Jahre die ganze
Via Appia brandschäzen; ein paar Jahrzehnde später wird
ganz beiläufig³⁾ an der genuesischen Riviera, bei Albenga,
ein vornehmer, reiches Räubergeschlecht erwähnt, welches in
eigenen Geschäften 2000 bewaffnete Sklaven aufstellen konnte.
Von Isaurien und dem Zustand welchen man dort duldete,
ist bereits die Rede gewesen. Mit den ägyptischen Bukolen
aber wurde schon Marc Aurel gezwungen Krieg zu führen.
„Sie standen auf, sagt Dio, und rissen auch die übrigen
„Ägypter zum Abfall fort; es führte sie ein Priester [und]
„Heliodorus. Zuerst hatten sie einen römischen Hauptmann
„überlistet, indem sie ihm, als Weiber verkleidet, sich näher-
„ten als wollten sie ihm Gold geben zur Freilassung ihrer
„Männer; darauf ermordeten sie ihn und seinen Begleiter,
„schworen über den Eingeweiden des letztern einen Bund und
„aßen dann dieselben . . . In offener Schlacht überwandten
„sie die Römer, und würden auch bald Alexandrien einge-
„nommen haben, hätte nicht Avidius Cassius, der aus Sy-
„rien gegen sie heranzog, sie dadurch gebändigt, daß er ihre

1) Dio. Cass. 71, 4. Heliodor I, 5, ff., 28, ff., II, 17, ff., auch VI, 13.
Der Romanschreiber, welcher Aegypten offenbar kannte, darf uns hier
als Quelle dienen. Er schrieb wahrscheinlich im vierten Jahrhun-
dert und berührt die Anschauungen dieser Zeit, obgleich er seine Ge-
schichte unter der Perserherrschaft spielen läßt.

2) Dio. Cass. 76, 10. Die Frechheit syrischer Räuber ebendaf. 75, 2.
Ein syrischer Raubüberfall um Apamea, Ammian. Marc. XXVIII, 2.

3) Hist. Aug. Proculus. 12.

„Eintracht aufzulösen und sie zu trennen wußte; denn einen ^{4. Abschnitt.}
„Kampf gegen die ganze wahnsinnige Masse durfte man
„nicht wagen.“

Es waren vielleicht kaum ein paar Tausende eigentlicher
Bukolen, und man könnte sie, wo es sich um Geschichte des
römischen Reiches handelt, wohl übergehen, wenn in diesen
Dingen die Zahl entschiebe. Vergleichen alte, unterdrückte,
in neuer Barbarisirung begriffene Bevölkerungen würden wir
im ganzen Reiche noch manche kennen, wenn die Provinzial-
geschichte nicht so stumm wäre. — Der Name Bukolen, Kin-
derhirten, läßt einen Rest der alten Rasse dieses Namens
vermuthen; allein sie hatten wahrscheinlich mit keinen Kin-
dern mehr zu thun, ausgenommen etwa mit den geraubten.
Einer der mittlern Arme des Nils, unweit vom Meer, nährte ^{3hr Wohnst.}
durch seinen Ueberschuß einen großen See, dessen sumpfiges
Röhricht rings am Ufer der Wohnst, wenigstens der Schlupf-
winkel dieser Paria's war; vielleicht der ungesundeste Fleck
von Aegypten, den ihnen schon deshalb kaum Jemand strei-
tig machte. Hier lebten sie theils auf Barken, theils auf
Inselchen in Hütten; die kleinen Kinder banden sie an Rie-
men, welche nur so lang waren, daß sie nicht in's Wasser
fallen konnten. Das Schilf war mit Wegen für ihre ei-
genthümlichen Kanots durchschnitten, wo sich außer ihnen
Niemand zurecht fand. Auch von Räuberdörfern ist die
Rede, womit jedoch eben jene Ansiedelungen am See gemeint
sein können. Zu diesen Bukolen zog sich nun Alles was
mit der bürgerlichen Ordnung überworfen war; welche Sit-
ten sich da ausbildeten, lehrt die Geschichte ihrer Empörung
unter Marc Aurel; schon das Aussehen der Leute mit ihrem
vorn bis auf die Augen, hinten lang herab hängenden Haar
war fürchterlich.¹⁾ — Welche Contraste waren hier auf ei-
nem Raum von wenigen Tagereisen beisammen! Das reiche

1) Auf Analogien in den Zuständen des modernen Indiens darf hier
bloß hingedeutet werden.

4. Abschnitt. industrielle Aegypten, der Räuberstaat im Sumpfe, und westlich am mareotischen See die letzten jüdischen, in der nahen nitrischen Wüste aber die ersten christlichen Einsiedler. — Die Bukolen selber wollten in der Folge vom Christenthum nichts wissen; noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts war unter diesen „wilden Barbaren“ kein einziger Christ.¹⁾

Doch es ist Zeit, auf den Charakter und die besondern Schicksale der Aegypten in der spätern römischen Zeit zu kommen.

Der ägyptische Charakter. „Der Aegypten schämt sich, sagt Ammian,²⁾ wenn er „nicht an seinem bürren, braunen Leib Striemen über Striemen aufzuweisen hat, die ihm wegen Verweigerung von Abgaben zu Theil geworden. Man hat noch keine physische „Qual zu erfinden vermocht, die einen recht verhärteten ägyptischen Räuber dahin gebracht hätte, seinen Namen zu kennen.“ — Dieß war die Stimmung der untern Klassen gegen die Behörde. Bei jedem allgemeinen Unglück, gleichviel ob Krieg oder Mißwachs, ging die erste Auflage gegen die Regierung; die Gesinnung der Massen war permanent aufrehrerisch und wäre es auch gegen bessere Herrscher gewesen. In gewöhnlichen Zeiten offenbarte sich dieß durch

Die Spottsucht. eine giftige Spottsucht, welche zwischen den kriechendsten Schmeicheleien hervorbrechend, keine Grenzen kannte. Eine ehrbare römische Matrone,³⁾ welche als Gemahlin eines Präfecten in Aegypten wohnen mußte, erschien dreizehn Jahre lang nicht öffentlich und ließ keinen Aegypten ins Haus, um wenigstens ignorirt zu werden; wer sich aber nicht auf diese Weise schützen konnte, mußte sich die schändlichsten Reden und

1) Hieronym. vita S. Hilarion. 43.

2) Ammian. Marc. XXII, 16. vgl. XXVIII, 5. u. XXI, 6.

3) Seneca, consol. ad Helv. 17. — Diese Spottsucht ist auch der stets wiederkehrende Klagepunkt in der 32ten Rede des Dio Chrysostomus, die den Zustand Aegyptens im ersten Jahrhundert nach Chr. behandelt.

Spottlieder gefallen lassen; „Dinge, 1) die den Alexandrinern 2. Abschnitt.
„selbst sehr hübsch vorkommen mochten, dem Betreffenden aber
„kränkend.“ Bei Caracalla geriethen sie damit bekanntlich
an den Unrechten; er entschädigte sich durch ein seit Jahren
prämeditirtes Gemehel vieler Tausende. Augustus und Nero²⁾
waren klüger verfahren, sie hatten das Gespötte der Alexan-
driner überhört und sich an ihrem Talent des Schmeicheln
und Applaudirens ergötzt.

Aber nicht nur nach oben, sondern auch unter sich zeig-
ten die Aegypter ein Bedürfnis nach Zank und Streit, na-
mentlich eine betrügerische Proceßsucht ohne Gleichen. Da
sah man diese sonst düstern Menschen (moestiores) in wil-
der Schmähung, in glühendem Zorn aufflammen, und wäre
es auch nur gewesen, weil man einen Gruß nicht erwie-
dert, in den Bädern nicht Platz gemacht,³⁾ oder sonst irgend-
wie die bössartige Eitelkeit verletzt hatte. Da der geringste
Lärm für Tausende gleichmäßig verbitterter Menschen zum
Signal des Ausbruches ihrer innern Gährung dienen konnte,
so war immer eine allgemeine Gefahr bei diesen Händeln, und
der Oberbeamte, welcher die Ruhe und den Gehorsam Aegyptens
auf sich genommen hatte, konnte damit auch eine ganz
unmenschliche Repression wenigstens beim Kaiser rechtfertigen.
— Man mußte, es wurde nicht eher ruhig, bis Blut ge-
flossen war.⁴⁾ Es charakterisirt namentlich Alexandrien, daß
hier früher als irgendwo im Reiche, ja vielleicht schon zur
Ptolemäerzeit, die Parteinahme für die Wagenlenker des
Hippodrom's⁵⁾ regelmäßig zu Mord und Todtschlag führte.

Sines ist es vorzüglich, was solche uralte, mißverständene Der Sonatis-
mus.
und mißhandelte Nationen zu einer wahnsinnigen Anstren-
gung entflammen kann: ihre alte Religion, welche obwohl

1) Herodian. IV, 9.

2) Sueton. Aug. 97. Nero 20.

3) Hist. Aug. XXX. Tyr. 22, Firmus 3 u. f., Saturninus 7 u. f.

4) Socrates, hist. eccl. VII, 13.

5) Philostratus, vila Apollon. V, 26.

4. Abschnitt. entartet und jeder sittlichen Belebung fremd, doch wesentlich die Stelle des verlorenen nationalen Bandes vertritt. So ist den Aegyptern ihr Heidenthum, später selbst ihr Christenthum, der Canal geworden, in welchen sich die unbestimmte verhaltene Wuth ergoß. Das Bedürfniß fanatischen Laumels war vorhanden; über den zufälligen Gegenstand verfügten Zeit und Schicksal. Das heidnische Rom hütete sich, in diesen Dingen Anstoß zu geben; die Kaiser machten Weihen und Opfer mit, wenn sie das Land besuchten; in den Bildwerken treten sie durchaus als altägyptische Könige auf, mit den Weischriften „der Ewiglebende, der Isis-geliebte, der Pthta-geliebte;“ Tempel wurden von ihnen oder als Gelübde für sie erbaut, andere vollendet.¹⁾ Aber innerhalb Aegyptens selbst war hinlänglicher Anlaß zum religiösen Hader gegeben durch die Eifersucht von Tempel zu Tempel, welche sich besonders in abweichender Parteinahme für die heiligen Thiere ausdrückte. Juvenal und Plutarch haben Die Thierculte. uns Genrebilder dieses Inhalts hinterlassen, welche man mit ungetheiltem Ergößen lesen würde, wenn nicht der Schatten-umriß des ältesten Culturvolkes der Erde doch immer etwas Ehrwürdiges hätte, das man ungern völlig in den Staub getreten sieht.²⁾ In der einen Stadt hat die Orthoborie nichts dagegen, wenn man dasselbe Thier verspeißt, welches in der andern angebetet wird; in Synopolis (Hundestadt) wird ein Stör geschlachtet, was die von Dryruchus (Störstadt) alsobald durch Opferung und Verpeisung eines Hundes vergelten; darob entsteht zwischen beiden Orten blutiger Krieg,

¹⁾ Der Gebrauch der Hieroglyphen ist bis auf Caracalla erweislich; ihr Verständniß war noch im ganzen fünften Jahrhundert nicht erloschen. — Vgl. die Einleitung zum betreffenden Abschnitt in Böckh's *corpus inscr. græc.* III, fasc. II.

²⁾ *Juv. Sat.* XV. — Vgl. Plutarch *de Iside & Os.* 72. — Hieronym. *adv. Jovinian.* II, 7. — Die beiden hier vorkommenden Thiere gehören laut Strabo XVII, 1 noch immer zu den im ganzen Lande verehrten, nicht zu den heiligen Distrikthieren.

den die Römer durch Strafen füllen. So Plutarch; bei dem von Juvenal geschilderten schändlichen Ueberfall der Tentyriten gegen das in trunkenem Festjubil sorglose Ombos kömmt es nicht bloß zu den scheußlichen Verstümmelungen und Tödtungen, man theilt sich auch in die Stücke eines zerschnittenen Leichnams, wie die Vukolen in jenem oben erzählten Falle.¹⁾ — Leicht konnte sich da die Sage bilden, einst habe ein alter König weislich den verschiedenen Orten verschiedene Thierculte anbefohlen, weil ohne die daraus entstandene ewige Zwietracht das große unruhige Aegyptervolk gar nicht zu bändigen gewesen wäre. — Wir werden in der Uebersicht des Heidenthums auf diese gewaltige Religion, ihre Priester und Zauberer und ihr stolzes Verhältniß zum griechisch-römischen Heidenthum zurückkommen müssen.

Die noch immer am Leben befindliche und noch später bekanntlich im sog. Koptischen fortdauernde ägyptische Sprache²⁾ war damals nicht mehr die wesentliche Trägerin dieser Religion. Menschen aus allen Gegenden des Reiches unterwarfen sich eifrig dem Mobeberglauben. Das überwiegend griechische Alexandria besaß vollends in seinen Fabriken und an seinem Hafen einen so fanatischen Pöbel als er sich irgend am Nil finden mochte, was besonders die Christen schwer zu empfinden hatten. Um ein volles Jahr kam man hier der Verfolgung des Decius zuvor,³⁾ indem ein Wahrsager das Volk mit wilden Improvisationen aufgereggt hatte. Auch hier tritt die ausgebildete Henkersphantasie zu Tage,

Die Alexan-
driner.

251.

1) Vgl. die Excesse der Juden in Aegypten und Cyrenäica unter Hadrian, Dio Cass. LXVIII, 32.

2) Sie war sonst noch die vorherrschende Landessprache. Vgl. Apostelgesch. XXI, V. 37 f. Auch Aegypten von Stände beschränktesten sich darauf und brauchten zum Umgang mit Griechen Dolmetscher. So z. B. S. Antonius, dessen Bibelfunde überdies auf ein hohes Alter der ägyptischen Bibelübersetzung schließen läßt. Vgl. Athanas. vita S. Anton. col. 473, s.

3) Euseb. Hist. eccl. VI, 41.

4. Abschnitt. wie sie gedrückten Völkern eigen ist; man sticht die Verfolgten mit spitzigem Rohr in's Gesicht und in die Augen, schleift sie auf dem Pflaster, schlägt ihnen alle Zähne aus, bricht ihnen die Glieder einzeln, u. dgl. m., der gerichtlichen Folter nicht zu gedenken. 1)

Den Römern war der ganze Charakter dieses Volkes schon in gefelliger Beziehung zuwider; wo man im weiten Reiche mit reisenden Aegyptern zu thun bekam, 2) konnte man auf irgend eine grobe Unschicklichkeit rechnen, „weil sie von Hause aus so erzogen waren.“ Vor öffentlichen Personen, und mochte es auch der Kaiser sein, war ihr freches Schreien und Kreischen unleidlich. Um so weniger wurden Umstände gemacht, wenn es galt, Aegypten durch Strafen zur Besinnung zu bringen. Zu dem allgemeinen Reichthum, welches seit Mitte des dritten Jahrhunderts in Gestalt von Krieg und Pest die Erde entvölkerte, sollte für dieses Land noch besonderes Unheil kommen.

Engländer Unter Gallienus begab es sich, daß der Sklave eines alexandrinischen Beamten 3) auf militärische Weise mit Ruthen gestrichen wurde, weil er (ohne Zweifel mit ägyptischem Hohn) gesagt hatte, seine Sandalen taugten mehr als die der Soldaten. Der Pöbel nahm Partei und es sammelten sich

Remilian. dichte Massen vor der Residenz des Präfecten Remilian, ohne daß man anfangs gewußt hätte, wem es eigentlich galt. Bald folgen Steine, Schwerter wurden gezückt, Wuth und Lärm stiegen grenzenlos; entweder war nun der Präfect das Opfer des Pöbels, oder (wenn er mit größter Mühe Meister wurde) er hatte Absetzung und Strafe zu erwarten. In dieser Noth erhob er sich zum Kaiser, wie es scheint auf

1) Wie noch in der christlichen Zeit, im Jahr 415 die Philosophin Hypatia mit Scherben gesteinigt und die Leiche in Stücke zerrissen wurde, erzählt umständlich Socrates hist. eccl. VII, 15.

2) Eunap. vitæ philoss., sub Aedeslo.

3) Hist. Aug. XXX. Tyr. 22, und Gallien. 4. Die Motive bleiben doch meist dunkel.

Verlangen der Truppen, welche den indolenten Gallienus haß- 4. Abschnitt.
ten und gegen die das Land bedrängenden Barbaren einer
Anführung bedurften, die von kleinlicher Verantwortlichkeit
frei sein mußte. Er durchzog Aegypten, drängte die einge-
fallenen Völker zurück und behielt das Getreide im Lande;
man durfte eine Rettung hoffen, wie der Occident sie da-
mals durch Postumus und seine Nachfolger fand. Aber als
Nemilian bereits eine Expedition über das rothe Meer rüstete,
gab ihn Aegypten dem von Gallienus gesandten General
Theodotus Preis, der ihn gefangen seinem Herrn schickte.
Vielleicht wurde er an derselben Stelle im tullianischen Kerker
zu Rom erdroffelt, wo einst Jugurtha den Hungertod gestorben.

Ob das Land noch insbesondere der Rache des Gallienus
unterlag, ist nicht bekannt. Jedenfalls hätte es diesem nicht
viel geholfen, denn bald hernach geht ihm Aegypten abermals
verloren,¹⁾ einstweilen nur für kurze Zeit, allein unter Um-
ständen der entschlichsten Art, die wir freilich nur ahnen ^{261.}
können. Ein Jahr über ist Macrian Herr des Orientes; ^{Macrian.}
was für Kämpfe damals in Alexandrien wütheten, und zwi-
schen wem, ist unbekannt; nachher aber schildert der Bischof
Dionysius die Stadt, wie sie unkenntlich geworden durch all
die Gräuel, wie die große Hauptstraße, vielleicht jene von
dreißig Stadien Länge, so öde liegt als die Wüste des Sinai,
wie in den stille gewordenen Häfen der Stadt das Wasser
von Blut geröthet ist, und der nahe Nilkanal voll Leichen
schwimmt.²⁾

Nochmals wird Gallienus Meifter, aber unter seinen
Nachfolgern Claudius Gothicus und Aurelian läßt die große

¹⁾ Manso, Leben Constantin's, S. 468 glaubt Nemilian's Aufstand erst
in das Jahr 263 versetzen zu müssen, und citirt dazu, offenbar aus
Versehen, Hist. Aug. Gallien. c. 9. Aus c. 4. ibid. ließe sich im
Gegentheil schließen, daß das Ereigniß vor 259, d. h. vor die Er-
hebung des Postumus zu setzen sei.

²⁾ Bei Euseb. Hist. eccl. VII, 21 nnd 23. Valerius bezog diese
Schilderung auf die Ereignisse zur Zeit Nemilian's.

- 4. Abschnitt.** Königin von Palmyra, die Enkelin der Ptolemäer, Aegypten, wenigstens Alexandrien zweimal für sich erobern.¹⁾ Da zeigt sich (ähnlich wie damals in mehreren Provinzen) die letzte nationale Regung von größerem Maßstabe bei dem sonst unfriederischen, gealterten Volke; heftig nimmt man Partei für und gegen Zenobia; Volksheere verstärken (so scheint es) die beiderseitigen Truppen. Die Palmyrener bleiben Sieger; allein nicht lange hernach stürzt ihr eigenes Reich durch den großen Feldzug Aurelians. Jetzt konnte die bisherige palmyrenische, römerfeindliche Partei unter den Aegyptern nichts als harte Strafe erwarten; vermuthlich durch ihre Verzweiflung erhob sich ein reicher in Aegypten angeessener Seleucter, Firmus, zum Kaiser. Der einzige Referent,²⁾ den wir hierüber besitzen, verspricht zwar die drei Firmus, welche damals in Afrika figurirten, nicht mit einander zu verwechseln; er schildert aber denjenigen, um welchen es sich hier handelt, den Usurpator von Aegypten, mit so fabelhaft auseinanderlaufenden Umrissen, daß man dieselben doch auf mehr als einen Menschen glaubt vertheilen zu sollen. Sein Firmus reitet auf Straußen, kann aber auch einen ganzen Strauß und das Fleisch von Nilpferden verdauen, seiner Bekanntschaft mit den Crocobilien zu geschweigen; selbst einen Amboß läßt er sich auf den Leib legen und darauf mit Hämmern schlagen. Ebenderselbe ist der Freund und Genosse Zenobians und einer der größten Kaufleute und Fabrikanten von Aegypten. Mit dem Ertrag seiner Papierfabriken allein rühmte er sich ein Heer unterhalten zu können; er stand in großen Lieferungscontracten mit den Arabern so wie mit den Blemmyern, welche den Handel nach dem rothen Meere und dem innern Afrika vermittelten; häufig gingen seine Schiffe nach Indien. Mochte überall sonst der Kaiserpurpur von Offizieren, Provinzialablichen und Abenteurern aller Art um-

¹⁾ Zosim. I, 44.

²⁾ Hist. Aug. Firmus 2. seq. & Aurelian. 32.

geschlagen werden, — für Aegypten ist es ganz bezeichnend, 4. Abschnitt.
 daß auch der Großhändler den Versuch wagt, nachdem der
 unaufhörliche Krieg ihn ohnedieß mit Ruin bedroht hat.

Aurelian aber wollte rasch mit dem „Throndieb“ fertig Aurelian's Er-
oberung.
 werden; er siegte in einer Schlacht und belagerte ihn dann
 zu Alexandrien.¹⁾ Hier scheint sich Firmus mit seiner Par-
 tei noch ziemlich lange in dem Bereich der alten Königsburg,
 Bruchion, gehalten zu haben; wenigstens saub es Aurelian,
 nachdem er ihn in seine Hände bekommen und getödtet, für
 angemessen, jenes ganze, herrliche Stadtquartier²⁾ schleifen
 zu lassen. Da sank in Schutt der Pallast der Ptolemäer,
 ihre prächtige Gruft, das Museion an welches sich alle gei-
 stigen Erinnerungen des spätern Griechenthums knüpften,
 und die Riesensäulen der Propyläen, über welchen sich noch
 ein hoher Kuppelbau erhoben hatte; der verwüsteten Thea-
 ter, Hallen, Gärten u. s. w. nicht zu gedenken. War es
 Rache? oder folgte der Sieger bloß strategischen Gründen?
 Man vergesse nicht, daß gewisse Gegenden des Reiches ver-
 hungerten konnten, wenn das empörte Aegypten, wie noch un-
 ter Firmus geschah, die Ausfuhr zurückhielt. Immer bleibt
 es aber ein trauriges Zeichen für Herrscher und Beherrschte,
 wenn solche Opfer gebracht werden müssen, um einer Stadt
 die Fähigkeit der Empörung und Vertheidigung zu benehmen.

Bei den Aegyptern wirkte dergleichen überdieß nur wie
 ein Reiz mehr. Unter Probus oder schon vorher kam einer 276—282.
 der tüchtigsten Generale, der Gallier Saturninus, in das Land, Saturninus.
 den die frechen Alexandriner sogleich als Kaiser begrüßten.
 Entsetzt floh Saturnin vor dieser Zumuthung nach Palä-
 stina; da er aber die große Seele des Probus³⁾ nicht kannte,
 hielt er sich bei weiterem Nachdenken doch für verloren und
 nahm den purpurnen Peplos eines Aphroditenbildes jammernd

¹⁾ Matter, hist. de l'école d'Alexandrie, I, p. 300.

²⁾ Strabo XVII, 1.

³⁾ Hist. Aug. Saturnin. 11.

4. Abschnitt. um sich, während ihn die Seinigen aborirten. Sein Trost war: ich werde wenigstens nicht einzig umkommen. Probus mußte ein Heer senden; gegen seinen Willen wurde der unglückliche gefangene Usurpator erwürgt. Später mußte Probus nochmals in Aegypten Krieg führen lassen, weil der schon längst gefährliche nubische Stamm der Mennmyer einen

Die Mennmyer. Theil des obern Landes, namentlich das schon erwähnte Ptolemais am Nil, eingenommen hatte, und zwar mit Connenz der unheilbar aufrührerischen Einwohner. Diese Mennmyer, ein hageres, braunes, flüchtiges Wüstenvolk¹⁾ hatten den Transport von den Hafenstädten des rothen Meeres nach dem Nil in ihre Hände bekommen; sie zu unterwerfen oder zu vertilgen war von jeher gleich unthunlich gewesen, und so mußte man von Zeit zu Zeit mit ihnen abrechnen. Auch diesmal wurden die römischen Generale Meister, gewiß nicht ohne Anwendung harter Strafen. — Aber unter Diocletian fällt ganz Aegypten von Neuem ab und zwar für eine Reihe von Jahren, indeß die Kaiser von dem kaum gebändigten Gallien aus zugleich Britannien wieder erobern, einen Usurpator in Carthago bekämpfen, die Einfälle maurischer Völker zurückweisen und sonst fast überall an den Grenzen Krieg führen mußten. Während die Mennmyer sich abermals Ober-
286. ägyptens bemächtigten, erhob sich in Alexandria ein sonst
Aphidius. ganz unbekannter Mensch, L. Apidius Achilleus,²⁾ zum
296. Augustus. Erst nach zehn Jahren war Diocletian im Stande, auch hier einzuschreiten. Durch Palästina zog er nach Aegypten, mit ihm³⁾ der 22jährige Constantin, dessen große, ma-

¹⁾ Avienus, orbis terr. descr. Vs. 329. — Gibben, Cap. 13. tarirt die Schwierigkeit eines Kampfes gegen solche Völker, denen man nie mit einer großen Armee folgen kann, zu gering.

²⁾ Wahrscheinlich ein Nationalägypter; sein Name erinnert an den berühmtesten Minister der letzten Ptolemäer, an den 311 erwählten Patriarchen von Alexandria, u. A. dieses Namens.

³⁾ Nach den Titeln im Ordet des Valerius (bei Euseb. H. E. VIII, 17) scheint auch dieser dabei gewesen zu sein.

feststehende Gestalt in den Augen der Menschen den Imperator verbunkelte. Abermals eine lange, achtmonatliche Belagerung von Alexandrien, nebst Zerstörung der Aquäduce und, nach der Tödtung des Achilleus, eine abermalige, schreckliche Züchtigung. Die Hauptstadt wird dem vermuthlich höchst erbitterten Heere zur Plünderung überlassen, der Anhang des Thronräubers geächtet und eine Menge Menschen hingerichtet. Als Diocletian eintritt, meldet die Sage, gebot er zu morden, bis das Blut seinem Ross an die Knie reichen würde; aber nicht weit vom Thor glitt das Thier auf den Leichen aus und wurde am Knie blutig, worauf dem Mordbefehl sogleich Einhalt gethan wurde.¹⁾ Ein ehernes Pferd bezeichnete noch lange die Stelle. In Mittelägypten wurde die Stadt Busiris gänzlich zerstört. Nicht besser ging es den Oberägyptern; hier hatte der reiche Stapelplatz Coptos, wo die Blemmyer sich vorzüglich mochten festgesetzt haben, dasselbe Schicksal wie Busiris.²⁾ Bei diesem Anlaß aber traf Diocletian (wie Eutrop sagt, sein christlicher Bearbeiter Drosius dagegen verschweigt) auch viele umsichtige Anordnungen, die nachher eine bleibende Geltung behielten. Dazu gehört ohne Zweifel, daß er, den Blemmyern gegenüber, einen andern afrikanischen Stamm von der großen Dase her, die Nobaten, in den bleibenden Sold des Reiches nahm und ihnen ein bisheriges, wenig einträgliches Stück römischen Gebietes oberhalb Syene abtrat, wo sie fortan als Grenzhüter wohnen sollten.³⁾ Es war nicht seine Schuld, daß dergleichen Auskunfts Mittel bei der Erschöpfung der Heere und der Kassen zur Nothwendigkeit geworden waren, und daß man den Nobaten und den Blemmyern gleichwohl noch eine Art von Tribut bezahlen mußte. Ganz diocletia-

4. Abschnitt.

Diocletians
Recht.

Die Südgrenze.

1) Malalas, I. XII, ed. Bonn. p. 309.

2) Euseb. chron. und Zonaras XII, 31 nehmen für die Katastrophe dieser beiden Städte einen frühern Zug des Kaisers nach Aegypten an, ersterer zum Jahr 294 (d. h. nach unserer Rechnung 291).

3) Procop. bell. pers. I, 15.

4. Abschnitt. nisch ist aber die Art und Weise, wie man sie in Sid und Pflanz nahm; auf der Grenzinsel Philä, welche übrigens neue, starke Befestigungen erhielt, wurden Tempel und Altäre für gemeinschaftliche Sacra zwischen ihnen und den Römern neu erbaut oder doch die vorhandenen neu geweiht und mit beiderseitigen Priesterschaften bestellt. Die beiden Wüstenvölker waren ägyptischen Glaubens, die Memphyer mit besonderer Neigung zu Menschenopfern; sie erhielten oder behielten jetzt auch das Recht, zu gewissen heiligen Zeiten das Nisobild von Philä in ihr Land abzuholen und es dort eine bestimmte Zeit zu behalten. Noch schildert uns eine Inschrift¹⁾ den feierlich auf dem Nil sich bewegenden Barkentempel mit dem Bild der Göttin.

Auch eine neue Stadt tauchte seitdem in Oberägypten, nahe bei dem zerstörten Coptos auf: Maximianopolis, welche der Kaiser nach dem Namen seines ältesten Mitregenten benannte. Vielleicht war es ein bloßer Garnisonsort, vielleicht liegt darunter das alte, nur umgetaufte Apollinopolis.²⁾

Gebung
Alexandrien.

Selbst das tief in Jammer versenkte Alexandrien erhielt wenigstens einigen Trost; Diocletian wies der Stadt wieder bestimmte Kornvertheilungen zu, eine Gnade, welche längst sehr viele auch außeritalische Städte genossen. Dafür rechneten fortan die Alexandriner die Jahre³⁾ nach seiner Regierungszeit; dafür errichtet ihm der Präfect Pompeius im Jahre 302 die mit Unrecht nach seinem eigenen Namen benannte Säule, welche noch die Weiheinschrift trägt: dem heiligsten Autokrator, dem Stadtgenius⁴⁾ Alexandria's, dem unbeflegten Diocletian. Von einem ältern Prachtbau entnommen oder für einen unvollendeten bestimmt, ragt der

¹⁾ Böckh, corp. inscr. gr. I. c. N. 4043.

²⁾ Vgl. Bücking, notitia imperii I, p. 320.

³⁾ Vgl. l'art de vérifier les dates, Einleitung.

⁴⁾ Böckh, corp. inscr. gr. I, c. N. 4681. Man wird Πολιοῦχος kaum anders übersetzen können.

riesige Monolith noch jetzt aus den kaum mehr kenntlichen 4. Abschnitt.
Resten des Serapeum's empor.

Endlich meldet eine späte ¹⁾ und theilweise entstellte Notiz: Die *Alchymie*.
Dioeletian habe damals die Schriften der alten Aegypter
über die Hervorbringung von Gold und Silber zusammen-
suchen und verbrennen lassen, damit die Aegypter nicht mehr
aus dieser Quelle Reichthümer schöpfen und in dem daher
entstandenen Uebermuth sich gegen Rom empören möchten.
Man hat dagegen sehr einleuchtend bemerkt, daß Dioeletian
die Bücher wohl zu seinem eigenen und des Reiches Gebrauch
würde wohl behalten haben, wenn er an die Möglichkeit der
Alchymie geglaubt hätte. Aber aus lauter wohlgemeinter Auf-
klärung, wie Gibbon annimmt, ging sein Schritt doch auch
schwerlich hervor. Vielleicht hing die ägyptische Goldmacherei
mit anderm scheußlichem Aberglauben zusammen, welchem
der in seiner Art fromme Fürst damit begegnen wollte.

Mit Dioeletian hören nun die Empörungen Aegyptens ^{Aufhören der}
plötzlich für eine geraume Zeit auf. Hatte seine Weisheit ^{Usurpation.}
etwa in der That dem Lande wesentlich zu helfen, den Cha-
rakter der Einwohner zu bessern oder wenigstens sie auf die
Dauer einzuschüchtern vermocht? Genügten die neuen allge-
meinen Reichseinrichtungen, um ihnen die Empörung zu ver-
leiden und unmöglich zu machen? Die wahrscheinlichste Er-
klärung wurde schon früher angedeutet: Zunächst hinderte
allerdings die Theilung der Herrschergewalt das Aufkommen
eingeborner und localer Usurpatoren in den Provinzen; seit
Constantin aber fand die ägyptische Leidenschaft in den kirch-
lichen Streitigkeiten einen Tummelplatz, der den stinkenden
Kräften der unglücklichen Nation allmählig angemessener war
als das verzweifelte Ankämpfen gegen römische Beamte und
Armeen. Der melitianische und der arianische Streit be-
ginnen diese lange Reihe theologischer Aufregungen, sobald

¹⁾ Suidas, sub v. Diocletianus, nebst mehreren Spätern. — Es ist,
wie Gibbon bemerkt, die älteste vorhandene Erwähnung der Alchymie.

4. Abschnitt. das Christenthum proclamirt ist; aber auch die Heiden wehren sich hier wie nirgends im Reiche für ihre Religion durch blutige Aufstände.¹⁾

In einer Beziehung war Aegypten, wie ganz Africa, der sicherste Besitz des damaligen römischen Reiches; abgesehen von einer Anzahl halbwilber Nationen, deren Einfälle man bei einiger Aufmerksamkeit leicht zurückweisen konnte, hatte es die Wüste in seinem Rücken. Während die Rhein-, Donau- und Euphratgrenze von starken, feindlichen Nationen bedroht war, genügten hier verhältnißmäßig geringe, passend vertheilte Garnisonen.²⁾ Denn das konnte in jener Zeit noch Niemand ahnen, daß einst von Arabien aus ein religiöser und erobernder Fanatismus den ganzen Süden und Osten des Römerreiches in seinem unwiderstehlichen Siegeslauf vor sich aufrollen und sich assimiliren würde. — Die Nordküste

Nordafrika. von Afrika war im dritten Jahrhundert gewiß ungleich bevölkerter als sie seitdem je wieder gewesen ist. Die Monumente Algeriens, die große Zahl der später nachweisbaren Bischofsstühle, die beträchtliche geistige Bewegung und die derselben entsprechende Stellung in der spätrömischen Literatur lassen auf einen Zustand schließen, den man nicht nach der verhältnißmäßigen Armuth an äußern Ereignissen beurtheilen darf. Vor Allem war das von Cäsar hergestellte Carthago durch seine Lage eine der ersten Städte des Reiches³⁾ geworden, allerdings auch eine der gefährlichsten. Die verworfenen Sitten,⁴⁾ welche die Stadt später auch zum Capua der tapfern Vandalen machten, mögen ganz außer Berech-

¹⁾ Socrates, Hist. eccl. III, 2; V, 16. Sozom. V, 10.

²⁾ Ihre Aufstellung in der spätern Zeit giebt die Notitia imp. Rom. I, cap. 25, 28, II, cap. 23, 24, 29, 30.

³⁾ Auson. ordo nob. urb. Neben Rom und Constantinogel: *tertia dici fastidii*.

⁴⁾ Salvian. l. c. lib VII & VIII. Noch zur christlichen Zeit blieb ein geheimnißvoller Cultus eines *dæmon coelestis* übrig, und zwar bei den Christen selbst.

nung bleiben; der von schon der Dido gestiftete Tempel der himmlischen Göttinn, der „Astroarche,“ war dem Reiche fatal, weniger durch die gefälligen Hierodulen als durch die aufreizenden Orakel die er spendete¹⁾ und durch die Unterstützung, die er mehr als einer Usurpation verlieh. Der Purpurmantel, welcher über das löwentronende, Blitz und Scepter haltende Bild herunterhing, hat mehr als eines Gegenkaisers Schultern bedeckt. — Auch jetzt wieder, beim Auftreten Diocletians, stellt sich ihm in Afrika ein gewisser Julian entgegen, von dessen Herkommen und weiterm Schicksal man gar nichts weiß,²⁾ er müßte denn die sogenannten Quinquegentianer oder Fünfvölker angeführt haben, gegen welche Maximian zu Felde ziehen mußte und von welchen wir nicht viel mehr wissen. Sie waren ohne Zweifel Mauritanier,³⁾ d. h. aus der westlichen Hälfte von Nordafrika, wo der Atlas wie heutigen Tages eine Reihe kleiner Völker beherbergen mußte, welchen angriffsweise schwer beizukommen war; eine ernstliche Occupation hatte man von ihrer Seite nicht zu befürchten, wenn die römischen Beamten nicht mit Willen ihre Pflicht versäumten.⁴⁾ Maximian nahm sich erst nach einer Reihe von Jahren die Muse zu diesem Kriege, woraus wir schließen dürfen, daß die Gefahr keine der dringendsten war und daß die Kornlieferungen nach Italien nicht unterbrochen worden waren. Bei dem bis ins vorhergehende Jahr andauernden Abfall Aegyptens hätte das Reich des afrikanischen Getreides weniger als je entzathen können.

Julian und die
Quinquegen-
tianer.

1) Vgl. Hist. Aug. Macrin. 3. Pertinax 4.

2) Die einzige Erwähnung in Aurel. Vict. Cæss. und (andere) in der Epit. — Außerdem eine verdächtige Münze.

3) Manso's Beweis, a. a. O. S. 325. f. Mit der libyschen Pentapolis haben sie nichts zu thun.

4) S. Ammian. Marc. XXVII, 9 und bes. XXVIII, 6.



Fünfter Abschnitt.

Das Heidenthum und seine Göttermischung.

Numerisches Verhältniß der Christen zu den Heiden. — Das Christenthum als Kirche; seine Ausbreitungskraft; seine Verfassung; seine wahre Stärke.

Das Heidenthum. — Die klassische Religion; ihre frühe Neutralisirung; Grad ihrer Fortdauer; Absterben einzelner Theile. — Der populäre Cultus. — Stellung der Mythologie zur Kunst, zum Theater und zur Poesie; Propertius und Calpurnius; Abneigung einzelner Dichter.

Die Göttermischung und Götterverwechslung. — Vermengung der Entwicklungsstufen des Polytheismus. — Activer Göttermischung; die gallischen Gottheiten werden romanisirt.

Passive Göttermischung. — Die Gottheiten Barbarenland; Orakel in Syrien, Palästina und Rom; die große Göttin als Ishtar, Urania, Morgana; der Tempel von Hierapolis; die Verschütteten; Abas; die große Mutter und der Kyb Phrygiens; ihr Einbringen in Rom; das große Jahresfest; der tyrische Hercules; die Tempel Sardaniens.

Die ägyptischen Götter. — Religionszustand Aegyptens; Absterben der Priesterweihe; Fortdauer der Hierarchie. — Das Serapeion und Alexandrien. — Cosmopolis. — Die heiligen Thiere. — Die Isispriester. — Isis bei den Griechen und Römern; ihre Nebengötter; die Kaiser als Isisdiener. — Die Isisprocessen; das Isischiff. — Wirkliche Auffassung dieses Götterkreises.

Südlische Hingebung an die Fremdgötter. — Magabal und Alexander Severus. — Die Pantheon. — Zerspaltung des Heidenthums.

Fünfter Abschnitt.

Das Heidenthum und seine Göttermischung.

Die letzte Zeit des Diocletian und Maximian ist durch die Martern und Blutströme der großen Christenverfolgung in einen schrecklichen Ruf gekommen. Man hat sich vergebens bemüht, den Umfang derselben und die Zahl der Opfer auch nur annähernd zu ermitteln, ja es fehlt schon die Grundlage jeder Berechnung, nämlich ein zuverlässiges Datum über die Zahl der um jene Zeit überhaupt im römischen Reich vorhandenen Christen. Nach Stäudlin hätten sie die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausgemacht, nach Matter ein Fünftel, nach Gibbon bloß den Zwanzigstel, nach La Bastie ein Zwölftel, welches vielleicht der Wahrheit am nächsten kommt. Noch genauer dürfte man für den Westen ein Fünftel und für den Osten ein Zehntel annehmen.¹⁾

5. Abschnitt.

Numerisches
Verhältniß der
Religionen.

Sehen wir jedoch einstweilen von dem numerischen Verhältniß ab und betrachten wir den damaligen innern Zustand der beiden großen streitenden Organismen, Christenthum und Heidenthum.

Eine hohe geschichtliche Nothwendigkeit hatte das Christenthum auf Erden eingeführt, als Abschluß der antiken Welt, als Bruch mit ihr, und doch zu ihrer theilweisen Rettung und Uebertragung auf die neuen Völker, welche als

¹⁾ Chastel, Hist. de la destruction du Paganisme dans l'emp. d'Orient, p. 36.

5. Abschnitt. Heiden ein bloß heidnisches Römerreich vielleicht gänzlich barbarisirt und zernichtet haben würden. Sodann aber war die Zeit gekommen, da der Mensch in ein ganz neues Verhältnis zu den sinnlichen wie zu den übersinnlichen Dingen treten sollte, da Gottes- und Nächstenliebe und die Abtrennung vom Irdischen die Stelle der alten Götter- und Weltanschauung einnehmen sollten.

Das Christen-
thum. Bereits hatten drei Jahrhunderte das Leben und die Lehre der Christen in eine feste Form gebracht; die beständige Bedrohung und die häufigen Verfolgungen hatten die Gemeinde vor frühzeitigem Verfall bewahrt und es ihr möglich gemacht, den schwersten innern Zwiespalt zu überwinden. Sie hatte sowohl die ascetischen Schwärmer (Montanisten u. a.) als die speculativen Phantasten, welche das Christenthum zum Rahmen platonischer und orientalischer Philosophie machen wollten (die Gnostiker), glücklich von sich ausgeschieden; mit dem neuen und gewaltigsten Versuche dieser Art, dem Manichäismus, hatte der Kampf nur erst begonnen; die Vorboten des Arianismus — Streitigkeiten über die zweite Person der Gottheit — schienen so viel als beseitigt; endlich war der mannigfach obwaltende Zwist über einzelne Punkte der kirchlichen Disciplin in dieser Zeit der *ecclesia pressa* noch nicht so gefährlich als später in den Jahrhunderten der herrschenden Kirche, welche von solchen Dingen Anlaß nahm zu bleibenden Spaltungen.

War vielen Dingen war noch innerhalb des Christenthums selbst freier Platz gegönnt, die man später nicht mehr damit vereinigen konnte. Im vierten und fünften Jahrhundert verwundert man sich erst recht, wie es möglich war, die Speculation und die symbolische Schriftauslegung eines Origenes in der Kirche zu dulden; aber auch in mehreren Andern, die der werdenden und kämpfenden Kirche als Väter gegolten, erkennt man in der Folge halbe Ketzer. Von all zu verschiedenen Seiten her, all zu verschieden gebildet und aus allzu abweichenden Beweggründen traten die Catechumenen

in die alte Kirche ein, als daß eine völlige Gleichheit der Lehre und des Lebens möglich gewesen wäre. Die idealen Menschen voll geistiger Tiefe und praktischer Hingebung waren gewiß die kleine Minderzahl wie in allen irdischen Dingen; die große Masse hatte sich angezogen gefühlt durch die in den Vordergrund gestellte Sündenvergebung, durch die verhessene selige Unsterblichkeit, durch das Mysterium, welches die Sacramente umgab und gewiß für Manchen nur eine Parallele der heidnischen Mysterien war. Den Sklaven lockte die christliche Freiheit und Bruderverliebe, manchen Unwürdigen endlich das sehr bedeutende Almosen, welches namentlich von der Gemeinde zu Rom in einem wahrhaft unverfälschten Maße gespendet wurde.¹⁾

5. Abschnitt.

Seine Anziehungskraft.

Die große Anzahl heldenmüthiger Martyrien, welche von Zeit zu Zeit in der ausartenden Gemeinde die Spannkraft herstellen und eine immer neue Todesverachtung pflanzen, beweist viel weniger für die innere Vollkommenheit der Kirche als man wohl annimmt. Es hat schon Märtyrer in Masse für alles Mögliche gegeben, und wäre es auch nur der Wagen Dschaggernaut's. Der feste Glaube an einen sofortigen Eintritt in den Himmel begeisterte gewiß auch manchen innerlich unklaren und unmoralischen Menschen zur freiwilligen Hingabe des Lebens, dessen Werthschätzung ohnedies in jener Zeit der Leiden und des Despotismus eine geringere war als in den Jahrhunderten der germanisch-romanischen Welt. Zeitweise herrschte eine wahre Epidemie der Aufopferung; die Christen drängten sich zum Tode und mußten von ihren Lehrern ermahnt werden sich zu schonen. Bald werden die Märtyrer die leuchtenden Ideale alles Lebens; ein wahrer Cultus knüpft sich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott wird eine der höchsten Hoffnungen des Christen.

Die Verfassung der Kirche zeigt um diese Zeit bereits die Anfänge einer eigentlichen Hierarchie. Zwar blieb den

Die Kirchenverfassung.

¹⁾ Euseb. Hist. eccl. IV, 23. VI, 43. VII, 5.

5. Abschnitt. Gemeinden die Wahl der Geistlichen, oder wenigstens die Bestätigung, aber mehr und mehr schieben sich diese als „Kleros“ von den „Laien“ aus; es entstanden Rangunterschiede zwischen den Bischöfen je nach dem Rang ihrer Städte und mit besonderer Rücksicht auf die apostolische Stiftung gewisser Gemeinden. Die Synoden, welche der verschiedensten Ursachen wegen gehalten wurden, vereinigten die Bischöfe noch insbesondere als höhern Stand. Unter ihnen selbst zeigte sich aber schon im dritten Jahrhundert schwere Ausartung; wir finden manche von ihnen in weltlichen Pomp versunken, als römische Beamte, als Kaufleute, ja als Wucherer; das sehr grelle Beispiel des Paul von Samosate wird mit Recht als ein keinesweges vereinzeltes betrachtet.) Natürlich meldet sich neben der Verweltlichung auch der schroffste Gegensatz: das Zurücktreten aus Zeit, Staat und Gesellschaft in die Einsamkeit, das Eremitenwesen, dessen Ursprung uns nebst manchen andern der eben berührten Punkte noch insbesondere beschäftigen wird.

Eine große verbreitete Literatur, welche mehrere der ausgezeichnetsten neuern Geschichtswerke mit umfaßt, giebt die Ausführung des Obigen im Einzelnen, je nach dem Standpunkte, welchen der Verfasser einnimmt und der Leser verlangt. Daß der unfrige nicht der der Erbaulichkeit sein kann, welcher z. B. bei Neander seine gute Berechtigung hat, wird man uns nicht verargen.

Wahre Stärke. Suchen wir nun in kurzem die wahre Stärke der christlichen Gemeinde beim Beginn der letzten Verfolgung uns zu vergegenwärtigen, so lag dieselbe also weder in der Zahl, noch in einer durchgängig höhern Moralität der Mitglieder, noch in einer besonders vollkommenen innern Verfassung, sondern in dem festen Glauben an eine selbige Unsterblichkeit, welcher vielleicht jeden einzelnen Christen durchdrang.)

1) Schloffer, Univ. hist. Uebersicht d. alten Welt, III, 2. S. 119.

2) Lactantius, Divin. Inst. III, 12 schließt seine Untersuchung über das höchste Gut mit den Worten ab: *Id vero nihil aliud potest esse quam immortalitas.*

Wir werden zeigen, daß die ganze Bemühung des spätern 3. Abschnitt.
Heidenthums demselben Ziele zu ging, nur auf düstern,
labyrinthischen Nebenwegen und ohne jene siegreiche Ueber-
zeugung; es konnte auf die Länge die Concurrenz des Chri-
stenthums nicht aushalten, weil dieses die ganze Frage so
unendlich vereinfachte. — Zweitens war hier dem polit-
ischen Bedürfniß der alten Welt, die seit der römischen
Gewaltherrschaft an allem Staatswesen irre geworden, ein
neuer Staat, eine neue Demokratie geboten, ja eine neue
bürgerliche Gesellschaft, wenn sie sich rein hätte erhalten kön-
nen. Viel antiker Ehrgeiz, draußen im Römerstaat ohne
Stellung, bedroht, zum Schweigen gebracht, hat sich in die
Gemeinden, auf die bischöflichen Stühle gedrängt, um wenig-
stens irgendwo etwas zu gelten; andererseits mußte aber
auch den Besten und Demüthigsten die Gemeinde ein heiliger
Zusfluchtsort sein gegen den Andrang des verdor-
benen, bald in Fäulniß begriffenen römischen Wesens und
Treibens.

Diesen mächtigen Vorzügen gegenüber finden wir das Das Heiden-
Heidenthum¹⁾ in voller Auflösung begriffen, ja in einem
solchen Zustande, daß es auch ohne den Zutritt des Chri-
stenthums kaum noch lange fortlebend zu denken ist. Neh-
men wir z. B. an, Mohammed hätte in der Folge seinen
fanatischen Monotheismus ohne alle Einwirkung von christ-
licher Seite her zu Stande bringen können, so hätte das
Heidenthum am Mittelmeer dem ersten Angriff desselben so
gewiß erliegen müssen als die Heidenthümer Vorderasiens.
Es war schon allzu tödtlich geschwächt durch innere Zer-
setzung und neue willkürliche Mischung.

1) Aus der hiehergehörigen Literatur sind vorzüglich zu nennen: Eschir-
ner, der Fall des Heidenthums (herausg. von Niebner, unvollendet);
Beugnot, hist. de la destruction du Paganisme en occident,
2 vol.; Chastel, hist. de la destr. du Paganisme dans l'em-
pire d'Orient. — Gattermann, Lehrb. d. Religionsgesch. und Mythol.
Bd. II, S. 205. ff.

3. Abschnitt.

Die Staatsreligion.

Die Staatsreligion des Kaiserthums, von welcher ausgegangen werden muß, war allerdings der griechisch-römische Polytheismus, wie er sich durch die Urverwandtschaft und spätere Analgamirung dieser beiden Culte gebildet hatte. Aus Naturgottheiten und Schutzgöttern aller möglichen Lebensbeziehungen war ein wunderbarer Kreis übermenschlicher Gestalten erwachsen, in deren Mythos doch der antike Mensch überall sein eigenes Bild wieder erkannte. Die Beziehung der Sittlichkeit zu dieser Religion war eine überaus freie, ja dem Gefühl jedes Einzelnen anheimgestellt gewesen; die Götter sollten zwar das Gute belohnen und das Böse bestrafen, allein man gedachte ihrer weit mehr als Geber und Hüter des Daseins und Besizes denn als hoher sittlicher Mächte. Was die verschiedenen Mysterien dem Griechen noch außer seinem Volksglauben gewährten, war nicht etwa eine reinere Religion, noch weniger eine weise Aufklärung für Eingeweihte, sondern nur ein geheimer Ritus der Verehrung, welcher die Götter dem Mysten besonders geneigt machen sollte. Eine wohlthätige Wirkung lag in der wenigstens dabei ausgesprochenen Bedingung reiner Sitten, sowie auch in der Belebung des Nationalgefühls, welches hier wie bei den festlichen Spielen den Hellenen mehr als je begeisterte.

Ihre frühe Neutralisirung.

Dieser Religion gegenüber hatte die Philosophie, sobald sie sich über die kosmogonischen Fragen erhob, die Einheit des göttlichen Wesens mehr oder weniger deutlich ausgesprochen. Damit war der höchsten Religiosität, den schönsten sittlichen Idealen die Bahn eröffnet, freilich auch dem Pantheismus und selbst dem Atheismus, welche dieselbe Freiheit gegenüber dem Volksglauben in Anspruch nehmen konnten. Wer die Götter nicht läugnete, erklärte sie pantheistisch als Grundkräfte des Weltalls, oder stellte sie, wie die Epicureer, müßig neben die Welt hin. Auch ein eigentlicher „Aufklärer“ mischte sich in die Frage: Eubemeros, welcher die Götter zu ehemaligen Regenten, Kriegern u. s. w.

machte und die Wunder rationalistisch durch Betrug und Mißverständnisse entstehen ließ; eine falsche Fährte, von welcher sich aber später die Kirchenväter und Apologeten bei der Beurtheilung des Heidenthums beständig irre führen ließen. — Diesen ganzen Währungszustand hatten die Römer neben der griechischen Cultur mit übernommen, und die Beschäftigung mit diesen Fragen wurde bei ihren Gebildeten Sache der Ueberzeugung wie der Mode. Neben allem Aberglauben entwickelte sich in den höhern Schichten der Gesellschaft ein systematischer Unglaube. Die Mode hörte aber mit dem dritten Jahrhundert, unter der Einwirkung der großen Gefahren des Reiches, sichtbar auf und eine gewisse Gläubigkeit begann vorzuberrschen, die allerdings weniger der alten Staatsreligion als den Fremdculten zu Gute kam. Uebrigens war in Rom der alte einheimische Cult so enge mit dem Staatswesen verflochten und die betreffende Superstition so stark gegründet,¹⁾ daß sowohl der Ungläubige als der Fremdgläubige offiziell römisch fromm sein mußte, sobald es sich um das heilige Feuer der Vesta, um die geheimnißvollen Unterpfeiler der Herrschaft, um die Staatsauspicien handelte; denn die Ewigkeit Roms hing von diesen Heiligthümern ab. Die Imperatoren selber waren nicht bloß Pontifices maximi mit bestimmten rituellen Verpflichtungen, sondern schon ihr Beinamen Augustus bezeichnet eine übernatürliche Weihe, Berechtigung und Unantastbarkeit, und es ist keine bloße Schmeichelei, wenn der späteste Aberglaube ihnen den Rang von Dämonen zuwies,²⁾ nachdem bereits das Christenthum ihrer seit dreihundert Jahren gebräuchlichen Apothese, ihren Tempeln, Altären und Priesterthümern ein Ende gemacht hatte.

1) Vgl. Gerlach und Wachsen, Geschichte der Römer. Bd. I, Abthl. 2. S. 211 ff.

2) Firmicus Maternus libri Matheseos II, c. 33. — Die wunderbaren Heilungen, welche man zu Alexandria schon von Vespasian verlangt, Tacit. Histor. IV, 81.

5. Abschnitt.

Nun ist gar nicht daran zu zweifeln, daß auch diese echte
Oras ihrer griechische und römische Religion noch in der spätesten Zeit
Sortdauer. des herrschenden Heidenthums bei vielen Einzelnen nicht ver-
 drängt war durch die fremden Gottheiten, nicht ersetzt durch
 Magie und Beschwörung, nicht verflüchtigt durch philoso-
 phische Abstraction. Dieß ist unmöglich direkt zu beweisen,
 weil die Verehrung der alten Götter die der neuen nicht
 ausschloß, und weil bei der weiter zu berührenden Götter-
 verwechslung unter dem Namen eines alten Gottes ein neuer
 und umgekehrt verehrt werden konnte. Allein die Vermu-
 thung läßt sich kaum ablehnen, wenn man noch hie und da
 das alte naive Verhältniß des gesunden antiken Menschen
 zu Göttern und Schicksal mit überzeugender Kraft hervor-
 brechen sieht. „Dich verehere ich, ruft Aeniens¹⁾ der Kortia,
 „der etruskischen Fortuna zu, ich den Vulfinii gebar, der zu
 „Rom wohnt, zweimal geehrt durch das Proconsulat, der
 „Dichtung geweiht, schuldlos und unbescholten, glücklich durch
 „mein Weib Placida und durch die starke, lebhaftige Kinder-
 „schar. Das Uebrige mag sich erfüllen nach dem Gesetz des
 „Schicksals.“ — Bei Andern behauptete sich wenigstens die
 alte Religion mit ihrer Weltanschauung sehr nachdrücklich
 neben den neuen Zuthaten. Dieser Art mochte wohl der
Die Religion Glaube Diocletian's sein, wenigstens ist er der etruskischen
Diocletian's. Haruspicin treu geblieben,²⁾ welche an seinem Hofe noch nicht
 wie später bei Julian im Kampfe liegt mit den neuplatoni-
 schen Beschwörern; sein Schutzgott ist und bleibt Jupiter,
 und das Orakel welches er in einer hochwichtigen Sache
 beräth, ist das des milesischen Apoll. Seine Moralität
 und Religiosität, wie sie sich z. B. in den Gesetzen aus-
 spricht, hat wohl am meisten Ähnlichkeit mit derjenigen des

¹⁾ Bei Bernéorf, poetæ lat. min. V, pars II.

²⁾ De mort. pers. 10, 11. Seine Sorge wegen ominöser Blitze,
 Const. M. orat. ad sanctor. cœl. c. 25. — Vgl. S. 47. f.

Decius; ¹⁾ im Cultus der guten Kaiser, ²⁾ namentlich des ^{3. Abschnitt.} als Dämon verehrten Marc Aurel, schließt er sich außerdem an Alexander Severus an. — Hinwiederum darf man annehmen, daß manche Bestandtheile und Consequenzen der alten Religion bereits völlig abgestorben und vergessen waren. So gehörte vielleicht jene Masse kleiner römischer Schutzgöttheiten für Bagatellsachen, so sehr sich auch die christlichen Schriftsteller ^{Abbildungen einzelner Theile.} darüber als über etwas Bestehendes empören, größtentheils in das Gebiet der Antiquitäten. ⁴⁾ Man gedachte schwerlich mehr beim Feuerheerd des Gottes Lateranus, beim Salben der Nuxia, beim Gürten der Sinria, beim Baumstufen der Puta, bei den Knoten der Fruchthalme des Rodutis, bei der Bienenzucht der Mellonia, bei der Hauschwelle des Rimentinus u. s. w.; denn eine ganz andere, verallge-

1) Eine Weibenschrift Diocletian's an Mithras kommt allerdings vor bei Drell Nr. 1051, eine an Sol und eine an Belenus bei Bertoli: le antichità d'Aquileja Nr. 71 und 643. — Sein Tempelbau in Antiochia gilt nur klassischen Göttern, dem olympischen Zeus, der Nemesis, dem Apoll und der Heate; vgl. Malalas XII. Ueber die Religion des Gallienus, welcher in der Reichsnoth alle alten Götter als Erhalter auf seinen Münzreversen anruft, vgl. Kreuzer, „zur röm. Gesch. und Alt. Kunde.“ Ob er auch die ägyptischen und orientalischen Gottheiten verehrte, die auf den damaligen alexandrinischen und asiatischen Stadtmünzen mit seinem und der Salonina Bilde vorkommen, ist wohl nicht ganz so sicher, wie die treffliche Abhandlung annimmt.

2) Hist. Aug. Marc. Aurel. c. 19. — Aus einem Kalender der spätern Zeit des vierten Jahrhunderts (Kollar, Analecta Viudobon. I.) lernen wir, daß damals noch die Geburtstage (natales, welches auch den Tag des Reichsantritts bezeichnen kann) folgender Kaiser gefeiert wurden: Augustus, Vespasian, Titus, Nero, Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Pertinax, (Septimius?) Severus, Alexander Severus, Gordian, Claudius Gothicus, Aurelian, Probus, sowie natürlich Constantin und sein Haus. — Freilich auch der Cultus des Antinous dauerte noch bis in's vierte Jahrhundert.

3) Arnob. adversus Gentes l. I & IV zu Anfang. — Lactant. Inst. divin. I, 20.

4) Sie kommen nämlich weder in den Inschriften noch in den Denkmälern vor.

5. Abschnitt. meinernde Ansicht des Genien- und Dämonenwesens hatte sich seit langem der Gemüther bemächtigt. Vieles von jener Art war wohl ganz local römischer Glaube gewesen und geblieben. — Vollends bewahrte Griechenland noch in der Kaiserzeit mit Vorliebe seine örtlichen Culte und Geheimdienste. Pausanias, welcher im zweiten Jahrhundert Hellas beschrieb, giebt mannigfach Zeugniß von der in jeder Stadt, jeder Landschaft besonders gestalteten Götter- und Heroenverehrung, nebst den verschiedenen Priesterthümern, welchen dieselbe oblag; daß er die Mysterien beschweigt, war für ihn eine heilige Pflicht, für deren Uebertretung ihm freilich die Nachwelt sehr dankbar sein würde.

Der populäre Cultus. Wie nun der römische Staat gewisser Sacra durchaus zu seinem Fortbestehen bedurfte, so daß man z. B. bis tief in die christliche Zeit hinein das heilige Feuer durch die vestalischen Jungfrauen hüten ließ, so hatte sich auch das Privatleben von der Wiege bis zum Grabe völlig mit den religiösen Gebräuchen durchdrungen. Im Hause schon gehörten Opfer und Schmauserei untrennbar zusammen; auf den Straßen der Städte begegnete man jenen theils schönen und würdigen, theils bacchantisch ausgelassenen Zügen und Aufführungen, welche den griechischen wie den römischen Festkalender füllen, und auch auf dem Lande war des Opfers bei Kapellen, Höhlen, Kreuzwegen und unter alten mächtigen Bäumen kein Ende. Der neubekehrte Arnobius erzählt, wie er als Heide Andacht empfunden, wenn er an Baumstämmen mit bunten Bändern umschlungen, an Felsblöcken mit Spuren des darauf gegossenen Oeles vorüberging. Es wird uns schwer, diesem ganz äußerlich erscheinenden, oft sehr frivolen Cultus den sittlich religiösen Gehalt abzugewinnen, und Mancher wird ihn geradezu läugnen. Und erhebt sich nicht nach anderthalb Jahrtausenden über die Fest-Andacht des katholischen Südländers fast dieselbe Frage? Eine durchaus sinnliche Musik umrauscht das Hochamt und begleitet von Kanonensalben unterbrochen das Sacrament;

ein belebter Markt, eine reichliche Zehrung, laute Freude aller Art und Abends das unerlöfliche Feuerwerk bilden den zweiten Theil des Feftes. Wer daran ein Aergerniß nehmen will, dem kann es Niemand wehren, nur vergeffe man nicht, daß diefe äußern Begehungen nicht die ganze Religion find und daß die höchften Gefühle in jedem Volk anders erregt werden wollen. Deukt man fich das chriſtliche Gefühl der Sündhaftigkeit und der Demuth aus der alten Welt, die deffen einmal nicht fähig war,¹⁾ hinweg, fo wird man auch ihren Götterdienft richtiger würdigen.

Das Detail der Mythologie, welches niemals Glaubens-
fache gewesen war, gab man freilich schon lange völlig Preis, Stellung der Mythologie.
noch ehe Lucian daraus eine vergnügliche Poſſe gemacht hatte. Die chriſtlichen Apologeten, welche eine Auswahl alles Schändlichen aus den verſchiedenſten Mythen zuſammensuchen und durch Mißverſtändniß und Vermifchung des Ungleichartigen auch den Schein der Lächerlichkeit auf den alten Glauben überhaupt werfen, find hierin nicht ganz aufrichtig; ſie mußten wiſſen, daß die Anklagen dieſer Art, welche ſie aus den alten Dichtern und Mythographen ſchöpften, nur geringſten Theils auf ihr Jahrhundert paßten; mit demſelben Recht könnte man z. B. den Proteſtantismus für die Abgeſchmacktheiten in manchen Legenden haftbar erklären. Das religiöſe Bewußtſein der Maſſen hatte mit dem Mythos nicht mehr viel zu ſchaffen, es begnügte ſich mit dem Daſein der einzelnen Gottheiten als Herrſcher und Schützer der Natur und des Menſchenlebens. Wie vollends die damalige Philoſophie die Mythen zerſetzte, wird noch beſonders zu erwähnen ſein. Aber die Heiden gaben der chriſtlichen Polemik doch immer wieder die Waffen in die Hände durch die dramatiſche Darſtellung einzelner und zwar oft der auſtößigern Mythen.

Denn Ein Gebiet gehörte der Mythologie noch an, wo Die Mythen in der Kunſt.
ſie als Herrſcherin bis in die ſpäteſte Zeit ſchaltete: das der

¹⁾ Die Demuth bei Steifern wie Epytet beſtätigt als Ausnahme nur die Regel.

5. Abschnitt. Kunst und der Dichtung. Homer, Pheidias und die Tragiker hatten einst die Götter und Heroen schaffen helfen, und nun lebte in Stein, Farbe, Maske, Schrift und Ton fort was aus dem Glauben entschwunden war. Aber es wird mehr und mehr ein Scheinleben. Die Schicksale der bildenden Kunst und die Ursachen ihres Verfalls werden uns noch insbesondere beschäftigen; hier muß nur bemerkt werden, daß sie der alten Mythologie um so weniger zur Stütze dienen konnte, als sie in die Dienste der mythifizirenden Philosophie und selbst der Fremdculte trat. — Das Drama war großentheils und vielleicht völlig verdrängt durch die Localposse (Mimus) und durch die schweigende Pantomime mit Musik und Tanz,¹⁾ wobei jede religiöse Beziehung, die einst das alte attische Drama zum Gottesdienst machen konnte, von selbst wegfiel. Die Beschreibung des prächtigen korinthischen Ballettes „Paris auf dem Ida“ im zehnten Buche des Apulejus, belehrt uns, wie selbst in Griechenland zur Zeit der Antonine das Theater nur noch der Augenlust diene. Und hier dürfen wir wenigstens noch ein edel stylisirtes Kunstwerk voraussetzen, während in den lateinischen Gegenden des Reiches, zumal in den nur halb, nur durch Militärcolonien romanisirten, diese Aufführungen zur größten Rohheit ausarten mußten, wenn die Theater überhaupt sich noch zu etwas Dramatischem hergaben und sich nicht mit Gladiatorspielen, Thierheßen und dergleichen begnügten. Die sturille Seite der Mythologie ließ man ganz absichtlich überwiegen;²⁾ alle Ehebrüche Jupiters, auch wenn er dabei als Thier verwandelt auftrat, alle Scandale der Venus kamen hier unter lautem Gelächter zur Darstellung; selbst in die gewöhnlichen Possen (Mimen) mischte man Göttererscheinungen ein, wahrscheinlich von derselben Gattung.

Die Mythen
auf der Bühne.

¹⁾ Auch wohl mit Gesang. Mezer, Antholog. lat. ep. 954.

²⁾ Vgl. u. a. Arnobius, adv. gentes IV. pag. 151 u. VII. pag. 238. — Firmicus de errore, pag. 10.

Ein aristophanisches Publikum konnte dergleichen ertragen 5. Abschnitt.
ohne an den Göttern selbst irre zu werden; in einer fran-
ken Zeit dagegen war es der Gnadenstoß für die alte Re-
ligion überhaupt. — Gehen wir von dieser Sphäre, in wel-
cher der Balletmeister und der Maschinist walteten, zu der
Kunstpoesie über, so weit wir sie in den wenigen erhaltenen Die Mythen in
der Poesie.
Sachen vom Ende des dritten Jahrhunderts verfolgen
können, so zeigt sich zwar noch stellenweise ein großes Ta-
lent mythologischer Behandlung, welche sogar hundert Jahre
später in Claudian ihren brillantesten Vertreter findet; allein
die letzte Spur von innerer Ueberzeugung ist längst erloschen.
Das Gedicht eines gewissen Reposianus ¹⁾ z. B., welcher um Reposian.
das Jahr 300 geblüht haben mag, schildert das Beilager
des Mars und der Venus durchaus mit derselben Absicht,
welche wir in den Pantomimen voraussetzen dürfen: sinnlich
hübsche Bilder, wobei es auf eine Gemeinheit mehr oder we-
niger nicht ankommt. Venus, die auf den Kriegsgott war-
tet, vertreibt sich die Zeit mit Tänzgen, und der Dichter schil-
dert mit einem sehr entwickelten Sinn für die Coquetterie
seiner Zeit ihre einzelnen Attituden; dann ruft er, als Mars
erscheint, zu dessen Entkleidung den Cupido, die Grazien und
die Mädchen von Hyblus herbei. Aber Welch ein Mars ist
dies! ebenso absichtlich ungeschlachtet als die Göttin buhlerisch.
Bleichsüchtig läßt er sich auf das Blumenlager niederfallen und
bei der Schilderung seines Schlafes wird dem Leser selbst
das lüsterne Köcheln nicht erspart. Wenn z. B. Rubens
sich auf seine Weise in dem antiken Mythos ergeht, so kann
er wieder verfühnen durch den Eindruck einer zwar verirrten
aber gewaltigen Energie; hier aber stehen wir auf der letz-
ten möglichen Stufe der Entwürdigung der alten Götter-
sage, ohne durch etwas Anderes als durch hübsche Verse
entschädigt zu werden. Ein satyrischer Christ hätte es nicht
zweckmäßiger anfangen können, und man wäre in der That

¹⁾ Bei Bernéret, *poëtae latt. m. IV, pars I.*

3. Abschnitt. zu einer derartigen Erklärung bereit, wenn nicht das niedliche Bild des Cupido dazwischen träte, welcher die abgelegten Waffen des Mars neugierig mustert, sie mit Blumen auspüht, und sich nachher beim polternden Eintritt des eiferfüchtigen Vulcan unter den Helm vertrieht. — Es gab Abneigung einzelner Dichter. indeß auch Dichter, welchen die Mythologie als eine ausgetretene Strafe gänzlich verleidet war. „Wer hat nicht schon, „ruft Nemesian aus, den Jammer der verwaisten Niobe besungen, und die Semele, und . . . (nun folgen dreißig Hera-meter Mythenitel). Das Alles hat eine Schaar großer „Dichter vorweggenommen und die ganze Sage der alten „Welt ist ausgenüzt.“¹⁾ Der Poet wendet sich daher zu den grünen Wäldern und Haiden, doch nicht um eine Landschaftsdichtung zu schaffen, sondern um auf sein eigentliches Thema, die Jucht der Jagdhunde zu kommen. Nachher, wenn er damit zu Ende sein wird, gedenkt er auch die Thaten seiner Gönner, der Cäsaren Carinus und Numerianus zu besingen. — Ein ähnliches Gefühl hatte schon seit langer Zeit, namentlich bei den Römern, der didaktischen Poesie jene auffallend vortheilhafte Stellung gegenüber der epischen verschafft; allein so mit dürrn Worten hatte man wohl diesen Vorzug noch nie ausgesprochen.²⁾ — Ein sehr liebliches Gedicht mythologischen Inhalts, der „Bacchus“ des Calpurnius. Calpurnius Siculus (Eclog. III.), mag hier noch besonders angeführt werden, weil es auf merkwürdige Weise abhängig ist von Werken der bildenden Kunst; es erinnert an die Gemäldebeschreibungen des Philostratus, die es freilich im Styl weit übertrifft. Da fehlt auch der greise Silenus nicht, welcher als Kindswärter den kleinen Bacchus auf den Armen wiegt, zum Lachen bringt, ihm mit Castagnetten vorspielt, sich gutwillig von ihm an Ohren, Kinn und Brusthaar zupfen läßt;

¹⁾ Nemes. Cynegeticou. Vs. 47. Omnis et antiqui vulgata est fabula secli. — Vem 3. 283.

²⁾ Vgl. Juvenal. sat. I. Anfang.

nachher lehrt der heranwachsende Gott die Satyrn die erste Weinlese, bis sie von dem neuen Trank berauscht, sich mit Most bemalen und Nymphen entführen. Dieses Bacchanal, wobei der Gott auch seinen Panther aus dem Mischkrug zu saufen gibt, ist eines der letzten antiken Werke von lebendiger Schönheit.) 3. Abschnitt.

Man wird indeß nach all Diesem zugeben, daß die Mythologie eher eine Last als eine Stütze für die sinkende klassische Religion war. Von der philosophischen Deutung, womit man die Mythen aufrecht zu halten und zu rechtfertigen suchte, wird weiterhin die Rede sein.

Aber diese klassische Religion war noch auf andere Weise getrübt und gebrochen, nämlich durch Mischung mit den Culten der unterworfenen Provinzen und des Auslandes. Wir stehen im Zeitalter der vollendeten Theokratie (Göttermischung). Die Göttermischung.

Dieselbe war eingetreten nicht durch die Völkermischung im Reiche,*) oder durch Willkür und Mode allein, sondern durch einen uralten Trieb der vielgötterischen Religionen,

1) Ueber die spätern, merkwürdigen Schicksale der Mythologie bei den christlichen Dichtern und ihre Einmischung in die christliche Kunst s. Piper, Mythologie und Symb. der christlichen Kunst, Bd. I. — Von Augustinus abwärts werden die Götter mehr und mehr theils zur bloßen Decoration und Redensart, theils zu abstrakten Symbolen für Lebensbegehungen. Außer Marcellianus Capella ist vorzüglich bezeichnet für diesen Uebergang das Epithalamium Auspicii et Aëllæ, von einem gew. Patricius, welchen Bernsdorf (IV, II) in das vierte, Meyer (Anthol. lat.) offenbar mit größerm Recht in das sechste Jahrhundert versetzt. In der constantinischen Zeit konnte man noch nicht so willkürlich mit dem Mythos umgehen und z. B. Cupido weiblich als Schwester der Venus auffassen.

2) Garnisonwechsel, Handel und Sklavenwesen hatten z. B. Aegypten und Äthiopien nach der deutschen Grenze geführt. Tac. Ann. XIV, 42 von den Sklaven in Rom: nationes in familiis habemus, quibus diversi ritus, externa sacra aut nulla sunt . . .

5. Abschnitt. sich einander zu nähern, die Aehnlichkeiten aufzusuchen und zu Identitäten zu erheben. Zu allen Zeiten ist dann aus Parallelen dieser Art die reizende Idee einer gemeinsamen Urreligion hervorgegangen, die sich jeder auf seine Weise ausmalt, der Polytheist anders als der Monotheist.¹⁾ So suchten und fanden sich, theils unbewußt, theils mit philosophischem Bewußtsein, die Bekenner ähnlicher Gottheiten vor denselben Altären. Man erkannte die hellenische Aphrodite gern wieder in der Artate der Vorderasiaten, in der Athyr der Aegypter, der himmlischen Göttinn der Carthager, und so ging es der Reihe nach mit einer ganzen Anzahl von Gottheiten. Dieß ist es auch, was noch in der spätern römischen Zeit vorzüglich beachtet werden muß; die Göttermischung ist zugleich auch eine Götterverwechslung; die Fremdgöttheiten verbreiten sich nicht nur neben den einheimischen, sondern sie werden denselben je nach der innern Verwandtschaft geradezu substituirt.

Die Götterverwechslung.

Götterübertragungen.

Als eine zweite Ursache der Theokrasie erkennt man die gewissermaßen politische Anerkennung, welche der Griechen und Römer, ja der Polytheist überhaupt den Göttern anderer Völker zollt. Sie sind ihm Götter, wenn auch nicht die seinigen. Kein strenges dogmatisches System hütet hier die Grenzen des heimischen Glaubens; so strenge auch die vaterländischen Superstitionen gewahrt werden, so fühlt man doch gegen die fremden eher Neigung als Haß. Einzelne feierliche Götterübertragungen von Land zu Land werden von Drakeln und andern überirdischen Mahnungen geradezu befohlen; so die des Serapis von Sinope nach Alexandrien unter Ptolemäus dem Ersten,²⁾ und die der großen pestnuntischen Mutter nach Rom während des zweiten punischen Krieges. Bei den Römern war es dann fast zum be-

1) Ein Urmonotheismus aller Völker wird z. B. vertheidigt von Lactantius, Div. Inst. II, I.

2) Daß Serapis schon früher in Aegypten verehrt wurde, kommt hier nicht in Betracht.

wußten, halbpolitischen, halbreligiösen Princip geworden, die ^{3. Abschnitt.} Götter der vielen unterworfenen Nationen nicht zu beleidigen, eber ihnen Verehrung zu erweisen, ja sie unter die eigenen Götter aufzunehmen. Das Benehmen der Provinzen war hiebei ein sehr verschiedenes; der Kleinasiate z. B. kam bereitwillig entgegen; der Aegypter dagegen hielt sich spröde, und übersehte, was er von Ptolemäern und Römern annahm, in seinen Ritus und seine Kunstform, während ihm der Römer den Gefallen that, die ägyptischen Götter wenigstens annähernd auch in ägyptischer Gestalt zu verehren. Der Jude endlich ließ sich mit der römischen Religion gar nicht ein, indesß die Römer von gutem Ton seinen Sabbath beobachteten und die Imperatoren im Tempel auf Moriah zu beten kamen. Es gestaltet sich, wie wir sogleich sehen werden, eine theils mehr active, theils mehr passive Göttermischung.

Eine dritte Ursache des Ueberhandnehmens der Fremdculte lag in der Furcht und Angst, welche den gegen die bisherigen Götter ungläubig gewordenen Heiden verfolgt. Jetzt hieß es nicht mehr in dem schönen Sinn früherer Jahrhunderte „Götter überall“, sondern der Denkende suchte täglich neue Symbole, der Gedankenlose täglich neue Fetische, die um so willkommener waren, je ferner und geheimnißvoller ihre Herkunft schien. Die Verwirrung mußte hier noch aus einem besondern Grunde sich vervielfältigen. Der Polytheismus alter Culturvölker lebt nämlich auf allen seinen Entwicklungsstufen ¹⁾ zugleich fort, als Fetischismus betet er fortwährend zu Aerolithen und Amuletten, als Sabäismus zu Gestirnen und Elementen, als Anthropomorphismus theils zu Naturgöttern, theils Schutzgöttern des Lebens, — während die Gebildeten innerlich schon längst diese Hüllen abgestreift haben und zwischen Pantheismus und Monotheismus schwanken. Und nun wirken alle diese Stadien

Bermischung
der Entwid-
lungsstufen.

1) Die zum Theil schon auf uralter Völkermischung beruhen können.

5. Abschnitt. der verschiedenen Heidenthümer kreuzweise auf das römisch-griechische Heidenthum ein und umgekehrt. Merkwürdige Ergebnisse, allerdings nicht selten von der traurigsten Art, werden uns berichtet. Nero war in der römischen Religion erzogen; bald verachtete er sie und hielt sich nur noch an die syrische Göttinn; auch von dieser fiel er ab, behandelte ihr Bild mit bübischem Hohn und glaubte fortan nur noch an ein Amulet, das ihm ein Mann aus dem Volke geschenkt und dem er nun täglich dreimal opferte.¹⁾

Dieses Beispiel, welches statt vieler dienen könnte, enthält einen Wink über den Cultus der fremden Götter überhaupt. Man nahte ihnen nicht wie den alten Olympiern; herausgerissen aus ihren nationalen Umgebungen, ohne Zusammenhang mit dem römischen Leben, Staatswesen und Klima konnten sie dem Römer nur als unheimliche, dämonische Mächte gegenüber stehen, welchen bloß durch Mysterien und magische Begehungen beizukommen war. Und diese Art von Cultus demoralisirte dann auch das Verhältniß zu den alten nationalen Göttern.

Active The-
trastie.

Verfolgen wir zunächst die (vom römischen Standpunkt aus gesprochen) active Göttermischung, wobei die Römer mehr die Gebenden als die Empfangenden waren.

Es ergibt sich von selbst, daß dieß Verhältniß hauptsächlich bei denjenigen Völkern eintrat, welche Rom in halb-barbarischem Zustande übernommen hatte, und bei welchen es mit seiner Religion auch seine überwiegende Bildung geltend machen konnte, also bei Gallien, Hispanien und Britannien. Leider ist uns nur der Religionszustand Galliens einigermaßen bekannt, und auch dieser fast nur durch Weisheitsinschriften²⁾ und Bildwerke.

Die gallischen
Götter.

Die spätern Römer, in ihrem wahrhaft universellen Aberglauben, machten zwar in Gallien so gut als anderswo den

¹⁾ Sueton. Nero. c. 56.

²⁾ Eine Auswahl bei Drell, inser. lat. sel. I. cap. IV. §. 36, 37.

örtlichen Cultus mit, soweit er noch am Leben war; sie s. Abschnitt. fragten nicht bloß die Druiden über die Zukunft, wie oben erzählt wurde (S. 93, f.), sondern sie nahmen auch an eigentlichen Weißen Theil. So feierte der spätere Kaiser Pescennius Niger in Gallien einen Geheimdienst mit, zu welchem nur enthaltenen Menschen geladen werden durften.¹⁾ Allein man übertrug keinen gallischen Gott nach Italien,²⁾ Africa oder Griechenland. (Denn wenn z. B. der keltische Sonnengott Belenus in Aquileja, andere keltische Gottheiten in Salzburg und Steyermark, der Apollo Grannus zu Lauingen in Schwaben u. s. w. vorkommen, so sind dieß nicht Uebertragungen aus der Zeit der Theokratie, sondern die uralte keltische Bevölkerung dieser Gegenden giebt ein letztes Zeugniß ihres Daseins ab, ehe Germanen, Slaven und Avaren die Alpen überziehen). In Gallien selber bemühte man sich nach Kräften, der Volksreligion ein römisches Gewand anzulegen. Die Götter nehmen nicht bloß römische Namen, sondern auch die Kunstform des klassischen Anthropomorphismus an. Taranus muß Jupiter heißen und als solcher abgebildet werden, Teutates als Mercurius, Hesus oder Camulus als Mars. Andere Gottheiten behalten wenigstens ihren alten Namen bei, entweder allein oder neben dem römischen: Belenus oder Apollo Belenus; häufig auch Apollo Grannus, Mars Camulus, Minerva Belisana u. s. w. Dann werden den romanisirten Göttern noch besondere Beinamen gegeben, die man theils von Dertlichkeiten ableitet, theils nur durch Vermuthungen oder gar nicht zu erklären weiß: Diana Abnoba

¹⁾ Hist. Aug. Pescennius. c. 6.

²⁾ Die in römischen Sammlungen zerstreut vorkommenden Inschriften gallischer Götter mögen entweder bloß nach Rom verschleppt oder von Galliern, welche daselbst wohnten, gesetzt worden sein. Vgl. Orelli I. c. N. 1960. 1978. 2001. 2006. — Daß Caracalla laut Dio LXXVII, 15 den Apollo Grannus verehrte, hatte seinen speciellen Grund in der Verzauberung, die ihm durch vermeintliche Keltin (nämlich Alamannen) angethan sein sollte.

5. Abschnitt. (die Bezeichnung des Schwarzwaldes); Diana Arboinna (vielleicht die Ardennen); Mars Vincius (Venice in Südfrankreich); Hercules Magusanus und Saranus (besonders in den Niederlanden); Mars Lacavus (zu Nismes); Apollo Loutiorix (zu Wiesbaden); oder man giebt dem romanisirten Gott eine nichtromanisirte, vielleicht verwandte Gottheit bei, so dem Apoll den Veriugodumnus (in Amiens), die Sirona (in Bordeaux und in Süddeutschland, etwa als Diana oder Minerva aufzufassen, wie sonst Belisana). Weiter aber reicht die Romanisirung nicht; eine ganze Menge von Gottheiten behalten ihre keltischen Namen meist mit dem Vorwort Deus (a), Sanctus (a), selbst Augustus (a), welches hier ohne Beziehung auf den Kaisertitel gesagt ist. Man ist auf den ersten Blick versucht, alle diese Götter für local zu halten und manche sind es ohne Zweifel, wie der Vosegus in Bergzabern, der Remausus in Nismes, die Aventia in Aventicum, der Besontius in Besançon, der Eurovius in Luxeuil, die Celeia in Gilly; andere aber tragen keine solche Deutung mit sich, z. B. der Abellio in Convennes, die Aconna in Orleans, der Agho in Bagnères, der Bemilucius in Paris, die Hariasa in Köln, der Intarabus in Trier, und manche kommen an weit auseinander gelegenen Orten vor, der Taranucus in Heilbronn und in Dalmatien, die Wassergöttinn Rehalennia in Frankreich und in den Niederlanden. Wie gerne man die Götter romanisirte, wo es möglich war, zeigen dann wieder die römischen Sattungsnamen für jene zahlreichen kleinern Collectivgottheiten: Matres, Matronen, Campestres (Feldgeister), Silvanen (Waldgeister), Bivien, Trivien, Quadrivien (Götter der Kreuzwege), Prorumen und Bicanen (Genien der Nachbarschaft) u. s. w. Die Sulevien und Comeboven, welche in dasselbe Geschlecht gehören, müssen der Uebersetzung widersprecht haben. In dem „Genius des Ortes,“ dem „Genius des Gaus“ kann man strenge genommen nur römische Verehrungsweise darthun, keltische aber vermuthen.

Der Rückstrom dieser occidentalischen Religionen auf Rom 5. Abschnitt.
selber war, wie gesagt, ungemein gering oder geradezu null.

Ganz anders verhielt es sich mit den uralten Kultur- Passive Theo-
völkern des Orientes, Persern, Aegyptern, Kleinasiaten und trastie.
Semiten. Den letztern kam schon die geographische Aus-
dehnung ihrer Ansiedelungen sehr zu Statten; denn nicht
erst in Syrien lernten die Römer ihren Götzendienst kennen; seit
vielen Jahrhunderten war durch Phöniciern und Car-
thago am ganzen Mittelmeer und selbst über die Säulen
des Herakles hinaus semitische Religion verbreitet worden;
mit der allmäligen Einverleibung Spaniens, Africa's und
der Inseln übernahm Rom eine Masse punischen Gebietes
und punischen Cultus. Man hatte Carthago gehaßt, nicht
aber seine Götter. Dagegen schien der persische Dualismus,
namentlich in seiner spätern orthodoxen Erneuerung durch
die Sassaniden, aller Mischung und Vermittlung mit dem
römisch-griechischen Götterkreis so sehr zu widerstreben als
der jüdische Monotheismus; — da bot sich eine ältere, ab-
göttlich ausgeartete Metamorphose des Parsenthumes dar,
und aus dieser entlehnte Rom den Mithras.

Die Vorderasiaten vom Euphrat bis an das Mittel- Die Götter
meer, den Archipel und den Pontus, mit welchen billig Vorderasiens.
begonnen wird, sind zwar keinesweges von einem und demsel-
ben Stamme, allein ihre Religionen liegen schon seit uralten
Zeiten dergestalt durcheinander, daß wir sie hier, wo es sich
um so späte Epochen handelt, als Eins betrachten müssen;
die Ermittlung der Ursprünge gehört nicht hieher und würde
uns weit seitab führen. Sodann war lange vor den rö-
mischen Siegen über Antiochus den Großen eine andere Göt-
termischung vorgegangen, nämlich diejenige des vorderasiati-
schen mit dem griechischen Cultus seit der Gräcisirung Klein-
asiens und noch mehr zur Zeit der Nachfolger Alexanders;
und diese ging parallel mit der Mischung der griechischen
und der orientalischen Bildung und Sprache. Die prächtl-

5. Abschnitt. gen griechischen Städte, welche in unbegreiflicher Fülle überall in den Diadochenländern aus der Erde wachsen, behalten zwar mit ihrer hellenischen Sprache, Stadtverfassung und Sitte auch die hellenischen Götter bei; dafür hält sich auf dem Lande, zumal in einiger Entfernung vom Meere, bald mehr bald weniger hartnäckig die alte Sprache, und kommt sogar in der spätern Zeit bei der innern Mädigkeit des griechischen Bildungselementes wieder mehr zu Kräften. In Palästina, freilich unter dem Schutze einer höchst exklusiven Religion und Lebensweise, erhält sich das Aramäische trotz der fürchterlichsten geschichtlichen Stürme; in Syrien, sobald es sich um populäre Wirksamkeit und nicht mehr um klassische Eleganz handelt, fällt man in die Landessprache zurück, wie sich im zweiten Jahrhundert bei dem Gnostiker Bardesanes, im vierten bei dem heiligen Ephrem zeigt, und wie die syrische Bibelübersetzung außerdem zur Genüge beweist. Wie es sich in sprachlicher Hinsicht mit Kleinasien verhielt, ist nicht näher bekannt. ¹⁾ Mit der Volkssprache aber hielten sich auch die Volksgötter aufrecht.

Die Grundlage der betreffenden Religionen ²⁾ ist im Ganzen der Götterdienst, aber bis zur Unkenntlichkeit getrübt durch ein Götzenthum, welches theils als fremde Zuthat, theils als nothwendige innere Entwicklung gelten mag. Ein umständlicher Opferdienst suchte die Götter zu versöhnen durch Darbringung hauptsächlich des thierischen Lebens, wozu auch regelmäßige wie außerordentliche Menschenopfer gehörten. Diese hielten sich besonders in den Gegenden phönici-scher Cultur mit ungemeiner Hartnäckigkeit und überlebten den Sturz und den Wiederaufbau von Carthago noch lange, so daß selbst Liberius mit den strengsten Strafen dagegen einschreiten mußte. ³⁾ Das höchste Götterpaar, Baal und Astarte

¹⁾ Vgl. den bedeutenden Birk Apostelgesch. 14, Vs. 5. 11 ff. freilich über eine Stadt des tiefen Binnenlandes.

²⁾ Vgl. G. Schwend, die Mythologie der Semiten.

³⁾ Tertullian. Apolog. 9.

(Sonne und Mond, Morgenstern und Abendstern) lebte in der römischen Zeit noch unter den verschiedensten Namen und Personificationen in zahlreichen Tempeln fort, als Herr und Herrinn alles Lebens. Aus dem alten Testament kennt man Baal-Sebub, Baal-Beor, Baal-Verith u. s. w., deren Namen allerdings längst vergessen sein mochten. In Palmyra scheint Baal sich in zwei Gottheiten, für Sonne und Mond, getheilt zu haben, als Aglibol und Malachbel, die auf einem ganz späten palmyrenischen Relief des capitolinischen Museums dargestellt sind,¹⁾ mit dem römisch-griechischen Namen des Donators: Lucius Aurelius Helioborus, Sohn des Antiochus Habriaus. In dem prächtigen und überaus großen und hohen Tempel zu Emesa lag der schwarze Stein, ein Aerolith, welcher als Bild des Sonnengottes Elagabal²⁾ galt und bis in weite Ferne als solcher verehrt wurde. Sein Priester ging in langer, goldgestickter Purpurtunica und einem Diadem von Edelsteinen einher. Im Tempel von Hierapolis stand neben der berühmten syrischen Göttinn (wovon unten) das goldene Bild des Baal als Zeus, auf einem von Stieren gezogenen Wagen. Zu Heliopolis (Baalbek) wurde Baal in einer ganz späten, halb-römischen Personification verehrt; sein goldenes Bild trug nicht bloß die Geißel des römischen Sonnengottes, sondern auch den Blitz Jupiter's. Erst Antoninus Pius hatte auf den colossalen Unterlagen eines alten Tempels den neuen erbaut, dessen Ruinen noch jetzt den ihm damals ertheilten Namen eines Weltwunders rechtfertigen.³⁾ Der

S. Abschnitt.

Baal in Syrien

1) Wenn nicht trotz des Halbmondes bloß die Priester statt der Gottheiten gemeint sein sollten.

2) Die Bedenken Schwend's (S. 197) gegen die Sonneneigenschaft des Elagabal kann ich nicht theilen. — Heliobor am Ende seiner Aethiopia nennt sich einen Emesener und zwar τῶν ἀπ' Ἡλίου γένος, aus dem Geschlecht der Sonnenkinder.

3) Malalas XI. pag. 119. — Vgl. Macrob. Sat. I. 23. Der Cultus sollte aus Aegypten stammen.

3. Abschnitt. Name des Zeus, welchem Antonin das Heiligthum widmete, darf uns nach dem oben gesagten nicht irre machen, wenn der alte Ortsname auf Baal, und der griechische auf Helios lautet. Dieser Tempel war wie derjenige zu Emesa durch seine Orakel weit berühmt, die man auch brieflich erhalten konnte, was bei asiatischen Orakeln nicht selten vorkommt. Zweifelhaftere und weniger bedeutende Spuren des Baalödienstes unter den Kaisern mögen übergangen werden; genug, daß dieser Cultus, mehr oder weniger umgestaltet, 3n Palästina. noch immer eine Hauptandacht Vorderasiens war, welcher gerade einige der allerwichtigsten Tempel gewidmet waren, und also wahrscheinlich noch viele andere, von denen wir keine Kunde haben. Vielleicht war der Gott Carmel, der auf dem gleichnamigen Berge einen Altar besaß und Orakel gab, auch eine Umbildung des Baal. ¹⁾ Auf dem Vorposten dieses Cultus gegen Süden steht Marnas, der Gott von Gaza, wenn er wirklich eine Form des großen Gottes gewesen ist. Er war es, welcher die christlichen Lehrer und Einsiedler jener Gegend noch das ganze vierte Jahrhundert hindurch in Verzweiflung setzte, ²⁾ und die Gegend von Gaza zu einem fast unzerstörbaren Schlupfwinkel des Heidenthums machte. Wir werden ihm als persönlichem Feinde des heiligen Hilarion wieder begegnen.

3n Rom. Schon dieser alte semitische Hauptgott drang nun gewiß in mehr als einer Gestalt in die römische Religion ein. Römer die im Orient lebten oder gelebt hatten, mochten ihn als Zeus, Jupiter anbeten, ganz besonders aber muß die Verehrung des Sonnengottes, die in der spätern Zeit so sehr überhand nimmt, sich wesentlich zwischen Baal und Mithras getheilt haben, während man an den alten Sol-Helios weniger dachte. Sodann erhielt Elagabal wenigstens für einige Jahre eine große, solenne Stelle in dem römischen

¹⁾ I. Könige 18, Vs. 19. Tacit. Hist. II, 78.

²⁾ Hieronym. vita. s. Hilarionis. 14. 20. Sozom. V, 9. 10. VII, 15.

Götterkreis durch den wahnsinnigen Jüngling, welcher auf 5. Abschnitt. dem Thron der Welt den Namen des Gottes annahm, dessen Priester er früher gewesen und noch war. Als dieser Antoninus Bassianus den schwarzen Stein von Emesa nach Rom brachte (zwischen 218 und 222), konnte man sagen, daß die Theotrasie sich ihrer Vollendung näherte. Der neue Gott erhielt einen großen Tempel und colossale Opfer, bald auch eine Gemahlinn. Der Kaiser ließ nämlich das Bild und die Schätze der himmlischen Göttinn aus dem Tempel von Carthago kommen und vermählte dieselbe mit dem Gahabal, wogegen sich mythologisch gar nichts vorbringen ließ. Rom und Italien mußten diese Vermählung auf das Festlichste begehen. Auch das Palladium, das Feuer der Vesta und andere altrömische Heiligthümer brachte er in den Tempel des neuen Gottes. Nach der Ermordung des kaiserlichen Priesters soll der Stein wieder nach Syrien verabsolgt worden sein, wahrscheinlich wegen der scheußlichen Erinnerungen, die sich daran knüpften.)

Allein viel gewaltiger als der Baalsdienst ist im römischen Reiche derjenige der großen vielnamigen Göttinn Die große Göttinn. repräsentirt. Sie ist im Verhältniß zum Sonnengott der Mond, in weiterm Sinne aber die Mutter alles Lebens, die Natur; von alten Zeiten her hat Vorderasien sie mit wildem bacchantischem Taumel gefeiert, wie es einer von allen sittlichen Beziehungen entblößten Gottheit zukam; Jubelgeschrei und Klagegeheul, rasender Tanz und trauernder Flötenklang, Prostitution der Weiber und Selbstentmannung der Männer haben von jeher diesen Cultus des sinnlichen Naturlebens begleitet; ein nicht sehr ausgebehnter, aber in seinen Formen je nach Ländern und Zeiten verschieden ausgeprägter Mythos hat sich um diese Ziern herumgesponnen und noch ganz spät den Römern Anlaß zu wunderlichen Mysterien gegeben.

!) Die bekanntern Quellen: Herodian, Dio Cassius und die Hist. Aug.

3. Abschnitt. Wir sehen einstweilen ab von der ägyptischen Isis, welche eine verwandte Nebenform dieser großen Göttinn ist, und verfolgen diese letztere unter ihren noch im dritten Jahrhundert nachweisbaren Gestalten.

Astarte. Das alte Testament kannte und verabscheute sie als Astarte, und noch immer gab es in Phönicien Tempel der Astarte; Lucian kannte einen solchen in Sidon. Er spricht davon beiläufig in der berühmten Schrift „von der syrischen Göttinn,“ welche uns hier zunächst als Quelle der Thatsachen interessirt, nicht weniger aber, weil sie die Stellung des frivolten, griechisch gebildeten Syrerers zu seinem heimischen Cultus so merkwürdig bezeichnet. Nirgends hat er den Hohn so weit getrieben als hier, wo er sich naiv stellt und den Styl und den ionischen Dialekt des ehrlichen alten Herodot nachahmt um die ganze gloriöse Lächerlichkeit jenes Götzendienstes recht unmittelbar wirken zu lassen. Hier lernt man aber auch erkennen, welche Bilder die Jugend des Spötters umgeben und beherrschen mußten, bis er mit allen Culten und allen Religionen brach. Ein Athener hätte diese Bücher nicht schreiben können.

Urania. Von Phönicien aus verbreitet sich derselbe Dienst unter dem Namen der „himmlischen Göttinn“ weit über das Mittelmeer, und vermischt sich mit dem klassischen Cultus; die Griechen erkennen sie als Aphrodite urania, die Römer als Venus cölestis an, und diese Namen bekommen später auch in den eigentlich semitischen Ländern Geltung. Man dachte dabei nicht an Aphrodite als Göttinn der Liebe und des Liebestreizes, sondern als Erzeugerin. Die Insel Cypern, wo griechische und semitische Bildung ineinander flossen, war dieser Göttinn vorzüglich geweiht, Paphos und Amathunt sprichwörtlich für ihren Dienst. Auch die Insel Cythere (Cerigo) und das Heiligthum des Berges Cxry in

1) Ob Aphrodite überhaupt und selbst ihr Name semitischen Ursprungs sei? Vgl. Schwend, a. a. D. S. 210.

Sicilien gehörten der Urania; in Carthago war sie wenig- 5. Abschnitt.
stens in ihrer spätern Umbildung die wichtigste Gottheit, und selbst in dem Namen der Stadt Gades, Gabeira (Gadir) liegt vielleicht die Räumlichkeit eines alten Uranientempels angedeutet. Diese Heiligthümer waren ganz anders angelegt als die Göttertempel der Griechen; da stand unter freiem Himmel in hoher unbedeckter Nische¹⁾ das Idol, öfter nur ein Stein von konischer Form; Gitter, Hallen und Höfe, wo man Schaaren von Tauben hegte, umgaben das Sanctuarium; auch freistehende Pfeiler kommen in diesen Anlagen vor, wobei man sich an die Pfeiler Jachin und Booz vor dem Tempel von Jerusalem erinnert.

Eine Umgestaltung des Namens Astarte ist Atargatis, Atargatis.
die Göttinn welche oben menschliche, unten Fischgestalt hatte. Auch sie besaß ohne Zweifel noch ihre einst berühmten Tempel zu Ascalon, in der Nähe des alten philistäischen Fischgottes Dagon, und anderswo. In ganz später, gräcisirter Gestalt thronte sie in dem berühmten Tempel von Hierapolis Der Tempel v.
Hierapolis.
im nördlichen Syrien, welchen Lucian schildert und welcher noch bis in das vierte Jahrhundert sich unberührt erhalten haben mag. Hinten in einem erhöhten Raum,²⁾ den nur die Priester betraten, sah man neben dem schon erwähnten Baal- Zeus das goldene Bild der Göttinn auf einem mit Löwen bespannten Wagen.³⁾ Ihre Attribute waren von den verschiedenen griechischen Göttinnen entlehnt; in den Händen Scepter und Spindel, um den Leib den Gürtel der Urania, auf dem Haupte Strahlen und Mauerkrone, nebst einem Steine welcher des Nachts den ganzen Tempelraum

-
- 1) Ein Saccellum dieser Art als bekannter Gegenstand in einem pompejan. Gemälde Antichità di Ercol. III, 52. Der Tempel von Paphos öfter auf römischen Kaiser Münzen.
2) Im Tempel von Baalbek ist ein solcher Ober oder Thalamos noch nachzuweisen.
3) Möglicherweise saß sie auf den Löwen selbst, der Austrud ist unklar.

5. Abschnitt. erleuchtete.) Außerdem hatten sich aber noch verschiedene griechische oder gräcisirte Gottheiten in dem Tempel eine Stelle verschafft; so ein bärtiger bekleideter Apoll, welcher sich bewegte wenn man ein Orakel verlangte; dann erhoben ihn die Priester und trugen ihn herum wie er sie leitete; vorwärts galt als ja, rückwärts als nein auf die gestellten Fragen; er soll dabei stark geschwitzt haben. Auch ein Atlas, ein Hermes, eine Nithyia standen im Innern, draußen aber, bei oder an dem großen Altar, welcher vor der Hauptpforte der Tempel im Freien zu stehen pflegte, sah man eine Anzahl eherner Bilder, Könige und Priester vom höchsten Alterthum bis auf die Seleucidenzelt darstellend, in der Nähe auch eine Anzahl Gestalten aus dem homerischen Sagenkreise. Allein das Merkwürdigste waren überhaupt nicht die Bilder, sondern der Cultus von dessen wüster Massenhaftigkeit man nur hier einen vollständigen Begriff erhält. In dem großen Tempelhofe gingen heilige Stiere, Pferde, zahme Löwen und Bären frei herum; dabei war ein Teich voll heiliger Fische, in der Mitte ein Altar, zu welchem täglich Andächtige laut Gelübde hinschwammen um ihn zu bekränzen. Um den Tempel war ein Volk von Flötendäusern, entmannten Priestern (Galli) und rasenden Weibern angesiedelt, welche mit pomphaften lärmenden Prozeffionen, mit Opfern und aller möglichen Unsitte ihre Zeit hinbrachten. Ganz dem Wahnsinn geweiht erscheint zumal das Frühlingsfest, zu welchem sich eine ungeheure Wallfahrt aus ganz Syrien in Hierapolis einfand. Bei diesem Anlase wurde nicht bloß ein halber Wald mit Opfern aller Art (Thieren, Gewändern, Kostbarkeiten) verbrannt, sondern auch die Re-

1) Mit dem Semelen, welches zwischen beiden Göttern in der Mitte stehen soll, hat Lucian (a. a. O. 33) wahrscheinlich seine Leser zum Besten, wie mit mehreren andern Einzelheiten, wo der Spott mit ihm durchgeht.

crutirung der Galli scheint sich daran ¹⁾ angeschlossen zu haben, 5. Abschnitt. indem der wüthende Taumel viele Unglückliche ergriff, daß sie sich durch Selbstentmannung der Göttinn weiheten. Und dieser Tempel war einer der geehrtesten von Vorderasien, und zu seinen Schätzen hatte Cappadocien wie Assyrien, Sicilien wie Rhöndocien beigeuert. Weithin leuchtete er mit seinen ionischen Säulentreihen von einem Hügel rings über die Stadt, ruhend auf Mauerterrassen mit gewaltigen Propyläen. Merkwürdiger Weise findet sich in diesem Tempelbezirk, wo es so bunt hergeht, auch das Vorbild der spätern Säulenheiligen; aus den Propyläen ragten zwei enorme Steinpfeiler ²⁾ (Sinnbilder der Zeugungskraft) empor, dergleichen in ganz Kleinasien, so weit ähnliche Culte reichten, hie und da vorkamen, und auf diese stieg alljährlich ein Mensch, um daselbst sieben Tage und schlaflose Nächte zu beten; wer seine Fürbitte wünschte, trug ein angemessenes Geschenk an den Fuß des Pfeilers. Konnte man später in der christlichen Zeit solche Denkmäler eines ruchlosen Cultus besser entschuldigen, als wenn ein heiliger Väßer hinaufstieg um droben nicht Wochen, sondern Jahrzehnde hindurch auf seine Weise Gott zu dienen? ³⁾

Ein besonders scheußlicher Dienst dieser Göttinn endlich, *Ἀφροα*, welche hier wiederum als Aphrodite bezeichnet wird, knüpfte sich an den einsamen Tempel in dem Hain von Aphaca auf

1) A. a. D. 49. 50 will Lucian offenbar *Veltes* verknüpfen. Die meisten Verschnittenen mochten indeß Sklaven sein, welche durch Schenkung ihrer Herrn an die Tempel gelangten. Vgl. Strabo XI, Ende.

2) Die *galloi τευκροσίων ἀγγυίων*, a. a. D. 28. beruhen entweder auf einer absichtlichen Uebertreibung Lucians oder auf einer falschen Lesart für *τευκρογυρα*. Man rechne nach, welche Pfeiler das gäbe, die *Orgye* zu $5\frac{1}{2}$ Fuß gerechnet.

3) Dabei es nicht in Betracht kömmt, daß spätere Byzantiner z. B. den heil. Cyphren auf einer eigentlichen Säule abbilden.

5. Abschnitt. dem Libanon. Die Hurerei und die Unzucht der Verschmitzten setzte hier jede Scham bei Seite; und doch kamen Jahr aus Jahr ein die Anbächtigen und warfen die kostbarsten Geschenke in den See in der Nähe des Tempels und warteten auf das Wunder, nämlich auf die Feuerkugel, welche von der Höhe des Gebirges her erscheinen und sich dann in das Wasser senken sollte. Man glaubte, das sei Uranta selber.¹⁾

Neben dieser großen vielgestaltigen Lebensmutter tritt nun, ebenfalls unter den verschiedensten Formen, eine Personification des von ihr Hervorgebrachten, des im Lenz Aufblühenden und im Winter Absterbenden auf. Bald ist es ihr Sohn, ihre Tochter, bald auch ihr Gemahl und besonders ihr Liebling. Auf den wilden Jubel der Lenzfeier folgt später das Trauern und Klagen um den Hingeshiedenen, womit der Schmerz der großen Göttinn gefeiert wird. Wie in Aegypten Isis um den getödteten Osiris, so trauert in Phönicien die himmlische Aphrodite um Abdonis, den „Herrn,“
Abdonis. welcher dann auf Cypren völlig heimisch und auch in den griechischen Cultus tiefeingebrungen ist, so daß ihn Rom als griechische Göttergestalt aufnehmen konnte. Vorzüglich prächtig wurde dieser Dienst aber in Alexandrien gefeiert, wo er auch noch die Einführung des Christenthums um ein Jahrhundert überdauerte, allerdings wohl schwerlich mehr in derjenigen Fülle, die Theokrit unter den ersten Ptolemäern in seinen Abdoniazusen (Idylle XV) schildert. Das Fest schloß mit einer Frauenprocession an die Meeresküste, wobei man das Abdonisbild in die Fluth versenkte. Auch in Antiochien waren die Abdonien eines der hartnäckigsten heidnischen Feste.²⁾

Konnte dieser Gott kraft seiner unvordenklichen Stellung im klassischen Götterkreise als ein griechisch-römischer gelten,

¹⁾ Euseb. vita Const. III, 55. Zosim. I, 58. Sozom. II, 5.

²⁾ Ammian. Marc. XXII, 9. Das Einbringen des Abdonisbildes in das Abendland, Firmicus, de errore etc. p. 14.

so war dieß weit weniger der Fall mit einer andern, speciell ^{5. Abschnitt.} kleinasiatischen Gestalt desselben. In Phrygien und den Nachbarlanden lernen wir nämlich die große Göttinn als ^{Die große Mutter und Nyx.} Cybele, als Magna mater, als Kibisis, als Dindymene, als Berecynthia, als Pessinuntis u. s. w. kennen und neben ihr als Geliebten den Atys oder Attis,¹⁾ um dessen Entmannung und Tödtung geklagt wird. Der alte Tempel von Pessinunt mit seinen fürstlich herrschenden Priestern und seinen großen Einkünften hatte zwar längst sein Idol und seinen Cultus ^{Ihr Einbringen in Rom.} nach Rom gegeben und noch früher²⁾ hatten auch die Griechen die Göttinn unter verschiedenen Namen adoptirt, so daß man überall ihres Bildes mit der Mauerkrone und mit dem Löwengespann gewohnt war und in Rom sich auch die entmannten phrygischen Priester gefallen ließ. Aber man hielt wenigstens Anfangs darauf, daß dieser Schwarm von Eunuchen, Flötenspielern, Hornbläsern, Hautenschlägerinnen u. s. w. sich nicht aus der römischen Bevölkerung ergänzte; wollte man ihnen das einmal bewilligte Betteln und Terminen in der Folge nicht mehr wehren, so diente dieß vielleicht nur um so mehr dazu, diesen Cult vom eigentlichen römischen Leben getrennt zu halten. Auf Geheiß der sibyllinischen Bücher und des Orakels von Delphi hatte man ihn angenommen; ihn freiwillig weiter zu verbreiten in die Provinzen war das republikanische und lange Zeit auch das kaiserliche Rom nicht geneigt. Unter Schiffleuten, Dieben, entlaufenen Sklaven und Mördern findet Juvenal den weinbetrunkenen Eunuchen in einer Winkelwirthschaft schlafend;

1) Vgl. Zoega, Bassirilievi XIII, mit Welders Anmerkgn. — Eine sehr alte Umgestaltung der großen Lebensmutter ist anerkannter Maßen auch die Artemis von Ephesus, die denn auch in spät römischen Exemplaren öfter als „vielfgestaltige Natur und Mutter aller Dinge“ benannt wird.

2) Der gewöhnlichen Ansicht nach zur Zeit der großen Pest am Anfang des peloponnes. Krieges 430 v. Chr. Das Metroon zu Athen diente zugleich als Staatsarchiv.

5. Abchnitt. neben ihm liegt das Tamburin. Durch ihre Bettelei aber drängen sich die Priester der Göttermutter mit ihren phrygischen Kappen schon weiter und weiter in das Haus des reichen Römer's hinein, und hängen sich einstweilen an den Aberglauben der Weiber, welche für die geschenkten Eier und abgetragenen Kleider sich guten Rath geben lassen gegen die drohenden Fieber des Spätsommers.¹⁾ Von dieser Aufwartung der Galli bei der Toilette der vornehmen Dame war kein großer Schritt mehr zu ihrer Aufnahme in die Domesticität und zum persönlichen Mitmachen. Superstitionen griffen in jener Zeit um so leichter um sich, je abgeschmackter sie waren. Bald finden wir Inschriften von Priestern der großen Mutter, Archigallen und Erzpriesterinnen mit römischen Namen; die Heiligthümer dieses Cultus fangen an, sich über ganz Italien und Gallien zu verbreiten. Es bilden sich herumziehende Priesterschaften, welche als ein wahrer Auswurf der Gesellschaft haufenweise von Ort zu Ort reisen und im Namen des kleinen Götterbildes das sie auf dem Rücken eines Esels mit sich führen, die unverschämteste Bettelei treiben. Weibisch gekleidet und gepuht singen und tanzen sie zu Tamburin und Flöte, peitschen und verstümmeln sich blutig,²⁾ um sich dann durch Diebstahl und namenlose Ausschweifung schablos zu halten. So werden die Bettelpriester bei Lucian und Apuleius zur Zeit der Antonine geschildert. Später muß wenigstens in Rom dieser Cultus der großen Göttinn wieder eine ehrbare Seite gehabt und namentlich die Castration aufgehört haben, indem sonst die öffentlich durch Denkmäler eingestandene Theilnahme vieler sehr angesehenen Leute sich nicht erklären ließe. Von den eigenthümlichen Mysterien, welche sich mindestens seit dem dritten Jahrhundert daran anschlossen, wird weiter die Rede sein.

Zunahme dieses Cultus.

¹⁾ Juvenal Sat. VI. 511. vgl. mit VIII, 172 seq.

²⁾ Vgl. I. Könige 18. Vs. 28.

Das große Jahresfest im April gab durch seine symbolischen Beziehungen, die man längst nicht mehr verstand, den Kirchenschriftstellern ¹⁾ besondern Anstoß. Es begann mit der Frühlingsnachtgleiche; da wurde im Walde eine Pinie gefällt — derjenige Baum unter welchem Atys sich verkrümelt hatte — und in Procession zu dem Tempel der Göttinn getragen, welcher 3. V. zu Rom an dem palatinischen Berge lag. Eine besondere Würde, die der Baumträger (Dendrophoren) wird später mehrfach in Inschriften erwähnt; die Galli erschienen bei diesem Anlaß mit aufgelösten Haaren und schlugen sich wie in rasendem Schmerz auf die Brust. Am zweiten Tage suchte man unter Trompetenschall den verirren Atys; der dritte heißt der Bluttag, weil sich die Galli dem Andenken des Atys zu Ehren im Schatten der mit Weizenkränzen und einem Bilde des unglücklichen Jünglings geschmückten Pinie verwundeten. Dieß sind Tage der düstern, wilden Trauer, sogar einer Art von Fasten. Am vierten Tag, den sogenannten Hilarien, ging Alles in ausgelassene Freude über, und dabei hielt ganz Rom mit, wahrscheinlich weil ein älteres Frühlingsfest sich mit diesem verschmolzen hatte; sonst galt die Feyer der Aufnahme des Atys unter die Unsterblichen. Der fünfte Tag war eine Pause; am sechsten wurde das Bild der Göttinn — ein Kopf von schwarzem Stein in eine silberne Gestalt eingelassen — nebst den heiligen Geräthen an das Wasser (zu Rom an das Flüsschen Alma) gefahren, daselbst gewaschen und dann in barfüßigem, ausgelassenem Zuge zum Tempel zurückgebracht. So wenig der Abendländer dieses Fest nach seinem ursprünglichen mythologischen Sinn würdigen konnte, so stark muß die Gewöhnung und der willkommene Anlaß zum Unfug gewirkt haben. Die Ceremonie war in der Folge eine von denjenigen, von welchen sich die Helden gar nicht trennen wollten und trotz der verschiedenen Monate möchte das

5. Abschnitt.
Das Jahresfest.

1) Vef. Arnob. adv. gentes V. — Die Strüßen bei Jotga. a. a. O.

5. Abschnitt. Aufstellen des Maibaums vor den Kirchen, in Italien *pian-
tar il Maggio*, ein letzter Nachklang des Festes der großen
Mutter sein. — Eine andere Folge dieses Cultus darf man
zum Theil in der Zunahme des Eunuchengefolges vorneh-
mer Römer und Römerinnen vermuten. Im vierten Jahr-
hundert ist diese verschnittene Hausdienerschaft selbst in from-
men christlichen Familien¹⁾ etwas das sich von selbst ver-
steht, das aber als bloße orientalische Mode sich nicht so
leicht Bahn gebrochen hätte, wäre man nicht durch den
Schwarm der pessinuntischen Göttinn an den keinesweges
erfreulichen Anblick jener halbgeschlächtigten Menschen gewöhnt
gewesen.

Die Verschnitt-
tenen im Hause.

Noch eine andere Gestalt der großen Göttinn mag hier
nur kurz erwähnt werden: die *Anaitis* (*Enyo*) der östlichen
Kleinasien, mit nicht minder ausgelassenem Cultus. Ihr
gehörte die mächtige Tempelherrschaft zu Comana in Cappa-
docien, mit ihren zahlreichen Hierodulen beider Geschlechter.
Man glaubt sie wieder zu erkennen²⁾ in der schon altrömi-
schen Kriegsgöttinn *Bellona*, deren Priester sich alljährlich
in wildem Taumel die Arme zerschneiden. Später, im drit-
ten Jahrhundert, gab es sogar Mysterien unter diesem Na-
men, wobei das Blut des Bellonenpriesters auf einem Schilde
aufgefangen und an die Einzuweihenden vertheilt wurde.³⁾

1) Hieronym. *vita S. Hilar.* 14. *Epist.* 22. *ad Eustoch.* c. 16 & 32 u. a. a. D. — Noch Domitian hatte für den ganzen Umfang des römischen Reiches jegliche Castration strenge verboten, (*Ammian* XVIII, 4) und noch der Gardepräfect des *Septimius Severus*, *Plautian*, halte nur auf die gewaltsamste Weise seiner Tochter *Plautilla* ein Eunuchengefolge verschaffen können (*Dio. Cass.* LXXV, 14. s.)

2) Schwend, a. a. D. S. 271. u. f., wo die Bellonenfeier wohl irrig vom 3. Juni (*Ovid. Fasti.* VI, 199) auf den Bluttag der großen Mutter, verlegt und damit identificirt wird.

3) Bei *Apuleius. Metam.* VIII ruft der Bettelpriester vier Personificationen der großen Göttinn nach einander an: *Dea Syria*, . . . *et Bellona*, *et mater Idæa*, *cum suo Adone Venus domina*. . .

Außer diesen beiden großen Gottheiten der Semiten darf 5. Abschnitt. hier noch eine dritte nicht übergangen werden, obschon ihre Hercules von Syrus. Einmischung in die griechisch-römische Religion nicht der Kaiserzeit, sondern der Urzeit angehört: nämlich der Melkart der Phöniciers, von welchem der griechische Herakles nur eine Seite ist. Sein Cultus, wenn auch jetzt unter römischem Namen, reichte von jeher so weit als die phöniciischen und carthagischen Niederlassungen und einer seiner berühmtesten Tempel war derjenige bei Gades (Cadix). In Italien und Griechenland hätte man sich mit der klassischen Auffassung des Sohnes des Zeus und der Alcmena begnügen können, allein die spätere Göttermischung nahm auch den sogenannten tyrischen Hercules ausdrücklich in ihr großes Pantheon auf. Eine unteritalische Inschrift aus der Zeit des Gallienus ist ihm gewidmet, ungefähr wie in neuerer Zeit die Namen und die Copien weit entfernter Gnadenbilder auf manchen Altären wiederholt werden.

Mit allem bisherigen sind wir nun doch nicht im Stande, ein wahrhaft lebendiges Bild des Religionszustandes von Kleinasien und Syrien in der spätern Kaiserzeit zu entwerfen. Die Mischung war jedenfalls eine sehr verschiedene, je nachdem das griechische Leben überhaupt durchgedrungen oder gehemmt worden war. Einen trüben Eindruck machen immer jene herrlichen Tempel griechisch-römischen Styles,¹⁾ Die Tempel Vorderasiens. die für irgend ein formloses asiatisches Götzenbild erbaut waren, wo sich also das Edelste und Schönste in den Dienst der häßlichsten Befangenheit begab, weil vielleicht irgend eine Tempelherrschaft liegende Gründe, Gelder und Almosen genug beisammen hatte um einen Luxusbau ersten Ranges zu unternehmen. Und zwar trieb der wachsende Aberglaube auch die Griechen und Römer Kleasiens mehr und mehr diesen Altären orientalischer Götter zu, ja selbst neu auf-

¹⁾ Das Prachtwerk von Texier, *Descr. de l'Asie mineure*, giebt u. a. den gewaltigsten Bau des Binnenlandes, den Tempel von Mizani.

5. Abschnitt. tauchenden Gottheiten, wenn nur der Dolmetscher oder Priester derselben eine genügende Furcht besaß. Man kennt aus Lucian jenen Betrüger Alexander, welcher im zweiten Jahrhundert mit seinem kleinen Schlangengott zuerst die einfältigen Baphlagonier von Abonoteichos, bald aber ganz Kleinasien und die vornehmsten römischen Beamten zum Besten hatte.

Leider fehlen genügende Nachrichten über die spätere Existenz jener Tempelherrschaften überhaupt, welche Strabo zur Zeit des Augustus in nicht unbeträchtlicher Zahl gekannt hatte.¹⁾ Selbst bei Palmyra ist das Verhältniß unklar, in welchem die kriegerische und handeltreibende Aristocratie zu dem großen Sonnentempel und seinen Schätzen stand. Wie viele stumme Ruinen birgt nur dies Vorderasien der Römerzeit! anzufangen von dem herrlichen Petra in Arabien, von der Säulenstadt Gerasa östlich vom Jordan — beides Orte, die aus den Schriftstellern der Kaiserzeit kaum dem Namen nach bekannt wären, wenn nicht die neuern Reisenden mit Erstaunen die einsame Pracht wieder entdeckt hätten.

Die ägyptischen Götter.

Bei der Aufnahme vorderasiatischer Gottheiten hatte es sich schlechtthin um eine neue Superstition und um eine Erweiterung des Götterdienstes gehandelt; ein neues Bildungselement kam mit diesem Cultus nicht nach Rom. Ganz anders imposant treten die Götter Aegyptens in der großen Mischung auf. Es begleitete sie die uralte Ehrfurcht des Griechen vor der ägyptischen Priesterweisheit, in welcher man Theologie, Astronomie, Naturbeobachtung, Heilkunde und Mantik gleichmäßig vollendet zu finden hoffte. Hier handelte es sich nicht um rasende Verschnittene, sondern um eine Priesterkaste, welche einst die Pharaonen und ihr Volk beherrscht und die größten Denkmäler hinterlassen hatte.

Diese Kaste erscheint allerdings schon bedeutend herabgekommen zur Zeit der Ptolemäer, und ihre Tempelgüter werden ohne Widerstand zu Tragung der Staatslasten herbei-

¹⁾ Strabo XI. 14. XII, 2, 3, 5, 8. XIV, 4. XVI, 2. u. a. a. O.

gezogen. (S. oben S. 134). Das alte Vorurtheil zu Gunsten ihrer geheimen Weisheit ist geschwunden, seitdem auf der Düne des Delta die Stadt Alexanders sich erhoben hat, wo griechische Gelehrte und griechisch gebildete Aegypter die größte Werkstätte des damals modernen kritischen Sammelns, Forschens und Wissens aufschlugen. Der macedonische König, seine Beamten und Soldaten werden nicht mehr von den Tempeln aus gelenkt, und seitdem lohnt es sich auch nicht mehr der Mühe, das große alte System priesterlichen Wissens aufrecht zu halten. Strabo, bei Anlaß seines Besuches zu Heliopolis in Unterägypten,¹⁾ erzählt: „wir sahen auch große Häuser, in welchen die Priester wohnten, einst Philosophen und Astronomen; aber Corporation und Tradition sind dahin, wenigstens ließ sich kein Vorsteher dieser Art sehen, sondern nur Opferer und Custoden, welche den Fremden die Sehenswürdigkeiten des Tempels erklärten.“ Man zeigte u. a. die Stelle, wo einst Plato dreizehn Jahre gewohnt haben sollte ohne den Priestern das Wesentliche ihrer Geheimnisse abgewinnen zu können; — jetzt dagegen wurde derjenige unter gebildeten Leuten ausgelacht, welcher von diesen Dingen Aufhebens machen wollte. Allein von der Seite des Aberglaubens erobert Aegypten bald den Einfluß wieder, den es von Seiten des Wissens eingebüßt hat.

Für's Erste ist die alte Religion noch im Lande selbst außerordentlich stark befestigt. (S. 141 ff.) Sie verdankte dieß theils dem angeborenen Troge des Aegypters, der seine Rationalität auf keine Weise besser gegen die fremden Herrscher wahren konnte, theils ihrem althergebrachten Organismus. Kein Volk der alten Welt hatte sein ganzes Leben so völlig von heiligen Lehren und Vorschriften abhängig gemacht, wie das ägyptische. Die besten Kräfte der Nation sind hier seit Jahrtausenden darauf gewandt worden, das

¹⁾ Strabo I. XVII.

Constantins Zeitalter.

5. Abschnitt. Verhältniß zum Ueberirdischen durch Symbole zu verberrlichen; Tempelbau, Feste, Opfer und Begräbniß nehmen einen Raum ein, neben welchem das bürgerliche Leben, der Ackerbau und der Handel nur eine untergeordnete Geltung können behauptet haben. Ein solcher Zustand, der nie gründlich abgeschafft oder durch etwas wesentlich Neues verdrängt worden war, mußte noch auf das stärkste nachwirken. Noch standen die meisten Tempel unberührt; was Cambyses und die Perser zerstört hatten, davon hielt ein leidenschaftlicher Abscheu das Andenken selbst in der römischen Zeit frisch. Die Priester, welche noch die Balläste bei und an den Tempeln inne hatten, thaten ohne Zweifel das Mögliche, um die Orakel und Opfer in Glanz und Ehren zu halten und die Prozessionen durch die weiten Hallen und Hofräume, durch die Alleen von Sphinxen und Widbern mit alter Pracht zu feiern. Wenn wir annehmen dürften, daß die ganze Hierarchie noch in demselben Umfang fortgedauert habe, wie sie unter den Ptolemäern nachzuweisen ist,¹⁾ so würde dieß ein Heer von geweihten Personen ausmachen. Zwar hatte man dieser gefährlichen Macht die

Die Hierarchie. Spitze abgebrochen; die Ptolemäer hatten den Oberpriester ihrer eigenen vergöttlichten Person mit dem Oberpriester von ganz Aegypten identificirt und ihm seinen Sitz in Alexandrien angewiesen; auch die Römer wußten sich zu helfen, wenigstens unter Hadrian versah diese Stelle eines „Oberpriesters von Alexandrien und ganz Aegypten“ ein Römer L. J. Vestinus, der zugleich Vorsteher des Museion's von Alexandrien war.²⁾ Aber die Masse der Priester bestand ohne Zweifel fortwährend aus Aegyptern; da war der Prophetes, welcher Orakel spendete oder gewisse besonders heilige Opfergebräuche vollzog; die Hierostolen, welche die Garde-

¹⁾ Für das Folgende s. Bösch, corpus inscr. græc. III, fasc. II, Einleitung.

²⁾ Womit Strabo XVII, 1 zu vergleichen.

robe der Götterbilder besorgten; die Pterophoren, welche 5. Abschnitt. Flügel auf den Köpfen trugen; die Hierogrammateis, welche einst alle heilige Weißeit verwalteten, jetzt aber schon zu Traumdeutern begrabirt sein mochten; die Horoskopen oder Sterndeuter; die Pastophoren, welche in den Processionen die Gehäuse mit den Götterbildern trugen; die Sänger; die Stempeler der Opfertiere; die Hüter der heiligen Thiere; die verschiedenen Rangklassen der Einbalsamirer und Grabwärter; endlich zahlreiche Tempelknechte, welche theils wie Mönche in freiwilliger Clausur lebten, theils als Terminbettelherumgänger. Vollständig oder unvollständig erhalten, hatte diese ganze große Schaar nur das eine Interesse: den ägyptischen Aberglauben mit allen Kräften aufrecht zu halten, und auch den Römern so viel als irgend möglich zu imponiren.

Neben einer großen Anzahl mehr oder weniger local gedachter Götter hatten überall die allgemeinen ägyptischen Gottheiten Isis, Osiris, Anubis ihre Tempel. In Alexandrien und mehreren andern Städten kam hinzu der aus Sinope geholte, vorgeblich mit Osiris als Todtengott verwandte Serapis, dessen Tempel als eines der Wunder der antiken Das Serapeion. Baukunst galt und von Anbauten umgeben war, welche seit dem Untergang des Museion's unter Aurelian die noch immer höchst wichtigen wissenschaftlichen Anstalten u. a. die eine große Bibliothek enthielten. Es ist der Mühe werth, die Aussage Rufin's, ¹⁾ so fabelhaft und undeutlich sie klingt, in Betreff dieses außerordentlichen Gebäudes anzuhören, weil sich hier klarer als sonst erkennen läßt, wie sehr sich der Hellenismus in dieser Primath alles Aberglaubens der nationalen Denkweise zu fügen wußte. Das Serapeion, auf hundertstufigem Untersatz hoch über die Stadt emporragend, scheint ein riesiger Gewölbekonstruktion gewesen zu sein, der auf allen vier Seiten mit Kammern, Treppen und geheimen Gängen, oben

¹⁾ Hist. Eccl. II, 23. seq. Ammian. XXII, 16. Avieni orbis descr. Vs. 374.

5. Abschnitt. sogar mit Priesterwohnungen und Zellen für Püßer umgeben war; dann lief ein vierfacher Porticus entweder um das Gebäude selbst oder erst um einen Hof herum. An dem ganzen Tempel war das prachtvollste Material, auch Gold und Elfenbein nicht gespart. In der großen mittlern Halle stand das Bild des Gottes, überaus colossal, so daß es mit den ausgestreckten Händen die beiden Seitenmauern berührte;¹⁾ es war nach Art der Chryselephantinstatuen aus verschiedenen Metallen über einen hölzernen Kern zusammengesetzt, die nackten Theile von irgend einer wahrscheinlich geheiligten Holzart. Die Wände waren mit Erz bekleidet, hinter welchem die alexandrinische Phantasie eine zweite Bekleidung von Silber und eine dritte, innerste von Goldblech vermutete. Der ganze große Raum war dunkel und also auf künstliche Beleuchtung berechnet; nur an dem Festtag, da man das Bild des Sonnengottes auf Besuch zu Serapis brachte, wurde in einem bestimmten Augenblick eine kleine Oeffnung gegen Osten aufgedeckt, durch welche plötzlich der glühende Sonnenschein auf die Lippen des Serapisbildes fiel, und dieß nannte man den Sonnenfuß. Andere optische und mechanische Künste, wozu der Tempel wie ein Theater eingerichtet gewesen sein muß, werden nicht näher bezeichnet, oder sie sind von durchaus märchenhafter Art, wie die Geschichte von dem Magnet in der Decke, welcher das aus dünnem Eisenblech gefertigte Sonnenbild in der Luft schwebend erhielt, was später bekanntlich auch vom Sarge Mohammed's berichtet wird. Der Tempel war sonst noch, wie die Serapistempel überhaupt, berühmt für die sogenannte Incubation; Kranke nämlich schliefen daselbst oder schickten Andere zum Schlafen hin, um in gottgesandtem Traum²⁾ das Mittel der Genesung zu erfahren; eine Methode, welche die Grie-

¹⁾ Oder hätte berühren können; bei dem sonst als Zeus stylisirten Serapis wären ausgestreckte Arme zu auffallend.

²⁾ Tacit. Hist. IV, 81.

chen in ihren Asklepiostempeln ebenfalls anwandten und 5. Abschnitt
welche Anlaß gab, die beiden Götter geradezu mit einander
zu identificiren. — Uebrigens war in der ganzen Stadt jede
Wand, jeder Thürpfosten mit einem Symbol des großen
Gottes bezeichnet, wozu noch zahllose Tempel, Kapellchen und
Bilder aller übrigen Gottheiten auf allen Gassen kamen.¹⁾ Jene
Einrichtung auf betrügerische Phantasmagorie u. dgl. glaubte man
freilich auch in andern Tempeln zu finden Alexandrien
überhaupt.
oder voraussetzen zu dürfen; so war in dem Tempel eines
Gottes, der in dem lateinischen Bericht als Saturn bezeichnet
wird,²⁾ das große Bild an die Wand angelehnt und
innen hohl, so daß ein Priester hineinsteigen und durch den
offenen Mund reden konnte; die Tempelleuchter hatte man
zu plötzlichem Erlöschen präparirt. Doch war vielleicht gar
Manches dieser Art kein absichtlicher Betrug, sondern eine
von Jedermann zugestandene und gekannte Maschinerie zum
Behuf der großen symbolischen Feiern, an welchen das alte
Aegypten von jeher reich war; wer dabei den einfältigen
Fanatismus hatte, durchaus an Wunder zu glauben, dem
widersprachen natürlich die Priester nicht. Wir werden die-
selben allerdings mit Theurgie und Geisterbannung beschäf-
tigt finden, allein sie stehen selber mitten in dem Wahne,
wenigstens nicht ganz als Betrüger außerhalb desselben.
Denn der Aberglaube war hier die eigentliche Lebensluft
geworden; noch ganz spät treibt die ägyptische Götterfamilie
neue Schöflinge, wie z. B. Serapis selbst und der häßliche
Canopus, welcher in der gleichnamigen Deltastadt als ein Canopus.
Krug mit menschlichem Kopf und Extremitäten verehrt wurde.

1) Strabo XVII, 1: die Stadt ist voll von geweihten Stellen und von Tempeln. Rusin. l. c.

2) Auch Eutychius Alex. p. 435 ed. Oxon. kennt einen Saturnstempel mit einem großen ehernen Bilde; es könnte aber hier wie bei Rusin doch wieder Serapis genannt sein, welcher öfter mit Saturn identificirt wird.

5. Abschnitt. Zu Strabo's Zeit war Canopus mit seinen Wirthshäusern der Lieblingsausflug der Alexandriner gewesen; der Nilkanal, auf welchem man hinausfuhr, war Tag und Nacht belebt durch Barken voller Weiber und Männer, welche zum Flötenspiel tanzten und sich aller Ausgelassenheit ergaben.¹⁾ Damals war noch ein Serapistempel, wo man ebenfalls Kurträume hatte, das Hauptgebäude der Stadt; später tritt das Heiligthum des Canopus selbst in den Vordergrund und wird im vierten Jahrhundert eine hohe Schule aller Zauberei.²⁾

Die heiligen
Thiere.

Von der Fortdauer und Rivalität der Thierculte³⁾ ist schon im vierten Abschnitt die Rede gewesen. Jeder Nomos oder Distrikt verehrte sein besonderes Thier, das Schaf, den Wolf, den Pavian, den Adler, den Löwen, den Bock, die Spitzmaus u. s. w. Allgemeine Verehrung genossen vor Allem die beiden berühmten Stiere: der Mnevis, welcher beim Tempel von Heliopolis in einer Kapelle noch zu Strabo's Zeit unterhalten wurde, und der Apis, in welchem die Seele des Osiris fortleben sollte, zu Memphis. Es gab nicht zu jeder Zeit einen schwarzen Stier mit weißem Stirnleck und mondförmigem Seitenleck; im vierten Jahrhundert mußte einst lange darnach gesucht werden.⁴⁾ fand man ihn, so wurde er in ehrfurchtvoller Procession, sammt der Kuh die ihn geboren, nach Memphis geführt, wo ihn hundert Priester in Empfang nahmen und in den Tempel brachten, der ihm zum Stalle dienen sollte. Hier und in dem davor liegenden Hof beschauten ihn die Fremden und fanden in jeder seiner Bewegungen eine Vorbedeutung. Als er einst dem Germanicus nicht aus der Hand fressen wollte, ahnte den

¹⁾ Noch Ammian XXII, 16 rühmt die fröhlichen Wirthshäuser und die milde Luft. Hadrian in seiner Villa bei Tibur hatte sich u. a. Herrlichkeiten der alten Welt auch ein Canopus im Kleinen hinbauen lassen.

²⁾ Russl. Hist. eccl. II, 26.

³⁾ Die verschiedenen Erklärungen stellt zusammen Plutarch. de Iside et Osiride 72.

⁴⁾ Ammian. XXII, 14. vgl. Hist. Aug. Hadrian. c. 11.

Leuten nichts Gutes. — In Arfinoë gab es noch immer Priester, welche die dort göttlich verehrten Crocodile zu zähmen, wenigstens zu füttern verstanden. — Unter den zahllosen göttlich verehrten Naturwesen durfte endlich das mächtigste, dem ganz Aegypten sein Dasein verdankte, nicht fehlen; der Nil hatte sein eigenes Priestercollegium von Eunuchen, welche ihn mit Opfern „bewirtheten und wohlleben ließen,“ damit er es dem Lande wieder vergelte. Constantin, der sie laut Euseb¹⁾ abgeschafft haben soll, blieb bei der bloßen Absicht stehen, wenigstens sind sie nachher noch lange vorhanden. Was er thun konnte, beschränkte sich vielleicht auf die Uebertragung des Nilmessers von Serapeum in eine christliche Kirche.

Von den übrigen ägyptischen Priestern, wie sie bis zur Zeit Trajan's waren, schildert Plutarch²⁾ mit etwas zu viel Ehrfurcht die Isispriester, und deutet ihre Bräuche und Ceremonien nach Kräften sinnbildlich aus. Ihre Abzeichen waren vorzüglich das weiße Linnenkleid und das geschorene Haupt; sie lebten mit einer gewissen Abstinenz und mieden manche Speisen um nicht fett zu werden und sonst noch aus allen möglichen symbolischen Gründen; selbst das Meer und das Salz scheuten sie. Ihrem Cultus fehlt bei all der ewig wiederkehrenden Trauer doch völlig die erhabene Würde; ein wildes Klaggeheul, bacchantische Geberden vertreten dessen Stelle; hier wird ein Esel vom Fels herabgestürzt, dort ein vergoldeter Ochse in einem schwarzen Mantel herumgeführt; ein eigenthümliches Lärminstrument, das Sistrum, soll mit seinem Getöse den schlimmen Typhon (das zerstörende Princip) abhalten. Manches in diesem Cultus trägt den Stempel später, müßiger Erfindung oder Ausdeutung; das Isisbild wird in verschiedenen Farben, bald dunkel, bald hell bekleidet, um Tag, Nacht, Feuer, Wasser, Leben und Tod

5. Abschnitt.

Die Isispriester.

1) Vita Const. IV, 25, vgl. mit Liban. pro templis p. 182.

2) Plutarch. de Iside et Osiride, passim.

5. Abschnitt. zu verfinnlichen; die Räucherungen sind nach Tageszeiten verschieden, des Morgens Harz, um die Dünste der Nacht zu verschrecken, des Mittags Myrrhen, des Nachts das aus sechszehn Ingredienzen während beständigen Betens bereite Kyphi, welches auch in trinkbarer Gestalt dargestellt wurde; ein Specificum, dessen Bestandtheile sich alle finnubildlich auslegen ließen, dessen Wirkung aber narkotisch gewesen sein muß.

Das Uebermaß. Plutarch, der seinen Gegenstand durchaus mit Ernst behandelt, giebt doch zu verstehen, daß auch unter den Aegyptern Menschen vorhanden waren, welchen des Aberglaubens und besonders des Thiercultes zu viel wurde. „Während die Schwachen und Einfältigen, sagt er, in eine ganz unbedingte Superstition verfallen, müssen kühnere und trophigere Menschen auf gottesläugnerische, wilde Gedanken gerathen.“ — Es wird nun zu erörtern sein, wie Vieles von dieser Religion das blühende und später das sinkende Rom sich aneignete und in welchem Sinne.

Abgesehen von der bloß künstlerischen Aneignung, welche namentlich zur Zeit Hadrian's eine ganze Anzahl ägyptischer Figuren und Decorationsformen nach Rom brachte, ist es fast ausschließlich der Kreis der Isis, welcher seit Jahrhunderten in der griechischen und römischen Religion Aufnahme gefunden hatte.

Isis bei den
Griechen.

Isis — die Erde und zwar das gesegnete Aegypten selber, und Osiris — der befruchtende Nilstrom, sind beide schon von den Aegyptern selbst als allgemeinere Symbole alles Lebens gefaßt und so zum Eintritt in den Göttercult anderer Völker ausgerüstet worden. Eine Nebenbedeutung, welche das Götterpaar vielleicht von semitischer Seite erhielt, nämlich als Mond und Sonne, tritt schon zur Zeit Herodot's fast in den Hintergrund; die Griechen vereinigen sich, in Isis die Demeter, in Osiris den Dionysos zu erkennen, ohne deshalb die Eigenschaft der Isis als Mondgöttinn gänzlich aufzugeben; ja sie erhält der Reihe nach Antheil an den

Geschäften der verschiedensten göttlichen Wesen,¹⁾ als Göt- 3. Abschnitt.
tinn der Unterwelt, der Träume, der Entbindung, sogar als
Meerbeherrscherinn. Seitdem Aegypten durch Alexander's
Eroberung in den großen Umfang griechisch-orientalischen
Lebens aufgenommen worden, verbreitet sich der Isisdienst
noch weiter in der ganzen griechischen Welt,²⁾ und geht end- Istis bei den
Römern.
lich auch auf Rom über, wo er seit Sulla, und zwar die
ersten hundert Jahre nicht ohne starken öffentlichen Wider-
stand, auftritt. Isis bei den Römern ist begleitet einerseits
wohl von ihrem Gemahl Osiris, doch viel häufiger von Se-
rapis als dem Osiris der Unterwelt; von dem hundsköpfigen
Anubis (einem Bastard des Osiris, der als Bote zwischen Ihre Neben-
götter.
den Göttern und der Unterwelt mit Hermes identificirt
wird); endlich von Horus, gräcisirt Harpocrates, welchen
die Isis erst nach dem Tode des Osiris geboren. — Mit
der mythologischen Urbedeutung dieser Wesen würde man
indeß, auch wenn sie unbestritten wäre, nicht ausreichen zur
Ermittelung desjenigen Sinnes, welchen die Römer damit
verknüpften. Serapis wird neben seiner Bedeutung als Heil-
gott auch ein Sonnengott,³⁾ wie eine ganze Anzahl von
Fremdgöttern und selbst von heimischen in diese Bedeutung
ausmünden müssen; wiederum benimmt ihm dieß keinesweges
die Herrschaft über die Seelen in Leben und Tod. In ähn-
licher Weise werden Isis und die übrigen einerseits zu Göt-
tern des Heiles im weitern, der Heilung im engeren Sinne
umgedeutet, ohne deßhalb die Beziehung zur Unterwelt zu
verlieren. Auf diesem Stadium ist Isis schwer zu scheiden
von der dreigestaltigen Unterweltsgöttinn Hecate, welche am
Himmel als Luna, auf Erden als Diana, in der Unterwelt
als Proserpina herrscht. Bei den Elegienbüchern ist sie da-
gegen die gefürchtete oft gefühnte Herrinn über Liebesfachen.

1) Vgl. Pauly, Realencyclop. der class. A. W., Artikel Isis, von Georgii.

2) Wie sich Isiscultus in die Nähe des Delphischen Tempels drängte
(nach Titthorea), erzählt Pausan. X, 32.

3) Zahlreiche Inschriften, u. a. bei Orelli I. cap. IV, §. 32.

5. Abschnitt. Je mehr Lebensbeziehungen ihrer Herrschaft unterthan werden, desto weniger wird es möglich, ihr Wesen, wie es die Spät Römer auffaßten, unter eine gemeinschaftliche Definition zu bringen; findet man sie doch nach den verschiedensten Metamorphosen sogar als Fortuna, als Tyche wieder,¹⁾ der rein philosophischen Ausdeutung gar nicht zu gedenken, welche zuletzt in ihr die große Allgotttheit entdeckte. Auch die Gestalt der Göttinn hatte sich längst romanisirt und den bekannten ägyptischen Kopfschmuck abgelegt; das Costüm der Priesterinn scheint dasjenige der alten Göttinn verdrängt zu haben; ein Mantel mit Fransen, unter den Brüsten mit der Tunica eigenthümlich zusammengeknüpft, und in der Hand das Sistrum — dies sind in Gemälden und Bilderwerken jetzt die bleibenden Kennzeichen.

Steigerung des
Istdienstes.

Der Istdienst verbreitete sich mit den römischen Waffen bis an die Grenzen des Reiches, in den Niederlanden wie in der Schweiz und in Süddeutschland; er durchdrang auch das Privatleben viel gründlicher und auch früher als der Cultus der großen semitischen Göttinn. Kaiserliche Gunst genoß er erst seit Vespasian, der schon in Alexandrien dem Serapis ausdrückliche Andacht erwies; sein Sohn Domitian baute dann in Rom ein Istum und Serapium, nachdem die beiden Gottheiten sich bisher wenigstens innerhalb der Stadtmauern mit Winkeltempeln begnügt hatten. Später gab es in Rom sogar mehrere nicht unbedeutende Heiligthümer der Göttinn. In dem zu Pompeji aufgefundenen, sechszehn Jahre vor der Verschüttung bereits restaurirten Isttempel giebt eine geheime Treppe und eine leere Vertiefung hinter dem Piedestal, welches die Bilder trug, sowie ein kleines Nebengebäude mit Souterrain einigen Anlaß zu Vermuthungen; allein zu großen und blendenden Phantasmagorien findet man weder

¹⁾ Womit der Schutz, welchen Isis ihrem Geweihten gegen die als Zufall gedachte Fortuna gewährt (Apul. metam. XI.) keinesweges im Widerspruch steht.

den Raum noch die Anstalten genügend, was indeß die Phantasie der Archäologen und Dichter nicht gehindert hat, über dieses ziemlich geringe Gebäude bunte Gedanken zu Tage zu fördern. Die Isispriester, in den größern Städten zu zahlreichen Collegien vereinigt (als Bastophoren u. s. w.), genossen noch im ersten Jahrhundert durchgängig einen schlechten Ruf, u. a. als Gelegenheitsmacher bei Liebchaften, zu deren Schutz sich Isis und ihre Tempel, wie oben bemerkt, ebenfalls hatten hergeben müssen. Mit der tiefsten Verachtung behandelt Juvenal¹⁾ den geschorenen Schwarm im Linnenkleid, welcher sich mit priesterlichem Klaggeheul in das Gemach der vornehmen römischen Dame drängt, das die Eunuchen der großen syrischen Göttinn so eben verlassen haben. Die letztern bettelten bloß, der im Anubiseostüm auftretende Anführer der Isispriester dagegen darf obendrein drohen und Bußen auflegen für gewisse angenehme Sünden; und gälte es auch ein Bad in der Tiber mitten im Winter — er wird Gehorsam finden, denn die Dame hat einen festen Glauben und meint selber im Schlaf der Isis Stimme zu hören. — Vom zweiten Jahrhundert an erhält dann der Isisdienst wie derjenige der Magna mater einen höhern Ton und wahrscheinlich auch größere Würde durch die Theilnahme der Kaiser und der höhern Stände.²⁾ Der Unterschied im Vergleich mit der frühern Uebung war so groß, daß die Ansicht entstehen konnte, erst Commodus oder Caracalla hätten diesen Cultus nach Rom gebracht. Bei den großen Processionen giebt es fortan Pausae, d. h. Haltplätze, vielleicht mit besonderer baulicher Ausschmückung. Commodus ließ einen solchen Festzug in einer Halle seiner Gärten in Mosaik darstellen. Er selber, als Priester geschoren, pflegte bei solchen Anlässen das Bild des Anubis zu tragen und mit dessen Schnauze die nebenan gehenden Isispriester arg auf den Kopf zu treffen. Bei weitem die umständlichste Schilderung

5. Abschnitt.

Die Kaiser als
Isisdiener.

¹⁾ Juvenal. Sat. VI. 522.

²⁾ Hist. Aug. Commodus 9. Pescennius 6. Carac. 9.

5. Abschnitt. einer Isisprocession jedoch, welche für die Opferzüge dieser Zeit überhaupt zum Maßstab dienen kann, giebt Apulejus, im letzten Buch seiner Metamorphosen. Die Scene ist in Die Isispro-
cession. das ausgelassene Corinth verlegt. Der Zug beginnt im heitersten Carnevalsstyl, mit den bunten Masken von Soldaten, Jägern, Gladiatoren, prächtig frisirten Frauenzimmern, Magistratspersonen, Philosophen (mit Mantel, Stab, Pantoffeln und Vocksbart), Vogelstellern und Fischern; dann folgt ein zahmer Bär als alte Dame verkleidet auf einem Tragstuhl, ein Affe als Ganymed mit einer Mütze und orangefarbenem Kleibchen, in der Hand einen goldenen Becher, sogar ein Esel mit angehefteten Flügeln zum Pegasus travestirt, und nebenherlaufend ein gebrechliches Männchen als Bellerophon. Nun erst eröffnet sich die eigentliche Pompa; weißgekleidete, bekränzte Frauen, die Collettedienerinnen der Isis, streuen Blumen und Wohlgerüche und gesticuliren mit Spiegeln und Kämmen; eine ganze Schaar beiderlei Geschlechtes folgt mit Lampen, Fackeln und Kerzen, wie zur Huldigung an die Gestirngottheiten; darauf Saltenspieler, Pfeifer und ein weißgekleideter Sängerkhor; dann die Flötenspieler des Serapis, eine rituelle Tempelmelodie blasend, nebenein Herolde um Platz zu schaffen. Sodann kommen die Eingeweihten jedes Standes und Alters, in weißem Linnenkleid, die Frauen mit gesalbtem Haar und durchsichtigem Schleier, die Männer glatt geschoren; die Sistrum, die sie rauschend schwingen, sind je nach dem Vermögen von Silber und selbst von Gold. Jetzt erst folgen die eigentlichen Priester mit den geheimnißvollen Symbolen der Göttinn: Lampe, Altärchen, Palmzweig, Schlangensstab, offener Hand, und mehreren Gefäßen von besonderer Form; andere tragen die eigentlichen Götter, das Bild des Anubis mit halbschwarzem, halbgoldenem Hundskopf, eine aufrecht stehende Kuh, eine mystische Kiste; endlich folgt der Oberpriester, die goldene Urne mit Schlangenhaken, welche die Göttinn selber darstellte, an die Brust drückend. In dieser Ordnung bewegt sich der Zug

aus der Stadt Corinth, wohin der Romanschreiber seine **5. Abschnitt.**
Szene verlegt, ans Meer hinab. Hier wird das bunt mit
Hieroglyphen bemalte „Istischiff“ unter vielen Ceremonien **Das Istischiff.**
mit Wohlgerüchen und Weihgeschenken gefüllt und Angesichts
der am Strand aufgestellten Heiligthümer den Wellen über-
geben; die Inschrift seines Segels „für glückliche Schifffahrt
im neuen Jahre“ und das anderweitig bekannte Datum des
überall von den Römern gefeierten „navigium Isidis,“ der
fünfte Merz, geben die Erklärung des ganzen Festes, wel-
ches die Eröffnung des während des Winters geschlossenen
Meeres verherrlichen sollte.¹⁾ Deun gerade in dieser ihrer
spätesten, nichtägyptischen Eigenschaft als Herrscherin der
See genießt Isis am Mittelmeer ausdrückliche Verehrung,
und die Corinthier an ihren beiden schiffreichen Golfen muß-
ten ihr besonders ergeben sein. Die Procession kehrt in den
Tempel zurück, vor dessen Pforte ein Priester von einer
hohen Kanzel herab einen Glückwunsch oder Segen spricht
über den Kaiser, den Senat, die Ritter, das römische Volk,
die Schifffahrt und das ganze Reich; er schließt mit der
Formel *λαοῖς ἀγαθῶν*, welche mit dem *ite, missa est!* des
christlichen Gottesdienstes gleichbedeutend ist. Bei dieser gan-
zen Feier unterscheiden sich die fröhliche und andächtige Menge
und die Eingeweiheten der Mysterien, von welchen im fol-
genden Abschnitt die Rede sein wird.

Was bei diesem und andern Anlässen von heiligen Schrift- **Wörtliche**
zeichen theils hieroglyphischer theils sonstiger geheimer Art **Auffassung.**
erzählt wird, kann in der Thatsache richtig sein; aber der rö-
mische, griechische, gallische Istipriester, der diese Schriften
verwahrte und vielleicht nachmalen und ablesen konnte, ver-
stand doch sicherlich nichts davon. Ja weit entfernt, irgend

¹⁾ Man fuhr auch wohl das Schiff auf einem Wagen durch die Stadt.
Der Festzug dieses *carrus navalis* (Schiffswagen) ist sehr wahr-
scheinlich die Grundform des neuern Carnevals, welcher allerdings
der Fasten wegen nicht auf dem 5. Merz bleiben konnte, sondern
ein bewegliches Fest wurde.

5. Abschnitt. eine tief sinnige Wissenschaft aus dem priesterlichen Aegypten zu entlehnen, dessen starke Seite ohnedies nicht mehr die Lehre war, nahm Rom selbst die vielgenannten Götter ohne alle theologische Treue in willkürlich verändertem Sinne auf. In Betreff der Isis wurde dies bereits bemerkt; ein anderes sprechendes Beispiel ist die Gestalt des Harpocrates, dessen Geberde (mit dem Finger nach dem Munde) den von Isis gesäugten andeuten soll; in der trefflichen capitolinischen Statue aus hadrianischer Zeit findet man nun statt des ägyptischen Götzen einen jungen Amorin, der mit dem Finger auf den Lippen Stille gebietet, als *Deus silentii*. Dagegen mußte Anubis, obwohl man ihn für identisch mit Hermes hielt, seinen Hundskopf beibehalten, der sich dann über einem menschlichen Körper mit römischer Draperie sonderbar widerlich ausnimmt.

Einen Inbegriff der Symbole dieses ganzen Kreises gewähren die hie und da vorkommenden bronzenen Hände, welche als *Ex-voto's* von Wöchnerinnen an die geburtshelfende Isis erkannt worden sind.¹⁾ Die Finger in schwörender Haltung, die innere wie die äußere Fläche der Hand sind völlig bedeckt mit Attributen, Mysteriengeräthen und Brustbildchen der Gottheiten Isis, Serapis, Osiris und Anubis, nur daß letztere als Dionysos und Hermes dargestellt sind. Die Aufzählung jener Symbole gehört nicht hieher; vielleicht entsprachen sie ebenso vielen Anrufungen in der Noth.

Wünschliche Hin-
gebung an die
Fremdgötter.

Mit den bisher genannten Fremdgöttheiten ist die Mischung der Culte noch lange nicht erschöpft; Manches was dahin gehört, wird passender erst im folgenden Abschnitt beläufig behandelt werden. Bisher war nur von den offiziell anerkannten und allgemein verbreiteten *Sacra peregrina* die Rede; dem einzelnen Andächtigen blieb es unbenommen, nach Wunsch die Bilder und Symbole aus allen Ländern

¹⁾ U. a. bei Montfaucon, *Ant. expl.* II, p. 330, kleine Ausg. p. 78.

und Religionen massenweise um sich zu häufen. Wie ver- 3. Abschnitt.
 schieden und dabei wie bezeichnend war hierin die Subjecti-
 vität der beiden ungleichen Vettern, Elagabal und Alexan- Elagabal.
 der Severus! Ersterer trägt seine semitischen Götzen, die
 Palladien Rom's und die Steine des Orest aus dem Dia-
 nentempel von Laodicea mechanisch auf einen Haufen zu-
 sammen; wie der schwarze Stein von Emesa mit dem Bilde
 der Urania von Carthago vermählt wird, so heirathet der
 kaiserliche Priester selbst die oberste Vestalin; ja er soll die
 Absicht ausgesprochen haben, sein Centralheiligthum auch zum
 Vereinigungspunkt für den Gottesdienst der Samaritaner,
 der Juden und der Christen zu machen. Alle Götter soll-
 ten seines großen Gottes Diener sein, alle Mysterien sich in
 dem Priesterthum desselben concentriren. Alexander Severus Alexander Se-
verus.
 dagegen feiert von allen Religionen die Stifter als Ideale
 der Menschheit und stellt ihre Bilder in seiner Hauskapelle
 zusammen, wo nun Abraham und Christus Platz fanden
 neben Orpheus als vorgeblichem Gründer der hellenischen
 Mysterien und Apollonius von Thyana als neuphilosophischem
 Wunderthäter; auch die besten unter den frühern Kaisern ¹⁾
 waren daselbst aufgestellt, wie er ihnen denn noch außerdem auf
 dem Forum des Nerva kolossale Statuen setzte; eine zweite Ka-
 pelle enthielt die Statuen Virgils, Cicero's, Achill's und ande-
 rer großer Männer; der edle unglückliche Fürst sucht sich aus
 dem Besten was er kennt, einen neuen Olymp zusammen.
 Was aber im Kaiserpallast zu Rom im Großen geschah,
 wiederholte sich gewiß mannigfach im Kleinen. Manche der
 Edelsten hätten gerne dem Christenthum die ihnen zugäng-
 lichen Seiten abgewonnen; noch begieriger aber mochte der
 gemeine Aberglaube zu den christlichen Mysterien aufblicken,

¹⁾ Wozu als Parallele Hist. Aug. Tacit. c. 9 zu vergleichen ist.
 Divorum templum fieri inssit, in quo essent statuae principlum
 bonorum etc. Besonders die Statuen Marc-Aurels fanden
 noch zur Zeit des Diocletian in vielen Häusern unter den *Dii pe-*
nates Hist. Aug. Marc. Aur. c. 18. 5.

5. Abschnitt. mit welchen es ja eine besondere Verwandtniß haben mußte, weil sie ihren Bekennern eine so merkwürdige Haltung im Leben und im Sterben mittheilten. Es ist schwer, sich dieses aus Abscheu und Lüsteinheit gemischte Gefühl mancher Helden lebendig vorzustellen, und eine unmittelbare Kunde davon ist kaum vorhanden, wenn man nicht die Geschichte vom samaritanischen Zauberer Simon ¹⁾ dahin rechnen will. Von der philosophischen Annäherung der beiden Religionen wird im Folgenden die Rede sein.

Wenn nun einmal die Scheu vor den Fremdgöttern völlig verschwunden war, wenn man namentlich in dem orientalischen Cultus den übermächtigen Reiz des Geheimnißvollen fand, so war überhaupt nicht mehr vorauszusagen, wo diese Aneignung des Fremden inne halten werde.²⁾ Schon drangen mit der neuplatonischen Philosophie und mit dem Manichäismus nicht bloß persische, sondern selbst indische Religionsprincipien in die römische Welt ein; was sich irgend ein geheimnißvolles Ansehen geben und auf eine Affinität mit dem römischen Götterwesen Anspruch machen konnte, war der Aufnahme sicher.

Die Pantheen. Es sind gerade aus dieser spätern römischen Zeit zahlreiche Inschriften vorhanden, welche „allen Göttern und Göttinnen,“ „allen Himmlischen,“ „der Versammlung der Götter“ u. s. w. gewidmet sind. Ohne Zweifel gedachte man dabei auch der fremden Götter, deren Keiner beleidigt werden sollte. Oft übertrug man auch die Attribute einer ganzen Anzahl einheimischer und fremder Gottheiten auf Eine Gestalt, die dann als Deus Pantheus, als „allgöttlicher Gott“ bezeichnet wurde. So kommt Silvanus Pantheus, Liber Pantheus vor; an Bildern der Fortuna sieht man

¹⁾ Nebst den Andeutungen, welche Euseb. Hist. Eccl. II, 1. dazu giebt. Die Secte Simon's existirt unter Constantin noch und drängt sich „wie Pest und Auesatz“ in die Kirche ein.

²⁾ Rom als templum mundi totius bei Ammian. XVII, 4.

außer dem ihr zukommenden Ruder und Füllhorn auch den Brustharnisch der Minerva, den Lotos der Isis, den Donnerkeil des Jupiter, das Hirschfell des Bacchus, den Hahn des Aesculap u. s. w. Es ist dieß vielleicht nur ein compendioser Ausdruck für die ganze Götterschaar und muß somit wohl unterschieden werden von dem philosophischen Monotheismus, welcher (vgl. unten) eine wirkliche Identität sämtlicher Götter in einem höchsten Wesen anerkannte.

Es giebt eine bekannte Aussage des Philosophen Lhe- mistius,¹⁾ aus einer beträchtlich spätern Zeit, da der Kaiser Valens als Arianer die rechtgläubigen Christen auf das bitterste verfolgte. „Es dürfe, meinte der Philosoph, die „Glaubenszwietracht unter den Christen nicht befremden; sie „komme gar nicht in Betracht neben der Masse und der „Confusion der verschiedenen heidnischen Glaubensansichten. „Denn da gebe es über dreihundert Secten, sintemal die „Gotttheit auf verschiedene Weise verherrlicht sein wolle und „nur um so viel größern Respekt genieße, je weniger ihre „Erkenntniß gleichmäßig Jedermanns Sache sei.“ — Die angegebene Zahl möchte wohl hoch genommen sein, auch schließen sich diese heidnischen Secten, Dogmata, in der Regel nicht aus wie die christlichen, so daß man mehreren zugleich angehören konnte. Allein schon dreihundert verschiedene Arten der Götterverehrung, selbst wenn sie sich nicht widersprachen, zeugen von einer Zersplitterung des Heidenthums, welche durch die bloßen Fremdgötter nicht hervor- gebracht worden wäre. Wir werden nun zu zeigen haben, wie nicht bloß durch die Gegenstände, sondern vorzüglich durch die innern Principien des Cultus eine unendliche Man- nigfaltigkeit in die verfallende heidnische Religion hinein kommen mußte, während zugleich große durchgehende Tendenzen auf Vereinfachung hinbrängen.

5. Abschnitt.

Zersplitterung
des
Heidenthums.

1) Socrates, hist. eccl. IV, 32.

Sechster Abschnitt.

Die Unsterblichkeit und ihre Mysterien. Die Dämonisirung des Heidenthums.

Religiöser Charakter des dritten Jahrhunderts. — Das Jenseits und der Heidenhimmel. — Mangel der wahren Grundbedingungen dieses Glaubens.

Die neuen Mysterien als Umweg zur Unsterblichkeit. — Amor nach Psyche. — Die Geheimdienste des Bacchus nach der Helene. — Die Sabaziosweihen und die Laurobolien. — Die Verheißungen der Isis; ihre Traumbotschaften und Mysterien. Inflation oder Symbolik?

Der Mithradienst; sein Ursprung und seine Bildwerke. — Die Bedeutung des Mithras als Gott der Krieger; als Seelenführer. — Die mithradischen Prüfungen und Grade. — Lokale und zeitliche Unterschiede. — Die Mithradenhöhlen. — Mischung mit andern Culten und mit speculativen Ideen. — Sol invictus comes. — Aurelianus.

Der Manichäismus und seine Unsterblichkeitslehre. — Die Verfolgung.

Neue Beziehungen des Göttlichen zum Irdischen. — Die bisherige Magie und ihre Erneuerung. — Die Astrologie; ein Versuch zu ihrer Verfeinerung; der heidnische Firmicus; der Sterndeuter und das Kaiserschiedsal. — Einzelheiten des Systems.

Stellung der Philosophie zur religiösen Krise. — Die Neuplatoniker; ihr bedingter Monothetismus; ihre Seelenlehre; die oderische Richtung und ihre Ideale; Pythagoras und Proklosius von Tyane. — Einwirkung des Orakels.

Die Neuplatoniker als Beschwörer; Plotinus, Porphyrius und Iamblichus; das Beschwörungssystem; die Rangordnung und Erscheinungsart der Geister. — Lehre von den Träumen und Inspirationen. — Verhältnis zur Astrologie. — Einzelne Wunder aus dem Leben dieser Philosophen. — Kaiser Julian.

Dämonisirung der Götter und Heroen auch im Volksglauben. — Der dümmste Monothetismus. — Ammianus Marcellinus. — Die Sonnenkulten. — Die Charakterlosen.

Sonstiger Aberglaube. — Die Haruspicia. — Die Orakel. — Die Vorbedeutungen. — Die Zauberei im Leben, am spätern Kaiserhofe, bei den Philosophen. — Dämonenglaube der Christen. — Bauung von Menschenfesten. — Evocation von Leinamen bei Heiden und Christen. — Magischer Gebrauch tochter Körper; die Totenhand. — Beschauung menschlicher Eingeweide. — Macht des Wahns.

Schluß. Die christlichen Apologeten. — Die Zerfetzung des Heidenthums bahnt dem Christenthum den Weg.

Sechster Abschnitt.

Die Unsterblichkeit und ihre Mysterien. Die Dämonisirung des Heidenthums.

Neben dem alten Götterdienst und den eingeführten Fremdculten hatte sich die gebildete Welt, wie oben bemerkt, früher in einem Unglauben gefallen, welcher im günstigen Falle philosophisch gefärbt war. Mit dem dritten Jahrhundert, unter dem Einfluß der großen Unglücksfälle des Reiches, war jedoch unter den höhern Classen eine große Sinnesänderung eingetreten; sie näherten sich einestheils der Wundergier und dem Aberglauben des gemeinen Volkes, anderntheils entstand für sie ein neues geistiges Medium, welches die Philosophie mit dem potenziertesten Aberglauben zu verbinden wußte: der sogenannte Neu-Platonismus.

6. Abschnitt.
Religiöser
Charakter des
dritten Jahrh.

So wenig im damaligen Leben diese beiden Richtungen getrennt waren, so wenig werden sie sich in unserer Darstellung durchgängig trennen lassen. Es ist ganz unmöglich zu sagen, wo der Populärglaube aufhört und wo der philosophische Aberglaube anfängt; der letztere erkennt den erstern in der Regel an, um ihn seinem System, namentlich seiner Dämonenlehre unterzuordnen.

Die einzelnen Phänomene, die zunehmende Wundersucht und der heidnische Fanatismus, die Mystik und die schwärmerische Abstinenz sind auf jedem Blatt der Geschichte des dritten Jahrhunderts kenntlich verzeichnet. Die Gesamt-

6. Abschnitt. wahrnehmung aber ist die, daß das ganze Verhältniß zum Ueberfinnlichen sich verrückt hatte und wesentlich anders geworden war. — Zunächst zeigt sich dieß bei Betrachtung der Ansichten über das letzte Schicksal des Menschen selber.

Die
Jenseitigkeit.

Die Feinde des Christenthums machen es ihm zum beständigen Vorwurf, daß es sei eine Religion des Jenseits, welche das Erdenleben nur als trübe, prüfungsreiche Vorbereitungszeit für ein außerirdisches, ewiges Leben auffasse; sie rühmen dagegen das lebensfrohe Heidenthum, welches die antiken Menschen gelehrt habe, hienieden ihre Kräfte, Anlagen und Bestimmungen auf die Jedem angemessene Weise durch- und auszuleben. — Es muß nun zunächst festgestellt werden, daß das Heidenthum des dritten Jahrhunderts auf dieses Lob, oder wie man es nennen will, keinen ungetheilten Anspruch mehr machen kann, daß es ebenfalls eine Religion des Jenseits geworden war. Die christliche Dogmatik stellt ihre Lehre von Tod und Unsterblichkeit erst an das Ende der Lehre vom Menschen, im vorliegenden Fall müssen wir damit anfangen, weil das ganze Verständniß der spät-heidnischen Religion an diesem Punkte hängt.

Der jammervolle Zustand des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft hatte gewiß großen Antheil an der Ausbildung dieser Jenseitigkeit, doch erklärt er dieselbe nicht völlig. Aus unerforschlichen Tiefen pflegt solchen neuen Richtungen ihre wesentliche Kraft zu kommen; durch bloße Folgerungen aus vorhergegangenen Zuständen sind sie nicht zu deduciren. Die frühere heidnische Ansicht gönnte dem Menschen wohl eine Fortdauer nach dem Tode, allein in bloßer Schattengestalt, als ein kraftloses Traumleben; wer weiser sein wollte, redete nach ägyptischer oder asiatischer Lehre von einer Seelenwanderung; nur ganz wenigen Freunden der Götter wurde der Aufenthalt im Elysium oder auf den Inseln der Seligen vorbehalten. Mit der Crisis des Heidenthumes wird der Kreis dieser Bevorzugten auf einmal erweitert, und bald nimmt Jedermann die ewige Seligkeit in Anspruch. An

Der
Heidensimmel.

zahllosen Sarkophagen findet man Züge von Tritouen und Nereiden, für diese späte Zeit oft recht schön dargestellt; es ist die Reise nach den Inseln der Seligen gemeint. Vorzüglich aber lassen die Grabchriften in dieser Beziehung keinen Zweifel übrig.¹⁾ „Ihr unglücklichen Ueberlebenden, heist es etwa, beweint diesen Todesfall; Ihr Götter und Göttinnen aber freuet Euch über den neuen Mitbürger!“ — Anderswo wird in aller Form zugestanden, daß erst jenseits das wahre Leben beginne. „Jetzt erst lebst Du Deine selige Zeit, fern von allem Erdengeschick; hoch im Himmel genießest Du mit den Göttern Nektar und Ambrosia.“ Auch für Kinder, für achtjährige Mädchen wird diese selige Unsterblichkeit verlangt. „Ihr hochgelobten Seelen der Frommen, führet die schulblose Magnilla durch die elyrischen Haine und Gesilde in Eure Wohnungen!“ — Selbst ein zehnmonatliches Kind wird lebend eingeführt: „meine himmlische, göttliche Seele wird nicht zu den Schatten gehen; das Weltall nimmt mich auf, und die Gestirne; die Erde hat nur den Leib, der Stein meinen Namen empfangen.“ Ein Wittwer will auch schon das Sternbild kennen, wo seine Gattinn wohnt, es ist die Krone der Berenice in der Nähe der Andromeda.²⁾ Bescheidener lautet das Gebet eines Sohnes: „Götter der Unterwelt, eröffnet meinem Vater die Haine, wo purpurn ein ewiger Tag leuchtet.“ Eine deutliche Hoffnung des Wiedersehens wird ebenfalls ausgesprochen, doch erst auf einem spätheidnischen Steine des vierten Jahrhunderts.³⁾ Auch eine andere Consequenz des Unsterblichkeitsglaubens

¹⁾ Vgl. Meyer, *Anthologia lat.* N. 1182, 1195, 1246, 1262, 1265, 1282, 1318, 1329, 1401, 1402 u. a. a. D. Ebe bedingt noch die Hoffnungen der spätern Steller in dieser Beziehung waren, zeigt M. Antonin. III. 3. X, 31. XI, 3. XII, 5. 14. u. a. a. D.

²⁾ Von dieser Bedeutung der Gestirne wird unten noch die Rede sein. — Vgl. S. Hieronym. *epist.* 23, wo eine Wittwe ihren Mann in die Höllestraße versezt.

³⁾ Meyer, a. a. D. R. 1318.

6. Abschnitt. scheint nicht zu fehlen: der Glaube an die Fürbitte für die Ueberlebenden; ein hoher Beamter spricht: „Wie ich für „Euer Heil gesorgt auf Erden, so bin ich nun auch unter „den Göttern ¹⁾ dafür bemüht.“ Man hat mit Unrecht mehreren dieser Inschriften einen christlichen Ursprung geben wollen, was durch die ganz deutlichen mythologischen Thaten hinreichend widerlegt wird. — Daß im dioeletianischen Zeitalter diese Unsterblichkeitsidee allgemein verbreitet war beweist auch die Warnung, welche Arnobius ²⁾ den Heiden zuruft: „Schmeichelt euch nicht mit leerer Hoffnung, wenn „aufgeblasene Weise behaupten, sie seien aus Gott geboren „und den Gesetzen des Schicksals nicht unterworfen; nach- „dem sie einigermaßen sittlich gelebt, so stehe ihnen der Hof „Gottes offen und sie könnten nach ihrem Tode ohne Hin- „derniß dahin als in ihre Heimath emporsteigen.“ — Das Beste an der Sache war, daß fortan wenigstens die so tief gewurzelte Ansicht, von einem irdischen Fatum nicht mehr in so ausgesprochener Feindschaft mit der Sittlichkeit stand, seitdem eine jenseitige Bestimmung des Menschen anerkannt wurde.

Mängel dieses
Glaubens.

Zu diesem fromm lautenden Glauben schienen in der That vom heidnischen Standpunkte aus weiter nichts zu gehören als ein aufgeklärter Monotheismus und eine streng gefasste Sittlichkeit, wie sie z. B. unter den Stoikern im Princip und zum Theil auch im Leben vorhanden gewesen war. Allein so einfach gestaltete sich für die damaligen Menschen dieses Problem nicht; zwischen sie und die höchsten Fragen ihres Daseins hatten sich zahllose Götter und Göttersysteme schichtweise gelagert und mit diesen dämonischen Gewalten mußte unterhandelt werden. Selbst wo sich in dieser Zeit der Heide zu einem sogenannten Monotheis-

¹⁾ In *superis*, wobei es freilich ungewiß bleibt, ob der Sprechende nicht selber geradezu als Gott gedacht wird.

²⁾ *Adversus gentes* II, p. 86.

muß auffchwang, werden wir ihn auf merkwürdige Weise 6. Abschnitt.
gebunden finden an die Idee untergeordneter göttlicher Wesen,
welche auf ihre Weise gefeiert und gesühnt sein wollen. —
Die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit, weit entfernt durch
einen unmittelbaren sittlich-religiösen Akt sich dem Ewigen
zutruendsvoll an den Busen werfen zu können, mußte sich
zu einem weiten Umweg entschließen. Nun hatten sich von
Jeher an die antiken Gottesdienste gewisse Geheimdienste an-
gehängt, welche den Eingeweihten dem Gotte näher brachten Die alten
Mysterien.
und zugleich mehr oder weniger deutliche Beziehungen auf
eine bessere Unsterblichkeit enthielten, als die schattenhafte
des gewöhnlichen Habes war. In den hellenischen Mysterien
der Demeter wie des Dionysos schließt sich diese Hoffnung
an die Feier des Sterbens und Wiederauflebens der Natur,
zumal des Saatkorns an, ohne daß sie als das Wesentliche
dieser Culte in den Vordergrund träte. Diese Mysterien wur-
den noch immer gefeiert; Kaiser und Vornehme, wenn sie
nach Griechenland kamen, ließen sich gerne einweihen. Noch
jene berühmte Inschrift des christlichen Firmicus an die
Söhne Constantin's ¹⁾ denuncirt die Weihen von Eleusis,
die kretischen Mysterien des Dionysos, die Sacra der Kory-
banten als etwas Fortbestehendes; ja wir dürfen vielleicht
annehmen, daß die Masse von Mysterien, von welchen Grie-
chenland im zweiten Jahrhundert zur Zeit des Pausanias
wimmelte, ²⁾ sämmtlich oder größtentheils wenn auch in ver-
kümmerter Form am Leben blieben bis in die theodosische
Zeit. ³⁾

¹⁾ I. Firmicus: *de errore profanarum religionum, passim.* —
Wer ihm bei mehreren christlichen Apologeten, besonders eifrig behan-
delt bei Arnob. *adv. gentes*, V.

²⁾ Ein besonders interessantes Beispiel statt vieler, das Orakel des
Trophonios bei Lebadea, Pausan. IX, 39.

³⁾ Vgl. Zosim. IV, 3. wo der Proconsul von Achaia dem Kaiser Va-
lentinian I. vorstellt, wie ohne die Mysterien dem Griechen das Le-
ben unerträglich sein würde.

6. Abschnitt. Allein so merkwürdig diese mystischen Begehungen an sich sein mögen, so dürfen sie uns doch hier nicht näher beschäftigen, weil sie mehr zurückdeuten in das frühere Griechenthum und ganz besonders weil sie local, sogar an Bürgerrechte gebunden waren und sich also nicht weiter verbreiten konnten. Aus demselben Grunde müssen hier die römischen Mysterien der *Bona Dea* u. dgl. übergangen werden. Ganz anders verhält es sich mit den universellen, über den ganzen römischen Länderkreis verbreiteten Mysterien der Kaiserzeit, die vorzugsweise den fremden Göttern gefeiert wurden.

Die neuen
Mysterien.

Es ist nicht die Schuld der neuern Forscher, wenn hier das Wesentliche oft unbekannt, wenn Vieles bloße Vermuthung bleibt. Von vornherein muß bemerkt werden, daß die qualitative wie die quantitative Theilnahme an diesen Geheimdiensten nach einzelnen Reichsgebieten, Ständen, Bevölkerungsmassen großentheils ein Räthsel ist. Es können dabei Tausende, aber vielleicht auch Hunderttausende mehr oder weniger eingeweiht gewesen sein; es kann einzelnen Ländern zufällig oder aus innern Gründen ganz daran gefehlt haben, oder die betreffenden Zeugnisse — Inschriften und Bildwerke — liegen noch unter der Erde. Eine durchgehende Wahrnehmung aber ist als sicher anzunehmen: diese Mysterien sind schon frühe, zum Theil schon zur Zeit der Republik in Rom vorhanden, nur in untergeordneter, selbst mißachteter Gestalt; mit dem dritten Jahrhundert jedoch steigt auf einmal die Theilnahme sowohl in Betreff der Zahl als der Bedeutung der Mysterien, woran sich auch ein neuer, tieferer Gehalt knüpfte, dessen Mittelpunkt die Verheißung der Unsterblichkeit bildete.¹⁾

¹⁾ Die besondere Umgebung an einen „Gott“ führt allein zur seligen Unsterblichkeit. Sehr deutlich sagt die griechische Grabchrift von Nir, bei Millin, *Voyage dans les Dep. du Midi*, II, p. 198, „Unter den Todten sind zwei Schaaeren, die Einen irren auf Erden umber, die Andern tanzen mit den ätherischen Gestirnen; zu letztern gehöre ich, da ich einen Gott zum Führer erhalten.“

Am Eingang in dieses Labyrinth stehen die beiden schönen Gestalten Amor und Psyche.¹⁾ Es mag sein, daß sie schon früher auf einzelnen Denkmälern vorkommen; Thatsache ist, daß von den bekannten Marmorgruppen keine über das zweite Jahrhundert hinaufsteigt, und daß die Beiden, getrennt oder in Liebkosung vereinigt, von da an bis in die späteste heidnische Zeit namentlich an Sarkophagen sehr häufig wiederholt werden, daß auch die erste und einzige umständliche Aufzeichnung ihres Mythos, bei Apulejus, aus der Zeit der Antonine stammt. Das Gewand, in welches hier der Mythos sich hüllt, ist allerdings ein orientalisches Märchen, dessen Einzelheiten keine strenge Beziehung gestatten; der Sinn des Ganzen aber ist offenbar das Schicksal der menschlichen Seele. Göttlichen Ursprunges, ist sie doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrthum; durch Prüfungen und Läuterungen muß sie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines seligen Lebens; der himmlische GROS, der sich ihrer annimmt und sie als seine Braut heimführt, ist eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorene Menschheit wieder an sich zieht und mit sich vereinigt.

Es ist nicht bekannt, daß mit diesem Symbol zur römischen Zeit besondere Dienste oder Weihen verbunden gewesen wären. Es bezeichnete nur im Allgemeinen eine gewisse Sinnesweise. Der Kreis der Kunstwerke und der poetischen Andeutungen erweitert sich dann noch zu mancherlei Seitenbildern; Psyche als Schmetterling wird durch eine Reihe von Szenen hindurch dargestellt, wie z. B. Pallas sie dem von Prometheus geschaffenen Menschen auf das Haupt senkt, wie sie dann dem Gestorbenen wieder entschwebt und von Hermes zur Unterwelt geführt wird, — hieran aber schließt sich²⁾ als deutliches Sinnbild der endlichen Erlösung der an

¹⁾ Vgl. Kreuzer, Symbolik, Bd. III, S. 536. ff.

²⁾ An dem bekannten spätrömischen Sarkophag eines Kindes im capitolinischen Museum.

8. Abschnitt. den Fels geschmiedete Prometheus, welchen Herakles durch einen Pfeilschuß von dem Adler befreit; fortan lebt er göttlich auf dem Olymp.

Von diesem allgemeinen Symbol spätrömischer Sehnsucht nach der Unsterblichkeit gehen wir nun zu denjenigen Mysterien über, in welcher sich ein analoger Inhalt zu erkennen giebt.

Die Mysterien des Bacchus. Vielleicht müssen hievon die damals noch im Reiche verbreiteten Bacchusmysterien ausgeschlossen werden. Ihr Gehalt in dieser Zeit ist nicht mehr zu ermitteln; ¹⁾ man weiß bloß, daß dabei noch immer das Fleisch von Zickeln roh und blutig verzehrt wurde und daß die Mythen in ihrem heiligen Wahnsinn sich mit Schlangen umwanden.

Schon näher dem Unsterblichkeitsglauben verwandt erscheinen die Mysterien der dreigestaltigen Unterweltsgöttin **Der Decate.** Hecate (als Luna, Diana und Proserpina). Die Schriftsteller sagen gar nichts darüber; allein in den Inschriften wird dieser Dienst parallel mit den bedeutendsten Mysterien, denjenigen des Mithras und der großen Mutter genannt, kann also wohl nicht unwichtig gewesen sein. An einem zu Hermannstadt in Siebenbürgen befindlichen Bilde dieser Diva triformis bemerkt man Relieffstreifen; welche allerlei Scenen und Grade der Weihe darzustellen scheinen. Welche bedeutende Mittel auf diesen Geheimdienst gewandt wurden, läßt sich aus der Anlage des von Diocletian in Antiochien 365 Stufen tief unter der Erde angebrachten Hecatetempels ²⁾ schließen.

Der Venus. Die späteste Gestalt der Venusmysterien, deren noch hin und wieder ³⁾ Erwähnung geschieht, ist ebenfalls unbekannt.

¹⁾ Arnob. V. spricht von Bacchanalien überhaupt, I. Firmicus pag. 9. speciell von den kretensischen und thebanischen. — Laut Creuzer, Bd. III, bezieht sich die bacchische Geheimlehre auf die Seelenwanderung, nicht auf die reine Unsterblichkeit.

²⁾ Malalas, I. XII.

³⁾ J. B. bei Arnob. adv. gentes. V. — Bei Ferreri, musæ lapidariæ, p. 240 rühmt sich ein geretteter Geist: Nam me sancta Venus sedes non nosse silentum lussit, et in cæli lucida templa tuli(t).

Die wichtigsten Geheimdienste aber bezogen sich auf einige ^{6. Abschnitt.} Fremdgötter.

Zweierlei Mysterien schlossen sich an den phrygischen Kultus an. Die eine, ältere, schon in der Blüthezeit Griechenlands vorkommende Form ist der Geheimdienst des Sa- ^{Der Sabazios.} bazios,¹⁾ welcher vielleicht bei den alten Thraciern mit dem Sonnengott, bei den Phrygern mit Attyos zusammenfällt, in Griechenland aber meistens als eine Personification des Dionysos galt, und als solcher auch einen öffentlichen Kultus genoss. Nach asiatischer Art war dabei lärmender Gesang mit Gymbeln und Tamburins und der wilde Sikinnis-Tanz die Hauptfache. Von den geheimen Weihen, wie sie in der griechischen Zeit gefeiert wurden, ist wohl das Aeußerliche des Rituals bekannt: Umhängen eines Hirschkalbfelles (Nebris), Trinken oder Besprengen aus Mischkrügen, Reinigungen u. s. w., zum Schluß der Ausruf „ich floh das Böse und fand das Gute,“ sowie das Herumtragen einer Wanne oder Wiege. Von der geheimen (nach Kreuzer cosmogonischen) Lehre aber weiß man nichts und darf sich auch um so weniger einen hohen Begriff davon machen, als das Ende und für die Meisten wohl auch das Ziel der Weihen in nächtlicher Ausschweifung der größten Art bestand, was dem ganzen Sabaziosdienst schwere Mißachtung zuzog. — Später ist derselbe im Römerreich ziemlich verbreitet, möglicher Weise mit einem neuen religiös-philosophischen Inhalt; auch tritt er in eine Art von Verbindung mit dem unten zu besprechenden Mithrascult. Jetzt — wenn nicht schon früher — wurde den Mythen unter symbolischen Sprüchen eine goldene Schlange in das Kleid gesenkt und unten wieder herausgezogen, vorgeblich zum Andenken an die Liebe des Zeus und der Demeter.²⁾ Dann wurde man in das Innerste des Heiligthums eingeführt, indem man die Worte sprechen mußte: „aus dem Tamburin

1) Vgl. Pauly, Real-Encyclop. Bd. VI, Art. Sabazios.

2) Arnob. adv. gentes. V.

6. Abschnitt. „habe ich gegessen, aus der Cymbel habe ich getrunken, ein
 „Eingeweihter bin ich nun“ — anderer undeutlicher Formeln
 deren Steigerung zu geschweigen. Es läßt sich übrigens vermuten, daß wenig-
 stens im dritten und vierten Jahrhundert diese Sabaziosweihen außer einer neuen Bedeutung auch eine ehrbarere Hal-
 tung möchten angenommen haben. Die christlichen Schrift-
 steller,¹⁾ welche in der goldenen Schlange eine offenbare
 Entlarvung des Satans sehen, der sich endlich hier mit sei-
 nem eigenen Namen nenne, hätten sicher nicht geschwiegen,
 wenn die Ceremonie noch mit allgemeiner Unzucht geendigt
 hätte. Zudem müssen sich sehr angesehenen Leute daran be-
 theiligt haben; Firmicus (um 340) spricht von solchen, die
 im Purpurgewand, Gold und Lorbeer im Haare, hinzu-
 treten.

Viel merkwürdiger, leider aber nicht viel genauer bekannt,
 ist die zweite, neuere Gattung phrygischer Mysterien im
 Römereich: die Taurobolien, welche sich direkt an die
 Gestalten der großen Mutter und des Attys angeschlossen und
 eine unmittelbare Verheißung der Unsterblichkeit enthielten.²⁾

Die Taurobo-
 lien.

Seit den Antoninen finden sich Inschriften, wonach der
 großen Mutter und dem Attys ein Taurobolum (Stieropfer)
 und ein Kriobolum (Widderopfer) dargebracht wurden; der
 Opferer aber rühmt sich, er sei:

IN. AETERNVM. RENATVS

d. h. auf ewig wiedergeboren. Von der Lehre, die diese Hoff-
 nung vermittelte, weiß man nichts, und von dem Ceremoni-
 ell nur Unvollständiges. Der klassische Ort der Weihen
 befand sich zu Rom am vaticanschen Berg, von wo aus eine
 beständige Mittheilung nach den Provinzen könnte stattge-

¹⁾ Vgl. u. a. Arnob. adv. gentes V. Jul. Firmicus de errore. pag. 23. seq. & 34.

²⁾ Die Inschriften u. a. bei Drelli I. cap. IV. 1899 seq. cap. V. 2319 seq. — Die Hauptshilberung bei Prudentius, peristoph. X. Bd. 1011. s. Ein Fragment bei Meyer, Anthol. lat. N. 605. — Vgl. Marmora Taurinensia, Tom. I.

funden haben. Die übliche Zeit war Mitternacht (mesonyctium). Nachdem man unter der Erde eine tiefe Grube gemacht und mit einem vielfach wie ein Sieb durchlöchernten Bretterboden bedeckt hatte, stellte sich darunter der Einzuhelbende, ¹⁾ angethan mit Goldschmuck und symbolischer Kleidung; während oben die Opfertiere, Stier und Widder, bisweilen auch noch eine Ziege, geschlachtet wurden, suchte er mit Gesicht, Haaren und Kleid möglichst viel von dem niederrinnenden Blut derselben aufzufangen. ²⁾ Allein mit dieser ekelhaften Feierlichkeit war noch nicht Alles gethan; man mußte nun die blutgetränkten Kleider öffentlich und zwar dauernd tragen und sich damit der Verehrung wie dem Spotte aussetzen. Es scheint sogar, daß diese Reinigung durch Blut nur für einen Zeitraum von zwanzig Jahren gültig war und dann wiederholt werden mußte, ohne Zweifel unbeschadet der oben genannten Ewigkeit. Und dennoch war es eine der verbeitetsten Belhen, und man vollzog sie nicht bloß für die eigene Person, sondern auch für andere, für das Heil des kaiserlichen Hauses, ja für ganze Städte, wenigstens im zweiten und dritten Jahrhundert. ³⁾ Wie die Ceremonie modificirt wurde, wenn ganze Corporationen sie

6. Abschnitt.

Die Blutweihe.

¹⁾ Prudentius a. a. D. schränkt dieß auf den Summus Sacerdos (der großen Mutter?) ein, ohne Zweifel mit Unrecht, da die Inschriften die Eingeweihten neben den Priestern erwähnen. Laurobolus aber war jeder Eingeweihte. Auch Frauen erhielten Weihe und Priestertum. Uebrigens treten hier oder für das Priestertum der großen Mutter überhaupt ganze Collegien von Quindecimviren auf, und zwar in gallischen wie in italischen Inschriften. — Von einem etruskischen Ritus, welcher mit dem Opferblut gewisser Thiere die Unsterblichkeit erzielen wollte und in den „aherontischen Büchern“ verzeichnet war, erzählt Arnob. adv. gentes, II pag. 87.

²⁾ Dieser Akt ist wohl am ehesten unter der Nebenart vires excipere verstanden, welche man sonst auf die Testikeln oder auf die Hörner des Stieres bezieht.

³⁾ Wie sich der Charakter des Laurobolismus im vierten Jahrhundert verändert haben mochte, bleibt dahin gestellt.

a. Mithras. mitmachten, ist gänzlich unbekannt. Es kam vor, daß die große Mutter, wahrscheinlich durch Traumgesichte, solche Weihen anbefahl. So schwer es nun fallen mag, mit diesen rohen Gebräuchen höhere Gedanken zu verbinden, so lag doch in den *Vires aeternæ*, dem ewigen Weibeblut (des Stieres) ein Trost für die raffinierte Zeit. Ein Eingeweibter, noch dazu Proconsul von Africa und Stadtpräfect von Rom, dankt ¹⁾ ganz ernstlich den Göttern dafür, daß sie nunmehr seine Seele hüten wollen.

Daß *Attyōs* auf den Weibsteinen, zumal den spätern, oft *Menotyranus* heißt, beweist seine ursprüngliche Einverleibtheit oder spätere Identification mit dem kleinasiatischen Men, dem Mondgott ²⁾ und dient weiter nicht zur Erklärung dieser Mysterien.

Lit
Indomation.

Wichtiger und jedenfalls von edlerm Styl waren die Mysterien der Isis, welche auch in der Literatur deutlichere Spuren zurückgelassen haben. Es wurden nämlich für sie Proselyten gewonnen durch Bücher, welche wesentlich im Interesse dieses Dienstes geschrieben schienen. So vor Allem die Metamorphosen des Apulejus, dann auch der ebenfalls noch im zweiten Jahrhundert abgefaßte ³⁾ Roman des Xenophon von Ephesus, von der Liebe der Anthia und des Habrocomes. Hier ist Isis die Gottheit, welche rettend und schützend über dem von zahllosen Abenteuern bedrängten Paare waltet. Und Isis selber hat sich gebeßert; sie giebt nicht, wie früher in so manchen ihrer Tempel, Gelegenheit zur

¹⁾ Bei Drexel a. a. O. 1900.

²⁾ Strabo XII, 3 und 8. — Es ist derselbe *Deus Lunus*, welcher zu Carrhâ in Mesopotamien jenen weltberühmten Tempel hatte. Hist. Aug. Carrac. 6 & 7.

³⁾ Die Beweise hierfür in der Biographie univ., art. Xénophon l'éphésien. — Beiläufig mag auf einen Wink des Ammian. Marcell. (XVI. 12.) aufmerksam gemacht werden, welcher die Isismysterien in Gallien noch zu Anfang des vierten Jahrhunderts als bestehend voraussetzt. Ein eingeweihter Alamanne nennt nämlich seinen Sohn *Serapio*.

Unzucht, sondern sie bewahrt die Keuschheit des Mädchens, 6. Abschnitt.
deren Triumph der lobenswerthe Inhalt mehrerer dieser
spätromischen Romane ist.

Es soll hier nicht von den alten echten Isisfesten Aegyptens die Rede sein, wobei der zerrissene Osiris gesucht und wieder gefunden wurde, sondern von dem universellen isischen Geheimdienst der römischen Kaiserzeit. Sinn und Gehalt desselben werden um so weniger genau zu ermitteln sein, als selbst der populäre Isisglaube der Römer eine schwankende, abwechselnde Form hatte. Die einzige zusammenhängende Auskunft giebt Apulejus in dem oben genannten letzten Buche der Metamorphosen, allerdings in einem solchen Sinne, daß man ungewiß bleibt, ob aus seinem Lucius mehr der speculative Philosoph oder der gläubige Mythe spricht. Eins aber bleibt außer allem Zweifel: auch diese an sich sehr bunten Mysterien verhießen eine selige Unsterblichkeit. Die „Königin Isis,“ die sich als Mutter Natur und Grundform alles göttlichen Wesens zu erkennen giebt, verlangt von dem unglücklichen Lucius als Preis seiner Wiederverwandlung aus dem Esel in einen Menschen, er solle nicht vergessen, daß fortan sein ganzes Leben bis zum letzten Athemzuge ihr gehöre. „Du wirst aber glücklich leben, glorreich durch meinen Schutz; und wenn du einst deine Zeit durchlaufen hast und in die Unterwelt gehst, so wirst du auch dort mich finden wie du mich hier siehst, leuchtend über dem Dunkel des Acheron, herrschend über die stygischen Tiefen, und als Bewohner der elyrischen Gesilde wirst du zu meiner Gnade beten ohne Unterlaß.“ Freilich im gleichen Athemzug verspricht Isis auch schon ein Die Unsterblichkeit.
Das Erden-
glück.
langes Leben auf Erden, wenn Lucius ihr durch emsigen Dienst und durch Gasteiung wohlgefällig sein würde, und nachher verheißt ihm der Oberpriester unmittelbaren Schutz und Sicherheit gegen das gewöhnliche von den Sternen be-

1) In Aegypten dauerten auch diese bis tief in das vierte Jahrh. fort.

I. Firmicus, de errore, pag. 3. s. — Lactant. Divin. Inst. I, 21.
Constantin Zeitalter.

6. Abschnitt. dingte Menschenschickal. Es scheint, man fand noch Glauben für solche Vorspiegelungen.

Sehr tief ging wohl die heilige Belehrung nicht, die dem Einzuleihenden, vorgeblich aus hieroglyphischen Büchern, gegeben wurde; das äußere, pomphaste Ceremoniell tritt gar zu sehr in den Vordergrund, als daß ein höheres, geistiges Element, eine Sinnesänderung, auch nur eine dauernde Asecese das Gemüth des Mysten hätte ergreifen können. Wurde er wirklich darüber aufgeklärt, daß Jhs die Natur und zugleich die Summe alles göttlichen Wesens sei, oder ist dies bloß persönliche, tendenzhaft ausgesprochene Ansicht des Apulejus? — wir wissen wie gesagt, nur so viel, daß diese Mysterien auch eine der damals beliebten Arten waren, sich durch gewisse Ceremonien und magische Künste gegen Unglücksfälle im irdischen Leben und gegen ein trübes Jenseits oder gegen die gänzliche Zernichtung nach dem Tode zu versichern. Das Einzige was bei diesen Weihen auf eine systematische Behandlung des geistigen Menschen hindeutet, sind die beständigen, gewiß nicht ganz unwillkürlichen Träume, während welcher man den Willen der Jhs über alle und jegliche Angelegenheiten vernimmt. Neben eigentlichem Betrug von außen, der ja dem Schlafenden Träume in's Ohr flüstern kann, ist doch auch eine dauernde, künstlich genährte Nervenaufregung gar wohl denkbar. Die äußern Bräuche dagegen sind entweder halb mißverstanden aus Aegypten herübergenommen oder auf eine eigenthümlich erregbare Phantasie berechnet. Die Vorbereitungen während der Belehrung waren die in den meisten Mysterien üblichen: Enthaltung von Wein, Fleischspeisen und Wollust für ganze zehn Tage, ein Bad, Besprengungen mit Weihwasser u. dgl.; Freunde und Miteingeweihte bringen Pathengeschente. In der durch Traumgesichte bestimmten Weihenacht verharret man im Tempel, zuerst in rauhem Linnenkleid, dann wechselt man zwölfmal das Gewand und erhält zuletzt einen geblümten Rock und die mit mystischen Thierfiguren bemalte olympische Stola.

Träume und
Weihen.

Von den Aufzügen und Erscheinungen, die dem Mythen zu 6. Abschnitt.
Theil wurden, darf Lucius nur so viel andeuten, daß er
symbolisch sterben und durch die Gnade der Isis wieder auf-
leben mußte (*precaria salus*). „Ich durchschritt die Pfor-
ten des Todes, ich betrat die Schwelle der Proserpina, und
nachdem ich durch alle Elemente gefahren, kehrte ich zu-
rück. In der Mitte der Nacht sah ich die Sonne in ih-
rem hellsten Schein. Vor die untern und die obern Götter
trat ich hin und betete sie in der Nähe an.“ Dies sind
Dinge, über welche man nie ins Klare kommen wird. Soll man für jede einzelne Weiße denjenigen Aufwand optischer
und dioramatischer Künste voraussetzen, welcher nach unse-
rem Maßstabe zu einer auch nur äußerlichen Illusion nöthig
wäre? Wohl besaß man, wie bei anderer Gelegenheit er-
zählt werden wird, hinlängliche Mittel, um die damaligen
Menschen an diese oder jene Beschwörung und Geisterer-
scheinung glauben zu machen, allein die Sinnesweise dieser
Zeit war doch noch genugsam von dem Werthe alles Sym-
bolischen durchdrungen, um auch durch bloße rituell impo-
sante Vorzeigung von Sinnbildern einen tiefen Eindruck
auf die Phantasie hervorzubringen. Unsere jetzige Welt
dagegen ist dergestalt mit Abneigung und Hohn gegen das
Symbolische getränkt, daß wir einen andern Gesichtspunkt
kaum verstehen können. Mancher stellt sich z. B. als unge-
theilten Bewunderer der antiken Kunst, und doch ist das
bloß Andeutende, Beziehungsschwere derselben seiner modernen
Seele im Innersten zuwider. Diese Kunst erscheint eben erst
in ihrer wunderbaren Größe, wenn man ihre verlorene Er-
gänzung mit hinzurechnet, nämlich den griechischen Volk-
geist, welcher ihr entgegen kam und sie zu deuten wußte.

Doch wir kehren in den Isisempel von Corinth zurück.
Es ist die Zeit gegen Morgen; Lucius in seinem bunten
Kleid, eine brennende Fackel in der Hand, einen Strahlen-
kranz von Palmblättern um das Haupt, steht auf einer höl-
zernen Estrade vor dem Bild der Göttinn; plötzlich öffnet

6. Abschnitt. sich vor seinen Augen der Vorhang, und die draußen im Schiff des Tempels versammelte Menge erblickt ihn als lebendes Bild der Sonne. Festliche Schmäuse beschließen die Feier.

Die wahre sacrosancta civitas ist aber dem Isthmischer Rom selbst, wo denn auch Lucius in der Folge beim Tempel der Isthmischer campensis sein Quartier aufschlägt. Im folgenden Jahr wird er im Traume ermahnt, auch des Osiris nicht zu vergessen, und sich an einen bestimmten Pastophoren zu wenden, welcher natürlich seinerseits schon von Lucius geträumt haben muß. Nach allerlei Schwierigkeiten, zum Theil pecuniärer Art, empfängt der fromme Dulder auch die Weihen des Osiris; dieser „allergrößte der allerersten Götter“ verspricht ihm sogar ausdrücklich seinen Segen für die von ihm angetretene Abvoatenlaufbahn und bezeichnet ihn, wiederum in einem Traumgesicht, zum Mitgliede des Pastophorencollegiums. Der Verfasser giebt keine nähere Schilderung dieser Weihen.

Weit die mächtigste Geheimreligion aber, ebenfalls mit dem Anspruch auf Erlösung und Unsterblichkeit, war der ^{Mithras.} Mithrasdienst.¹⁾

Die älteste persische Religion kennt einen Sonnengott Mithras, welchem später die Lehre Zoroasters, da sie ihn nicht beseitigen konnte, die Stelle eines Mittlers zwischen Ormuzd und Ahriman, Licht und Finsterniß zuwies. Mithras wird der erste der himmlischen Izeb's, und (mit Beziehung auf den Sonnenuntergang) auch ein Schutzherr des Todtenreiches, er richtet die Seelen auf der Brücke Dschinewat. Vor Allem aber ist er der Schützer der Erbe, des Feldbaues, der Fruchtbarkeit, deren Symbol — der Stier — ihm von

¹⁾ Hierüber zahlreiche Schriften von Lazard, Hammer-Burgkall, Seel, u. a. Besonders ist zu verweisen auf Kreuzer, Symbolik Bd. I. Das Mithraeum von Neuenheim, von demselben; — Nicola Müller: Mithras; — G. Schwend: die Mythologie der Perser, S. 185 ff.

uralten Zeiten her angehörte. Zahlreiche Anrufungen auf 6. Abschnitt. ihn sind im Zendavesta erhalten.

Man würde aber irre gehen, wenn man die Züge dieses alten Mithras des rechtgläubigen Persiens in dem Mithras des sinkenden Römerreiches unverändert wiederfinden oder voraussetzen wollte. Diejenige Ueberlieferung, welche zu den Römern gelangte, war eine keizerliche, d. h. sie ging von einer den Magiern feindlichen Religionspartei im Perserreiche aus; sodann erhielt man sie erst aus zweiter Hand und also wahrscheinlich sehr getrübt, nämlich bei Anlaß des Vertilgungskrieges, welchen der große Pompeius gegen die meist aus Cilicien gebürtigen Seeräuber führte.¹⁾ Dieselben feier- Die cilicischen Seeräuber. ten, heißt es, verschiedene Geheimdienste, und brachten auch den des Mithras auf, welcher sich seitdem erhalten hat. Auf welchen Wegen und in welcher Form hatte sich dieß Stück persischen Glaubens in Kleinasien festgesetzt? war es ein Ueberbleibsel aus der Zeit des großen Perserreiches, oder erst später (s. unten) nach dem Mittelmeere verschleppt? Die ganze Mithrasforschung ist an neugierigen Hypothesen überreich, und wir müssen uns hüten, diesen Vorrath ohne Noth zu vermehren; doch gestatte uns der Kenner wenigstens eine Frage: hat etwa der Mithrasdienst erst bei den cilicischen Piraten als martialische Räuberreligion diejenige Fassung angenommen, welche ihn später vorzugswelse zur römischen Kriegerreligion geeignet machte?

Zahlreiche Reliefs, bisweilen von sehr großem Maßstab, in den meisten Antikensammlungen Europa's, stellen den Die Mithrasbilder. räthselhaften Mythos dar, ohne ihn zu erklären. Sie sind fast sämmtlich von geringem Kunstwerth, und im besten Fall kaum älter als die Antonine. Man sieht eine Höhle, über welcher in der Regel der auffahrende und niederfahrende Sonnenwagen oder auch Sonne und Mond angedeutet sind. In der Höhle kniet ein Jüngling in phrygischer Tracht — es ist Mithras — auf einem Stier, dem er einen Dolch in

¹⁾ Plutarch, vita Pomp. c. 24.

6. Abschnitt. den Hals stößt. Aus dem Schweif des Stieres spritzen Aehren; ein Hund springt an den Stier heran, eine Schlange leckt sein Blut, ein Scorpion nagt an seinen Hoden. Diese Thiere aber, welche den Mithras bei der Tödtung des Stieres zu unterstützen scheinen, gehören nach der echten persischen Lehre dem Ahriman, woraus man jene obige Folgerung zieht, daß man nämlich diese ganze Abzweigung des Mithrasdienstes eine heterodoxe gewesen sei.¹⁾ Zu jeder Seite steht ein Fadelträger, der eine mit gehobener, der andere mit gesenkter Fadel, ohne Zweifel Phosphoros und Hesperos, Morgenstern und Abendstern, oder Sinnbilder von Morgen und Abend überhaupt, wie jener doppelte Sonnentwagen. Ueber Mithras erscheint ein Rabe, bekanntlich der Vogel der Weissagung, vielleicht auch als Vogel der Schlachtfelder zu deuten. Ein Löwe oder Löwenkopf, der bisweilen rechts in der Ecke sichtbar wird, soll noch ein Symbol des Lichtes, der Sonne sein.

Uebergehen wir zahlreiche andere Thaten, die auf den einzelnen Mithrassteinen vorkommen,²⁾ und fragen wir nach der Bedeutung, welche diese Bilder für Diejenigen haben konnten, welche sie errichteten.

Mithras als
Kriegsgott.

Ursprünglich sollte Mithras offenbar als Herr der äußern physischen Welt verherrlicht werden; der Stier den er durchbohrt, ist die Erde die von dem allbefruchtenden Licht ge-

¹⁾ Greuzer (Neuenheim S. 17 ff.) nimmt an, Mithras sei schon vor der Diadochenzeit beim Verfall des reinen persischen Lichtdienstes das Centrum eines neuen Polytheismus geworden, der sich aus einer Mischung persischer und vorderasiatischer Bestandtheile bildete. Es sind zwar wiederum lauter Lichtgötter, aber gößenhaft personifizierte. Das Gebiet dieser neuen Religion würde von Armenien und Sittien bis an den Indus gereicht haben. — Man wußte übrigens im römischen Reich, daß dieser Cultus nicht orthodox persisch war. Vgl. Firmicus, de errore etc. pag. 8... dicitis in his templis rito sacrificari non Magorum ritu persico etc.

²⁾ S. die in den Hauptsachen vollständige Uebersicht in der Abbildung zu N. Müller's Mithras.

zwungen wird, Lehren zu tragen, oder der Weltstoff über- 6. Abschnitt.
haupt, oder wie man sonst diese Verbindung von Zeugung
und Tod erklären will. Ob dieß aber noch in der römi-
schen Zeit der Hauptgedanke war, den man mit dieser Ge-
stalt verband, ist höchst zweifelhaft. Die Inschriften¹⁾ geben
einen Wink anderer Art; sie lauten: dem unbesiegten
Gott Mithras, — der unbesiegten Sonne Mithras, — der
Sonne, dem unbesiegten Begleiter u. s. f.; die letztgenannte
Inscription ist zudem eine der häufigsten auf den Münzen²⁾
Constantin's des Großen, welcher vielleicht sein Lebenlang
sich nicht völlig von dem Aeußerlichen des Mithrasglaubens
losmachte. Der Unbesiegte war sicher zugleich der Sieg-
spender und also vorzugsweise der Kriegsgott, eine Eigen-
schaft, die nach neuern Forschungen³⁾ auch schon im altper-
sischen Mithras wenigstens secundär angedeutet sein soll.
Endlich ist Mithras der Führer der Seelen, die er aus dem Mithras als
Seelenführer.
Erdenleben hinaus, in welches sie gefallen, wieder zum Lichte
emporleitet, von dem sie ausgegangen sind. Und hieran
knüpft sich das Gefühl der spätern römischen Welt; sie hat
es nicht bloß aus den Religionen und der Weisheit der
Orientalen und der Aegypter, noch weniger erst aus dem
Christenthum entlehnt, daß das Erdenleben ein bloßer Ueber-
gang zu einem höhern Leben sei; ihr eigener Schmerz und
das Innewerden ihrer Alterung sagen ihr deutlich genug,
das irdische Dasein sei lauter Beschwerde und Bitterkeit.⁴⁾

1) Vgl. Dreißl l. c. I, cap. IV, §. 34. und cap. V, §. 17. Eine
Inscription, N. 1912, nennt Mithras den unbegreiflichen Gott, IM-
DEPRENSIVILIS, was auch die neuern Erklärer sich zu Her-
zen nehmen mögen.

2) Den eigentlichen Mithras der Höhlenreliefs durfte man freilich nicht
zum Münzversand entweichen; seine Stelle vertritt die gewöhnliche
Gestalt des Sonnengottes, mit Strahlenglanz, Globus oder Sceptel.

3) Schwend, a. a. O. S. 201.

4) Porphyrius, de antro nympharum, in der Nicolschen Ausgabe
des Homer, p. 235.

6. Abschnitt. Der Mithrasdienst wird eine, und vielleicht die bedeutendste der erlösenden Religionen des sinkenden Heidenthumes.

Allein der antike Mensch hat das Gefühl des Glucks ohne das Gefühl der Sünde; mit der Sündenvergebung durch das Wort ist ihm daher nicht geholfen; er bedarf einer Erlösung von ganz besonderer Art. Um dem ret-

Die mithrasischen Prüfungen.

tehenden Gott sich anschließen zu können, muß jeder Einzelne sein eigener Erlöser sein durch furchtbare freiwillige Leiden, mit welchen man es hier ernsthafter nahm als in allen andern Mysterien. So entstanden bei den Mithrasweihen jene sogenannten Prüfungen, gegen welche das Laurobolium und die Isisprüfungen als wahres Kinderspiel erscheinen. Die Dinge, um welche es sich hier handelt, waren gewiß nicht bloß erfonnen um die Unerufenen und die Masse abzuhalten, sie heißen „Züchtigungen“ und müssen Manchem das Leben gekostet haben.¹⁾ Es gab achtzig verschiedene Momente der Züchtigung, als da sind: Hungerfasten bis auf fünfzig Tage, Schwimmen in weitem Umkreise, Berührung des Feuers, Liegen im Schnee bis auf zwanzig Tage, Aengstigungen aller Art, zweitägige Geißelung, Liegen auf einem Marterbette, Aushalten in qualvollen Stellungen, auch ein noch-maliges Fasten in der Wüste u. s. w. Sieben verschiedene Stufen der Einweihung werden genannt, nur ist die Reihen-

Die Grabr. folge nicht ganz sicher, darunter ein Rabengrad, Kriegergrad, Löwengrad; die obersten hießen Väter. Man weiß nicht bei welchen dieser Grabe die einzelnen Weihen eintraten, welche die christlichen Zeitgenossen geradezu als Sacramente bezeichnen. Beim Löwengrad wusch man die Hände mit Honig und gelobte sie rein zu halten von aller Missethat.²⁾ Irigendwo kam auch Brod und ein Becher Wasser vor, selbst ein entsündigendes Bad;³⁾ dann suchte man dem „Mithras-

¹⁾ Die Stellen bei Kreuzer, d. M. v. Neuenheim S. 24 und 71.

²⁾ Porphy. de antro. p. 234.

³⁾ Tertullian. de præscript. spricht hier von einer förmlichen *expulio delictorum*, was dahingestellt sein mag. Dann aber läßt er eine

krieger“ mit einem Schwert einen Kranz auf das Haupt zu werfen, den er mit der Hand wegfangen und an die Schulter drücken mußte, weil Mithras selber sein Kranz, seine Krone sei. Im Hinblick auf die vielen Kaiser, Hofleute und Mächtigen der Erde, welche diesen Cultus mitmachten, hat man beharrlich vermuthet, es sei mit den Weihen und Züchtigungen nicht so genau genommen worden, und Vieles davon möchte zum Symbol, ja zur bloßen Redensart eingeschrumpft gewesen sein. Wer konnte z. B. einem Commodus befehlen, sich jenen wunderlichen Qualen zu unterziehen! und wie gefällig waren nicht die Hierophanten der verschiedenen Mysterien gegen hohe Personen überhaupt! — Allein die Ausfagen über die Wirklichkeit jener Züchtigungen lauten viel zu bestimmt, als daß man sie mit Hypothesen besettigen dürfte.!) Nur Eines kann man gerne zugeben: daß der Ritus einer Verehrung, die durch keine gemeinsame Hierarchie gehütet und geleitet war, in den verschiedenen Gegenden des Reiches sich sehr verschieden gestalten mochte. So weit dem Schreiber dieses bekannt ist, sind Diejenigen

6. Abschnitt.

Locale u. geologische Unterschiebe.

symbolische Handlung folgen, welche die Auferstehung bezeichnete, imaginem resurrectionis, und dieß ist sicher ein echter Zug. — Mehrere Grade sind genannt in der Inschrift bei Drelli. N. 2343.

!) Die Stelle Hist. Aug. Commod. 9. liefert keinen Gegenbeweis. Es darf hier erinnert werden an die abschreckende Enthaltensameit der manichäischen Glecti, der christlichen Anachoreten u. s. w.

6. Abschnitt. fundenen Steine dagegen zeigen nichts von dieser Art. Die einzelnen Logen des Ordens (wenn man diese verfänglichen Ausdrücke nicht zu streng nehmen will) können eben in Aufnahme, Lehre und Cultus sehr von einander abgewichen sein. Sodann stammen jene oben aufgezählten Denkmäler wohl erst aus dem dritten Jahrhundert, einer Zeit der Gährung für das Heidenthum, welches damals im Gefühl seiner innern Auflösung sich partiell herzustellen, zu steigern bemüht war und stellenweise einen plötzlichen Fanatismus entwickelte. Wer kann nun sagen, ob hier neben den örtlichen Unterschieden nicht auch zeitliche mitwirkten?

Die erwähnten Mithrassteine nördlich von den Alpen und der Donau rühren nach aller Wahrscheinlichkeit und zum Theil erwieslich von römischen Kriegern her. Welche Stellung nahm der Eingeweihte im täglichen Lagerverkehr ein? Wie hing diese ganze Andacht mit der kriegerischen und politischen Aufgabe der höhern Offiziere zusammen? Bildete sie ein wirksames Band unter denselben? Hatte sie sittlichen Antheil daran, als das römische Wesen sich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts noch einmal aufrastete? — alle diese Fragen bleiben unbeantwortet, so lange die Mithraslehre nur aus den wenigen Stellen meist christlicher

Die Mithrassteine. Autoren bekannt ist. Der Fundort der Mithrassteine sind künstliche oder natürliche Höhlen, bisweilen auch Freibauten, oft von wenigen Fuß in's Gevierte, deren Hinterwand das Relief einnahm; ein Raum der höchstens ein paar Menschen faßt; wenn sich eine Menge einfand, so muß man sich dieselbe draußen stehend denken. Selbst das große Hedernheimer Mithreum ist keine 40' lang und von seiner 25' Breite bleibt der Nebenzellen wegen nur ein 8' breiter Gang übrig. In dem kleinen Neuenheimer Mithreum von 8' in's Gevierte war das Innere überdies verstellt mit Altären und Bildwerken verwandter Gottheiten, wie z. B. Hercules, Jupiter, Victoria, auch fanden sich Geschirre, Lampen u. a. Fragmente vor. Die baulichen Zuthaten, reich-

verzierete Säulen u. dgl. zeigen, daß sich diese Heiligthümer 6. Abschnitt. keinesweges dem Blick zu entziehen suchten. Wer hätte sie auch zu entweihen gewagt? Die Soldaten, welche hier Geheimdienste feierten, waren die Herrn der Welt. 1)

Biel prächtiger und größer darf man sich die Mithras-
höhle in Rom vorstellen, (wo sie in den capitolinischen Hügel
hineinging) 2) ebenso diejenigen in den übrigen großen Städ-
ten des Reiches. In Alexandria lag das Heiligthum tief
unter der Erde; 3) als man es in der christlichen Zeit wie-
der aufgrub, um eine Kirche dorthin zu bauen, ging noch
die dunkle Sage von vielen Ermordungen, die sich an dieser
Stätte zugetragen, und wirklich mochten Manche ob den
„Rüchtigungen“ das Leben eingebüßt haben; nur schrieb man,
als sich wirklich Todtenschädel vorfanden, dieselben irrig
Solchen zu, welche hier zum Behuf der Einweihbeschau und
zur Seelenbeschwörung seien geschlachtet worden. Der Mi-
thrasdienst hatte damit nichts zu thun, wohl aber war die
ägyptische Phantasie von Hause aus mit solchen Gräueln
ganz erfüllt, wie wir sehen werden.

Sezen hundert Reliefs und Inschriften 4) beweisen die
Verbreitung dieses Dienstes durch das ganze Reich; Tau-
sende mögen noch unter der Erde verschüttet liegen, und es
ist nur zu wünschen, daß die Ausgrabung immer in solche
Hände falle, wie zu Heddernheim und Neuenheim geschehen.
Vielleicht kann der Inhalt einer einzigen wohl erhaltenen

1) Eines von den merkwürdigsten Mithraeen, über einer Quelle zwischen
Kelsen, bei St. Andreoß unweit Vioters an der untern Rhone, be-
schreibt u. a. Millin, voyage dans les dép. du midi, II, p. 116
mit Abb.

2) Daß es außerdem noch andere Speläen oder Mithrashöhlen in Rom
gab, läßt sich aus der Inschrift Orelli N. 2346 schließen.

3) Κατὰ βάθος πολλῶν, nicht mirum altitudinis, wie der Uebersetzer
sagt. Socrates Hist. eccl. III. 2 V, 16. Sozom. V, 7. Ru-
sin. II, 22.

4) S. Kreuzer a. a. O. S. 65.

6. Abschnitt. Mithrasöhle ein entscheidendes Licht auf diesen merkwürdigsten aller spätern Geheimculte werfen.

Mischung mit
andern Culten

Allerdings ist derselbe nicht unberührt geblieben von dem großen Strom der übrigen Superstitionen dieser Zeit. Für's Erste gab es Manche, die der Mysterien gar nicht genug bekommen konnten und sich deshalb bei der dreigestaltigen Diana, dem Taurobolium der großen Mutter, den bacchischen Culten, dem Isisdienst und bei Mithras zugleich versicherten — eine Fusion aller heidnischen Geheimdienste, die allerdings erst im Laufe des vierten Jahrhunderts zur Regel wurde,¹⁾ schon vorher aber gewiß nicht selten war. Unter Mitwirkung der Lehre von der Einheit alles göttlichen Wesens mußte man vollends gleichgültig werden gegen alle scharfe Abgrenzung der einzelnen Culte, so daß der eine von dem andern Manches annahm. Auch die neuplatonische Philosophie mischte sich in den Mithrasglauben wie in alle Geheimnisse, und einem ihrer namhaftesten Anhänger, dem Porphyrius, verdanken wir die fast einzige Aufzeichnung von heidnischer Seite über diesen Gegenstand. Nur verfolgt diese oft angeführte Schrift über die Nymphengrotte²⁾ leider nicht sowohl den damaligen Bestand, als vielmehr die ursprüngliche Bedeutung desselben, und auch diese in einseitigem, willkürlich symbolisirendem Schulinteresse.³⁾ Da erfahren wir, die Grotte sei ein Bild des Kosmos, der Welt; deshalb habe schon Zoroaster in den Gebirgen Persiens eine blumige, quellenreiche Höhle geweiht zu Ehren des Welterschöpfers und Lenkers Mithras; in dieser Urhöhle seien die Symbole der Weltelemente und Weltzonen angebracht; von hier seien seitdem alle Höhlenmysterien ausgegangen. An-

und speculativen Ideen.

¹⁾ Die abendländischen Inschriften dieses Inhaltes bei Beugnot, vol. I. passim. und bei Drelli a. a. D. Schon bei Apuleius Metam. XI. heißt der Oberpriester der Isis in Corinth selber Mithras.

²⁾ Außerdem vgl. Porphyr. de abstinentia IV, 16.

³⁾ Vgl. Schwend a. a. D. S. 213.

dererseits aber knüpft sich die ganze Schrift an die von **6. Abschnitt.** Homer ¹⁾ besungene Grotte auf Ithaka, und verlegt den Herd der Symbolik in diese. Porphyrius hat jene bodenlose Manier, welche sich bemüht, in den Mythen Alles identisch zu finden, und einen Anklang immer an den andern zu hängen. Einzelne belläufige Winke aber sind von großem Werthe, wenn er z. B. die nördliche und die südliche Thür seiner Welthöhle den zur Erdengeburt herniedersteigenden und den zu den Göttern durch den Tod emporsteigenden Seelen, der Genesis und der Apogenesis zuweist, und sich überhaupt mehrfach auf Leben und Läuterung der Seelen bezieht.

Endlich lag eine natürliche Verwandtschaft für Mithras **Sol invictus.** bereit in der Person des griechisch-römischen Sonnengottes, mochte man sich denselben als Apoll oder von diesem getrennt als Sol, Helios denken. Es wird wohl nie zu ermitteln sein, wie weit Mithras in diesen aufging; vielleicht ist Sol invictus, der seit Mitte des dritten Jahrhunderts auf Münzen und Inschriften häufiger wird, überall als Mithras aufzufassen, ²⁾ wenn er auch öffentlich nur als Sonnengott abgebildet wurde. Der Sonnendienst früherer Kaiser mochte sich an semitischen Cult anlehnen, z. B. bei Elagabal, und bei Aurelian ³⁾ bleibt man noch einmal völlig im Unge- **Aurelian.** wisse, welcher Art seine Religion gewesen. Seine Mutter war Sonnenpriesterin in einer Ortschaft an der untern Donau, und wenn Jemand sie für eine jener weiblichen Mithrasgläubigen halten will, von welchen sie hie und da die Rede ist, etwa für eine „Löwin“, so liegt hierin wenigstens keine Unmöglichkeit. Nach der Plünderung des Sonnentempels

¹⁾ Odyss. XIII, 102—112, 346 ff.

²⁾ Der Beiname *invictus*, sogar *invictus comes*, kommt auf Inschriften auch dem Hercules öfter zu, vgl. Orelli l. c. I. N. 1541 s., allein es ist wohl möglich, daß man bei der alten Sonneneigenschaft des Hercules zugleich auch an Mithras dachte. Wie dieser *ὁ θεὸς ἐκ πέτρας*, so heißt Hercules *ein petra* Orelli, l. c. 1543.

³⁾ Hist. Aug. Aurelian. 4. 31. 41.

6. Abschnitt. von Palmyra dagegen befehlt er dessen Herstellung durch einen seiner Generale und fügt bei: „ich will an den Senat schreiben und ihn ersuchen, einen Pontifer zu senden, der den Tempel wieder einweihen mag“ — was den gewöhnlichen römischen Ritus voraussetzt, obwohl es sich um das Heiligthum eines semitischen Baal handelt. In Rom selbst aber baut er einen überaus großen und prächtigen Sonnentempel, in welchem er 15,000 Pfund Goldes niederlegt (denn mit dieser Angabe ist gewiß kein anderer Tempel gemeint), und dieses Gebäude lehnte sich mit seiner Rückseite so in den quirinalischen Berg hinein, daß sich der Gedanke an eine mithrische Andeutung nicht unbedingt abweisen läßt. Denn Mithras ist und bleibt „der Gott aus dem Felsen,“¹⁾ und schon deshalb mußten alle seine Weihestätten etwas höhlenartiges haben, auch wenn die Höhle nicht wesentlich das Symbol der sichtbaren Welt sein sollte. Daß auch auf den Bildwerken die Stiertödtung in einer Höhle vorgeht, wurde bereits erwähnt. Auf Aurelians Münzen kommt Sol invictus vor. — Das Verhältniß der nächstfolgenden Kaiser zum Mithrascult ist ungewiß;²⁾ bei Anlaß Constantins werden wir noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen.

Es wird vielleicht Bedenken erregen, wenn wir an den Mithrascult hier den von Persien her in das römische Reich eingedrungenen Manichäismus kurz anreihen, da er nicht zu den Mysterien gehört. Allein als christliche Secte ist er einmal nicht zu betrachten, vielmehr als eine besondere erlösende, überwiegend heidnische Religion. Ob er unter römischen Händen auch eine mehr römischheidnische Gestalt an-

Der Manichäismus.

¹⁾ Zosim. I, 61: Aurelian „stellte darin die Bilder des Hekles und des Belos auf.“ Also jedenfalls noch eine Sonnengottheit neben Baal. Ober Aglibel und Malachbel? s. eben S. 179.

²⁾ Firmicus Matern. de errore etc. p. 26. — Mithras ist nämlich aus einem erlöhten Felsen geboren.

³⁾ Auf Münzen des Carausius sollen mithrische Aufschriften vorkommen. Bei Probus häufig sol invictus, aber hier mit der Quabriga.

genommen als er im Saffanidenreich besitzen konnte, bleibt 6. Abschnitt.
dahingestellt, ebenso sein späteres Eindringen in die christliche
Kirche. Er durchkreuzt mit seinem Dualismus einstweilen
ganz eigentlich den klassischen Glauben, indem er Alles in
lauter Symbole auflöst, durch welche die beiden großen
Grundprincipien, Licht und Finsterniß, Gott und Materie
sich äußern. Das höchste Hervorgebrachte, der Christus die-
ses Systemes, (mit offenbarem Anschluß an Mithras) ist
Weltseele, Sohn des ewigen Lichtes, und Erlöser, aber kaum
eine Person; seine historische Erscheinung wird in einem
Scheinkörper gedacht. Die Erlösung ist denn auch kein ein-
maliger Akt, etwa ein Opfertod, sondern eine fortwährende;
aus dem sittlich unfreien Zustand des Kampfes zwischen Geist
und Materie (oder zwischen der guten und bösen Seele)
hilft Christus dem einzelnen Menschen beständig empor zum
Lichtreich. Wie weit da von einer streng persönlich gefaßten
Unsterblichkeit die Rede sein konnte, wird schwer zu entschei- Seine Unsterb-
lichkeit.
den sein: der „Grundbrief“ der Secte redet allerdings von
einem „ewigen und glorreichen Leben,“ und dieß war es ver-
muthlich auch was den römischen Profelyten am meisten ein-
leuchtete. Das Weitere dieses merkwürdigen Systemes ge-
hört nicht hieher. — Der Stifter Mani hatte selber noch
Apostel ausgesandt und trotz aller Verfolgung die Anfänge
einer Hierarchie in seiner Gemeinde hinterlassen. Kaum zehn
oder zwanzig Jahre nach seinem Martertode war seine Lehre 272—275.
schon weit im römischen Reiche verbreitet. Ein kaiserliches
Rescript an den Proconsul von Africa, Julian, ¹⁾ beweist 257.
dieß für Africa proconsularis. Es müssen hier beträchtliche (s. S. 296).
Unordnungen auf Veranlassung der neuen Secte vorgekom-
men sein, auch wußte man, daß dieselbe nach Art mehrerer
orientalischen Religionen sich gegen die römische nicht fried-

1) Mit reichen Varianten in Hanel's Ausgabe des Cod. Theodos. und
Cod. Gregor. XIV. IV. In Datum und Ueberschrift sind ent-
weder die Namen oder die angenommene Jahrzahl und der Ort falsch.

6. Abschnitt. lich, sondern ausschließend verhalte, und überdies war sie als eine persische doppelt verdächtig und verhasst. Diocletian war in der übelsten Stimmung; er befahl, die Anstifter sammt ihren Büchern zu verbrennen, und die übrigen Theilnehmer theils ebenfalls zu tödten, theils (wenn es Leute vom Rang der Honorati oder sonst von einer Dignität seien) sie in die Bergwerke zu senden, unter Einziehung ihres Vermögens. Das Motiv ist wesentlich die Feindseligkeit der neuen Religion gegen die alte, welche letztere sich hier im heiligsten Rechte fühlt, als eine urzeitliche Stiftung der Götter und Menschen. — Von dieser auffallenden Erwähnung an verlieren wir den Manichäismus für mehrere Jahrzehnde aus den Augen. Bis zu Constantins Tode kann er keine bedeutende Rolle mehr gespielt haben, wenigstens wird er in dem großen Kezerebict ¹⁾ nicht mit Namen genannt. Erst im fünften Jahrhundert erhebt er sich für einige Zeit zum gefährlichsten Feinde der Kirche. ²⁾

Die
Manichäer-
ver-
folgung.

Die obige Auseinandersetzung zeigt, daß die späten Heiden nicht mehr bloß um Fruchtbarkeit, Reichthum und Sieg zu den Göttern beteten; eine dunkle Sorge um das Jenseits hat sich ihrer bemächtigt und treibt sie zu den sonderbarsten Lehren und Weihen.

Aber auch das Diesseits erscheint jetzt in einem andern Lichte. Bei Anlaß der Jhsismysterien wurde kurz darauf hin-

¹⁾ Euseb. vita Const. III, 64. Sozom. II. 32. Daß Constantian sich auch über die Manichäer Bericht erstatten ließ, meldet Ammian. Marc. XV, 13.

²⁾ Schließlich braucht kaum erwähnt zu werden, daß außer diesen besondern Culten auch allerlei geheime magische Mittel die Unsterblichkeit zuwege bringen sollten. Arnob. II. pag. 87 spricht davon: Neque quod Magi spondent, commendaticias habere se precos, quibus emoluitæ nescio quæ potestates vias facites præbeant ad cælum contententibus subvoiare. . . .

gedeutet, wie man durch den mühsam zu erwerbenden Schutz **6. Abschnitt.**
 Einer großen Gottheit nicht bloß dem Untergang der Seele **Neue Beziehungen**
 sondern auch dem trüben, von den Gestirnen abhängigen **des Göttlichen zum Ir-**
 Erbschicksal zu entgehen hoffte. Es wird nun zu zeigen **dischen.**
 sein, wie alles Ueberirdische in einem andern Verhältniß zum
 Erdenleben stand als früher, wie astrologische, magische
 und dämonische Beziehungen über die frühern Opfer, Ora-
 kel und Sühnungen das Uebergewicht bekamen. Vorhanden
 waren sie immer gewesen ¹⁾ und schon Homer hatte als Ur-
 bild aller Magie die Circe geschildert. Plato redet von her-
 umziehenden Wunderhättern, welche durch geheime Begehun- **Die bisherige**
 gen Segen und Fluch zu Wege bringen wollten; anderwärts **Magie.**
 finden sich Zauberer, welche Witterung und Fruchtbarkeit,
 Sturm und Meeresstille in ihrer Gewalt haben. Thessalien
 ist und bleibt bis tief in die Kaiserzeit das klassische Land
 zumal des Liebeszaubers, durch Sprüche sowohl als Ge-
 heimmittel. Das alte Italien stand jedoch hierin neben Grie-
 chenland schwerlich zurück, da z. B. die Götterbeschwörung,
 die dem Tullus Hostilius so übel bekam, selbst im altrömi-
 schen Cultus ihre Stelle hatte. Wie die Magie in eine
 Masse abergläubischer Hausmittel für Krankheiten u. dgl.
 ausmündete, zeigt das achtundzwanzigste und das dreißigste
 Buch des Plinius hinlänglich. Besonders nahmhaft war die
 Zauberei der Etrusker, Sabiner und Marser, also der mei-
 sten alten Bewohner Mittelitaliens. Abgesehen von magi-
 schen Heilungen aller Art trauten die Römer von jeher die-
 sen Künsten die Verzauberung von Kornfeldern, das Wetter-
 machen, die Erregung von Liebe und Haß, die Verwandlung
 in Thiere und vieles andere zu. Dieser Glaube reflectirte
 sich dann in den merkwürdigsten Spukgestalten, u. a. der

¹⁾ Vgl. Soltau, Geschichte der Hexenprozesse, S. 23 ff., wo der Beweis geleistet ist, daß die alten persischen Magier keine Zauberer waren und daß die Römer mit Unrecht ihre eigene Magie auf sie zurückführten.

6 Abschnitt. blutausaugenden Lamien und Empusen. Wohl dem, welcher sich reichlich mit rettendem Bezenzauber schützte! Man behing sich zu diesem Zweck mit Amuletten von oben bis unten; ja es existirte ein ganzes großes System magischer Vertheidigung, aus welchem beiläufig noch einzelne Züge mitgetheilt werden sollen.

Wenn man die große Menge von einzelnen überlieferten Zügen dieses Zauberwesens überblickt, so möchte man glauben, daß die ganze alte Welt davon gänzlich bestrickt und im täglichen Leben unaufhörlich dadurch geängstigt gewesen sei. Und dennoch thaten diese früher vereinzelt auftretenden Superstitutionen der alten Religion lange nicht so starken Abbruch, d. h. sie störten das naive Verhältniß des Menschen zur Gottheit lange nicht so sehr, als der spätere systematische Aberglaube, welcher namentlich seit der Kaiserzeit zu herrschen begann.

Die Astrologie. Zunächst ist hier von der Sterndeutung zu reden, welche als ein altes Vorrecht des Orientes galt und deren Adepten auch in der Regel noch Chaldäer heißen, obwohl sie nur geringsten Theils wirklich aus dem Lande am untern Euphrat stammen mochten. Wenigstens haben die bekanntern unter ihnen, der Thrasyllus des Tiberius, der Seleucus und Ptolemäus des Otho, griechische Namen. Außer der babylonischen Weisheit berief man sich übrigens auch auf ägyptische, welche an die Namen Petosiris und Necepsos geknüpft ist, die als Autoren der verbreitetsten astrologischen Schriften galten.

Ihre Unsitte-
lichkeit. Abgesehen davon, daß die Sterndeuter sich mit der bloßen Astrologie nicht immer begnügten, sondern noch zu andern schrecklichen Erforschungsweisen der Zukunft die Hand boten, lag schon in der Sterndeutung allein die stärkste Veranlassung zur Gottlosigkeit. Der consequent astrologisch Gesinnte wird aller sittlichen Erwägung und aller Religion spotten, da sie ihm gegen das aus den Sternen erkannte Fatum weder Trost noch Hülfe gewähren können. Die

Praxis dieser geheimen Wissenschaft ist es vorzugsweise, 9. Abschnitt. welche z. B. die Kaiser des ersten Jahrhunderts mit dem grauensvollsten Fluche beladen hat. Unaufhörlich werden die Chaldäer verbannt, weil man aus ihrer Wissenschaft kein kaiserliches Vorrecht machen kann, weil alle Welt ihre Weissagung in Anspruch nimmt, und eben so oft werden sie zurückerufen, weil man ihrer nicht mehr entzathen will. Wer dann nach Rom zurückkehrte mit den Schwielen von den Fesseln, die er auf irgend einer Insel des ägäischen Meeres getragen, der war gewiß, daß man sich um ihn streiten würde.¹⁾ Der Inhalt dieser Wissenschaft ist kurz der, daß für alle möglichen relativen Stellungen der Planeten zu den Zeichen des Thierkreises ein Verzeichniß von entsprechenden Schicksalen erfunden wird. Die Stunde entscheidet über Alles; man kann Horoskope stellen für das alltäglichste Vorhaben, z. B. eine Spazierfahrt, einen Gang in's Bad, wie für das ganze Leben eines Menschen, wenn man nur die Constellation im Augenblick seiner Geburt kennt. — Wer noch die Augen offen behielt, sah die Nichtswürdigkeit des ganzen Betrages ein und konnte ihn handgreiflich nachweisen.²⁾ Wie sollten die Constellationen irgend eine bestimmte durchgehende Schicksalsbedeutung haben können, da sie ja zu derselben Stunde für den Beobachter in Mesopotamien ganz anders sich gestalten als an der Donau oder am Nil? Warum haben die Menschen, die zu derselben Stunde geboren werden, nicht dasselbe Schicksal? Warum soll die Constellation der Geburt den Vorzug haben vor derjenigen der Empfängniß? Warum schützt die größte Verschiedenheit der Geburtsstunde nicht vor ganz gleichartigem Untergang, z. B. bei Erdbeben, Eroberung, Sturm auf der See u. dgl.? Und soll sich das vorgebliche hohe Sternensfatum etwa auch auf Fliegen, Würmer und anderes Ungeziefer ausdehnen? Es

Ihre Richtig-
keit.

¹⁾ Juvenal. VI, 553. s.

²⁾ So z. B. Favonius bei A. Gellius XIV. 1.

6. Abschnitt. wird sogar nicht ohne Ahnung gefragt, ob es nicht noch mehr Planeten geben möchte als die (damals) bekannten? Und zuletzt geben alle besonnenen Menschen zu, daß es gar kein Glück sei, die Zukunft zu wissen und jedenfalls ein Unglück, etwas falsches darüber zu erfahren.

Aber alle Vernunftgründe der Welt konnten diese sogenannte Wissenschaft nicht austrotten bei einem Volke, dem schon in der Blüthezeit seiner Cultur die Idee einer göttlichen Weltordnung, eines alldurchbringenden Systems sittlicher Zwecke fremd geblieben war und das jetzt mehr als je über alle Schicksalsfragen in Ungewißheit und Angst schwebte. Der Aberglaube war hier ein um so dringenderes Bedürfniß, je mehr die natürliche Energie verschwand, womit der Einzelne dem Fatum Trotz geboten hatte. In der spätern Kaiserzeit sucht sich jedoch die Astrologie auf dieselbe merkwürdige Weise zu versittlichen, wie so manche früher verrufene Geheimculte.¹⁾ Es ist hierüber ein vollgültiges Zeugniß vorhanden in den „acht Büchern Matheseos“ des heidnischen Firmicus Maternus,²⁾ welcher bald nach Constantins Tode schrieb. Am Ende des zweiten Buches dieser vollständigen Theorie des ganzen Sternglaubens wird dem Astrologen eine lange feierliche Vermahnung ertheilt, welche den Zweck hat, diesem ganzen Treiben das Compromittirende, Unheimliche, Düstere zu benehmen.³⁾ Der Mathematicus soll einen göttlichen Wandel führen, sintemal er mit Göttern umgeht; er erweise sich zugänglich, rechtschaffen, nicht geldgierig; er gebe

Versuch einer
Versittlichung.

Der heidnische
Firmicus.

¹⁾ Der Uebergang zeigt sich schon bei Alexander Severus, welcher laut Hist. Aug. Al. Sev. 44 die Astrologen von Staatswegen befedete und also öffentlich anerkannte.

²⁾ Firmici Materni, *Matheseos libri VIII*, ed. Basil. 1551. (Eh- nige Läden ausgefüllt von Lessing. S. dessen sämtliche Werke, Ausgabe von Zachmann, Bd. IX.) Die Identität mit dem gleich- namigen christlichen Verfasser der Schrift: *de errore profanar. religionum* wird gänzlich aufgegeben.

³⁾ Eine ähnliche Absicht tritt bei Ammian. Marc. XIX, 12 zu Tage.

seinen Bescheid öffentlich und bedeute den Fragenden von vorn herein, daß er ihm laut antworten werde, um auf diese Weise die unerlaubten und unsittlichen Fragen abzuschneiden. Er muß Weib und Kinder haben und ehrbare Freunde und Bekanntschaften; er verkehre mit Niemand inöfheim, sondern zeige sich unter den Leuten, halte sich aber von allem Haber fern und nehme gar keine Fragen an, die auf Jemandes Schaden oder Untergang, auf Befriedigung von Haß und Rache abzielen. Er zeige sich durchgängig als Ehrenmann und verblude mit seinem Beruf keine wucherischen Geldgeschäfte (wie demnach die verrufenen Astrologen häufig mögen gethan haben). Eide soll er weder leisten noch verlangen, namentlich nicht in Geldsachen. Er suche auf Irrende in seiner Umgebung wohlthätig einzuwirken und überhaupt nicht bloß durch förmliche Entscheide aus den Gestirnen, sondern auch durch freundschaftlichen Rath die leidenschaftlichen Menschen auf die rechte Bahn zu leiten. Nächtliche Opfer und Ceremonien, öffentliche wie geheime, möge er meiden; ebenso die Circusspiele, damit Niemand glaube, seine Gegenwart hänge mit dem Sieg einer Partei, der Grünen oder der Blauen zusammen. Die immer sehr bedenkliche Frage über die Genitura, das Horoscop eines Dritten beantworte er nur zögernd und verschämt, damit es nicht aussehe, als wollte er irgend Jemand einen Vorwurf aus dem machen, was böse Sterne für ihn beschlossen haben. Das Wort decretum, Beschluß, ist nämlich der stets widerkehrende technische Ausdruck.

Bei weitem die gefährlichste Zumuthung an die Astrologen, welche in den ersten zwei Jahrhunderten des Imperiums ihnen und ihren Kunden so oft den Untergang gebracht, war die Anfrage über das Schicksal des Kaisers. Der Cäsarentron ohne Dynastie war jederzeit umgeben von Ehrgeizigen, die aus den Sternen zu wissen verlangten, wann und wie der Kaiser sterben und wer auf ihn folgen würde. Auch dieser Frage weiß jetzt die Theorie aus dem Wege zu

6. Abschnitt.

Der Astrolog
und das Kaiser-
schicksal.

6. Abschnitt. gehen. Firmicus Maternus setzt auseinander, man könne über das Schicksal des Kaisers überhaupt nichts wissen, weil dasselbe den Sternen nicht unterworfen sei, sondern unmittelbar von der höchsten Gottheit geseitet werde. Der Kaiser als Herr der Welt, hat den Rang eines jener vielen Dämonen, welche als schaffende und erhaltende Mächte von der Gottheit über die Welt gesetzt sind, und deshalb wissen die Sterne, die eine niedrigere Potenz vorstellen, nichts über ihn zu sagen. Die Haruspices, wenn sie das kaiserliche Schicksal durch Eingeweideschau ermitteln sollen, sind in demselben Falle, sie pflegen die Adern und Fibern absichtlich durcheinander zu wirren, um nicht Antwort geben zu müssen. — Diese Zugeständnisse halfen jedoch im vierten Jahrhundert der Astrologie nicht mehr viel; verflochten mit allen andern Arten des Aberglaubens hatte sie den Thron und das Christenthum zugleich gegen sich und unterlag mit der Magie und den übrigen Zauberkünsten den gemeinsamen Verböten und Verfolgungen.

Das System. Der Raum erlaubt nicht, aus dem Lehrgebäude des Firmicus einen Auszug mitzutheilen, auch wird ihn heutigen Tages Niemand ganz durchlesen, als wer entweder selbst von diesem Wahn befangen ist oder wer den Autor neu herausgeben will, wozu es bei der Seltenheit der ältern Editionen wohl Zeit sein möchte. Die eigentlichen Geheimnisse, für deren Bewahrung der Verfasser von seinem Adressaten (Marcellinus Lollianus, einem hohen Beamten) einen schweren Eid beim höchsten Gotte verlangt, sind in den beiden letzten Büchern enthalten: nämlich das Verzeichniß derjenigen Constellationen, welche den Menschen zum Mörder, Blutschänder, Mißgeborenen, oder zum Gladiator, zum Advokaten, zum Sklaven, zum Hündling u. s. w. machen. Diesem abscheulichen Wahnsystem zufolge müßte jede sittliche Zurechnung aufhören, und ohne Zweifel war dieß die Meinung der frühern, gewissenlosen Halbäer gewesen; allein so weit hat die neu erwachte Moralität bereits gewirkt, daß der Autor des con-

stantinischen Zeitalters sich nach einer sittlichen Ausgleichung ^{6. Abschnitt.} umsehen muß, die bei ihm vielleicht in der That mehr ist als eine bloße Ausrede. Er glaubt nämlich (B. I. Cap. 3) man könne auch den furchtbarsten Decreten der Sterne Widerstand leisten, durch vieles Gebet und eifrige Verehrung der Götter; so habe Soerates Sternenthalber alle Leidenschaften gehabt und sichtbar auf dem Antlitz getragen, sie jedoch Tugendhalber bemeistert. „Denn den Sternen gehört ^{Moralische} „was wir leiden und was uns wie mit Feuerbränden stachelt ^{Ausrede.}“ (d. h. die Leidenschaften), der Göttlichkeit des Geistes aber „gehört unsere Kraft zum Widerstande.“ Vorzüglich ist das Unglück der Guten und das Glück der Bösen die Wirkung der Gestirne. — Dieser Trost erscheint aber doch nur äußerlich an das System angeschraubt und nimmt sich schwach aus neben der in genauer Ordnung auf einigen hundert Folioseiten vorgetragenen Theorie des Unsinns, welche damit anfängt, unter die sieben Planeten die einzelnen Temperamente und die Glieder des Leibes, unter die zwölf himmlischen Zeichen dagegen die Farben, Geschmäcke, Klimata, Gegenden, Lebensstellungen und Krankheiten zu vertheilen. Der Krebs z. B. bedeutet den scharfen salzigen Geschmack, die helle und weißliche Farbe, die Wasserthiere und kriechenden Thiere, das siebente Klima, die stillen oder fließenden Wasser, die mittelmäßigen Menschen und alle Krankheiten des Herzens und des Zwerchfells. Dagegen glebt der Astrolog die Menschenrassen und die Völkercharactere im Ganzen frei; es genügt ihm, wenn die Individualitäten von den Sternen bedingt sind. — Die vielen sonstigen Curiosa, welche hin und wieder in dem Buche vorkommen, dürfen uns hier nicht weiter aufhalten.)

Es ist in diesem System mehrfach von einem höchsten Gotte die Rede, welchem alle andern übermenschlichen We-

1) Von der frühern astrologischen Literatur spricht Firmicus besonders II. Proöm. und IV. Proöm., 10, 11, 16.

6. Abschnitt. sen als bloße Mittelkräfte unterthan sind. Konnte denn die Philosophie sich nicht ein für allemal dieses höchsten Gottes bemächtigen und einen vernünftigen Theismus geltend machen?

Erstellung der Philosophie. Es ist ein demüthigendes Zeugniß für die Unfreiheit des menschlichen Geistes gegenüber den großen geschichtlichen Mächten, daß die damalige Philosophie, zum Theil durch wahrhaft edle Persönlichkeiten vertreten und mit aller Erkenntniß der alten Welt ausgerüstet, sich gerade hier auf die dunkelsten Nebenpfade verlor, und daß wir ihr wenigstens für den Anfang des vierten Jahrhunderts keine andere Stelle als zwischen zweierlei Aberglauben anweisen können, obwohl sie in moralischer Beziehung einen Fortschritt ausmacht.

Mit dem geistigen Umschwung ¹⁾ seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts geht das Aussterben der alten philosophischen Schulen parallel; Epicureer, Snyiker, Peripatetiker u. s. w. verschwinden, selbst die Stoiker, deren Sinnesweise sich mit den besten Seiten des römischen Charakters so enge verbunden hatte. Neben einem sehr entwickelten theoretischen Scepticismus hatte der offene Hohn eines Lucian die Richtigkeit aller Sectenunterschiede proclamirt, ²⁾ während doch bereits als Reaction eine neue Lehre, dogmatischer als alle frühern und also gewissermaßen in Harmonie mit der neuen religiösen Regung, vor der Thür wartete. Es war dieß der Neu=platonismus. Vor ihm her ging eine sonderbare Befreundung mit orientalischem Aberglauben und ein emsiges Forschen in den Erinnerungen an die alte, längst verschollene Schule des Pythagoras, dessen Weisheit man ebenfalls für orientalischen Ursprunges hielt; sonst wurde aus dem platonischen System selber das Wesentliche für den neuen Bau entlehnt. Der Träger der Schule in der mitt-

Die Neuplatoniker.

¹⁾ Vgl. H. Ritter, Geschichte der Philosophie, Bd. IV. — Tischner, Fall des Heidenthums, S. 404 ff.

²⁾ Vgl. u. a. seine Schrift: das Gastmahl, oder die Kapitlen.

lern Zeit des dritten Jahrhunderts, Plotinus, erscheint als 6. Abschnitt
bedeutender Denker, und das System in seinem mystischen
Schwung als ein möglicher Gewinn gegenüber dem öden
Skepticismus, welcher vorher geherrscht hatte. Es liegt et-
was Wahres und noch mehr poetisch Schönes in der Lehre
von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott, in bestimmten ab-
steigenden Graden des Daseins, je nach der größern oder
geringern Mischung mit der Materie. Kein System hat der
menschlichen Seele einen höhern Rang angewiesen; sie ist
eine unmittelbare Emanation aus dem göttlichen Wesen und
kann sich zeitweise ganz mit demselben vereinigen, wobei sie
dann über alles gewöhnliche Leben und Denken hinausge-
hoben ist. Wir haben es jedoch weniger mit der Schullehre
zu thun, als mit der praktischen, sowohl moralischen als
namentlich religiösen Stellung, welche der Neuplatonismus
seinen Jüngern anwies oder gestattete. Es wiederholt sich
hier die alte und neue Erscheinung, daß ein speculatives
System wider Vermeynen nur das Band, der zufällige Zu-
sammenhalt, keinesweges aber der herrschende Mittelpunkt
ist für Richtungen und Kräfte, die auch ohne sein Zuthun
vorhanden wären.

Diese späteste Philosophensekte des Alterthums zeigt, wie ^{bedingter}
vor Allem bemerkt werden muß, durchaus keinen Fortschritt ^{Monothe-}
nach der Seite des Monotheismus hin, welcher bei vielen ^{ismus.}
frühern Denkern weit mehr ausgebildet erscheint als in dem
„Einen,“ dem „Einen schlecht hin,“ oder wie sonst die neuen
Benennungen der höchsten Gottheit oder des Urwesens lau-
ten, das zwar bewußt, aber in pantheistischer Weise der Welt
innewohnend gedacht wurde. Daneben nahm man den gan-
zen Polytheismus in das System herein in Gestalt des
Glaubens an die Dämonen, welche als Untergötter den ^{Dämonen.}
einzelnen Ländern, der Natur, den Lebensbeziehungen vor-
stehen sollten. Sie sind von jeher in der griechischen Reli-
gion vorhanden, aber in sehr schwankender Gestalt, bald
mehr bald weniger von den Göttern unterschieden und frühe

6. Abschnitt. schon von der Philosophie nicht ohne Willkür in theologische Systeme verwoben. Später giebt ihnen der Volksglaube in der Regel eine unheimliche, geistesliche Gestalt, und betrachtet sie wohl hier und da als Rächer des Bösen und als Beschützer, doch vorherrschend als Sender von Krankheiten. ¹⁾ Die neuplatonische Philosophie faßte sie, wie wir sehen werden, als demurgische Mittelwesen auf.

Die alten Götter waren auf diese Weise überflüssig, wenn sie nicht geradezu selber in diese Reihe eintraten und sich dämonisirten. Von der vulgären Mythologie ließ sich natürlich jetzt kein Gebrauch mehr machen, und so wurden die Mythen sinnbildlich ausgedeutet, als Hüllen physischer, religiöser und sittlicher Wahrheiten, wobei bisweilen die verschrobensten Erklärungen zu Tage kamen, gerade wie beim Euhemerismus, wovon diese Tendenz die Rehrseite bildet. In der Lehre von der Menschenseele, so hoch dieselbe auch als göttliche Emanation gestellt wird, reicht das System nicht bis zur ewigen Seligkeit, sondern nur bis zur Seelenwanderung, die sich allerdings bei den Besten zu einer Versetzung in bestimmte Gestirne modificirt; wir sahen, daß die Ueberlebenden bisweilen das betreffende Sternbild zu errathen meinten. Ja schon hienieden wurden den Eingeweihten bisweilen, doch gerade den Früheren und Bessern nur höchst selten, Augenblicke der Seligkeit zu Theil, da sie Gott zu schauen glaubten.

Wesentlicher als diese Theosophie, ja ein bedeutendes Zeichen des Jahrhunderts ist das Zusammentreffen der Neuplatoniker mit der in der Zeit liegenden Richtung auf Moralität und Askese. Diese wird wohl als etwas specifisch ^{Neuerliche Richtung} Christliches der freien antiken Sittlichkeit gegenübergestellt, wie die christliche Dieffseitigkeit der antiken Jenseitigkeit, aber mit eben so geringem Rechte, sobald man das Heidenthum des dritten Jahrhunderts in's Auge faßt. Auch hier er-

¹⁾ Die schauerliche Geschichte vom Bestdämon zu Ephefus, Philostrat. vita Apollon. IV, 10.

fennen wir eine merkwürdige Vorahnung oder Spiegelung n. Abschnitt.
dessen was das folgende Jahrhundert bringen sollte.

Der Neuplatonismus nämlich stellt heidnische Ideale auf, und Treite.
Lebensgeschichten begnadigter Götterfreunde, welche in un-
bedingter Enthaltfamkeit lebend, bei allen berühmten Völkern
des Alterthums herumreisen, deren Weisheit und Mysterien
ergründen und durch ihren beständigen Verkehr mit der Gott-
heit sich zu Wunderthätern und übermenschlichen Wesen ent-
wickeln. Mit der allzu genau historisch bekannten Person
des göttlichen Plato selber wurde dieß nicht versucht, obwohl
er in der Schule immerhin ein dämonisches Ansehen genoss;
ein gewisser Nikagoras von Athen z. B., der zur Zeit Con-
stantin's die Wunder Aegyptens besuchte, hat in den Grüf-
ten von Theben seinem Namen das Gebet beige geschrieben:
„auch hier sei mir gnädig, Plato!“¹⁾ Dafür lag Pythagoras Pythagoras.
schon weit genug in mythischer Ferne, um zu einer Bear-
beitung seines Lebens in diesem Sinne einzuladen, die denn
auch von Jamblichus (zur Zeit Constantin's) unternommen
wurde, nachdem noch dessen nächster Vorgänger Porphyrius
den Pythagoras mehr in historisch besonnener Weise geschildert
hatte. Andererseits war das Leben des Wunderthäters
Apollonius von Tyana, obwohl es erst in das erste Jahr- Apollonius
hundert nach Christus fiel, dunkel und außerordentlich genug von Tyana.
gewesen, um zum Tendenzroman verarbeitet werden zu kön-
nen, und bereits unter Septimius Severus unterzog sich
Philostratus dieser Aufgabe.²⁾ Es ist hier nicht die Stelle,
dieses höchst merkwürdige Buch zu analysiren, wir müssen
nur auf den sonderbaren Compromiß hinweisen, welchen hier

1) Böeckh, corp. inser. gr. III, fasc. II. N. 4770.

2) Die frühere Ansicht von einer polemischen Tendenz des Philostratus gegen die Christen oder auch nur von einer absichtlichen Parallele mit Christus wird jetzt völlig aufgegeben. Vgl. Ritter, a. a. O. S. 494 N. — Reste einer andern Tradition über Apollonius, welcher als Wunderthäter für ganze Städte durch sog. Telesmata auftritt, finden sich bei Malalas. X. ed. Bonn. p. 264 seq.

6. Abschnitt. die alte griechische Subjectivität mit der orientalischen Wundersucht und Casteiung geschlossen hat. Derselbe Apollonius, welcher barfuß im Linnenkleid einhergeht, keine thierische Nahrung noch Wein genießt, kein Weib berührt, sein Vermögen verschenkt, Alles weiß ¹⁾ und kennt — selbst die Thiersprachen —, in Hungernöth und Aufruhr wie ein Gott auftritt, Wunder über Wunder thut, Dämonen austreibt und Todte erweckt, dieser nämliche übt den vollen griechischen Cultus der Persönlichkeit und zeigt bisweilen das eitle Selbstgefühl eines verzogenen Sophisten. Zunächst ist er von gutem Hause, schön von Gestalt, spricht rein attisch, und hat schon als Knabe die sämmtlichen Systeme hinter sich; Huldbigungen aller Art nimmt er mit größter Gravität in Empfang; er weiß schon sehr früh, daß der Punkt erreicht sei, da er nicht mehr zu forschen, sondern das Erforschte mitzutheilen habe. Von Demuth ist überhaupt noch keine Spur zu entdecken, vielmehr sucht der heilige Mann Andere zu demüthigen und wer zu seinen Vorträgen lacht, den erklärt er für besessen und beschwört ihn demgemäß. Manche Züge dieses Bildes entlehnte hundert Jahre später Jamblichus, um sein Pythagorasideal damit auszustatten, das sonst zum Theil auf der mehr oder weniger echten alten Tradition beruht. Auch Pythagoras, um sich als eine „von Apoll geführte Seele,“ ja als menschengewordener Apoll auszuweisen, muß jetzt nicht bloß ascetisch leben, sondern auch Wunder thun, vom Carmel an die Meeresküste niederschweben, Thiere beschwören, an mehreren Orten zugleich sein u. dgl. m.

Einwirkung
des Orients.

Die Vorbilder der in diesen Idealgestalten personificirten beschaulichen Abcese hat man offenbar in den Büßern der verschiedenen orientalischen Religionen zu suchen, von den jüdischen Nasiräern und Therapeuten bis zu den enthaltsamen Magiern Persiens und den indischen Fakirs, welche den Ori-

¹⁾ „Ich weiß alle Sprachen der Menschen und auch das, wovon sie schweigen“, sagt Apollonius selber. I. 19.

chen als Gymnosophisten recht wohl bekannt waren. Aber auch die theoretisch zur Sittlichkeit leitende Lehre von dem Abfall der Menschenseele, von ihrer Verunreinigung durch die Materie, von der Nothwendigkeit ihrer Reinigung ist orientalischen, und zwar am ehesten indischen Ursprunges.¹⁾ Nur hätte weder die Buße noch ihre speculative Begründung allein von Osten her Eingang gefunden, wären die Gemüther nicht von Hause aus in einer gleichartigen Bewegung begriffen gewesen. Einzelne merkwürdige Berührungen des Systems mit dem Christenthum, ja ein gegenseitiger Einfluß des einen auf das andere konnten ebenfalls nicht ausbleiben.

Diese Schule nun, die sich nach Plato nannte, läßt sich auf den allerdummpfsten Aberglauben ein und geht zeitweise förmlich in Magie und Theurgie auf. In jener großen Stufenreihe aus Gott emanirter Wesen wirkt nämlich Geist auf Geist und Geist auf Natur in magischer Weise, und den Schlüssel zu dieser Magie besitzt der Eingeweihte; was man von jenen halbmythischen Thaumaturgen, von einem Pythagoras oder Apollonius in dieser Beziehung glaubte, das traute man auch sich selber fortwährend zu. Die Neuplatoniker leben als Rhetoren, Sophisten, Erzieher, Sekretäre wie die Philosophen der frühern Kaiserzeit; mitten aus dieser Thätigkeit aber erheben sie sich bisweilen auf einmal zur Beschwörung von Göttern, Dämonen und Seelen, zu Wunderkuren und geheimnißvollem Spuk der verschiedensten Arten.

Bei dem Edelsten der Schule, dem Aegypter Plotinus,^{205—270.} tritt diese Seite nicht besonders hervor;²⁾ seine sittliche

Die Neuplatoniker als Beschwörer.

Plotinus.

1) Ritter, a. a. D. S. 414 ff. Tischbeiner, a. a. D. S. 590. Ob in den Neuplatonikern diese Lehre bis zu einem lebendigen Gefühl der Sündhaftigkeit führte, bleibt doch immer sehr ungewiß. Der Hochmuth dauert fort.

2) Vgl. das Leben Plotin's von Porphyrius, besonders c. 7. — Für das Folgende die *vitae philosophorum* des Eunapius, Ausg. von Boissonade und Wittenbach.

6. Abschnitt. Reinheit und Castelung, wozu er auch Andere, selbst viele vornehme Römer zu begeistern weiß, gewährt ihm wie von selbst die Gabe der Ahnung und Weissagung; zur Beschwörung schreitet er wie es scheint, nur gezwungen. Gleichwohl behielt er ein übermenschliches Ansehen, und so lange es Heiden gab, „erkalteten seine Altäre nicht.“ Bei seinem

geb. 233. Schüler, dem Phönicier Porphyrius bemerkt man sogar eine direkte Abneigung gegen die Magie, ja er zweifelt an der ganzen Dämonologie seiner Schule und zieht sich dadurch deren schweres Mißtrauen zu. Auf seine Einwürfe erfolgte eine Antwort, welche unter dem unrichtigen Titel „von den Mysterien der Aegypter“ bekannt ist und vielleicht ebenfalls

Jamblichus. mit Unrecht dem Cölesyrier Jamblichus zugeschrieben wird, der unter Constantin als das Haupt der Schule zu betrachten war.¹⁾ Man kennt aus dem alten Indien und aus dem germanischen Mittelalter die oft großartige Mystik eines mehr oder weniger bewußten Pantheismus; hier dagegen handelt es sich um eine Mystik des Polytheismus, dessen Götter freilich zu Dämonen verschiedenen Stufenranges ohne bestimmte Persönlichkeit abgeblaßt sind. Wie diese Geister zu verehren, zu rufen, zu unterscheiden seien, wie das ganze Leben des gottgeliebten Weisen in derartigem Cultus aufgehen müsse, das ist in Kürze der Inhalt des traurigen Nachwerkes, und nur allzusehr neigt dann die Schule des vierten Jahrhunderts überhaupt nach dieser Entartung hin; ja sie erkennt in der Theurgie eine wesentliche Waffe zum Kampf gegen das Christenthum. Von da an war ihre sonstige platonische Doctrin und Speculation bloße Zuthat.

Das Beschwörungssystem. Ein flüchtiger Blick auf dieses System der Dämonenbannung ist hier nicht am unrechten Orte. Die Möglichkeit derselben beruht darauf, daß die Seele des Bannenden

¹⁾ Nach Ritter a. a. O. rührt die Schrift von dem Aegypter Abammen her. Immerhin vertritt sie die spätern neuplatonischen Schulansichten und kann nicht als vorherrschend ägyptisch gelten.

sich in einen absolut leidenslosen Zustand versetzt und eine innige bis zur Identität gesteigerte Einheit mit dem betreffenden Geisterwesen eingeht; das letztere wird nicht sowohl durch Bann oder Zwang herabgerufen, als vielmehr die Seele hebt sich zu ihm empor. Selbst was von äußerlichen Gegenständen bei der Bannung gebraucht wird, ist hier nicht bloßes Symbol, sondern es hat eine mystische Verwandtschaft mit dem betreffenden Göttlichen. Von dem „Einigen“, dem sich selbst genügenden obersten Gott ist zwar auch die Rede, aber sich mit ihm zu vereinigen ist die Sache sehr Weniger, und der Einzelne gelangt dazu ohnedieß nur nachdem er die Dämonen verehrt und sich mit ihnen vereinigt hat. Die zum Theil aus jüdischer Theologie entlehnten Rangstufen der geistigen Wesen vom höchsten Gott abwärts sind: Götter, Erzengel, Engel, Dämonen, Herrschaften, Heroen, Gebleter und Seelen; ^{6. Abschnitt.} ^{Rangordnung der Geisterwelt.} die letztern sind das ganz Individuelle, und von ihnen aufwärts nähern sich die Geister immer mehr der Einheit oder Wesenheit. Die sämtlichen acht Stufen werden in einer großen Tabelle classificirt nach Form, Art, Veränderlichkeit, Auftreten, Schönheit, Schnelligkeit, Größe, Lichtglanz u. s. w. Wesentlicher sind ihre Verrichtungen und Gaben in Beziehung auf den Menschen. Die Götter reinigen die Seelen vollkommen, und schenken Gesundheit, Tugend, Aufrichtigkeit, lauges Leben; die Erzengel ebenso, nur nicht so genügend und dauernd; die Engel lösen die Seelen von den Banden der Materie und reichen ähnliche Gaben, nur mehr in speciellem Sinn; die Dämonen ziehen die Seelen zu den natürlichen Dingen abwärts, belästigen den Leib, senden Krankheiten und Strafen zc. die Heroen führen die Seelen zur Beschäftigung mit den sinnlich wahrnehmbaren Dingen und regen sie zu großen und edeln Thaten an, verhalten sich aber sonst ähnlich wie

1) Allgemeinere Geltung hatten indeß nur Götter, Dämonen, Heroen und Seelen.

6. Abschnitt. die Dämonen; die Herrschaften haben die Leitung der weltlichen Dinge, und geben weltliche Güter und Lebensbedürfnisse; die Gebieter gehören zum ganz Materiellen und geben nur Irdisches; die Seelen endlich, wenn sie erscheinen, treiben zur Zeugung an, benehmen sich jedoch nach ihrem Werthe sehr verschieden. Jeder Geist erscheint mit einem Gefolge des nächstfolgenden Ranges, die Erzengel z. B. mit Engeln u. s. w. Die guten Dämonen bringen ihre Wohlthaten gleich mit sich; die Rachedämonen zeigen künftige Martern bildlich an; die bösen Dämonen kommen mit reißenden Thieren. Alle diese Geister haben auch ihre Körper, nur sind sie um so unabhängiger davon, je höher sie in der Rangordnung stehen. Wird etwas im Ritual verfehlt, so sünden sich statt der gerufenen böse Geister¹⁾ ein, welche sich in die Gestalt jener verflappen, der Priester kann sie aber an ihrer hochmüthigen Prahlerei erkennen. Ein richtig vollzogenes Ritual dagegen hätte seine Folge selbst wenn der Beschwörende kein Wissender wäre, „denn nicht die Erkenntniß vereinigt den Opferer mit dem Gotte, sonst trügen die bloßen Philosophen diese Ehre ausschließlich davon.“ Der Widerstreit dieser sacramentalen Indifferenz der Person mit der oben verlangten Leidenlosigkeit und sonstigen Vorbereitung der Seele springt in die Augen, allein es kommen hin und wieder noch größere Inconsequenzen in diesem Buche vor. — Nun erfährt man auch Einiges von dem äußern Apparat und von den Formeln. Im Gegensatz zu der sonstigen neuplatonischen Lehre, welche bloß unblutige Opfer gestatten will, wird hier mit einer offenbar ägyptischen Zuthat für jeden Gott die Opferung desjenigen Thieres verlangt, welchem er präsidirt, und mit welchem er also magisch verwandt ist. Sonst gilt es Steine, Kräuter, Wohlgerüche u. dgl. m. Segen die schlechten Manieren gewisser ägyptischer Beschwörer, gegen ihre rohen Drohworte

Die
bösen Geister.

¹⁾ Ueber diese seg. Antitheie vgl. Arnob. adv. gent. IV. p. 134.

an die Götter wird ausdrückliche Verwahrung eingelegt; der- 6. Abschnitt.
gleichen wirke nur auf gewisse geringere Dämonen und die
Schalpäer vermieden es durchaus. Auch die magischen Schrift-
züge, deren sich Manche bedienen, bringen höchstens eine ge-
ringe und unbedeutliche Erscheinung zuwege und demoralisiren
den Beschwörer, der dann leicht in die Gewalt der bösen,
trügerischen Dämonen fällt.

Treten wir einen Augenblick aus diesem Nebel des Wah- Wirklichkeit
der Beschwö-
rungen.
nes heraus, um zu fragen: wie weit der objective Thatbe-
stand bei den Erscheinungen möchte gegangen sein? Denn
mit bloßen Phantasiebildern hat man es nicht zu thun. —
Bekanntlich sollen die Geisterbanner des jüngstvergangenen
Jahrhunderts sich vorzüglich der Lanterna magica bedient
haben, deren Bilder sich auf starken, zugleich narotisch wir-
kenden Dämpfen reflectirten. Etwas Aehnliches ging auch
bei den Beschwörern zur Zeit des Porphyrius vor; es ist
ausdrücklich von einer Kunst die Rede, welche aus gewissen
mit Feuer angemachten Dämpfen zur günstigen Stunde die
Scheinbilder der Götter in der Luft erscheinen läßt. Jam-
blichus oder Abammon läßt hier keinen Betrug gelten; eine
wahre magische Wirkung finde wohl Statt; allein er behauptet,
Scheingestalten dieser Art, welche verschwinden müssen so-
bald der Dampf sich zertheilt, würden von denjenigen Prie-
stern, die jemals wahrhaft göttliche Gestalten gesehen, nur
wenig geachtet; die Magie erreiche damit gleichsam nur eine
äußere Hülle, ein Schattenbild der Gottheit. Wenn aber
nicht auf diese, so wurde auf irgend eine andere Art durch
äußerliche Phantasmagorien die gewünschte Erscheinung zu
Stande gebracht, worüber sich die Kenner der antiken Op-
tik und Mechanik verständigen mögen. Wie weit der Theurg
sich dabei eines Betruges bewußt war, wie weit er denselben
als einen „frommen“ rechtfertigte, bleibt natürlich ungewiß.
Daß es sich aber oft um eine wirkliche Erscheinung und nicht
bloß um ekstatische Verzückungen und Hallucinationen han-

6. Abchnitt. delte, erhellt aus den vielen Bannungen in Gegenwart Mehrerer.

Träume. Jamblichus, oder wer sonst die Schrift verfaßt haben mag, weiß außer den Geisterbannungen auch noch über andere Fragen aus dem Gebiet des Uebernatürlichen Auskunft. Er erzählt z. B. von den gottgesandten Träumen, sie kämen nicht im vollen Schlafe, sondern in halb oder ganz wachem Zustande höre der Mensch kurze geflüsterte Worte „thue dieß oder jenes“; er fühle sich von einem geistigen Wehen umfassen, und erblicke dabei bisweilen ein reines und ruhiges Licht. Dagegen wird die weissagende Bedeutung der gewöhnlichen Träume nur sehr niedrig angeschla-

Inspirationen. gen. Von einzelnen göttlich Inspirirten heißt es, sie lebten überhaupt ein göttliches, kein animalisches Leben mehr, und fühlten deshalb weder Feuer noch Stichwunden, noch sonstige Martern; übrigens könne die göttliche Gegenwart auch bloß die Seele oder nur einzelne Theile des Leibes afficiren, so daß Einige tanzen und singen, Andere sich hoch aufrichten, in der Luft schweben, ja von Feuer umwallt erscheinen, wobei sich göttliche Stimmen bald laut bald leise hören lassen. Viel niedriger steht die freiwillige magische Aufregung durch gewisse Räucherungen, Tränke oder Formeln u. dgl., so daß man im Wasser, in der reinen Nachtluft, in der Sonne, an gewissen Mauern, die mit geweihten Zeichen bedeckt sind, das Verborgene und Zukünftige erkennt. Es geht aber ein solcher Strom von Ahnung und Weissagung durch die ganze sichtbare Welt, d. h. das System will sich so wenig den einzelnen Volksaberglauben entgegen lassen, daß man auch aus Steinchen, Ruthen, Hölzern, Korn u. s. w., ja selbst aus den Neben der Berrückten die Zukunft herauslesen mag. Auch der Vögelflug wird von göttlichen Kräften geleitet zur Erzwirkung von Zeichen, so daß selbst diese sprichwörtliche Freiheit sich zur Unfreiheit verkehrt. Auf die gewöhnliche Astrologie wird als auf einen zwecklosen Umweg, ja als auf einen Irrthum

Verhältniß zur
Astrologie.

ziemlich geringschäßig herabgesehen, indem gar nicht die Constellationen und Elemente das Schicksal entscheiden, sondern die Stimmung des Weltganzen in dem Augenblick, da die Seele in das Erdenleben niedersteigt. Dies hat jedoch die Astrologen nicht gehindert, mit dem System in Berührung zu treten, wie z. B. Firmicus Maternus an vielen Stellen zeigt. — Ein Zug ist es (beiläufig bemerkt), der den ungrischen, wahrhaft barbarischen Ursprung der Beschwörungstheorie klar beweist, nämlich das unverholene Wohlgefallen an dem Abracadabra fremder, namentlich orientalischer Anrufungen, die man zwar nicht aus Jamblichus, wohl aber anders woher kennen lernt, und deren sich manche bis in die gegenwärtig cursirende Zauberliteratur fortgeerbt haben.¹⁾ Diese Fremdnamen haben das Vorrecht, nicht bloß weil sie die ältern, oder weil sie unübersetzbar sind, sondern weil sie eine „große Emphase“ in sich haben, d. h. sehr eindringlich und bezeichnend lauten. Die neuerlich beklagte Kraftlosigkeit mancher Beschwörungen habe keinen andern Grund als den, daß man in griechischer Neuerungssucht an dem altehrwürdigen Ritual geändert hätte. „Die Barbaren allein sind ernst von Sitten, beständig in ihren Gebetsformeln und deshalb auch gern erhörte Freunde der Götter!“²⁾

Dieses abgeschmackte System, vielleicht nur von Wenigen buchstäblich angenommen, hat doch im Ganzen die Philosophie des vierten Jahrhunderts mehr oder weniger beherrscht und kein gebildeter Heide ist davon völlig unberührt geblieben. Aus dem Leben der Philosophen selbst, wie Eunapius sie schildert, strömt uns der Aberglaube wie

6. Abschnitt.

Das wesentlich
Barbarische.

Einzelne Wunder.

1) Wir schreiben dieses in einem Augenblick, da jeder alte Grabhügel, jede Schloßruine von Schatzgräbern durchwühlt wird und da gewisse Bände von Herß's „Zauberbibliothek“ und von Scheible's „Kloster“ nicht mehr bloße wissenschaftliche Curiositäten, sondern leider! gefährliche Bücher geworden sind.

2) Schon Aelian. var. hist. II, 31 sagt mit Nachdruck: *Μηδίας τῶν μεγάλων ἀδελφῶν*.

6. Abschnitt. ein grauer Qualm entgegen. Jamblichus läßt z. B. seine Schüler in der Meinung, daß er beim Beten zehn Ellen hoch über der Erde schwebe und goldfarbig aussehe; in den warmen Bädern zu Gadara in Syrien ruft er aus den beiden Quellen die Genien Gros und Anteros hervor, die als Knaben jener mit goldenem dieser mit dunkelleuchtendem Haar zu großem Staunen der Schüler und Gefährten erscheinen und sich an ihn anschniegen bis er sie wieder in die Quellen zurückschickt. Sein Schüler Nedesius, der die Hexameter vergessen hat, welche ihm ein Gott im Weibetraum vorgesagt, findet sie beim Erwachen in seine linke Hand geschrieben, die er deshalb selber anbetet. Die Philosophin Sosipatra von Ephesus wird von Kindheit an durch zwei Dämonen erzogen, die sich zuerst bei ihrem Vater in Gestalt von Feldarbeitern verbungen hatten; auch ihr ganzes späteres Leben ist durch und durch magisch und divinatorisch bedingt. Andere zum Theil sehr bunte Geschichten übergehen wir. Es versteht sich, daß diese Philosophen keinesweges unter sich einig waren, im Leben so wenig als in der Lehre. Innerhalb der neuplatonischen Schule selbst findet sich ein ziemlich frühes Beispiel boshaften Zaubers, welchen der Alexandriner Olympius dem großen Plotinus anzuthun sucht. In Gegenwart des Jamblichus und mehrerer Andern tritt ein Beschwörer den Apoll; aber Jamblichus beweist, daß die Erscheinung nichts anderes als die Schemgestalt (das *εἰδωλον*) eines neulich gefallenen Gladiators sei. Was der Eine zu Stande bringt, erklärt in der Regel der Andere für eine Kleinigkeit. Der Philosoph Marimus bringt es im Tempel der Hekate zu Ephesus in Gegenwart Vieler so weit, daß das Bild lächelt und die Fackeln in dessen Händen sich von selbst entzünden; der Karier Eusebius aber findet, das sei gar nichts Besonderes. In der spätern Zeit, als das sinkende Heidenthum alle seine Kräfte zusammennahm, mußten freilich die Mißheiligkeiten etwas zurücktreten; es bildete sich jene große confuse Mischung aus Philosophie,

Zweitragt der
Beschwörer.

Magie und allen Mysterien, welche der Zeit Julian's ihre 6. Abschnitt.
 Physiognomie verleiht. Je mehr sich unter Constantin und
 seinen Söhnen die Theurgie in's Geheimniß hatte zurückzie-
 hen müssen,¹⁾ um so maßloser machte sie sich jetzt für kurze
 Zeit geltend, nachdem sie den trefflichen aber zum Unglück
 bestimmten Fürsten schon vom Jünglingsalter an mit ihrem Julian.
 Wahn umhüllt hatte. Sein Lehrer Iulianus hatte ihm ge-
 sagt: „wenn du einst an den Mysterien Theil nimmst, so
 „wirfst du dich schämen, überhaupt nur als Mensch geboren
 „zu sein.“ Man darf sich billig wundern, daß ein so für
 die Geisteswelt Eingenomener sich doch zu einem so bedeu-
 tenden Regenten und Krieger entwickeln konnte. — In die-
 ser ganz späten Zeit gestaltete sich das zierliche Canopus an
 der ägyptischen Küste zu einer Art von Unterrichtsanstalt
 für alle Magie,²⁾ zur „Quelle dämonischen Treibens.“ Der
 Zulauf war außerordentlich, besonders als einer der Söhne
 der Sospitara, Antoninus, sich daselbst niederließ, der zwar
 selber keine Theurgie trieb, aber als Prophet und Ascet ein
 übermenschliches Ansehen genoß. Wer zu Fuß oder zu
 Schiff nach Canopus kam um seine Andacht zu verrichten,
 sprach nachher in der Regel bei Antoninus vor und hörte
 seine Weissagungen. „Diese Tempel, klagte er oft, werden
 „bald Gräber werden!“ — was denn auch eintraf als sie
 zu Klöstern umgebaut und mit Reliquien von Märtyrern
 versehen wurden. —

Eine merkwürdige Doppelwirkung mußte aus diesem Trei- Dämonisirung
der Götter und
Herosen im
Vollglauben.
 ben hervorgehen. Einerseits forderte das System sittlichen
 Wandel und Entfugung; andererseits war nichts mehr ge-
 eignet, die Reste wahrer heidnischer Sittlichkeit und Religio-
 sität aufzuzehren als diese exclusive, nur auf Eingeweihte
 berechnete Beschwörungskunst, die den großen Haufen hoch=

¹⁾ Eunapius giebt an mehreren Stellen, namentlich im Leben des Iulianus,
 zu erkennen, wie sehr man sich zu Zeiten fürchtete und zu schweigen wußte.

²⁾ S. oben S. 198. Vgl. Rufin. II, 26. Eunap. in Aedesio,
 pag. 41 seq. (vet. ed. pag. 73 seq.)

6. Abschnitt. müthig im Dunkel gehen ließ, und ihn vielleicht an seinen alten Göttern und Helden vollends irre machte. Denn während der Mythos geläugnet oder sinnbildlich ausgelegt wurde, nahm man die Götter selbst als Dämonen in Anspruch, und ordnete auch die Heroen nach Belieben in das System ein. Als unter Constantin ¹⁾ eine Anzahl Tempel durchsucht und die goldenen und silbernen Bestandtheile von den zusammengesetzten Götterbildern zum Einschmelzen weggenommen wurden, wunderten sich viele Heiden, daß im Innersten der Tempel und der Bilder selbst kein Dämon, kein weissagendes Wesen, ja nicht einmal ein schattengleich vorbeihuschendes Gespenst sich vorfand. Man hatte die menschlich schöne Kunstform des Gottes ganz von seinem Wesen als Dämon trennen gelernt. — Eine besondere Erwähnung verdient der seit dem dritten Jahrhundert sehr gesteigerte Cultus Achill's in diesem dämonischen Sinne. ²⁾ Er erscheint den Anwohnern der Ebene von Troja. — bezeichnend genug — nicht mehr als das Ideal von Heldenschönheit, sondern nur noch in schreckenerregender Gestalt.

Der dämoni-
sche Monothe-
ismus.

Aus dem bisherigen ergibt sich nun auch, was es mit dem spätheidnischen Monotheismus auf sich hat. Ganz gewiß gab es noch immer reine Seelen und scharfe Denker, die im Geist früherer, besserer Zeiten an der Einheit Gottes festhielten. Bei den Meisten aber ist dieses Bewußtsein getrübt durch dämonische Thaten. Man wird z. B. das Heidenthum eines Ammianus Marcellinus nicht gering achten können, da er einer

¹⁾ Euseb. Vita Const. III. 57.

²⁾ S. oben S. 107. Philostrat. vita Apollon. IV. 11. Maxim. Tyr. or. 9. Zosim. IV, 18. V. 6. — Ein solches Beispiel des Dämonenglaubens, bei Dio Cass. LXXIX, 18: unter Clagabal erscheint ein Dämon in Gestalt Alexanders des Gr. an der Donau und reißt von da mit einem Schwarm von 400 bacchantischen Dämonen (oder Menschen) über Byzanz nach Chalcedon, wo sie alle nach gewissen Opfern verschwinden.

der Bessern des vierten Jahrhunderts war und den philoso- 6. Abschnitt.
 phischen Beschwörern am Hofe seines Heiden Julian in die
 Karten sah; aber wie bedingt ist sein Monothetismus! Die
 einzelnen Götter bleiben, wenn auch nicht direkt als Dämo-
 nen, so doch als fast persönlich gewordene Eigenschaften:
 Nemesis ist ein erhabenes Recht der handelnden Gottheit,
 heißt aber dabei Tochter der Justitia; Themis ist das ewige
 Gesetz, muß aber doch persönlich gedacht den Auspicien vor-
 stehen; Mercur heißt mundi velocior sensus, d. h. etwa
 das Bewegungsprincip des Weltganzen; endlich leitet eben
 doch Fortuna die menschlichen Schicksale. Die höchste Gott-
 heit muß bei den meisten dieser spätern Heiden ihre erste
 Eigenschaft, nämlich die Persönlichkeit an die Untergötter
 und Dämonen abgeben, auf welche sich dann der Cultus
 fast ausschließlich bezieht. Vielleicht am meisten Persönlich-
 keit behält sie bei den Sonnendienern, welche alle Götter Die Sonnen-
diener.
 auf die Sonne zurückführten und diese letztere als ein physi-
 sches und geistiges Princip alles Daseins betrachten.¹⁾ Es
 scheint, daß Constantin diesem Glauben wenigstens äußerlich
 zugethan war, wenn er ihn auch in mißtreiflicher Weise auf-
 faßte, wovon unten ein Mehreres. Seinem Vater Con-
 stantius Chlorus wird sehr ausdrücklich der Cultus des Si-
 nen, wahren Gottes zugeschrieben — wenn nicht Guseb²⁾ auch
 hier wieder die Unwahrheit gesagt und einen gewöhnlichen

¹⁾ Dieser Anschauungsweise hat Macrobius ein Denkmal gestiftet, Saturn.

I. 17 ff. — Der christliche Firmicus, 14, legt der Sonne eine er-
 gößliche Rede an die Betenner sämtlicher auf sie bedeuteten Mythen
 in den Mund: Einige erlösen mich im Nil, andere entwannen und
 benehnen mich, andere durchstossen meine zerstückten Glieder mit sieben
 Speeren; wieder andere kochen mich im Topf, u. s. w. „Betrauert
 „den Elber, heißt es, betrauert die Proserpina! betrauert den Alys!
 betrauert den Osiris!“ wohl, nur daß es ohne Abbruch meiner
 Würde geschehe! Ihr sollt mich nicht durch alle Sträßer schleifen!
 Zum Tageslicht hat mich Gott geschaffen, und das ist mir genug.

²⁾ Vita Const. I. 17 und 27.

6. Abschnitt. Mithradienst zum reinen Monothetismus idealisirt hat. Es gab auch wohl hie und da, in dieser Zeit der Mischung aller Religionen, Uebergänge aus dem Judenthum in das Heidenthum und Parsenthum, wie z. B. bei den cappadocischen Hypsistariern (d. h. Verehrern eines höchsten Gottes) zu Anfang des vierten Jahrhunderts, welche eigentliche Monothetisten waren, bei ihrer bloß provinciellen Geltung jedoch hier nicht weiter in Betracht kommen dürfen.) Endlich äußert sich stellenweise ein ganz werthloser Monothetismus, bei Solchen, die gerne mit allen Winden segeln und jeden Anstoß vermeiden wollten, als Constantin durch sein Toleranzedikt alle Standpunkte verrückt hatte. Dieser Art ist das Gebet eines jener Panegyriker, welche oben charakterisirt wurden.¹⁾ „Wir stehen zu Dir, ruft er aus, höchster Urheber aller Dinge, dessen Namen so viele sind, als Du den Völkern Zungen gegeben hast, ohne daß wir wissen, welchen Namen Dein eigener Wille verlangt! es sei nun in Dir eine göttliche Kraft und Intelligenz, durch welche Du in die ganze Welt ergossen Dich mit allen Elementen vermischest und ohne irgend eine Kraft von außen Dich selbst bewegest, — oder Du seiest eine Macht über allen Himmeln und schauest auf dieses Dein Werk aus einer höhern Burg hernieder; — wir bitten und stehen zu Dir, daß Du uns diesen Fürsten auf ewig erhaltest.“ Man sieht, der Redner läßt die Wahl frei zwischen einem immanenten und einem außerweltlichen Gott, und wenn er nachher diesem unbestimmten höchsten Wesen noch Allmacht und Allgüte zuschreibt, so hebt er dieß doch gleich wieder auf durch die trotzige Schlusssphrafe: „Wenn Du dem Verdienste

Die Charaktere
losen.

¹⁾ Vgl. Ullmann, Gregorius v. Nazianz, S. 558 ff. Die auf S. 562 behandelten syrischen Euphemiten sollen eine ganz heidnische, vielleicht von parthischer Seite angeregte Monothetisensette gewesen sein, welche zwar mehrere Götter annahm, aber nur einen als Allherrscher mit Feuertienst verehrte.

²⁾ Paneg. IX. (Incerti ad Const. M. vom J. 313) cap. 26.

„seinen Lohn verweigerst, so hat entweder Deine Macht oder „Deine Güte aufgehört.“ Dieser gallische Rhetor vertritt eine gewiß sehr große Zahl von Unentschiedenen und Vorsichtigen, welche den Erfolg abwarten wollten. 6. Abschnitt

Nachdem wir den philosophischen Dämonenglauben und seinen Einfluß auf den heidnischen Monotheismus betrachtet, wird es nöthig sein, noch einen Blick auf diejenigen Superstitionen und magischen Begehungen der Uebergangszeit zu werfen, welche mehr dem Populäraberglauben angehören. Eine scharfe Trennung ist, wie bemerkt wurde, unmöglich. Sonstiger
Aberglaube.

Vieles von diesen Dingen ist die bloße Fortsetzung des früher Ueblichen. So dauert z. B. die etruskische *Haruspicin* noch immer fort, und zwar im erhöhten Glanze, nachdem sie bekanntlich im ersten Jahrhundert dem Aussterben nahe gewesen war.¹⁾ Sie ist die officielle Götterbefragung am kaiserlichen Hofe und genießt außerdem einer bedeutenden Privatpraxis wenigstens in Italien.²⁾ Im engeren Sinne betrifft sie die Erforschung der Zukunft aus den Eingeweiden der Thiere und dem Vögelzug, das Erathen des göttlichen Willens aus dem Blitz, selbst das Herabziehen des Blitzes,³⁾ die Regeln der Städtegründung u. a. m., aber sie hatte sich im Verlauf der Zeit mit dem übrigen Aberglauben, zumal chaldäisch-astrologischem vermischt, und auch die Schriftsteller unterscheiden sie nicht immer gehörig von den übrigen Zweigen der Theurgie. Die Haruspicin.

Auch die *Drakel*,⁴⁾ d. h. die von bestimmter heiliger Stätte ausgehenden Antworten auf Anfragen über die Zu- Die Drakel.

1) Tacit. Annal. XI. 15. Und zwar damals „weil die fremden Superstitionen überwogen.“

2) Der Beweis z. B. in den spätern Verboten, Cod. Theodos. IX. 16, vom Jahr 319.

3) Noch gegen Alarich und seine Gothen in's Werk gesetzt, Zosim. V, 41. — Ein interessanter Bescheid der *Haruspices* (nach dem J. 276), der sich mit einiger Gewaltthat auf das Haus Habsburg deuten läßt, Hist. Aug. Florian. c. 2.

4) Ant. van Dale, de oraculis, Amstelod. 1683. Als Sammlung immer noch brauchbar.

6. Abschnitt. Kunst waren noch keinesweges verstummt, obwohl ihnen in den herumziehenden Beschwörern eine fürchtbare Concurrenz an die Seite getreten war. Die verschiedenen heidnischen Religionen im ganzen Reiche waren einig in der Annahme begnadigter Orte und Stellen, wo man den Willen der Götter deutlicher als sonst vernehmen konnte, und so gab es Orakeltempel, Orakelquellen, heilige Erbspalten, Grotten u. s. w. in allen Provinzen, oft aus sehr alter vorrömischer Zeit, mit allen möglichen Arten der Befragung und der Antwort. In dieses Gebiet gehört schon das oben erwähnte Uebernachten in den Tempeln des Aesculap und Serapis, zur Erzwirkung von Heilträumen,¹⁾ wobei sich oft eine sehr gebildete Gesellschaft zusammen fand. — Allerdings hatten die großen, officiellen, politischen Consultationen aufgehört, oder die Fragenden hüllten sich in's tiefste Geheimniß und wandten sich dann lieber an Beschwörer; allein wenn auch keinem Krösus mehr in Hexametern gerathen wurde, über den Salys zu gehen, so erhielten sich doch die namhaftern Orakel noch alle im Gang durch Pilger der verschiedensten Stände und Interessen, die ihre Gaben darbrachten; Pausanias besuchte die in Griechenland befindlichen der Reihe nach aus Frömmigkeit und Curiosität.²⁾ In Betreff Delphi's reicht eine zwar spärliche, doch nie auf lange Zeit unterbrochene Reihe von Zeugnissen bis auf Constantin herab und knüpft später noch einmal an. Einzelne Erwähnungen der hellenischen und kleinasiatischen Orakel von Abä, Delos, Milet, Colophon, zc. gehen ebenfalls noch in ziemlich späte Zeit, und man darf sich nicht durch die Kirchenschriststeller irre machen lassen, bei welchen es fast zum Dogma geworden ist, die Orakel seien seit Christi Geburt zum Schwe-

Die Orakel in
Griechenland.

¹⁾ Der Gott befehlt oft keine medicinischen, sondern ganz abergläubische Wundermittel, wie aus einer griech. Inschrift des Aesculaptempels auf der Tiberinsel in Rom erhellt, s. Gruter. Thes. Inscr. p. 71.

²⁾ Sein gutes Vertrauen, daß die Prophetie überhaupt noch nicht ausgestorben sei, X, 12.

gen gebracht. Am ehesten möchte dieß noch von dem ural- **6. Abschnitt.**
 ten Dodona gelten. Rom hatte und befragte noch zu Zei- Die Orakel in
 ten seine sibyllinischen Bücher, welche für die Schicksale des Straßen.
 Staates im Großen das höchste Orakel waren; doch scheint
 sich gegen die letzte vorconstantinische Oeffnung derselben,
 zur Zeit des Barbareneinfalls unter Aurelian, eine auf-
 geklärte oder andersgläubige Partei im Senat geregt zu
 haben.¹⁾ Das beliebteste auch von Kaisern befragte Privat-
 orakel in der Nähe von Rom war dasjenige des herrlichen
 Fortunentempels von Präneste, welcher von hoher Terrasse
 herab weit über die Gegend leuchtete. Neben den „präne-
 stinischen Loosen“ behaupteten die sonst sehr angesehenen
 Schicksalstempel von Antium und Tibur nur einen unter-
 geordneten Rang. In Oberitalien genoß noch die warme
 Quelle von Aponus unweit Padua einen großen Credit
 nicht nur um ihrer Heilkräfte sondern auch um ihrer Ora-
 kel willen,²⁾ die wenigstens dem Claudius Gothicus in vir-
 gilischen Hexametern ertheilt wurden. Auch die Quelle des
 Clitumnus unweit Spoleto mit ihrer bis heute so wunder-
 liehlichen Umgebung war ohne Zweifel noch immer eine ge-
 weihte Stätte dieser Art, wie zur Zeit³⁾ des jüngern Plin-
 ius; an dem einzigen erhaltenen von den vielen Tempeln
 und Kapellen, die einst den Ort schmückten, hat man in
 frühchristlicher Zeit christliche Embleme angebracht, wahr-
 scheinlich nur um die weissagenden Dämonen wegzubannen.

In Africa stand bis auf die Zeit Diocletians die himm-
 lische Göttin zu Carthago in hohem divinatorischem Ansehen.
 Selbst Gallien ist nicht ganz ohne Orakel, wenigstens giebt
 die halbwarne Quelle beim Apollstempel zu Autun⁴⁾ Ent-
 scheid über Eid und Meineid.

¹⁾ Hist. Aug. Aurel. c. 19. s. Die nächste Oeffnung der Bücher,
 durch Parentius, s. bei Zosim. II. 16.

²⁾ Hist. Aug. Claud. Goth. c. 10., wo statt Apennino Aponino
 zu lesen ist. — Claudian. Eidyll. VI.

³⁾ Plin. Epist. VIII. 8.

⁴⁾ Panegy. VII. (Eumen. Constantino) cap. 21.

6. Abschnitt.

Orakel im
Orient.

Von den Orakeln der östlichen Gegenden des Reiches finden sich einzelne fortlaufende Nachrichten über den Aesculapstempel zu Megä, den des sarpedonischen Apoll zu Seleucia und den Tempel von Mallos, alle drei in Cilicien, sowie über den Venusstempel zu Paphos auf Cypern, das tempellose Orakel auf dem Berg Carmel, und mehrere Heiligthümer Aegyptens. Von den großen Tempeln des asiatischen Binnenlandes war vielleicht keiner ohne Ansprüche dieser Art;¹⁾ aus demjenigen zu Baalbel wurde noch zu Ende des vierten Jahrhunderts das Götterbild periodisch herausgetragen und weissagte (wie jener Apoll zu Hierapolis, S. 184) durch die Richtung, die es selber den Tragenden anwies; andere, gewöhnliche Bescheide erlangte man brieflich und durch Symbole. — Merkwürdig ist die emsige Götterbefragung der Palmyrener, welche sich an den sarpedonischen Apoll und an die himmlische Aphrodite zu Aphaca wenden, um über die Dauer ihres Reiches Auskunft zu erhalten.

Die Omnia.

Zu einer zuverlässigen Statistik des Orakelwesens in der constantinischen Zeit wird man indeß aus begreiflichen Ursachen nie mehr gelangen. Es ging damit parallel eine beständige, tägliche Befragung der Zukunft durch Beobachtung mancher ganz äußerlicher Zufälligkeiten, die der Aberglaube in das Gebiet der Omnia gewiesen hatte. Das sehr beliebte Aufschlagen des Virgil ist eines von den geistreichern Mitteln dieser Art; eine Knechtschaft unter viel geschmackloserem Wahnglauben haben wir in der Einleitung bei Anlaß des Septimius Severus kennen gelernt (S. 11 u. 12), welcher außer den Omnia auch noch der Traumbedeutung, der Astrologie, der Magie, den attischen Mysterien u. s. w. huldigte. Zu der altrömischen Superstition hatte sich im

¹⁾ Ueber den castalischen Quell zu Daphne bei Antiochien, welcher besonders durch seine Orakel über die Schicksale des Thrones berühmt war, vgl. Ammian. Marc. XXII, 12. — Das spätere Aufhören der Orakel berührt u. a. Symmachus, Ep IV. 33.

Kaufe der Zeit die der unterworfenen Völker und des Ori- 8. Abschnitt.
entes gemischt; während man zu jeder Stunde durch Omina
und Portenta sich erschrecken und bestimmen ließ, befragte
man das chaldäische oder ägyptische Stundenbüchlein für je-
den Schritt, den man aus dem Hause thun wollte. Von
Mariminus Daza erzählt Euseb, er habe ohne Weissagung
und Orakel nichts mit den Fingern von der Stelle zu rücken
gewagt.¹⁾

Hätte es aber nur dabei sein Bewenden gehabt! Theils Die Magie im
Leben.
um etwas Zukünftiges zu erfahren, theils um es magisch zu
bewirken, griff der Römer der frühern Kaiserzeit nicht selten
zu den abscheulichsten Mitteln, wobei in der Regel dieselben
Chaldäer gebraucht wurden, die sonst aus den Sternen die
Zukunft herauslasen. Oft waren schon die Zwecke verbroche-
rlich, die man erreichen wollte, und da fiel in Betreff der
Mittel vollends jede Bedenklichkeit weg. Als Germanicus
mit tödtlicher Magie umgeben und dadurch wirklich zu Tode
geängstigt wurde,²⁾ kam es neben diesem großen Frevel
nicht in Betracht, daß vorher ohne Zweifel andere Mord-
thaten hatten Statt finden müssen, um dem Zauberer die
nöthigen Theile von Menschenkörpern zu schaffen. Aber
auch wenn es keinen positiven Zauber, kein „Anthun“ galt,
sondern bloße Erforschung der Zukunft oder Abwendung
eines Unheils, waren doch oft die Begehungen von furcht-
barer Art. Die Beschauung menschlicher Eingeweide hörte,
so lange es ein Heidenthum gab, nie völlig auf; das An-
sinnen eines freiwilligen Todes für den Kaiser Hadrian hat
seinem Liebling Antinous das Leben gekostet; das Zerstückeln
von Leichen zum Behuf magischen Zwanges, das Beschwö-
ren derselben zu einem Scheinleben, endlich die Beschwörung
von Seelen waren noch immer allbekannte, keinesweges sel-

¹⁾ Euseb. Hist. eccl. VIII, 14.

²⁾ Tacit. Ann. II, 69.

6. Abschnitt. tene Mittel der Divination, zahlreichen geringern Zaubers, namentlich der Liebestränke gar nicht zu gedenken.¹⁾

In welchem Verhältniß traten nun diese magischen Uebungen zu der neuen Richtung des dritten Jahrhunderts auf heidnische Religiosität und Moralität und zu der neuplatonischen Philosophie?

Die Magie
am spätern
Kaiserhofe;

Was von den geheimen Wissenschaften nicht geradezu verbrecherisch und abscheulich war, dauerte ohne Anfechtung fort und wurde sogar officiell unterstützt, wie denn der fromme Alexander Severus den Haruspices und Astrologen Staatsbesoldungen zuerkannte und sie zu Vorträgen über ihre Fächer verpflichtete. Was weiter ging und nur durch Verbrechen erkauft werden konnte, dessen enthielten sich wenigstens die meisten Kaiser, namentlich als das rastlose Kriegesleben dem Hofe einen kräftigern, gesundern Ton verliehen und Decius die Herstellung der alten Religion zum Staatsziel erhoben hatte. Noch der abergläubige Diocletian erscheint in dieser Beziehung, so viel bekannt ist, tabellos, während wir seine Mitregenten schon wieder in wüstem Unwesen versunken finden werden.

bei den Philo-
sophen.

Was aber die Neuplatoniker betrifft, so berührte sich ihre Dämonenlehre allzu unmittelbar mit einzelnen Theilen der gewöhnlichen Zauberei, als daß nicht eine enge Complicität hätte eintreten müssen; ja ihre Geisterbannung überhaupt ist zum Theil ein Ausfluß des orientalischen und occidentalschen Zauberglaubens im Volke.

Dämonenglau-
be der Chri-
sten.

Drittens gehen die Christen in ihrem theils judaisirenden, theils populären Dämonenglauben mit den Heiden parallel und zweifeln nicht im Geringsten daran, daß es zahlreiche, stark auf das Menschenleben wirkende, durch Menschen zu bannende Mittelmächte gebe, die als gefallene Engel, oder als Giganten, d. h. als Söhne der Engel und der Töchter

¹⁾ Für den Zauberverdacht im täglichen Leben gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ist besonders die „Apologie“ des Apulejus zu vergleichen.

der Menschen gedacht werden.¹⁾ Allein diese Geister sind 6. Abschnitt.
 durchaus böse, dem Reiche Gottes und dem Heil der Men-
 schen abgeneigt; manche halten sie für Urheber des Unheils
 in der Natur, z. B. der Erdbeben und Seuchen, wie in der
 sittlichen Welt; ja sie sind die Urheber des ganzen thörich-
 ten und sündereichen Heibenthumes, wozu sie das Menschen-
 geschlecht verführt haben um es unrettbar in ihrer Gewalt
 zu behalten. — Diese Ansichten sind alt und zum Theil schon
 aus dem Judenthum herübergenommen, bildeten sich aber
 später noch schärfer aus. Als Zeugen aus der Zeit kurz
 nach der großen diocletianischen Verfolgung wollen wir Lac-
 tantius²⁾ hören: „Diese überirdischen und irdischen Dämo-
 „nen wissen Vieles Künftige, aber nicht Alles; den eigent-
 „lichen Rathschluß Gottes wissen sie nicht. Sie sind's,
 „die sich beschwören lassen durch Magier, auf deren Anru-
 „fung sie die Sinne des Menschen mit blendendem Gaukel-
 „werk betrügen, so daß er nicht sieht was ist, sondern zu
 „sehen glaubt was nicht ist. . . . Sie bringen Krankheiten,
 „Träume, Wahnsinn, um die Menschen immer mehr durch
 „Schrecken an sich zu ketten. . . . Man darf sie aber nicht
 „etwa deshalb aus Furcht verehren, denn sie sind nur schäd-
 „lich, so lange man sie fürchtet; bei Nennung Gottes müssen
 „sie fliehen, und der Fromme kann sie sogar zur Angabe
 „ihres eigenen Namens zwingen. . . . Sie haben die Men-
 „schen gelehrt, Bilder verstorbenen Könige, Helden, Erfinder
 „u. s. w. zu machen und göttlich zu verehren; hinter den Na-
 „men derselben verbergen sie aber nur sich selber, wie hinter
 „Masken. Die Magier freilich rufen den Dämon nicht bei
 „diesem bloß vorgeschobenen Götternamen, sondern bei sei-
 „nem wahren, überirdischen. . . .“ Weiterhin wird zugegeben,
 die Dämonen wohnten wirklich in den Tempeln und thaten

1) Die Stellen aus den Kirchenvätern gesammelt bei E. Usteri, Ent-
 wicklung des paulin. Lehrbegriffs, Anhang.

2) Lactant. Divin. Institut. II, 14. 5.

6. Abschnitt. Wunder, Alles um die unglücklichen Menschen in ihrem Wahnglauben zu bestärken; ihr Vorauswissen der Zukunft das sie als ursprünglich göttliche Geister in der That besäßen, wendeten sie dazu an, in den Orakeln bisweilen die Wahrheit zu künden, damit es nachher das Ansehen gewinne, als hätten sie die Thatfachen selber vollzogen. — Aus derselben Zeit rühren auch die Aeußerungen des Arnobius ¹⁾ her, welcher den ganzen objectiven Thatbestand der Zauberei in einem sehr weiten Umfange zugiebt und z. B. gerade darin einen Hauptunterschied zwischen Christus und den Magiern findet, daß jener seine Wunder durch die Kraft seines Namens, diese dagegen die ihrigen bloß durch Hülfe der Dämonen zu Stande gebracht hätten. Auf die Wunder des Simon Magus, namentlich auf seinen feurigen Wagen wird als auf etwas Unbekanntes hingewiesen. Freilich könne man nicht wissen, ob nicht bei allen Berufungen und Bannungen immer nur Einer und Derselbe, nämlich Satan erscheine.

Dieses mußte vorausgeschickt werden um das Maas des noch herrschenden allgemeinen Zaubervahns einigermaßen zu bezeichnen. Vielleicht waren die Besten dieser Zeit nicht gänzlich darüber hinaus. Die Beispiele der einzelnen Zauber- gattungen werden das Nähere ergeben.

**Bannung von Menschensee-
len.** Die neuplatonischen Beschwörer kannten, wie oben bemerkt, als eine eigene Kategorie die Bannung von Menschenseelen. Unabhängig von ihrem System und lange Zeit vor demselben ²⁾ kam dieselbe auch sonst häufig vor, weil von den Verstorbenen jederzeit mancherlei wichtige Auskunft erwartet und der Todte in mehreren alten Religionsystemen gradezu als Genius betrachtet wurde. In den zwei ersten Jahrhunderten ist oft von solchen, zum Theil unter schrecklichen Umständen vollzogenen Bannungen die Rede, wobei

¹⁾ Advers. gent. I, p. 25. IV, p. 134. — Aehnliche sehr starke Stellen bei Tertullian, Apolog. 22. 23. S. auch Euseb. Hist. eccl. VII. 10.

²⁾ Als uralte griechische Uebung schon im XI. Buche der Odysee.

man bloß an die *Caulidia* des Horaz und an *Nero* zu er- a. Abschnitt.
innern braucht. Das dritte Jahrhundert zeigt uns zunächst
Caracalla,¹⁾ der sich in wahnsinnigem Fieber von seinem
Vater *Severus* und seinem ermordeten Bruder *Geta* mit
Schwertern verfolgt glaubt und nun eine Menge Seelen
beschwört, um von ihnen die Art der Heilung zu erfragen;
Commodus, auch *Severus* selbst erschienen auf den Ruf, aber
den letztern begleitete ungerufen die Seele *Geta's*, und der
entsetzte Beschwörer vernahm keinen Trost, sondern nur wilde
Drohungen. Von den spätern Kaisern²⁾ wird zwar nichts
Ähnliches mehr berichtet, allein die Seelenbannung blieb
im Gebrauche und die christlichen Schriftsteller reden öfter
davon mit Abscheu als von etwas bestehendem, ja die An-
klagen sowohl als die Verbote dieses Inhaltes reichen bis
weit in die christliche Zeit hinein.³⁾ Nur sind sie in der
spätern Zeit nicht immer auszuscheiden von den allgemei-
nen Anklagen und Verboten gegen das Verbrechen des so-
genannten *Beneficium's*, welches außer der Giftmischerel auch
jede andere unerlaubte Wirkung durch äußere Mittel um-
faßt. Man rechnete dahin z. B. die Zaubermittel, durch
welche die Wagenführer des *Circus* sich den Sieg zu ver-
schaffen meinten. Es gab in Rom noch immer „Lehrer der
bösen Künste,“ und wer ihnen nicht seinen eigenen Sohn in
die Lehre geben mochte, versuchte es etwa mit einem beson-
ders ansehnlichen Sklaven. Noch um die Mitte des vierten
Jahrhunderts findet sich ein sardinischer Sklave, welcher sehr
geübt war, „schadenbringende Seelchen hervorzulocken und
„Gespenstern Weissagungen abzunöthigen.“

Allein der wahre Zauberer verstand es auch, einer Leiche Evocation von
für kurze Zeit das Leben wiederzugeben und sie zum Spre- Reichthamen.

1) Dio Cass. LXXVII, 15.

2) Daß den Imperatoren *Tacitus* und *Florian* der Schatten ihrer Mut-
ter erschien (*Hist. Aug. Flor.* 4), war nicht Folge einer Beschwörung.

3) *Ammian. Marc.* XIX, 12. XXVI, 3. XXVIII, 1.

6. Abschnitt. chen zu bringen. Die Heimath dieser grauenvollen Kunst ist unstreitig Aegypten. Apulejus im zweiten Buche der Metamorphosen verlegt eine solche Scene auf das Forum von Larissa in Thessalien, wo es sonst an einheimischen Zauberern nicht fehlte; gleichwohl muß ein Aegypter Zachlas, in weißem Linnenkleid, mit geschorenem Haupte, auftreten um durch dreimaliges Auflegen gewisser Kräuter auf Mund und Brust der Leiche und durch leises Gebet zur aufgehenden Sonne das Wunder zu vollbringen. Eine andere Geschichte dieser Art, ohne apuleischen Humor mit grellem ägyptischem Detail erzählt, findet sich bei Heliodor; ¹⁾ hier beschwört eine Mutter ihren im Kampf getödteten Sohn, und die Leiche spricht Wahrheit, während es im obigen Falle zweifelhaft bleibt, ob der Zauberer nicht ein falsches, lügenhaftes Leben in den Körper gebannt hat. Der Autor, unter der Maske des weisen Priesters Kalasiris, mißbilligt freilich dieses Leichenbeschwören und stellt auch bei einem andern Anlaß ²⁾ dieser niedrigen Mantik eine höhere echt ägyptische Weiðheit gegenüber, welche gen Himmel blicke, mit den Göttern umgehe u. s. w.; allein dieß sind Ausreden des vierten Jahrhunderts, als die Staatsgewalt in Sachen der Zauberei keinen Scherz mehr verstand, oder auch vielleicht Nachwirkungen der edlern, plotinisch-porphyrischen Schullehre, die sich von der operativen Magie mit Willen fern hielt. —
Nach bei den Was soll man aber denken, wenn einzelne Beispiele der Leichenbeschwörung bei frommen christlichen Priestern vorkommen, und zwar nicht erst im Mittelalter, sondern im vierten und fünften Jahrhundert? Der heilige Spiridion (Spiridon), Bischof von Trimitzunt auf Sypern, ³⁾ der später beim nicenischen Concil anwesend war, hatte eine Tochter Irene, welcher ein Bekannter einen werthvollen Gegenstand

¹⁾ Heliodor. Aethiop. VI, 14.

²⁾ Aethiop. III, 16. 17. vgl. IV, 5. 7. 12.

³⁾ Socrates Hist. eccles. I, 12. Sozomenus I, 11. Aus Rufin. I, 5.

anvertraut hatte; sie starb darüber und Spiridion, der den 6. Abschnitt.
Schatz zurückgeben sollte und den Ort der Verwahrung nicht wußte, rief seine Tochter mit Namen, bis sie ihm aus dem Grabmal heraus die gewünschte Kunde gab. Ein späterer Erzähler beschönigt dieß mit den Worten: „er flehte, Gott „möge ihm vor der Zeit die verheißene Auferstehung an einem Beispiel zeigen,“ während es sich doch offenbar um einen Rest heidnischen Glaubens handelt. — Aus den letzten Jahren des weströmischen Reiches wird eine viel bedeutender mottwirte Leichenbeschwörung ¹⁾ berichtet, welche in dem Zusammenhang dem sie angehört, einen großen Eindruck macht. Der heilige Severin, in der tiefsten Noth seiner Gemeinden an der Donau, ruft einen gestorbenen Presbyter zum augenblicklichen Erwachen, und fragt ihn, ob er gestatte, daß sein Leben noch einmal von Gott verlangt werde? der Todte aber fleht, man möge ihn in der ewigen Ruhe lassen und sinkt von Neuem entseelt zurück. Hier liegt allerdings schon eine ganz andere psychologische Anschauung zu Grunde, und zwar eine wesentlich christliche, auf welche wir nicht näher eingehen können.

Zum Schlusse muß des Mißbrauches einzelner Theile von Leichen als Mittel zu magischen Zwecken gedacht werden. Magischer Gebrauch todtter Körper.
Wir müßten tief in die Ursprünge aller Magie hinabsteigen, wenn wir die primitiven Formen dieses besondern Wahnglaubens ermitteln sollten; genug, daß von Menschenfleisch und Menschenknochen bei den verschiedensten Zaubergattungen die Rede ist, sowohl bei der bloßen Erforschung der Zukunft als bei dem magischen Wirken auf Andere. Ursprünglich mochte es auf den Schatten Desjenigen abgesehen sein, von dessen Leiche die Stücke genommen waren; allein diese Beziehung macht sich später nicht mehr mit Deutlichkeit geltend; das Mittel ist ein allgemeines geworden, und es ließe sich von der griechischen Zeit abwärts ein langes Verzeichniß

¹⁾ Eugippius, vita S. Severini cap 16.

6. Abschnitt. von einzelnen Beispielen seiner Anwendung zusammenstellen. Doch ein einziger sehr bezeichnender Fall kann uns die widerliche Wanderung durch dieses Gebiet der Nacht ersparen. Man erinnert sich der bekannten herobotetischen Erzählung vom Schatz des Rhampsinit und von der abgehauenen Hand des Diebes, wobei vielleicht schon eine magische Vorstellung vorauszusetzen ist: die rechte Hand ist nächst dem Schädel immer der begehrteste Theil der Leiche gewesen. Nun begiebt es sich unter Constantin und zwar wiederum in Aegypten, dem Vaterland alles wüsten Zaubers, daß eine abgehauene Hand zu magischen Künsten gebraucht werden soll,¹⁾ und zwar ist es Niemand anders als der große Athanasius von Alexandrien, welchem aufgebürdet wird, er habe einem Bischof der meletianischen Sekte aus der Thebais, Namens Arsenius, zu jenem Zweck die Hand abhauen, ja ihn ermorden lassen. Auf der Synode zu Tyrus, Angesichts der ersten Bischöfe des Reiches, wagen sich die ägyptischen Geistlichen, seine Gegner, nicht bloß mit der Anklage, sondern mit dem vorgeblichen corpus delicti hervor; eine wirkliche Hand — „ob von einem absichtlich Ermordeten oder sonst „Gestorbenen, weiß Gott allein“ — wird den heiligen Vätern unter die Augen gelegt. Athanasius macht die Anklage wohl glänzend zu nichte, indem er den lebendigen, unverstümmelten Arsenius mitten in das Concil hineinführt, allein daß eine Behauptung wie jene und zwar in einem solchen Kreise gewagt werden durfte, spricht ganz unwiderleglich für die Allgemeinheit des Wahnes und für das häufige Vorkommen der Uebung.

Die Todten-
hand.

Beschauung
menschlicher
Eingeweide.

Von einem andern Princip geht die Beschauung menschlicher Eingeweide aus, welche schon in alten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern²⁾ namentlich an Kriegsgefangenen geübt wurde. Sie ist wesentlich divinatorischer Art,

¹⁾ Socrates, hist. eccles. I, 27. s. Sozomenus, II, 23.

²⁾ Strabo III, 3 erzählt es z. B. von den Lusitanern.

doch schließt sich daran unvermeidlich auch eine operative ^{6. Abschnitt.} Magie an oder wird von den Berichterstattern ohne Weiteres vorausgesetzt, weil der populäre Glaube an den magischen Werth einzelner Leichentheile zu fest gewurzelt ist, um sich mit dem bloßen Exspicium zu begnügen. Auch für die Fortbauer dieses Gräuels reicht ein einziges Beispiel zum Beweise hin. Unter den fast durchgängig überaus abergläubigen Fürsten dieser Zeit wird Maxentius, der Sohn des Maximianus Herculius, insbesondere beschuldigt, schwangere Weiber, auch Kinder zum Zweck der Eingeweideschau aufgeschnitten und durch geheime Begehungen die Dämonen herbeigerufen zu haben. Obschon Eusebius dieses erzählt,¹⁾ der vom Heidenthum durchaus nicht immer die richtigsten Begriffe hat und auch nicht immer die Wahrheit sagen will, so läßt sich doch bei der bössartigen Rohheit des Maxentius kein gegründeter Zweifel gegen diese Aussage erheben. Es befremdet dann auch nicht mehr, was eine andere Quelle²⁾ meldet, daß er noch zwei Tage vor seinem Ende das blutbesleckte Palatium verließ und eine Privatwohnung bezog, weil ihm dort die Rachedämonen keinen Schlaf mehr gönnten. Ähnliches war ohne allen Zweifel das ganze dritte Jahrhundert hindurch häufig vorgekommen. — Uebrigens ist mit diesen beiden Gattungen der magische Gebrauch der Menschenleiber keinesweges erschöpft; sympathetische Wirkungen wurden z. B. auch mit dem Blute erzwengt, in welchem nach der herrschenden Ansicht die eigentliche Lebenskraft liegen sollte. Es wird eine Geschichte dieser Art schon von Marc Aurel berichtet,³⁾ die eben so traurig als schmutzig wäre, wenn man sie für wahr halten müßte, und die selbst als Fabel einen übeln Schein auf die Zeit wirft, deren Gebildete daran glauben konnten.

¹⁾ Euseb. Hist. eccl. VIII, 14. vita Const. I, 36.

²⁾ Panegy. IX, 16.

³⁾ Hist. Aug. Marc. Aur. c 19.

a. Abschnitt.

Macht des
Wahns.

In Betreff dieses ganzen Zaubertwesens wird nun die Geschichte ewig umsonst nach dem objectiven Thatbestande fragen. Heiden, Juden und Christen waren gleichmäßig überzeugt, daß Geister und Todte beschworen werden könnten und in der That häufig beschworen würden; es handelt sich auch nicht wie beim Hexenwesen der letzten Jahrhunderte um etwas gewaltfam in die Menschen Hineinverhörtes, sondern um hundert rücksichtslose, freie und deshalb sehr verschiedenen lautende Ausagen, von zum Theil sehr besonnenen und sittlich ehrenwerthen Schriftstellern. Wie Vieles bewußter Betrug, wie Vieles bloße *pia fraus* und wie Vieles Selbsttäuschung und ekstatische Vision war, ist und bleibt ein Räthsel, wie bei den neuplatonischen Beschwörungen. Denn jedes Jahrhundert hat seine eigene Ansicht von dem Ueberfinnlichen in und außer dem Menschen, in welche sich die Folgezeit nie ganz hinein versehen kann.

Mit der bisherigen Darstellung des Heidenthumes geben wir bloß die wesentlichen Richtungen des damaligen Glaubens bezeichnet zu haben. Wenn alle Spuren im Einzelnen aufgeführt werden sollten, wenn alle abweichenden Auffassungen der Götterwelt überhaupt, wenn sogar aller einzelne Amuletdienst und Symboldienst hergezählt werden könnte, in einem Jahrhundert, da sich Mancher mit der Anbetung eines einzigen Schlangleins als Agathodämon begnügte und weiter an Nichts glaubte — dann würden vielleicht die dreihundert Sekten, die der Philosoph Themistius kannte, (S. 209) wenigstens hypothetisch nachzuweisen sein. Mit diesem „vieltöchterischen Wahnsinn“¹⁾ sollte nun das Christenthum noch einmal in einen entscheidenden Kampf treten. Dieser hatte zum Glück auch eine literarische Seite. Die rationalen Vertheidiger des Christenthums in dieser Zeit der Crisis, der

Die christl.
Rationalisten.

¹⁾ Eusob. vita const. II. 45. ἡ πολυθεος μαντα.

schon oft angeführte Arnobius und Lactantius haben für 6. Abschnitt.
uns einen noch höhern Werth durch ihre Darstellung des
sinkenden Heidenthumes. Zwar stehen sie auf den Schul-
tern ihrer Vorgänger, namentlich des Clemens von Alexan-
drien, allein sie bringen auch viel Neues, für das Jahrzehnd
der Verfolgung und die damaligen Stimmungen wahrhaft
Bezeichnendes. Das höchst achtungswerthe Buch des Lac-
tantius giebt sich als das Resultat tiefer und vielseitiger
Studien zu erkennen; die Schrift des Arnobius ist als rasch
hineingeworfener Erguß des düstern, glühenden Unwillens
eines Neubekehrten der unmittelbarste Zeuge des Momentes.
Das durchgehende leidenschaftliche Mißverständniß des Heiden-
thumes in Betreff seines Ursprunges und seiner Entwicklun-
gen stört den jetzigen Leser nicht mehr; er weiß was von
dem Euhemerismus dieser Kirchenschriftsteller zu halten ist
und nimmt die kostbaren Aufschlüsse aller Art, welche neben
diesem Irrthum liegen, mit Begierde an.

Ziehen wir die letzten Resultate aus dem Bisherigen, so Die Zerfetzung
des Heiden-
thums bahnt
dem Christen-
thum den Weg.
findet sich, daß nicht nur die Zerfetzung des Heidenthumes
als solche dem Christenthum im allgemeinen günstig war,
sondern daß die einzelnen Symptome derselben mannigfach
eine Vorahnung des Christenthums, eine Annäherung an
dasselbe enthielten. Vor Allem war die Göttermischung an
sich ganz geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen.
Sie entnationalisirte das Göttliche und machte es universell;
sie brach den Stolz des Griechen und Römers auf seinen
alten einheimischen Cultus; das Vorurtheil zu Gunsten alles
Orientalischen mußte nach langem Herumirren im bunten
Gebiete des Wahnes am Ende auch zu Gunsten des Chri-
stenthums durchschlagen. Sobann war der wesentliche In-
halt der spätheidnischen Anschauungen dem Christenthum ge-
radezu analog; der Zweck des Daseins wird nicht mehr auf
das Erdenleben, seine Genüsse und Schicksale allein be-
schränkt, sondern auf ein Jenseits, ja auf eine Vereinigung
mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen

6. Abschnitt. die Einen sich der Unsterblichkeit zu verschern; die Andern wollen sich durch tiefe Versenkung in die höchsten Dinge oder auch durch magischen Zwang der Gottheit aufdringen; Alle aber huldigen dem wesentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die sich sogar bis zur Castelung steigert und wo sie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigstens als theoretisches Ideal gilt. Die Spiegelung hiervon findet sich wieder in dem philosophischen Wegschaffen und Umdeuten der griechischen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert sich das sinkende Heidenthum wenigstens stellenweise durch merkwürdige Aufschwünge, mochten dieselben sich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden sogar bis zu einem Bewußtsein der Sünde durchdrangen, mag sehr zweifelhaft bleiben; die Voraussetzungen dazu sind aber deutlich vorhanden in der neuplatonischen Lehre, welche das Eintreten der Seele in's irdische Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art von Erlösung bezeichnet.

Das Christenthum mußte auf die Länge siegen, weil es alle diese Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zusammenhang beantwortete.



Siebenter Abschnitt.

Alterung des antiken Lebens und seiner Cultur.

Die schlechte Zeit. — Klagen der Heiden und Antworten der Christen. — Absichtliche Verschweigung der Kaiserzeit bei vielen Schriftstellern. — Roma aeterna. — Begriff der Väterung.

Physische Entartung; ihre Ursachen; ihr Verhältniß zur Moralität. — Entartung der Tracht; die barbarischen Moden.

Die Kunst und ihre spätere Stellung bei den Römern. — Termin der Mäthe. — Der Verfall und seine sichtbaren Gründe. — Baukunst; der Stoff als Feind der Form; die neuen Aufgaben; das Vornehmen der Tendenz. — Sculptur; Luxus der Stoffe; Mosaik; die Plastik im Dienste der Fremdgötter; die Sarkophage; symbolische Tendenz ihrer Darstellungen; die Porträtskulptur; die Colossalität als Kunstziel. — Die Malerei; ihr realistischer Trieb ohne Ausbildung; ihr Verhältniß zum Christenthum eine Dienstbarkeit; die Porträtmalerei; die Tendenzmalerei. — Sieg über die Sculptur.

Verfall der Poesie. — Der Roman; Longus; Heliodor und das Stoffliche. — Die Lyrik; das grammatische Wort- und Versspiel; Optation. — Das Christenthum und die Poesie.

Die Rhetorik; ihre Stellung im Reiche; Beziehung zu den Kaisern. — Die Lehrbücher; das rhetorische Virtuositenthum. — Die spätern Sophisten. — Bedeutung des Stiles in dieser Zeit.

Siebenter Abschnitt.

Alterung des antiken Lebens und seiner Cultur.

Wenn irgendwo sich die Lebenskrisis der alten Welt deut- 7. Abschnitt.
lich offenbart, so ist es in der Abenddämmerung des Hei-
denthums, die wir mit ihren wahren Farben darzustellen
versucht haben. Es fragte sich nun, ob nicht das Christen-
thum die Bestimmung haben sollte, die Nationalitäten zu
erfrischen und auch dem Staatswesen einen neuen Halt zu Klagen der
geben? ob es nicht die schon im dritten Jahrhundert übliche Heiden.
Klage der Heiden ¹⁾ widerlegen sollte, daß kein Segen mehr
auf dem Menschengeschlecht ruhe, seitdem diese Religion im
Fortschreiten begriffen sei? Denn mit der größten Bestimm-
heit wurde behauptet: seit dem Christenthum hätten die Göt-
ter die Lenkung der Menschenschicksale aufgegeben, sie seien
ausgewandert (exterminatos) aus der elenden Welt, wo nun
lauter Pestilenz, Krieg, Hunger, Dürre, Heuschrecken, Hagel
u. s. w. regierten, während die Barbaren von allen Seiten
das Reich angriffen. Die christlichen Apologeten müssen sich Antworten der
umständlich zur Widerlegung dieser Ansicht herbeilassen; Christen.
„wie wenig ehrenvoll, heißt es, wäre ein solcher kindischer
„Zorn für euere Heibengötter! und warum geben sie denn
„nicht euch Gesundheit und Glück um uns Christen allein
„zu züchtigen? Die Natur hat sich nicht verändert; Sonne
„und Mond scheinen wie sonst, die Saaten grünen, die

¹⁾ Arnob. adv. gentes. I. — Tertullian an vielen Stellen.

7. Abschnitt. „Bäume blühen, Del und Wein werden gekeltert, das bürgerliche Leben geht seinen Gang wie von jeher; Kriege aber hat es zu allen Zeiten seit Ninus von Assyrien gegeben und seit Christus haben sie sogar eher abgenommen. Die jetzigen unlängbaren Uebel sind eben nothwendige Weltprocesse, durch welche die irdischen Dinge sich zu verjüngen suchen (rerum innovatio).“

Diese Hoffnung aber war, so wie der Autor sie verstand, eine eitle. Sehen wir einstweilen ab von der einseitigen Richtung, welche das Christenthum nahm, sobald es Staatsreligion wurde, und welche durchaus nicht geeignet war, dem Reich neue Kräfte zuzuführen. Darin liegt eben das große Vorrecht derjenigen Religion, deren Reich nicht von dieser Welt ist, daß sie sich gar nicht die Aufgabe setzt, irgend ein bestimmtes Staatswesen, eine bestimmte Cultur zu leiten und zu garantiren, wie die Religionen des Heidenthums gethan hatten; daß sie vielmehr im Stande ist, die verschiedenen Völker und Jahrhunderte, Staaten und Bildungsstufen mit einander zu versöhnen und zu vermitteln. So konnte das Christenthum auch dem gealterten Römerreich keine zweite Jugend mehr schenken, wohl aber die germanischen Eroberer so weit vorbereiten, daß sie die Bildung desselben nicht völlig mit Füßen traten. Underthhalb Jahrhunderte später, als es sich auf den catalaunischen Gefilden darum handelte, ob der Hunne das Leichentuch über das occidentalische Leben ziehen dürfe wie in der Folge der Mongole über das asiatische, trug diese Befreundung schon ihre Früchte; Römer und Westgothen hielten zusammen und wehrten den Angriff gemeinsam ab.

Von der Alterung und Verkommenheit der römischen Zustände überhaupt, woran das Christenthum keine Schuld trägt, ist die ganze Geschichte dieser Zeit ein sprechendes Zeugniß, und auch in der vorliegenden Darstellung wurde auf jedem Blatte darauf hingewiesen. Es ist aber hier die beste Stelle dazu, einige bezeichnende Züge aus diesem Grei-

senleben der antiken Welt zusammenzutragen. Auch die 7. Abschnitt.
historische Stellung des Christenthums kann hiedurch noch
weiter verdeutlicht werden.

Klagen über die schlechten Zeiten sind vorhanden aus ^{Beschwörung}
allen Jahrhunderten, welche eine Literatur hinterlassen haben. ^{der Kaiserzeit}
Im römischen Reich aber wird der Verfall auf eine Weise
eingestanden, welche gar keinen Zweifel übrig läßt. Das
Gefühl, daß alles was jetzt geschehe, klein sei im Verhält-
niß zu einer immer glanzvoller ausgemalten Vorzeit, wächst
gleichzeitig mit der äußerlichen Colossalität des römischen
Reiches und seiner Interessen, und selbst wer die Größe der
Vorzeit mißlaunig bestreitet, thut es nur um die Gegenwart
noch tiefer herabzusetzen. Wenn Seneca ¹⁾ in seiner philo-
sophischen Polemik gegen die Geschichte den Philipp und den
Alexander von Macedonien als Strauchblüthe behandelt, so
fügt er doch bei: Wir sehen diese Dinge für groß an, weil
wir selber so klein sind. Ein viel stärkeres, obschon still-
schweigendes Zeugniß liegt darin, daß alle Philosophen und
Rhetoren — und auch die Dichter wenn sie nicht betteln
gehen — daß also die ganze freie Literatur des zweiten,
dritten und vierten Jahrhunderts ohne Noth von keinem
Menschen und keinem Gegenstande spricht der über das Ende
der römischen Republik herabreicht. Es sieht aus als hätte
man sich das Wort darauf gegeben. Die griechischen Sophi-
sten wählen für ihre Schulerexercitien vorzugswelse Situationen

1) Quæst. natur. III. Præf. Er braucht das Wort *latrocinia*. —
Die Klagen über den Verfall der einzelnen Sphären des geistigen
Lebens seit der Kaiserzeit würden hier einen beträchtlichen Raum
einnehmen. Was der ältere und der jüngere Plinius, Petronius
u. A. über Kunst und Literatur sagen, ist schon oft citirt worden.
Plinius d. J. giebt Ep. VI, 21 wenigstens zu, daß die Natur noch
nicht erschlaft sei und daß sie noch immer begabte Menschen her-
bringe. Vgl. auch III, 21 und das Proömium des Fiorus, wel-
cher das Dreieisenalter der römischen Welt zugiebt, aber bei Trajan
von Wiederverjüngung spricht.

7. Abschnitt. aus der Blüthezeit des Griechenthums, aus den Perseerkriegen, dem peloponnesischen Kriege, etwa noch aus dem Leben Alexanders des Großen. Sie lassen Xenophon reden, der an Socrates Stelle zu sterben verlangt, oder Solon, der dem Pisistratus gegenüber auf Abschaffung der Gesetze anträgt, oder Demosthenes der den Athenern rath auf die Flotte zu fliehen u. dgl. m.¹⁾ Dio Chrysostomus (unter Trajan) glaubt sich irgendwo förmlich rechtfertigen zu müssen, nachdem er in einer Rede Ereignisse aus der Kaiserzeit, „moberne, rühmlose Dinge“²⁾ erzählt hat; er meint, sein Gegner verachte ihn als einen Schwächer, weil er nicht nach üblicher Art von Cyrus oder Alcibiades spreche. Die dem Quintilian zugeschriebenen Declamationen behandeln entweder ebenfalls längst vergangene Dinge oder erdichtete Rechtsfälle, die in keine bestimmte Zeit gehören. Die naheliegende Annahme, daß die Regierung etwa die Besprechung der Kaiserzeit unliebsam aufgenommen und unterdrückt haben möchte, wäre durchaus irrig. Eine Aufsicht dieser Art über die Literatur und die Schule lag gar nicht in der Art des römischen Imperiums, welches sich überhaupt nicht damit abgab, geistige Richtungen zu dirigiren und zu beaufsichtigen. Gerade die damals beliebtesten Gegenstände für die Rederübungen würden nach unserm Maßstab ausstößig und gefährlich scheinen; in dem Rom Domitian's klagt Juvenal³⁾ über die tödtliche Langeweile des Rhetors, welcher zum hundertsten Male es

1) Philostratus in den *vitis Sophistarum* giebt viele Beispiele an, s. 3. B. II, 9.

2) *Νεωτέρων τῶ καὶ ἀδύτων*, Dio. Chrys. orat. XXI, p. 271. Einen dergleichen Blick gewährt auch die Erzählung bei Dio Cassius LXVI, 25 über die Schauspiele bei der Einweihung des Colosseums und der Titusthermen; die Seeschlachten auf den Bassin stellten nicht etwa römische Siege, sondern die Kämpfe zwischen Corcyräern, Syracusern und Athenern aus der Zeit des peloponnesischen Krieges dar.

3) Sat. VII. V. 151. — Welche Anzüglichkeiten auf dem Theater vorkamen, s. bei Philostrat *Vita Apollon.* VII, 5.

mit anhören muß, „wenn die zahlreiche Classe grausame Tyrannen tödtet.“ Die Geschichten von Brutus, von Harmodius und Aristogiton waren also ein sprichwörtlich beliebtes Thema, während die merkwürdigsten Dinge der Kaiserzeit, die man noch dazu panegyrisch hätte behandeln können, wie z. B. der jüdische Krieg, die Thaten Trajan's, die Herrschaft der Antonine, freiwillig gar nicht berührt wurden und somit ausschließlich den officiellen Lobrednern überlassen blieben.

Aber nicht bloß die Redner, auch die eigenthümliche Gattung von lateinischen und griechischen Sammlern, welche man bisweilen unter dem Namen der Grammatiker mitbegriff, gehen nicht leicht über die Zeit der Republik herunter. Aulus Gellius z. B. thut es nur wenn er von der Bildung seiner Zeit und von seinen eigenen Studien spricht; Aelian in seinen „bunten Geschichten“ fast nirgends; Athenäus in seiner großen Encyclopädie des antiken Lebensgenusses geht der Kaiserzeit sehr absichtlich aus dem Wege, und noch zwei Jahrhunderte später giebt Macrobius in seinen Saturnalien als letzte Notiz eine Sammlung von Anekdoten und Witworten des Augustus, eine kurze beiläufige Erwähnung Trajan's abgerechnet. Philologen vom Fache, welche mit der betreffenden Literatur näher vertraut sind als der Verfasser, würden diese Beobachtung wahrscheinlich in einem viel weitern Umfang bestätigen können.

Diese Zeit, die man verneinte und ignorirte, von welcher man sich beständig nach frühern Jahrhunderten zurüchwandte, bekam dann plötzlich einen neuen Inhalt durch das Christenthum. Eine schon lange vorbereitete christliche Literatur brach jetzt wie ein Strom in das leere Bett des Jahrhunderts ein und überwog binnen kurzer Frist an Masse Alles was aus der heidnischen Schriftwelt erhalten ist.

Doch Rom als Sitz und Inbegriff der Weltherrschaft sollte ewig sein; die Roma aeterna ist auf Denkmälern und

7. Abschnitt.

und bei den
Sammel-
schriftstellern.

7. Abschnitt. Münzen der allgemeine Trost besonders während der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Den Christen, so lange sie in Rom das personificirte Heidenthum, das Babylon der Offenbarung sahen und haßten, war dieser Gedanke eine Thorheit; es handelte sich ja, wie Arnobius ¹⁾ offen sagt, um diejenige „zum Verderb des Menschengeschlechtes geschaffene Stadt, um deren Herrschaft willen der ganze Erdkreis „unverdienter Massen unterjocht worden war.“ So durfte freilich nur ein Africaner sprechen. Später, unter den christlichen Kaisern, war man mit der Weltherrschaft Rom's völlig ausgeöhnt; Prudentius ²⁾ findet darin das höchste geschichtliche Werk der Vorsehung: „Siehe, das ganze Geschlecht der Sterblichen ist unter die Herrschaft des Romulus gekommen, die verschiedensten Sitten und Denkwesen „haben sich verschmolzen; so war es vorherbestimmt, damit „die Würde des Christennamens, so weit die Erde reicht, „Alles mit Einem Band umschließe.“ Das Rührendste dieser Art ist aber der Gesang eines spätern Heiden (um 417), des Claudius Rutilius Numatianus, ³⁾ welcher das tief erschütterte Rom wie eine gebeugte Mutter tröstet und ihm aus seiner welthistorischen Größe eine neue Hoffnung auf ewige Dauer herleitet.

Begriff der
Alterung. Wie weit die Staatseinrichtungen und der äußere Zustand solche Hoffnungen rechtfertigten, ist durch bloße Schlüsse nicht unbedingt zu ermitteln. Eine Regierung wie die römische war, kann sich trotz zunehmender Erstarrung unendlich lange halten, wie das byzantinische Reich bewiesen hat. Wäre die Stadt Rom so unelnehmbar fest und so zur Vertheidigung geschaffen gewesen, wie später Constantinopel, so hätte auch das abendländische Reich viel länger dauern und verlorene Provinzen von der geretteten Hauptstadt aus mehr

¹⁾ Arnob. adv. gentes VII Ende.

²⁾ Prudent. peristeph. Hymn. II, Str. 105 seq.

³⁾ Cl. Rutil. Numat. iter in Gall. I. V. 47 seq. (Ganz prophetisch lautet V. 133: *Porriga victuras romana in saecula leges.*

als einmal zurückerobert können. Der Staat kann sogar ^{7. Abschnitt.} die Nationalität überleben so gut als diese den Staat. Es soll also mit dem Begriff der Alterung nicht die Unmöglichkeit des Weiterlebens, sondern nur das allmälige Verfliegen derjenigen Lebensquellen bezeichnet werden, die einst der Nation ihr edleres geistiges und leibliches Gepräge verliehen.

Beginnen wir mit dem physischen Menschen, so ist in ^{Physische Ent-} dieser Zeit eine Ausartung der Race, wenigstens in den ^{artung.} höhern Ständen, unlängbar. Das Urtheil ist hier nicht auf Ausfagen der Schriftsteller beschränkt, welche hie und da schon frühe etwas der Art andeuten, ¹⁾ sondern die Kunst leistet den unwiderleglichen Beweis in unzähligen Denkmälern, und zwar auch in solchen, die keine Entschuldigung durch Ungefehrlichkeit des Künstlers zulassen. In den meisten Bildnissen dieser Zeit herrscht theils eine natürliche Häßlichkeit, theils etwas Krankhaftes, Scrophulöses, Aufgebunenes oder Eingefallenes vor. Grabmonumente, Münzen, Mosaiken, Böden von Trinkgläsern — Alles stimmt hierin überein. Die Mitregenten Diocletians und die nächsten Nachfolger mit ihren zum Theil wahrhaft abschreckenden Zügen mögen als Ägypter keine Durchschnittsform darbieten. Constantin, dessen Aeußeres wir aus Statuen und Münzen genau kennen, zeigt zwar im Ganzen eine gesunde regelmäßige Bildung, aber einen widerwärtigen Ausdruck von Lücke, und doch sind Panegyriker und Kirchenschriftsteller voll einstimmigen Entzüdens über seine Schönheit, was nicht bloße Schmeichelei, sondern ein Zeugniß für den niedrigen Maßstab des Urtheils ist. In den Physiognomien seiner Söhne bemerkt man eine wesentlich neue Gattung von Ausdruck, die nachher häufig wiederkehrt; es zeigt sich das was im schlimmen Sinne das Pfäffische heißt; Constantin II. hat

¹⁾ Nach den sehr merkwürdigen Aeußerungen bei Dio Chrysost. Orat. XXI, p. 269 seq. hätte man eine Abnahme der männlichen, aber eine Zunahme der weiblichen Schönheit bemerkt.

7. Abschnitt. dabei die nicht ganz angenehme rundliche Kopfbildung seines Vaters, Constans und Constantius eine mehr in die Länge gezogene. Viel entscheidender als diese Ägyptotengesichter, ja vielleicht als die Bildnisse überhaupt, sprechen die eigentlichen Idealfiguren der betreffenden Zeit, in welchen die Künstler das allgemein Gültige niederlegen wollen, die Verschlechterung des damaligen Menschentypus aus. Der Constantinsbogen beim Colosseum ist allerdings ein Werk der Hast und Eile, und dies erklärt und entschuldigt hinlänglich die große Robeit der plastischen Ausführung, nicht aber die Häßlichkeit der Gestalten und die Verkümmernng der Züge. Wohl giebt es Zeiten, in welchen die Kunst sich Etwas darauf einbildet, ihr Ziel einseitig im Charakteristischen statt im Schönen zu suchen, und jenes sogar bis ins Häßliche zu steigern, ohne daß die den Künstler umgebende Welt daran Schuld wäre. Allein hier ist von einer solchen Vorliebe für den Charakter nicht die Rede, sondern ganz einfach von der Unfähigkeit, an den klassischen Schönheitsidealen auch nur oberflächlich festzuhalten, während die Außenwelt keine Beziehung mehr zu denselben hat. Im fünften Jahrhundert geben dann die Mosaiken einen fortlaufenden Maßstab für dieselbe Wahrnehmung. Und zwar will die Kunst hier noch nicht den Ausdruck der Heiligkeit in der ascetischen Abmagerung und Morosität suchen wie später die byzantinischen Mosaicisten; ihre Gestalten sind noch nicht eigentlich verschrunpft, — aber in der Regel von häßlichen, unregelmäßigen Gesichtszügen. Selbst sehr ausgezeichnete Arbeiten, in welchen alles Uebrige, Gewandung, Bewegung, Vertheilung im Raum u. s. w. so gut ist als man es irgend von der theodosischen Zeit verlangen kann, wie z. B. die zwölf Apostel im orthodoxen Baptisterium zu Ravenna, machen doch in diesem Punkte durchaus keine Ausnahme.

Ihre Ursachen.

Der Menschenschlag im römischen Reiche war von vorne herein außerordentlich verschieden je nach den einzelnen Gegenden und je nach den Schicksalen derselben; manche Bevölke-

rungen darf man sich blühend, andere verkümmert vorstellen. 7. Abschnitt.

Allein die Durchschnittsform, welche in der bildenden Kunst auftritt, ist in dieser Zeit doch wohl im Ganzen diejenige Italiens. Wann und durch welches Ereigniß hat sich nun hier und vielleicht im ganzen Reiche der äußere Mensch zu seinem Nachtheil verändert?

Die Antwort liegt nahe. Zwei sehr furchtbare Pestilenzen, unter Marc Aurel und dann wieder seit Gallus 167. 252. hatten die Bevölkerung des Reiches unheilbar erschüttert; die letztgenannte Pest ¹⁾ soll sogar fünfzehn Jahre gedauert, keine Gegend des Reiches verschont und manche Städte völlig verödet haben. Rechnet man hinzu die unaufhörlichen Kriege sowohl um den Thron im Innern als gegen die Barbaren nach außen, so ergibt sich als nothwendige Folge das Brachliegen aller Pflanzungen und somit eine Hungersnoth, welche der Krankheit unaufhörlich neue Gewalt verleihen mußte. Wie man nun nach ähnlichem Unglück, nach dem dreißigjährigen Kriege, eine Veränderung der Race in Deutschland annimmt, so wird auch für das römische Reich dieselbe Vermuthung gestattet sein; die Ansiedelungen von Barbaren thaten dann noch das Uebrige, um den Typus des Menschengeschlechtes im Reiche gänzlich umzugestalten.

Nun stirbt in Unglückszeiten jener Art nicht bloß phy- Verhältnis zur
sich ein altes Geschlecht aus; alte Sitten und Bräuche, Moralität.
nationale Anschauungen, geistige Bestrebungen aller Art gehen mit demselben unter. Dieß ist nicht so zu verstehen, als müßte auch die Moralität gesunken sein; eher ließe sich ein Steigen derselben in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts beweisen. Von dem Kaiserthron (s. den ersten Abschnitt) wird man es kaum läugnen können; die Zeit der Caracalla und Maximine ist vorbei; Carinus geht unter weil er eine verspätete Anomalie in seinem Jahrzehnd ist. Bei den spätern sogenannten Scheusalen, wie Maxentius, hat Ausschwei-

¹⁾ S. die Stellen bei Stinton, Fasti rom. ad a 252.

7. Abschnitt. fang und Mißthat etwas Kleinbürgerliches im Vergleich mit den früheren. Die Sittenpolizei erscheint im Zunehmen,¹⁾ und mit ihr wohl auch die äußere Sitte; noch Diocletian ist emsig bemüht, die verwilderten Matrimonialverhältnisse zu säubern²⁾ und dem wirren Durcheinanderheirathen in demselben Hause und in den nächsten Graden zu begegnen. Des großen und massenhaften Scandals wird auffallend weniger. Die Regierung läßt sich mehr und mehr auf Maßregeln der allgemeinen Humanität ein und erkennt die Pflicht einer durchgehenden Sorge für die Unterthanen an, während sie freilich zu derselben Zeit einen gewaltigen Druck ausüben muß und sich auch in den Mitteln zum Bessern, wie z. B. in dem Maximum der Lebensmittel, und in den ganz barbarischen Criminalstrafen mannigfach vergeift. — Die Analogien dieser gesteigerten Moralität in der spätheidnischen Religion, in dem ascetischen Idealismus der Philosophen wurden bereits nachgewiesen, es mußte aber hier der ganzen Sache noch einmal gedacht werden. Denn vielleicht war diese Umkehr zur Besonnenheit und Mäßigung gerade auch ein Symptom der Alterung von welcher hier die Rede ist; um so weniger konnte sie die abgelebte alte Welt noch einmal verjüngen.

Fortsetzung der
Tracht.

Nachdem wir die Abnahme des physisch schönen Menschen constatirt, schreiten wir weiter zur Betrachtung seiner äußern Umgebung, und zwar zunächst der Kleidung. Hier spricht die bildende Kunst nicht den damaligen Thatbestand aus, weil sie in der Regel die Gewandung der blühenden, längstvergangenen Kunstepochen festhält, diese aber von allem Anfang an eine ideale gewesen ist; so stellt z. B. selbst der Panathenäenzug am Parthenon nicht die wirkliche Tracht der Athener zur Zeit des Pheidias dar, sondern nur die in's Schöne vereinfachten Elemente derselben. Wenn nun in

¹⁾ Man sehe, was Aurel. Vict. Cæss. 28 von Philipp dem Araber erzählt, und die Erklärer dazu.

²⁾ Gesetze von den J. 287 und 295, Cod. Gregor. V, 1.

den römischen Bildwerken der constantinischen Zeit noch immer Toga und Tunica, nebst der Chlamys bei nackten Figuren, vorherrschen, so darf man daraus vollends nicht auf eine Durchschnittstracht schließen. Viel richtiger führen uns hier die schriftlichen Aussagen, und diese geben Kunde von einer überladenen, ausgearteten Tracht, welche wohl ein römischer Rococo heißen könnte, wenn man uns diesen profanen Ausdruck gestatten will.

Statt einen Abschnitt aus den vorhandenen Geschichten des Costüms herzusetzen, begnügen wir uns mit einigen Andeutungen. Es giebt ein Gedicht ¹⁾ aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, von Arborius, dem Oheim Au- Arborius. son's, „an eine allzusehr gepuzte Nymphe,“ worin ein gallisches Mädchen beschrieben wird. Ihr Haar ist mit Bändern durchflochten und in eine große Spirale (in multiplicem orbem) toupirt; oben darauf sitzt noch eine Haube von Goldstoff; das Halsband scheint roth, etwa! von Korallen gewesen zu sein; das Kleid reicht hoch bis an den Hals herauf und ist mit Binden wie mit einer Schnürbrust umgeben. Ueberhaupt hatten die anliegenden Kleider, zumal die Ermel, ²⁾ sehr überhand genommen. Die genannten Haartouren waren schon seit Jahrhunderten in der Regel aufgesetzt, und sind selbst an einzelnen Marmorbüsten zum Abnehmen beim Wechsel der Mode eingerichtet. Früher als Arborius klagt Arnobius über die Binden wahrscheinlich von Goldstoff, womit viele Damen sich die Stirn verdeckten, sowie über ihre nach Mannesart gebrannten Haare. Ganz widerrwärtig ist vollends die Art des Schminkens, welche dem Gesicht nicht bloß eine andere Farbe, sondern selbst eine andere Form gab. Die rothe wie die weiße Schminke nämlich wurden so stark aufgetragen, daß die Frauen ausfahen „wie Götzenbilder“ und daß jede Thräne, welche über die

¹⁾ Bei Bernederi, Poetæ lat. min. vol. III.

²⁾ S. Hieronym. ep. 38. ad Marcellam. unt. ep. 130.

7. Abschnitt. Wange floß, eine Furche zurückließ. So spottet wenigstens Sanct Hieronymus, welcher aus seiner frühern Zeit hierüber Bescheid wissen mußte. Eine Hauptveränderung, die vielleicht gerade in diese Zeit fällt, ist das Aufkommen gemobelter und geblümter Stoffe gegenüber von den einfarbigen, welche die allein würdige Bekleidung des Menschen sind, weil sie allein die Massen und die Falten, also mittelbar die Form, Haltung und Bewegung des Leibes selber ungestört bemerken lassen. Constantin erhielt von fremden Gesandten „mit Gold und Blumen gewirkte barbarische Gewänder“ geschenkt;¹⁾ bald hernach erscheint dergleichen als übliches Prachtkleid in den Mosaikbildern der Kirchen, und es dauert nicht lange, so werden in Priestergewänder und Altardecken ganze Geschlechter eingestickt. Es hat aber das Fremde, Barbarische überhaupt in der spätrömischen Mode ein offenkundiges Vorrecht, schon weil es theuer und schwer zu haben ist. Muß sich doch unter Theodosius dem Großen der berühmte Symmachus eine prächtige ausländische Staatskutsche verbitten, wodurch der Kaiser die Ausfahrten des Stadtpräfecten zu verherrlichen glaubte.²⁾

Barbarisierung
der Tracht.

Diese Barbarisierung dehnte sich indeß viel weiter als nur auf die Kleidung aus. Das Aufkommen germanischer, besonders gothischer und fränkischer Offiziere im Heer und bei Hofe, der Einfluß orientalischer Etikette und Sitten mußte der ganzen äußern Form des Lebens allmählig ein unrömi-

¹⁾ Euseb. vita Const. IV, 7. — Die Zelte des palmyrenischen Fürsten Heredes mit eingestickten Figuren Hist. Aug. XXX. Tyr. 15 (16). noch als etwas wesentlich Persisches erwähnt. — Bunte Kleider mit Thierfiguren bereits als Mode um die Mitte des IV. Jahrb., vgl. Ammian. Marc. XIV, 6.

²⁾ Symmachi ep. X, 24. Er meint, man ließe in Rom seit Camillus Zeiten solche externa miracula nicht, und stellt also doch ausnahmsweise der alten Hauptstadt ein Zeugniß bessern Geschmacks aus. — Phrygische und seltische Wagen als Modeartikel schon im zweiten Jahrh. bei Philostr. vitæ soph. I, 25.

ches Gepräge verleihen. Ganz unantik ist vor Allem jene 7. Abschnitt.
Zertheilung der Gesellschaft nach Stand und Rang, welche
durch Verleihung von Titeln bewerkstelligt wurde; nichts
widersprach stärker dem Begriff des Bürgerthums, mit wel-
chem die klassische Welt sich aufgenährt hatte. Auch das
Christenthum, welches mit seiner gewaltigen Flamme so viele
Elemente der antiken Bildung aufzehrte, trug einstweilen
mittelbar zur Barbarisirung ¹⁾ bei, wie dieß bei einem Blick
auf Kunst und Literatur dieser Zeit deutlich zu machen
sein wird.

Die Kunst im höchsten Sinne des Wortes war einst der Die Kunst.
Lebensathem des griechischen Volkes gewesen. Keine andere
Nation hätte es wagen dürfen, ihre Zeitrechnung nach der
Entwicklung des Schönen durch Dichter und Künstler zu
datiren, wie dieß z. B. in der Marmorchronik von Paros
geschehen ist. Mit den siegreichen Waffen Alexanders und
seiner Diabochen zog in der Folge die griechische Kunst durch
den Orient und verdrängte die alten nationalen Formen,
mit einziger Ausnahme der Bauten und Bildwerke Aegyptens
von Alexandrien aufwärts. Die Römer nahmen sie
ebenfalls bereitwillig in ihren Dienst, nicht bloß als Luxus-
gegenstand, sondern weil sie dem Bedürfnis des Schönen
entsprach, das in ihnen selbst lebte, dessen thätige Entfaltung
aber durch das Vorherrschen des Kriegerischen und Politischen
gehemmt wurde. Auf das Großartigste half sie nun mit, der
religiösen und nationalen Herrlichkeit Rom's den edelsten
Ausdruck zu verleihen, wenn auch nicht ohne Einbuße ihres
inneren Organismus. Von Rom aus nahm endlich der ganze
Occident diese romanisirte Kunst wie ein Geßetz des Siegers
an und sprach sie nach wie seine Sprache. Wo Colonien
italischer Abstammung sich im Westen erhielten, mag sie wohl
auch zum Bedürfnis geworden sein.

¹⁾ Das Wort βαρβαροῦσαι bei Zosimus I, 58 und II, 7 scheint bloß
die wirkliche Unterwerfung der Reichelände durch barbarische Völker
zu bezeichnen.

7 Abschnitt.

Ihre spätere
Stellung bei
den Römern.

Eine Stellung wie bei den Griechen der Blüthezeit erreichte freilich die Kunst in dieser Zeit der Römerherrschaft nicht wieder. Man hört nicht mehr davon, daß die Lästerung des Schönen als Blasphemie galt, wie damals als der Dichter Stesichoros erblindete, weil er die Helena, das Urbild aller Schönheit, getadelt hatte.¹⁾ Lucian, der weder Götter noch Menschen schont, darf jetzt auch über die alten Ideale aller Schönheit spotten, während anderweitig sein Kunstgeschmack so unzweifelhaft bewährt ist. Jene meisterhafte Reihe von Todengesprächen, in welchen er seinem Hohn unter der Maske des Cynikers Menippos die Zügel schießen läßt, enthält auch eine Scene,²⁾ wo Hermes in der Unterwelt dem Menippos die Skelette der berühmten Schönheiten der alten Zeiten vorweist, des Narciss, des Nireus u. s. w. „Aber ich sehe ja nichts als Schädel und Knochen? zeige mir doch Helena;“ — „Dieser Schädel hier ist Helena.“ — „Also deshalb die Flotte von tausend Schiffen, der Tod so Unzähliger, die Zerstörung der Städte?“ — „O Menipp, (erwiedert Hermes) du hast das Weib nicht lebend gesehen!“ — Doch ist in dieser frühern Kaiserzeit welche von den damaligen Aesthetikern, von Petronius, und dem ältern Plinius, als Epoche des Kunstverfalls mit verhältnißmäßigem Rechte angeklagt wird, wenigstens in Italien das Verlangen nach künstlerischer Umgebung des Daseins noch unglaublich stark. Pompeji allein deutet, nach Göthe's Ausdruck, „auf eine Kunst- und Bilderlust eines „ganzen Volkes, von der jezo der eifrigste Liebhaber weder „Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfnis hat.“ Trägt man diesen Maßstab auf das damalige Rom über, so findet sich ein Ergebniß welches schwindeln macht.

Materielle
Einbuße.

Im dritten Jahrhundert fand die Kunst allerdings einen gefährlichen materiellen Feind an der Zerrüttung des Rei-

¹⁾ Hesych. Miles., bei Müller fragm. hist. gr. IV, p. 174.

²⁾ Lucian. dial. mortuor. XVIII.

ches durch Pest, Krieg und Verarmung. Da die Kaiser ^{7. Abschnitt.} namentlich seit Aurelian wieder sehr viel bauen ließen ¹⁾ und ohne Zweifel auch die übrigen Künste verhältnißmäßig in Anspruch nahmen, so könnte sich diese Einbuße wieder etwas ausgeglichen haben, wenn nicht der zunehmende Druck auf die Reichen und Besitzenden immerhin einen dauernden Verlust mit sich geführt hätte.

Nimmt man nun an, daß die Natur doch immerfort ein reiches Maas von Begabung austheilte, woran sich auch mitten im Zerfall aller Formen oft nicht zweifeln läßt, so fragt es sich weiter, woher die falschen Richtungen kamen, in welchen sich die Talente verloren? Woher feruer jene Anonymität, welche fast die ganze Kunst des dritten und vierten Jahrhunderts mit so tödtlichem Schweigen deckt?

Es ist eine Thatsache, daß ungefähr seit der Mitte des ^{zweiteren} zweiten Jahrhunderts die bisher noch immer lebendige Re- ^{Verfall.} production des Schönen stille steht und zu einer bloß äußerlichen Wiederholung wird; daß von da an innerliche Verarmung und scheinbarer Ueberreichtum der Formen Hand in Hand gehen.

Die tiefste Ursache dieser Erscheinung wird man wohl nie ergründen oder in Worte fassen können. Hatte das ausgebildete griechische Formensystem sechshundert Jahre lang sich unter den verschiedensten Bedingungen behauptet und immer wieder Blüten getrieben, weshalb sollte es gerade von den Antoninen abwärts seine Macht, seine Treibkraft verlieren? warum nicht fortbauern bis in's vierte Jahrhundert? Es läßt sich vielleicht aus einer allgemein philosophischen Betrachtung der Zeiten auch hierauf aprioristisch antworten; wir wollen uns aber gerne bescheiden, die nothwendige Lebensdauer einer geistigen Macht dieses Ranges nicht absolut berechnen zu können.

Die Nebenursachen jener Erscheinung sind desto klarer: ^{Seine sichtbareren Gründe.} die Veränderungen im Stoff und in den Aufgaben und

¹⁾ Vgl. Malalas, lib. XII passim.

7. Abschnitt. Gegenständen der Kunst, d. h. mittelbar die veränderte Gesinnung der Besteller. Verfolgen wir zunächst die Schicksale der Architektur. Die Hauptstadt ist hier für alle Entartung maßgebend. Rom besaß in seinem Travertin und Peperin ein ernstes, gewaltiges Material für monumentale Bauten. Als man aber, besonders seit Augustus, den Marmor aus Carrara und aus Africa nicht mehr entbehren wollte, wegen seiner Bildsamkeit und seiner leuchtenden Schönheit, da gewöhnte sich der Sinn des Römers daran, den nunmehr aus Ziegelplatten gebildeten Kern des Gebäudes und die darum gelegte Marmorbekleidung als zwei geschiedene Dinge zu betrachten. Letztere mußte auf die Länge als eine willkürlich wandelbare Hülle, als eine Decoration erscheinen. Doch zwang der weiße Marmor den Künstler fortwährend, die Formen möglichst edel zu bilden. Als aber die Vergötterung des möglichst theuern und fremdartigen Materials mehr und mehr einriß, als im ganzen Orient so wie in Africa nach kostbaren Baustoffen, ¹⁾ Porphyry, Jaspis, Agat und Marmor aller Farben gesucht wurde, als die damals sehr massive Vergoldung ²⁾ in sinnlosem Maaß überhand nahm, da mußte die Kunst und der Künstler zurücktreten. Stoff und Farbe ziehen das größte Interesse an sich; die schönsten Profile und Zierrathen werden daneben übersehen; zudem gebeut die außerordentliche Härte mancher dieser Steine dem Meißel Einschränkung. Der Lieferant und der Polirer werden unter solchen Umständen wichtigere Personen als der Zeichner. Wo aber der weiße Marmor oder ein anderer einfacher Stoff seine Stelle behauptete, mußte er nun wettelfern durch Häufung der Glieder und Vervielfachung der Ornamente, da man für das Einfache überhaupt verborben war. Der Eindruck ist oft über die Maßen kleinlich und

Der Stoff als
Concurrent der
Form.

¹⁾ Klassische Stelle bei Statius, *Sylvæ* I, V. Vs 34 ff.

²⁾ Aurelians Widerwille dagegen s. oben S. 52; Constantin vergoldete, was frühere Kaiser gebaut, u. a. die Säulen am Circus maximus. *Panogyr.* X, 35.

verwirrend, weil aller äußerliche architektonische Reichthum, 7. Abschnitt.
 einmal als leitendes Princip aufgefaßt, rasch alle Schran-
 ken überschreitet und auch Bautheile und Stellen verzerrt,
 die dessen um ihrer Funktion willen eigentlich nicht fähig
 sind. Wir wollen die Bauten dieses Styles, von welchen
 die palmyrenischen und der Diocletianspallast zu Salona
 (Spalatro) sprichwörtlich geworden sind, hier nicht wieder
 aufzählen. Soweit sie nicht in Anordnung und Propor-
 tionen an die bessere Zeit erinnern, sind sie vollkommen
 schlecht und ersetzen das Verlorene nicht einmal durch den
 perspectivischen Reiz, welchen z. B. der entartete moderne
 Styl unter den Händen eines Bernini entwickelt. Dieser
 weiß den Blick zu sammeln, dort ist lauter Unruhe und Zer-
 streuung: Bernini verachtet das Detail und arbeitet stets
 auf das Ganze hin; dort wollen die gehäuften Einzelformen
 als solche etwas bedeuten.

Gereichte nun der Luxus in dem bezeichneten Sinne der ^{Die neuen}
 schönen Bauform nothwendig zum Untergang, so trug selbst ^{Aufgaben.}
 ein höherer Fortschritt zum Neuen nicht weniger dazu bei,
 das von den Griechen ererbte Bausystem definitiv zu zer-
 sprengen. Wir meinen die neue Aufgabe großer, vorzüglich
 gewölbter Binnenträume. In der bessern Kaiserzeit hatte
 man z. B. beim Thermenbau die Säulen und ihr Gebälk
 mit der Kuppel, dem Tonnengewölbe und Kreuzgewölbe so
 verbunden, daß sie gleichsam als ein eigener Organismus
 daran vorbeigehen. Eine Rücksicht dieser Art konnte auf
 die Länge nicht fortbauern, namentlich als mit der christli-
 chen Zeit jene Aufgaben sich auf einmal außerordentlich
 häuften und zugleich die Tendenz auf möglichste Prachtent-
 wicklung jede andere Erwägung schweigen hieß. Die christli-
 che Basilica, das erste große Vorbild aller rein perspecti-
 visch gedachten Binnenträume,¹⁾ lud Bogen und große schwere

¹⁾ Als Basiliken, wenigstens als Langbauten werden u. a. geschildert:
 Die alte Sephienkirche, S. Agathonicus, S. Isaacus in Constan-
 tinepel. Anonym. Banduri p. 65.

7. Abschnitt. Obermauern auf ihre Säulenreihen; die Kuppelkirche mit untern und obern Galerien oder Nebenkapellen ringsum ¹⁾ verneinte vollends den Begriff des Gebälkes und brauchte die Säule fast nur noch um ihrer angenehmen Wirkung willen. Es dauert dann tief in das Mittelalter hinein, bis die christliche Baukunst die mit zunehmendem Mißverständnis wiederholten, zuletzt kaum mehr kenntlichen antiken Einzelformen mit einem neuen, ihrem Princip angemessenen Gewand vertauscht.

Das Vorwiegen der Tendenz.

Endlich war die christliche Architektur von vornherein genöthigt, mit der kirchlichen Tendenz auf eine ungünstige Weise zu theilen. Bektere möchte gern das ganze Gebäude, ja jeden Stein zum Symbol ihrer Macht und ihres Sieges machen; daher das Vorwiegen theils der glänzendsten Verzierathen, ²⁾ theils der bildlichen Darstellungen im Innern wie an den Fassaden. Neben einer Mosaikverschwendung, welche alle Räume und Flächen mit biblischen Figuren und Geschichten in den starken ungebrochenen Farben der Glaspaste überzog, konnte keine rein architektonische Gliederung mehr gedeihen, und so schrumpfen Gebälk und Consolen zu schwachen Riemchen zusammen oder werden gar nur noch durch ein Mosaikornament angedeutet.

Die Architektur erhielt sich dabei allerdings den Sinn für großartig angeordnete, phantasievoll aufgebaute Binnen-

¹⁾ Der Dom von Antiochien, Euseb. vita Const. III, 50. Die Apostelkirche zu Constantinepel IV, 58; wahrscheinlich ein griech. Kreuz mit Kuppel. (Vgl. Anonym. Banduri p. 32). Die Grabkirche zu Jerusalem; III, 25 bis 40. Socrates I, 9. Der Hochbau, το' ὑψοῦς, als wesentliche Rücksicht, Euseb. v. C. I, 42. II, 45.

²⁾ S. die obigen Stellen. Die Apostelkirche „von bunten Steinen bühnend, vom Boden bis zum Dach. . . Die (gewölbte?) Decke mit feinen Cassetten überzogen und ganz mit Gold bedeckt. . . Die äußere Bedeckung von vergoldetem Erz, weit hin blinkend. . . Der Oberbau rings mit neßförmigen Verzierungen von Erz und Gold. . .“ Das Gebäude stand frei in einem großen Hof, ringsum Hallen, laiterliche Säle, Bäder, Herbergen, Wächterwohnungen u.

räume und für eine große mechanische Virtuosität. Der 7. Abschnitt. letztern verdanken es dann wieder einige Künstler der byzantinischen Zeit, wenn sie aus der oben berührten Anonymität heraustreten durften.

Der Verfall der Plastik und Malerei geht mit demjeni- Sculptur und Malerei.
gen der Baukunst aus denselben oder ähnlichen Ursachen hervor, wozu noch besondere Umstände kommen. Auch hier Lurus der Stoffe.
hat zunächst der Lurus des Materials gewiß verderblich gewirkt. Als es einmal Sitte war, die Statuen aus drei, ja viererlei oft sehr schwierigen Steinarten zusammenzusetzen — von den vielen aus Gold und Silber gefertigten ¹⁾ zu schweigen — so mußte der Styl dieß auf die Länge übel empfinden, weil er durchaus die Hauptsache zu sein verlangt, wenn er gedeihen soll. Man sieht in der vaticanischen Gallerie u. a. die colossalen Porphyrsärge der Helena und der Constantia (Mutter und Tochter Constantins), den einen mit Reiterzügen, den andern mit weinbereitenden Genien sehr mittelmäßigen Styles. Die bloße Restauration des erstern unter Pius VI. soll fünfundzwanzig Menschen neun Jahre hindurch in Anspruch genommen haben, ²⁾ wonach man die Mühe der ursprünglichen Verfertigung berechnen mag. Von irgend einem unmittelbaren Zuge künstlerischer Genialität ist bei diesem unglaublich harten und spröden Stein nicht die Rede; es handelt sich um eine Sklavenarbeit nach einem vorliegenden Modell. Ganz auf analoge Weise mußte das Das Mosaik.
Mosaik die Malerei verderben. So lange es nur die Fußböden in Anspruch nahm, so konnte es als eine Neußerung überfließender Kunstliebhaberei gelten, welche keinen Fleck auf den das Auge fällt, unverdelt lassen wollte, obschon auch immer etwas Barbarisches dabei ist, auf Compositionen wie

¹⁾ Hist. Aug. Claud. goth. 2 (3). Heliogabal. 2. Tacit. 9. — Goldene und silberne Statuen noch von Constantin zu Rom errichtet, Aurel. Vict. Cæss. 40. Vgl. Anonym. Banduri, p. 14.

²⁾ S. den officiellen Katalog des Museo Pio-Clementino, Roma 1844. pag. 199.

7. Abschnitt. die pompejanische sogenannte Alexanderschlacht herumzuwandeln. Seit Plinius aber war das Mosaik an Wände und Gewölbe emporgestiegen; ¹⁾ in den Thermen, wo der gewöhnlichen Malerei von Seite der Feuchtigkeit Gefahr drohte, hatte diese Veränderung Vieles für sich, in andern Gebäuden dagegen entzog sie dem Künstler ohne Noth jedes eigenhändige Mitarbeiten an seiner Schöpfung und entmuthigte ihn, weil der Beschauer zuerst an die Kostbarkeit und Pracht, dann an den Gegenstand und zuletzt oder auch gar nicht an die Darstellung dachte. Mit der Einführung des Christenthums aber wurde das Mosaik, wo nur irgend die Mittel ausreichten, der erste Schmuck aller Wände und Gewölbe der Kirchen.

Die Fremdgötter in der Plastik.

Viel entschiedener jedoch offenbart sich der Verfall an andern Symptomen, die auf andere Gründe hinweisen. Auffallend erscheint zunächst die geringe Zahl bedeutender Götterstatuen, welche man mit Sicherheit den Zeiten nach Alexander Severus zuweisen könnte; dafür nehmen die Mithrasbilder, die abscheulichen Neonen, die Pantheon (S. 208), die ephesinischen Dianenbilder u. dgl. überhand. Hier griff offenbar die Religion ein. Nichts war mehr geeignet, den Künstler an den alten Göttertypen vollständig irre zu machen, als jene Einmischung formwidriger Fremdgottheiten verbunden mit der Dämonisirung der einheimischen (S. 262) welche dabei ihre schöne, anthropomorphistische Persönlichkeit einbüßten; wenigstens hatte es der Künstler schwer, sich mit der alten Pietät in dieselbe zu versetzen, selbst wenn es verlangt wurde. Statt dessen galt es jetzt tausende von

¹⁾ Plin. Hist. nat. XXXVI, 25. — Statius l. c. — Hist. Aug. Pescenn. 6. Caracalla 9. (wahrscheinlich auf Mosaiken zu beziehen.) XXX Tyr. 24 (25). Symmachus ep. VI, 49. VIII, 42. Wenigstens ein Irrthum zu verbessern ist, welcher durch meine Schuld in die zweite Aufl. von Kugler's Geschichte der Malerei, Bd. I. S. 24. Anmerk. eingeführt worden.

Sarkophagen ¹⁾ zu verfertigen, welche mehr als alles An- 7. Abschnitt.
 dere die Bildhauer des dritten Jahrhunderts beschäftigten. Die Sarko-
 Ihre Reliefs stellen zwar lauter griechische Mythen dar und phage.
 sind somit frei von jenen fremdgöttischen Unformen; allein
 sie konnten aus andern überwiegenden Gründen keinen be-
 deutenden Kunstwerth erreichen. Die Verschmelzung der pla-
 stischen und dramatischen Geseze zu einem vollendet reinen
 Relieffstyl hatte nur die Sache der höchsten Kunstpoche sein
 können; sobald das üppige Streben nach Effekt überhand
 nahm — also noch in derjenigen spätgriechischen Zeit, welche
 sonst noch so wunderbare Dinge schuf — mußte auch das
 Relief aus dem Gleichgewicht gerathen. Deshalb sind auch
 die schönsten Arbeiten der bessern römischen Zeit, die zunächst
 auf dieser spätgriechischen Tradition ruhen, wie z. B. die
 Reliefs am Titusbogen nur von bedingtem Werthe.²⁾ Später
 aber, als der Reichthum überhaupt an die Stelle der Schön-
 heit trat, als man von den Relieffspiralen der Trajans-
 säule und ihrer Nachahmungen, von den überfüllten Triumph-
 bogen her an jede Art plastischer Verschwendung gewohnt
 war, mußte vollends die Anzahl, ja das Gewimmel der Fi-
 guren, wie in der Architektur die Vervielfachung der Gli-
 eder, alle wahre und große Wirkung verdrängen. Ferner
 wurde die Sarkophagbildnerei dadurch demoralisirt, daß sie
 selten auf besondere Bestellung, vielmehr fast ausschließlich auf
 den Kauf hin arbeitete und also dem schlechten, pompsüchti-
 gen Durchschnittsgeschmack nachgehen mußte. Endlich über- Die symboli-
 wog hier der Gegenstand, und zwar in tendenzhafter Auf- sche Zerleg.
 fassung zum Nachtheil der Kunst. Die betreffenden Mythen
 sind nämlich als symbolische Hüllen allgemeiner Ideen dar-
 gestellt, eine Scheidung zwischen Schale und Kern, deren
 Bewußtsein der Kunst auf die Länge nur schaden kann.

¹⁾ Bekanntlich hatte seit den Antoninen das Beerdigen wieder das Ueber-
 gewicht über das Verbrennen der Leichen.

²⁾ Vielleicht war die starke Wiederaufnahme des hieratischen Stils in
 der Kaiserzeit eine bewußte Reaction hiegegen.

7. Abschnitt. Unter jenen Darstellungen der Mythen von Meleager, Bacchus und Ariadne, Amor und Psyche, Luna und Endymion, Pluto und Proserpina, unter jenen Centauren- und Amazonenkämpfen, Bacchanalien, Nereidenzügen u. s. w. liegen abstracte Gedanken über Schicksal, Tod und Unsterblichkeit verborgen. Eine solche Symbolik erregt wohl die geschichtliche und poetische Theilnahme des Beschauers; die Kunst aber versäumte darob eine andere Aufgabe: in jeder ihrer Gestalten durch Höheit der Form von selber an alles Ewige und Unvergängliche zu erinnern.

Das Christenthum brachte statt jener heidnischen Gestalten an den Sarkophagen Christus und die Apostel oder gewisse Scenen des alten und neuen Testaments in Parallele oder auch nur einzeln an. Im Styl läßt sich hier kein Fortschritt mehr verlangen; wiederum überwiegt die Tendenz, wiederum in symbolischem Ausdruck. Bei der zunehmenden Unfähigkeit des fortschreitenden Erzählens, welches dem Relief wesentlich ist, theilt man nachgerade den Sarkophag durch Säulchen mit Bogen in so viele Felder als Personen oder Geschichten sind. Die Darstellung wird über der Vielheit bald ganz ärmlich und kindisch ungeschickt.

Die Porträt-
statue.

Als weitere Aufgabe blieb der Sculptur noch das Bildniß, als Statue oder als Büste, besonders als Halbfigur in Relief übrig. Man findet an Denksteinen und Sarkophagen nicht selten jene gemüthlichen Darstellungen von Mann und Frau in einer Nische, Hand in Hand geschlungen; es erscheint dabei nicht unwesentlich, daß wie auf den Münzen der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts der ganze Oberleib mit abgebildet ist. Eigentliche Büsten sind sehr selten, so daß wir z. B. die großen illyrischen Kaiser fast nur aus den Münzen kennen. Von Bildniß-Statuen hat man zwar mannigfache Kunde,¹⁾ allein mit Ausnahme einiger zu Ehren Constantin's errichteten ist kaum etwas

¹⁾ 3. B. bei Ammian. Marc. XIV, 6 §. 8.

davon erhalten, und diese lassen uns der schweren, verdrehten Formen halber kaum bedauern, was aus dieser Zeit verloren gegangen ist. — Wie das Material, so wurde in andern Fällen die Colossalität der Hauptgegenstand der Bewunderung. Schon die Wirkung großer Monolithen an sich wurde bedeutend überschätzt; war man bereits längst an das Herschleppen ägyptischer Obelisken gewöhnt, hatte noch Glagabal von einem Theben herbeizuführenden Steinblock geträumt, welcher eine Wendeltreppe enthalten und seinem Hauptgötzen zum Fußgestell dienen sollte,¹⁾ so ließ jetzt Diocletian für seine Thermen die ungeheuern Granitfäulen von fünfzehn Fuß Umfang aus dem Orient holen, und Constantin transportirte den größten aller Obelisken einstweilen von Heliopolis nach Alexandrien, von wo ihn später Constantius nach Rom brachte.²⁾ Das größte bekannte Stück Porphyry, eine Säule von hundert Fuß mußte dann zu Constantinopel die Statue des neuen Stadtgründers tragen. Diesen cubischen Maßstab legte das dritte und vierte Jahrhundert auch gerne an die Schöpfungen der Plastik. Alexander Severus ließ eine Menge riesengroßer Statuen³⁾ in Rom aufstellen; von allen Enden her trieb er die Künstler für diese Arbeiten zusammen. Gallienus ließ sich als Sonnengott abbilden vorgeblich in einer Höhe von etwa 200 Fuß;⁴⁾ die Lanze in seiner Hand sollte stark genug werden, daß ein Kind im Innern derselben hinaufklettern konnte, Pferde und Wagen sollten im Verhältniß gebildet werden und das Ganze auf steiler Basis den höchsten Punkt Roms, den Esquilin krönen. Das Werk blieb aber, wie billig, unvollendet. Maß-

7. Abschnitt.

Die Colossalität als Kunstziel.

¹⁾ Hist. Aug. Heliogab. 23.

²⁾ Vgl. Ammian. XVII, 4. Es ist der jetzt beim Lateran aufgestellte, mit Basis und Kreuz 136 Fuß hoch.

³⁾ Hist. Aug. Alex. Sev. 24.

⁴⁾ Hist. Aug. Gallien. 18. Die Statue sah doppelt so groß aus als der berühmte ältere Sonnencoloss des Nero, welchen man auf 120 Fuß anschlug.

7. Abschnitt. ger waren die beiden Marmorstatuen des Kaisers Tacitus und seines Bruders Florianus ¹⁾ zu Terni, jede von dreißig Fuß, die bald nach der Errichtung vom Blitz völlig zerschmettert wurden. — Seit den Riesenstatuen des Phidias, seit den hundert Sonnencolossen von Rhodus waren Götter und Menschen oft in weit übermenschlichem Maßstab dargestellt worden ohne Schaden für die Kunst; wenn aber in einer Zeit sonstigen Verfalls die Zeichnung und Modellirung schon im Kleinen ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen ist, so bildet sie im Großen vollends monströs und verderbt das Auge ganzer Generationen weil sie sich mit ihren Giganten ihm überall aufdrängt. Dieser große Aufwand für Bildnißstatuen hat übrigens seine besondere Bedeutung, die im Zusammenhang steht mit den Schicksalen der Malerei.

Realistischer
Trieb

Diese hat ein inneres Gesetz oder wenigstens eine Erfahrung aufzuweisen, wonach auf Perioden der idealistischen Darstellungsweise eine realistische folgt, entweder weil jene die Formen der Natur noch nicht genug ergründet sondern sich mit dem Allgemeinen begnügt hat, oder weil der Kreis ihrer nothwendigen Schöpfungen durchlaufen ist und weil man im derben Naturalismus neue Mittel der Wirkung aufzufinden hofft. Eine solche Richtung entwickelt dann auch die ihr verwandten Nebengattungen der Malerei, vor allem das Genre, zu selbständigem Leben. Etwas dieser Art war auch in der antiken Kunst erfolgt; schon seit der Blüthezeit gab es Genrestatuen und Genrebilder in Menge; ganze Schulen hatten sich durch engeren Anschluß an die Wirklichkeit charakterisirt; — allein das ganze Streben ging im Grunde doch dahin, der letztern neue Seiten des Schönen abzugewinnen, und so hielt sich das Interesse an der Einzelerfcheinung immer auf einer gewissen Höhe. Sollte nun nicht im dritten Jahrhundert die Zeit eines wirklichen Naturalismus, eines völlig durchgeführten Colorites, eines Ein-

ohne Ausbil-
dung.

¹⁾ Hist. Aug. Florian. 2.

gehend auf täuschende Lebenswirklichkeit nahe gewesen sein? 7. Abschnitt.
Die Analogien dazu z. B. in der Literatur fehlen wenigstens nicht ganz, wie wir sehen werden.

Alein die Hauptvoraussetzung jeder ausgebildeten Genremalerei, der feine, scharfe Naturfinn, war nicht im Zunehmen, sondern in rascher Abnahme begriffen; längst hatte man es über dem Luxus des Materials und über der Sucht nach Decoration im Großen versäumt, ihm die gebührende Ehre anzuthun. Die wenigen erhaltenen Wandmalereien mythologischen Inhaltes lassen eine rohe Wiederholung der ältern Motive und eine gänzliche Verkümmernng und Erstarrung des ehemals so zierlichen Arabeskenystems erkennen. Die christlichen Katakombenmalereien haben etwas Gewinnendes durch die Einfachheit und Anspruchlosigkeit der Darstellung, auch sind sie als frühesten Urkunden der Typen heiliger Personen überaus merkwürdig, aber in Gruppierung und Durchführung des Einzelnen herrscht bereits große Ungeschicklichkeit oder ältere Reminiscenz. Der neue christliche Bilderkreis verbreitet wohl ein Abendroth über die antike

Das Christenthum und die Malerei.

Kirchlicher Werth und Vollständigkeit des Gegenstandes bilden neben der Pracht der Ausführung die einzigen Rücksichten von Belang. Von einer persönlichen Freude des Künstlers an seinem Werke konnte da kaum mehr die Rede sein; die Kunst war einem außer ihr liegenden, nicht mit ihr und durch sie angewachsenen Symbol dienstbar geworden, der Künstler aber, selbst bei bedeutendem Talent, der namenlose Executant eines Allgemeingültigen wie einst

7. Abschnitt. in Aegypten. In den Miniaturen der Handschriften, so weit sie unmittelbar oder aus spätern Copien bekannt sind, wird man nicht selten durch glückliche Allegorien und gute Einfälle überrascht, welche beweisen, daß die nichtofficielle Kunst allerdings noch subjective Lebenskräfte besaß; ja es sind in den Bildern eines heidnischen Kalenders aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts einzelne wahre Genresfiguren mit ihrer barocken Tracht und Umgebung erhalten.¹⁾ Aber die Gesamttrichtung ging unwiderruflich nach einer ganz andern Seite hin.

Die Porträt-
malerei.

Wenn indeß in irgend einer Beziehung von einem Sieg des Realismus die Rede sein soll, so könnte man denselben in dem starken Ueberhandnehmen der Bildnißmalerei seit dem dritten Jahrhundert finden. Wir sahen bereits, wie das Kolossal-Porträt eine Hauptaufgabe der Bildhauerei geworden war; auch an den Sarkophagen hatte die Hauptfigur des Mythus in der Regel die Züge des Verstorbenen erhalten. Allein nach Allem zu schließen ging die Neigung der Zeit in der Malerei viel weniger auf lebenswahre Darstellung der Charaktere als vielmehr auf das sogenannte Ceremonienbild aus, welches den Einzelnen oder die ganze Familie in genauer Amtstracht und feierlicher Stellung, etwa mit symbolischen Zuthaten verherrlichen sollte. Bei den Herrschern verstand sich eine derartige Auffassung von selbst, und die Privatleute folgten nach. Wie sehr dabei das Costüm wesentlich war, erhellt aus jener Tafel im Palaß der Quintillier,²⁾ welche den Kaiser Tacitus fünfmal in verschiedenem Aufzug (Toga, Chlamys, Harnisch, Pallium, Jagdkleid) vorstellte. Kein Wunder wenn auch auf Münzen und Grabmalern nicht mehr der Kopf allein, sondern der ganze Oberkörper mitgegeben wird, in dessen Bekleidung jezt Rang und Würde ausgedrückt liegen. Die

¹⁾ Analecta Vindobonens. vol. I. ed. Kollar.

²⁾ Hist. Ang. Florian. 3.

beiden Tetricus ließen in ihrem Pallast auf dem cölischen Berge ein Mosaikbild machen, auf welchem Aurelian in ihrer Mitte abgebildet war, wie er von ihnen die Zeichen der Huldigung, Scepter und Eichenkranz empfing.¹⁾ Im Pallast zu Aquileja befand sich an der Wand eines Speisesaales ein Familienbild, welches das Verhältniß der Häuser des herculischen Maximian und des Constantius Chlorus verherrlichte; man sah u. a. den damals noch jungen Constantin, der von der kleinen Fausta (seiner spätern Gemahlin) einen goldenen Helm mit Pfauenfedern erhielt.²⁾ In ähnlicher Weise darf man sich die Familiengemälde in den Häusern und Landsitzen vornehmer Privatleute ausgeführt denken.³⁾ Einen Nachklang von dieser sonst untergegangenen Gattung besitzen wir noch in den Bildnissen der elfenbeinernen Diptychen, welche den ganz realistisch aufgefaßten Kaiser oder Beamten in genau beobachteter Amtstracht gerne mit symbolischen Luthaten umgeben.

Die Malerei hatte aber in dieser Zeit ohne Presse überhaupt oft die Aufgabe, dem Volk die Macht der Herrscher rasch zu veranschaulichen wie heutigen Tages Manifeste und Proclamationen. Das erste bei jeder Thronbesteigung ist, daß das Bildniß des neuen Kaisers herumgesandt⁴⁾ und überall mit Ceremonien empfangen wird. Transportable Bilder werden im Felde mitgenommen und am Prätorium aufgestellt;⁵⁾ sogar an Feldzeichen findet man (etwa von Metall getriebene) Vorträtfiguren angebracht.⁶⁾ Erfochtene Siege werden auf ungeheuern Tuchflächen oder Tafeln abgemalt und öffentlich ausgestellt;⁷⁾ Aufzüge der Gesandten

Die Lebensmalerei.

¹⁾ Hist. Aug. XXX. Tyr. 24 (25).

²⁾ Panegy. VI. (Incerti) cap. 6.

³⁾ Symmachus. ep. 1; 4, wo er sich über die Unrichtigkeiten im Costüm ärgert. — IX, 50 wird ein Maler Lucillus genannt.

⁴⁾ De mort. persec. 25. Zosimus II, 9. 12. u. a. a. D.

⁵⁾ Dexippi fragm. 24.

⁶⁾ Euseb. vita Const. I, 31.

⁷⁾ Hist. Aug. Maximin. 12.

7. Abschnitt. fremder Völker, ¹⁾ ganze Feste und Schauspiele, ²⁾ Triumphzüge und Feierlichkeiten aller Art ³⁾ erhalten eine bleibende, monumentale Darstellung als Friesbilder in den Pallästen. Constantin verherrlichte seinen Sieg über Licinius durch ein großes enkaustisches Bild ⁴⁾ symbolischen Inhaltes, welches vor den Thoren der Residenz aufgerichtet wurde; man sah ihn und seine Söhne, zu ihren Füßen wand sich der Ueberwundene als Drache mit Pfeilen im Leib, unter ihm der Abgrund; über dem Ganzen schwebte das Kreuzeszeichen. Später ließ sich der Kaiser im Siebel einer Pallastpforte in betender Stellung abmalen. ⁵⁾ Nach seinem Tode wurde noch in Rom ⁶⁾ ein großes Gemälde zu seinen Ehren aufgestellt, welches eine Allegorie des Himmels und ihn in verklärter Höhe darüber thronend schilderte.

Mit der wahren Kunst hatten Improvisationen dieser Art wenig mehr zu thun. Es drückt sich aber in ihnen eine Seite des ganzen Schicksals der Kunst aus, insofern diese schon zur heidnischen Zeit eine Dienerin der Tendenz im Großen geworden war und mit dem Sieg des Christenthums vollends nur den Herrn, nicht die Stellung wechseln konnte. Viele Jahrhunderte hindurch darf sie, von ihren Gegenständen vollkommen beherrscht, ihren inneren Gesetzen gar nicht oder nur unvollständig nachleben, und damit war thatsächlich eine der stärksten Negationen der antiken Weltanschauung ausgesprochen.

Sieg der Malerei über die Sculptur.

Die Herrschaft der Gegenstände über die Formen war es denn auch, was im Gebiete der christlichen Kunst der Malerei den Vorrang vor der Sculptur verschaffen mußte.

¹⁾ Euseb. vita Const. IV, 7 vergleicht wenigstens einen solchen Aufzug mit einem Gemälde.

²⁾ Hist. Aug. Gordd. 3. Carus 19.

³⁾ Hist. Aug. Pescenn. 6. Carac. 9.

⁴⁾ Euseb. vita Const. III. 1. vgl. III, 3.

⁵⁾ Euseb. l. c. IV, 15.

⁶⁾ Euseb. l. c. IV, 69.

Der plastische Typus der heiligen Gestalten allein, selbst 7. Abschnitt. mit den Kunstmitteln eines Phidias durchgeführt, hätte ein Gözenthum geschienen; mit den Formen der sinkenden Zeit bekleidet stellte er nur eine Caricatur vor neben den großen Werken des Alterthums; ¹⁾ das Christenthum brauchte daher, wenn es auf künstlerischem Wege Eindruck machen wollte, eine erzählende oder symbolisch combinirende, also eine figurenreiche Kunst und war deshalb wesentlich auf die Malerei oder auf die Zwischengattung des Reliefs angewiesen. Wir machen hier nicht einmal die falsche persönliche Stellung zu den Bildhauern geltend, welche als bisherige Gözennecchte verachtet wurden.

Was die bildende Kunst in diesen Zeiten nicht vermochte, ^{Verfall der} das sollte auch die Poesie nicht leisten. Vom lebendigen ^{Poesie.} Zusammenhang mit dem Drama abgeschnitten, der epischen Behandlung mythischer Stoffe im Ganzen aus Ermüdung abhold (S. 170), die historische Dichtung wie alles Modern-Geschichtliche (S. 285) verschmähend, konnte sie sich nur auf die Lyrik und auf den Roman zurückziehen. Man dichtete zwar in den meisten Gattungen schulgemäß weiter und war sich dessen bewußt, allein von mehr und mehr verblasenden Reminiscenzen einer bessern Zeit, wie z. B. die Bukoliker und Lehrdichter des dritten Jahrhunderts, ein Calpurnius Siculus, Nemesianus, Serenus Sammoniacus u. A. sie darbieten, kann eine Literatur nicht leben, so viel Talent auch im einzelnen Fall zum Vorschein kommen mag. Die Lyrik dagegen kann sich ewig verjüngen wie das menschliche Herz, und selbst in Zeiten des allgemeinsten Jammers einzelne herrliche Blüthen treiben, sei es auch in unvollkommener Form; sodann ist der Roman die eigentliche Form des

¹⁾ Man sehe z. B. die kümmerlichen Statuen des guten Hirten in der vatikanischen Bibliothek.

7. Abschnitt. Erfages, wenn es mit der volksthümlichen Lebenskraft des Epos und des Drama¹⁾ vorüber ist.

Leider ist diese ganze Literatur der letzten Heiden nur sehr bruchstückweise und das Vorhandene ohne den rechten Zusammenhang auf unsere Zeit gekommen, so daß wir kaum irgendwo zu durchschnittlichen Urtheilen berechtigt sind. Zu-
Der Roman. nächst gilt dies gerade vom Roman. Erhalten sind z. B.
Lengue. „Hirtengeschichten“ in griechischer Sprache, welche man einem Longus zuschreibt, dessen bloßer Name schon das Resultat eines Mißverständnisses sein könnte und den man überdies in keine bestimmte Zeit zu verlegen weiß. Diese reizend erzählten Schicksale von Daphnis und Chloe würden aber das ganze ästhetische Urtheil über dasjenige Jahrhundert — sei es nun das dritte, vierte oder fünfte — wesentlich mit bestimmen, welchem der fragliche Verfasser angehört. Ueber den von Theokrit ererbten bukolischen Gesichts-
Der Roman. kreis gehen diese Schilderungen mit ihrem sehr durchgeführten Naturalismus der Scenerie, mit ihrer verfeinerten Seelenbeobachtung weit hinaus; eine Zeit die dieses Buch schaffen konnte, war — so scheint es — auch von einer ausgebildeten Genre- und Landschaftsmalerei nicht mehr weit entfernt. Allein die Leistung steht für uns völlig vereinzelt, und wenn man sie mit andern spätgriechischen Romanen vergleichen will, so entziehen sich zum Theil auch diese sammt ihren Verfassern der festen Zeitbestimmung. Von dem öf-

¹⁾ Es bleibt eine Lücke in der römischen Literaturgeschichte auszufüllen mit Beantwortung der Frage, warum selbst das goldene und silberne Zeitalter es zu keiner Blüthe des Lustspiels mehr brachte. Die Gebildeten der Nation besaßen in hohem Grade das Vermögen, den Charakter der Zeit und ihrer Thorheiten objectiv anzuschauen und komisch zu gestalten. Wie vieles bei Horaz, Juvenal und unter den Griechen bei Lucian könnte als fertige Lustspielscene gelten! und dennoch hat die Scene von dieser Möglichkeit, die römische Gesellschaft darzustellen, so zu sagen gar keinen Gebrauch gemacht, und selbst die Pöffe (Nimus) stirbt bald aus.

ter erwähnten Heliodor, dem Verfasser der *Aethiopia*, bleibt 7. Abschnitt.
es zweifelhaft, ob er wirklich der Bischof dieses Namens von Heliodor.
Triece in Thessalien um das Jahr 400 gewesen ist, oder
ob man nicht dem emesenischen Heiden (als welchen sich der
Verfasser zu erkennen giebt) den bischöflichen Titel beilegte,
um sein Buch in christlichen Bibliotheken behalten zu dürfen.
Das Ziel des Autors ist übrigens wieder wie bei Xenophon
dem Ephesier eine möglichst bunte Reihe von Abenteuern,
worin dann Spätere nach Kräften mit ihm gewetteifert ha-
ben; von der folgerechten, wahrhaft künstlerischen Charak-
terschilderung des Longus, von seiner weisen Beschränkung
in Costüm und Decorsität findet sich keine Spur mehr; es
ist Lectüre der Zerstreuung und wahrlich oft keiner ange-
nehmen.

Heliodor verweilt hin und wieder (z. B. am Anfang
des Werkes) mit einiger Absicht auf landschaftlichen Schil-
derungen, und auch bei Longus kommen Versuche dieser Art
vor. Ich wage es nicht, die von Humboldt entworfene Ge-
schichte des landschaftlichen Schönheitsgefühles ¹⁾ hier in dürf-
tigen Umrissen nachzuzeichnen und verweise nur bei diesem
Anlaß pflichtgemäß auf jene unvergleichliche Darstellung,
welche die Sache selbst und ihr Verhältniß zu den sonstigen
geistigen Richtungen der spätantiken Zeit so meisterhaft er-
örtert. ²⁾

Die wahre Lyrik dieser Zeit, wenn es eine solche gab, Die Lyrik.
besitzen wir nicht mehr; Klänge wie das „*Pervigillum Ve-*
neris“ (um 252?), wie das „*Gelübde an den Oceanus*,“ ³⁾
reichen schwerlich über die Mitte des dritten Jahrhunderts
herab. Einige leidliche Aufschwünge in der elegischen und
epigrammatischen Gattung, bis in das fünfte Jahrhundert

¹⁾ Kosmos. Bd. II.

²⁾ Der Kaiser Julian, auch in diesem Punkte Phantast, findet die ho-
merischen Naturschilderungen über die Natur selber erhaben. *Mi-*
sopogon. p. 152.

³⁾ Bernsdorf, *poetae lat. min.* IV, 1.

7. Abschnitt. hincin, können dafür kaum Ersatz bieten; dergleichen hat namentlich bei Ausonius einen zu starken Schulgeschmack und ist allzubewußt als Specimen der betreffenden Gattung construirt, als daß es einen lebendigen Eindruck machen könnte. Ganz spät folgt dann noch der überaus begabte Improvisator Claudian mit seinen Panegyriken, Mythenerzählungen und Idyllen (d. h. schlechtweg: vermischten Gedichten); ein unwürdiger Schmeichler, in einer ästhetisch verkommenen Zeit, und doch strahlend im Farbenglanz fast ovidischer Erfindung und Ausführung; zur ewigen Warnung an die Literaturgeschichte, die Schranken zwischen ihren Perioden nicht zu fest zu schließen. Dem oben erwähnten Rutilius Numatianus (um 417) fehlt auch die eblere, gemüthliche Seite nicht, allein sein Reisegebieth als Ganzes ist schon sehr formlos.

Das Wort-
und Versspiel.

Was sich offiziell als Dichtung geltend machte und in der constantinischen Zeit bewundert wurde, war freilich gerade das Allerschlechteste, das grammatische Wort- und Versspiel. Eine große Rolle spielen die Centonen aus Virgil, d. h. stückweise Benützung von dessen Versen zum Aufbau neuer Gedichte ganz verschiedenen Inhalts. Wie sehr dabei der Sinn Gewalt leiden mag — es sind wenigstens die wohlkautendsten römischen Verse die es giebt. Andere Kunststücken sind noch widersinniger; so die Spanalepsis, welche die Anfangsworte des Hexameters am Ende des Pentameters wiederholt;¹⁾ figurirte Gedichte, welche behutsam geschrieben z. B. einen Altar, eine vielröhrige Hirtenflöte, eine Orgel vorstellen;²⁾ Vereinigung aller römischen Versmaße in Einem Gedichte; Aufzählung von Thierlauten, anacolytische Verse, welche man vorwärts und rückwärts lesen kann u. dgl. m. Das Unerreichte hat in diesen zum Theil erstaunlich schwierigen Spielereien ein gewisser Publilius Optatla-

¹⁾ J. B. bei Pentadius, Bernsdorf III.

²⁾ Aelteres dieser Art u. a. in der Anthologia graeca.

nus Porphyrius¹⁾ geleistet. Er war aus irgend einem **7. Abschnitt.**
 Grunde in die Verbannung geschickt worden und legte es Dyptianus.
 nun darauf an durch ganz verzweifelte poetische Luftsprünge
 sich bei Constantin wieder zu Gnaden zu bringen, was ihm
 denn auch gelang. Es sind sechsundzwanzig Stück Gedichte
 meistens in zwanzig bis vierzig Hexametern, jeder von gleich
 viel Buchstaben, so daß jedes Gedicht ungefähr wie ein Qua-
 drat aussieht. Eine gewisse Anzahl von Buchstaben aber,
 welche (durch rothe Farbe erkennbar) zusammen irgend eine Fi-
 gur, einen Namenszug, ein X mit P, einen Zierrath vorstellen,
 bilden, im Zusammenhang gelesen, wieder besondere Sprüche.
 Die Marter, die der Leser empfindet, läßt auf die diejenige des
 Dichters schließen, welcher den wichtigsten Inhalt — Com-
 plimente an Constantin und Crispus — unter so peinlichen
 Formen ausdrücken wollte. Am Ende folgen vier Hexame-
 ter, deren Worte man auf achtzehn verschiedene Weisen
 durcheinander mischen kann, so daß immer wieder eine Art
 von Metrum und Sinn herankömmt. Constantin in einem
 sehr gnädigen Schreiben an Dyptianus nimmt die Ueber-
 windung solcher Schwierigkeiten als einen wahren Fort-
 schritt der Kunst mit Gönnermienen auf: „Wer in meinem
 „Jahrhundert schreibt und dichtet, dem folgt mein geneigtes
 „Gehör wie ein sanfter Lufthauch.“ Bereits war der Vers-
 künstler aus dem Exil zurückgerufen;²⁾ vielleicht ist sogar
 ein Stadtpräfect von Rom desselben Namens, der in den
 Jahren 329 und 333 vorkömmt, keine andere Person. Man
 könnte diese ganze Angelegenheit übergehen, wenn sie nicht
 den persönlichen Geschmack des Kaisers offenbarte.

Mit dem Eintritt des Christenthums in die antike Poesie Das Christen-
 war nicht so viel für dieselbe gewonnen als man denken thum und die
 möchte. Die biblische Geschichte stand zur poetischen Behand- Poesie.
 lung in einem ganz andern Verhältniß als der antike My-

1) Wahrscheinlich ein angesehenener christlicher Africaner. Die Arbeit voll-
 ständig edirt von Welfer. Beispiele bei Bernsdorf und Meyer.

2) Hieron. chron. (trig.) zum J. 332.

7. Abschnitt. thus; dieser in seiner freien Vielgestaltigkeit war mit der Poesie und durch sie zu einer fortlaufenden Offenbarung des Schönen geworden; die Ereignisse der Bibel dagegen wurden auf einmal der Poesie als etwas Festes und Fertiges überliefert, dessen episch-plastische Ausschmückung in dogmatischer Beziehung gefährlich gewesen wäre. Daher die Trockenheit der Evangelienharmonien in Versen, von derjenigen des 329. Hispanier's Juvencus an. Das declamatorische Element bietet keinen Ersatz und verräth nur allzusehr den rhetorischen Bildungsgang der damaligen christlichen Dichter. Der bedeutendste unter ihnen, Prudentius, ebenfalls ein Hispanier, um 400. hat gute beinahe lyrische Stellen dieser Art und bewegt sich in seinen Märtyrergeschichten (Peristephanon) mit einer viel größern epischen Freiheit als rein biblische Stoffe gestatten würden, allein im Ganzen bleibt der Eindruck seiner Gedichte doch einseitig ein rhetorischer. Einzelne vortreffliche Hymnen von ihm und seinem Zeitgenossen Ambrosius gelten immerhin mit Recht als die Grundlage aller christlichen Lyrik. Das Vorwalten des Accentens über die Quantität, das hier zum erstenmal ganz ohne Rückhalt zu Tage tritt, ist ein zwar nur äußerlicher, aber doch merkwürdiger Uebergang zur Poesie des Mittelalters, welche später auch dem erstarrten Latein eine neue, mittelalterliche Seele einzuhauchen vermochte.

Die Rhetorik Einflußwellen jedoch herrschte die Rhetorik. In ihren Händen lag noch immer die Erziehung.¹⁾ Von den sogenannten sieben freien Künsten Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, welche einst die „Kreisbildung“ der jungen Leute von Stande ausgemacht hatten, waren die drei ersten in dieser Stellung verblieben, während die vier andern durch Anhäufung des Stoffes zu besondern Fächern der Gelehrsamkeit geworden

¹⁾ Vgl. Westermann, Geschichte der Verschamtheit. — Krause, Geschichte der Erziehung u. bei den Griechen, Etruskern und Römern.

waren. An jene schloß sich in der Kaiserzeit an, was noch von Philosophie lebendig war und auch die Praktikanten des Rechtes erkannten in den Rhetorenschulen die wesentlichste Gelegenheit zu ihrer Bildung. Von der Ausdehnung und Wichtigkeit dieses ganzen Treibens können wir uns nur schwer einen Begriff machen. Der leichte und reiche Ausdruck im täglichen Leben galt als unentbehrlich und das erfolgreiche öffentliche Reden als der höchste Triumph.¹⁾ Jede bedeutende Stadt des Reiches bemühte sich um den Besitz eines oder mehrerer tüchtigen Rhetoren; in Rom stritten Griechen und Einheimische um den Vorrang; in Gallien gab es zu Marseille, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, Autun, Trier und Rheims, in Spanien zu Cordova, in Africa zu Carthago, Cicca, Madaura u. a. a. D. eigene Anstalten für diese Disciplinen; in Griechenland und Vorderasien waren vollends die „Sophisten“ oft die wichtigsten Personen der Stadt, indem sie außer ihrer pädagogischen Aufgabe bei jeder Gelegenheit als Anhänger einer bestimmten Philosophie, als Advokaten, als Redner über städtische Angelegenheiten öffentlich auftraten. Nicht selten widmeten sich sehr reiche, freigebige Männer diesen Beschäftigungen und machten dann eine so große Figur als es unter einer Regierung wie die der Römer irgend möglich war. Endlich entschließt sich auch der Staat, die bisher den Städten und den Privatleuten überlassene höhere Erziehung als eine öffentliche Angelegenheit wenigstens hie und da zu unterstützen und je nach dem Rang der Städte mehr oder weniger Sophisten von sich aus zu besolden; nur mögen die von Hadrian und Antoninus Pius abwärts vorkommenden Berufungen dieser Art schwerlich lange in gleichmäßiger Kraft geblieben sein. Noch Constantin bestätigt den vom Staat angestellten Professoren und den ebenfalls sehr privilegirten Herz-

7. Abschnitt.

in den lateinischen

und griechischen Ländern.

¹⁾ Symmachus ep. I, 96: Vetus sententia est, artes honorum nutrire; quis autem tam cumulatius honor quam palma dicendi?

7. Abschnitt. ten sammt ihren Familien wenigstens die Immunität von lästigen Aemtern und Leistungen, namentlich dem gefürchteten Decurionat und vom Kriegsdienst.¹⁾ Er selbst war, wie unten gezeigt werden wird, ein eifriger Liebhaber der Rebekunst, was auch von einer ganzen Anzahl seiner Vorgänger bis auf Numerian herunter gerühmt wird. Sein Geschmack dürfte aber in diesem Punkte kaum besser gewesen sein als in poetischen Dingen. Was seit Diocletian aus dem kaiserlichen Kabinete kam, Briefe, Edicte und Gesetze, Alles trägt einen schiefen, bombastischen Charakter; die Kaiser aber pflegten ihre Geheimschreiber und manche andere wichtige Hofbeamte aus dem Rhetorenstande zu wählen²⁾ und müssen demnach seit einiger Zeit eher auf alle sonstigen Geschäftstalente als auf den Styl gesehen haben. Cumenius, der Sekretär des Chlorus, würde übrigens doch eine achtungswerthe Ausnahme machen.

Beziehung zu
den Kaisern.

Hat nun das Alterthum die Ausbildung der Rede und des Schreibens nicht überschätzt? Hätte es nicht besser gethan, die Köpfe der Knaben und Jünglinge mit nützlichen Realien anzufüllen? Die Antwort ist, daß wir darüber gar nicht zu entscheiden berechtigt sind, so lange uns selber im Reden und Schreiben die Formlosigkeit überall nachgeht, so lange von hundert unserer Gebildeten vielleicht kaum Einer einen längern Satz aussprechen kann ohne anzustoßen, während unter Tausenden kaum Einer von der wahren Kunst des Periodenbaues eine Ahnung besitzt. Die Rhetorik mit ihren Nebenwissenschaften war den Alten die unentbehrlichste Ergänzung ihres gesellig schönen und freien Daseins, ihrer Künste, ihrer Poesie. Unser jetziges Leben hat theilweise höhere Prinzipien und Ziele, aber es ist ungleich und disharmonisch; das Schönste und Beste wohnt darin neben

¹⁾ Cod. Theodos. XIII, 3, Gesetze d. J. 321, 326 und 333.

²⁾ Panegy. IV (Eumen. pro schol. rest.) c. 5. — Paneg. VII (Eumen. Constantino) c. 23.

berben Barbarenien; unsere Vielgeschäftigkeit läßt uns nur 7. Abschnitt. nicht die Muße, daran Anstoß zu nehmen.

Ein Blick auf die geretteten Lehrbücher der spätern rö- Die Lehrbücher.
mischen Rhetorik ¹⁾ genügt um uns mit tiefer Beschämung zu erfüllen. Diese Schriften eines Rutilius Lupus, Aquila, Rufinianus, Fortunatianus, Rufinus u. A. sind zum Theil keine echt römischen Productionen, sondern vielleicht nur kümmerliche Bearbeitungen griechischer Vorbilder seit Gorgias und Aristoteles, allein sie beweisen doch, auf welchem Fuße man die Redekunst selbst in der spätesten Kaiserzeit zu halten suchte. Nicht nur jede Art von Satzfügung, von Redefiguren, von Constructionskünsten, die wir ohne die Alten gar nicht zu benennen wüßten und in unsern jetzigen Lehrbüchern kaum zum zehnten Theil gebrauchen, erhält in diesen Systemen Stelle und Namen, sondern es wird auch über die Gattungen des Redestyls, über Bau und Ausführung der Reden umständlich gehandelt. Von der unendlichen Feinheit des Ohres in jenen Zeiten mag es z. B. einen Begriff geben, daß die für uns ganz unbemerkbaren metrischen Unterschiede der Worte (oder kurzen Wortfolgen) in umständlicher Theorie (bei Rufinus) auf die einzelnen Bestandtheile der Sätze, Eingänge, Ausgänge u. s. w. vertheilt werden; es war eine wichtige Frage, in welchen Fällen ein Satz anapästisch, spondeisch u. s. w. anfangen sollte. Die Kunst des Vortrages und des äußern Auftretens überhaupt (bei Fortunatianus) vollendet diese ganze Lehre und läßt abermals erkennen, daß all unser jetziges Reden roher Naturalismus ist und nur durch zufällige Begabung, ja unbewußt die schöne Form erreicht. Jede Handbewegung, jedes Sinkenlassen und Ueberschlagen des Gewandes hatte sein Gesetz; wie der Bildhauer, so wußte auch der Redner recht gut, daß nie Arm und Fuß derselben Seite zugleich vorgestreckt werden dürfen u. dgl. m.

1) Antiqui Rhetores latini, ed. Capperonnerius, Argentorati 1756.

7. Abschnitt. So allein war es möglich gewesen, die Redekunst zu einem Virtuositenthum des ganzen geistigen und leiblichen Menschen zu steigern.

Das Virtuositenthum. Die Schattenseite hiervon war, wie bei jedem Virtuositenthum, die allmälige Gleichgültigkeit gegen den Inhalt und die in gleichem Maße steigende persönliche Eitelkeit. Die griechischen Sophisten der frühern Kaiserzeit, wie sie Philostratus schildert, produciren sich mit ihren oben angeführten Themen (S. 286) in einer oft eigenthümlich prahlertischen Weise und lassen sich anstaunen wie gewisse Repräsentanten der heutigen Musik, deren Ansprüche den übrigen auffallend ähnlich sehen. Wie inzwischen auch im Abendland die politische Beredsamkeit im Panegyricus aufging und die gerichtliche tiefer und tiefer sank, gehört nicht weiter hieher. Aus der dioeletianischen und constantinischen Zeit besitzen wir an den oft angeführten Lobreden auf die Kaiser und Cäsaren vielleicht das Beste; wogegen die schlechte Diction der gleichzeitigen Gebete in Abrechnung kömmt. Bei den Christen war der Styl bisher eine Nebensache gewesen;¹⁾ erst einige Jahrzehnde später beginnt die Reihe ihrer berühmten Kanzelredner, bei welchen der neue Inhalt endlich sich mit der überlieferten, aber umgestalteten Form ausgleicht. Ein merkwürdiger Zwiespalt hatte überwunden werden müssen, die Verehrung des klassischen Styles und der Abscheu gegen die heidnischen Beziehungen, die Befreundung mit der biblischen Sprache und das Bewußtsein ihrer Unreinheit. Für Sanct Hieronymus bedurfte es eines schrecklichen Traumgesichts, in welchem ihn der Weltrichter verdammen wollte als einen ciceronianus, non christianus.²⁾

Die spätern Sophisten. Inzwischen blieb für die Heiden und auch für zahllose Christen die Rhetorik das ganze vierte Jahrhundert hindurch ein Lebensinteresse. Einzelne Lande, wie Gallien und Africa,

¹⁾ Die Art der Beredsamkeit einzelner christlicher Bischöfe s. bei Euseb. Hist. eccl. VII, 32 seq.

²⁾ S. Hieronymi ep. 22 ad Eustoch. c. 29. Vgl. ep. 70.

waren sich fortwährend besonderer Eigenthümlichkeiten des 7. Abschnitts.
Styless nicht ohne Stolz bewußt¹⁾ und die Rhetoren gehörten hier zu den angesehensten Männern. In den griechischen Gegenden des Reiches suchten die Sophisten um jeden Preis die Stelle zu behaupten, die sie in der Zeit der Antonine inne gehabt.²⁾ Da sie aber zugleich als neuplatonische Philosophen und Wunderthäter wirkten, so hat ihr Geschichtschreiber Eunapius ihre rhetorische Thätigkeit weit weniger beachtet; höchstens charakterisirt er ihr äußeres Auftreten und bewundert ihre Präntionen. Was sich auf Athen bezieht, wird im letzten Abschnitt berührt werden; hier ist nur auf die unhaltbare Concurrenz des heidnischen Sophisten mit der christlichen Predigt hinzuweisen. Der Kampf war, einen Gegenstand der öffentlichen Theilnahme gegen den andern gehalten, auf die Länge ein gar zu ungleicher. Nicht jeder Rhetor aber mochte sich mit dem Trost begnügen, welchen Themistius³⁾ vorschützt: „die Rede des „Philosophen taugt nicht weniger auch wenn sie unter einer „einsamen Platane vorgetragen wird und Niemand zuhört „als die Cicaden.“

Wenn nun auch fast in allen Hervorbringungen des vier- Der Soph.
ten Jahrhunderts der Verfall sich verräth durch gesuchte und geschraubte Form, Häufung der Sentenzen, Mißbrauch der Metaphern für das Einfache und Alltägliche, modernen Schwulst und künstliche alterthümliche Trockenheit,⁴⁾ so ruht doch noch ein eigenthümlicher Abglanz der klassischen Zeit auf manchem dieser Schriftsteller. Sie offenbaren noch ein Bedürf-

1) Symmachi ep IX, 88.

2) Eunapius hat das Bewußtsein, daß das Geschlecht der großen Philosophen nur bis auf Septimius Severus reiche (vel. ed. p. 11), was ihn jedoch an der Vergötterung der Spättern nicht irre macht.

3) Themistii *Βασανιστής*.

4) Symmachus z. B. wechselt bisweilen zwischen plautinischen Archaismen und den damals modernsten abstracten Ausdrücken Sein schwankendes Urtheil Ep. III, 22 und 44.

7. Abschnitt. niß nach künstlerischem Styl, das uns in der Regel fremd ist; daß es bewußt und absichtlich herauströmmt, ist Schuld der sinkenden Zeit, welche sich und ihre Bildung recht deutlich als eine secundäre, abgeleitete empfand, und die großen Muster nur ängstlich und ungleich nachahmte. Man kann aber z. B. Schriftsteller wie Libanius und Symmachus, die aus jedem Briefchen ein kleines Kunstwerk machen, unmöglich gering schätzen, auch wenn sie dabei mit zu großer Wichtigkeit zu Werke gehen und außer dem Adressaten noch deutlich auf ein lesendes Publikum rechnen, gerade wie einst Plinius und Andere. Symmachus wußte übrigens, daß und weshalb die ciceronischen Zeiten für die Briefstellerei vorüber waren.')

Ist nun der formelle Verfall der Dichtung und Darstellung bei einem Volke immer auch ein nationaler Verfall? Sind jenes nicht Blüthen, welche abgefallen sein müssen, bevor eine Frucht zu reifen vermag? Kann nicht das Wahre an die Stelle des Schönen, das Nützliche an die Stelle des Angenehmen treten?

Die Frage im Allgemeinen mag unterschieden bleiben und auf Alternativen wie die letztern läßt sie sich überhaupt nicht zurückführen. Das aber fühlt Jeder dem das klassische Alterthum auch nur im Dämmerlicht entgegengetreten, daß mit der Schönheit und mit der Freiheit auch das wahre antike Leben, der bessere Theil des nationalen Genius dahinging und daß die rhetorische Orthodoxie, welche der griechischen Welt übrig blieb, nur als ein tochter Niederschlag von dem einstigen wunderbaren Gesamtdasein gelten kann.

1) Symmachus Ep. II, 35. Andere merkwürdige Stellen über die Epistolographie I, 45. IV, 28. V, 86. VII, 9.

Achter Abschnitt.

Die Christenverfolgung. — Constantin und das Thronrecht.

Die diocletianische Verfolgung. — Beseitigung des falschen Vactans und seiner vorgeblichen Entschüßungen. — Untersuchung der möglichen Ursachen. — Anfang im Heere. — Die Kustände im Orient. — Ausbruch der Verfolgung im Paganst. — Vermuthlicher Hergang. — Veranlagemeinerung der Rache; Benehmen der Christen; die Märtyrer.

Diocletians Abdication; ihre Gründe. — Die beseitigten Kaiseröhne. — Aufst. von Galerius und sein Werth. — Die Usurpation des Constantin und des Maxentius; des Erbrechts durchbricht die Reichsordnung. — Die neuen Kaiser. — Congress von Carnuntum.

Krieg Constantins gegen Maxentius; seine Herrschaft des Westens; seine Stellung zum Senat; seine Toleranz. — Sein Verbündeter Licinius als Herr des Ostens.

Ihre Kriege; die Cäsarenfragen; die Christenfrage. — Constantin als Kleinherr des Reiches; sein Sultanismus. — Die Reichstheilung nach ihrer Gründe. — Große Familienkatastrophe nach seinem Tode. — Blick auf die weitere Entwicklung des Erbrechtes; Bildung von Dynastien.

— 192 —

Achter Abschnitt.

Die Christenverfolgung. — Constantiu und das Thronrecht.

Witten in klaren, historisch genau bekannten Verhältnissen s. Abschnitt.
taucht biswellen eine Thatsache von erster Wichtigkeit auf, Die dioecetia-
deren tiefere Gründe sich dem betrachtenden Auge beharrlich nische Verfol-
entziehen. Ein solches Ereigniß ist die große dioecetianische gung.
Christenverfolgung, der letzte Verrückungskrieg des Heidenthums gegen das Christenthum. Auf den ersten Blick ist nichts Befremdliches dabei; Diocletian hatte nur allzuvielen Vorgänger auf dem Throne der Welt, welche ebenfalls die Christen hatten ausrotten wollen, und von einem so eifrigen, altgefinnten Heiden wie er war, sollte man kaum etwas Anderes erwarten. Allein die Frage gewinnt eine ganz andere Gestalt, wenn man die nähern Umstände in Betracht zieht. Seit Gallienus, d. h. seit mehr als vierzig Jahren, waren die Christen unangefochten geblieben, und zu dieser Zeit gehören noch die achtzehn ersten Regierungsjahre Diocletian's selber. Nachdem er bereits die Manichäer mit 298 Scheiterhaufen zu bestrafen befohlen, ließ er die Christen noch sieben Jahre in Ruhe. Ja er duldete um seine geheiligte Person herum ¹⁾ christliche Kammerherren und Pagen, denen er wie ein Vater zugethan war; die Hofleute durf-

¹⁾ Euseb. Hist. eccl. VIII. 1 & 6. Das Folgende wird ohne Unterschied von den Regenten überhaupt ausgesagt, allein es versteht sich, daß der Oberkaiser hier wie in allen Dingen den Ton angab.

8. Abschnitt. ten mit Weib und Kind unter seinen Augen der christlichen Andacht pflegen; Christen, die er als Statthalter in die Provinzen sandte, wurden von den mit dieser Stellung verbundenen feierlichen Opfern in Gnaden dispensirt. Die christliche Gemeinde, in dem Gefühl totaler Sicherheit, verstärkte sich außerordentlich, so daß nirgend mehr die alten Versammlungsorte genügten. Ueberall mußte neu gebaut werden; in den großen Städten erhoben sich ungeschämt sehr prachtvolle Kirchen. — Wenn die Regierung irgend einen Gedanken künftiger Verfolgung hatte, so durfte sie die Christen nicht so ohne Widerstand zur Macht im Staate anschwellen lassen. Man könnte sagen, sie sei es eben erst spät und allmählig inne geworden, daß das Christenthum bei absoluter Duldung nach dem Uebergewicht streben würde, allein so gedankenlos war Diocletian nicht. Die Beurtheilung dieses Gegenstandes muß überhaupt davon ausgehen, daß man es mit einem der größten römischen Imperatoren, mit einem Retter des Reiches und der Civilisation, mit dem scharfsichtigsten Beurtheiler seiner Zeit zu thun hat, dessen politisches Andenken ganz anders da stände, wenn er im Jahre 302 gestorben wäre. Es handelt sich nun darum, zu erforschen, ob das, was dieses Andenken verdunkelt, ein bloßer Ausbruch angeborener Grausamkeit und Brutalität war, oder eine Folge des oben geschilderten Aberglaubens, oder eine elende Nachgiebigkeit gegen Mitregenten die tief unter ihm standen, oder ob nicht endlich für den Geschichtsforscher hier die Pflicht vorliegt, nach einem Auswege zu suchen, der neben dem geschriebenen Buchstaben vorbeiführt. Die Christen haben den Namen Diocletians mit Fluch völlig zugeschüttet; die Heiden von römisch-griechischer Bildung konnten ihm ebenfalls nicht hold sein, weil er den Orientalismus in das politische und gesellige Leben einführte; die einzigen Geschichtsschreiber aber, die möglicher Weise den wahren Zusammenhang der Dinge darstellten, sind verstümmelt, und zwar vielleicht ebendeshalb. Unter solchen Umständen ist es ganz

überflüssig, aus den vorhandenen Quellen das Wesentliche s. Abschnitt. und Entscheidende direkt ermitteln zu wollen.

Der gewöhnlich zu Grunde gelegte Bericht, nämlich die Schrift „von den Todesarten der Verfolger,“ beginnt gleich ^{Beseitigung des falschen Saction.} mit einer ertweißlichen Unwahrheit. Eine wichtige Eingeweideschau in Gegenwart des Kaisers wird dadurch gestört, daß die anwesenden christlichen Hofleute das Kreuz schlagen²⁾ und damit die Dämonen vertreiben; vergebens wird das Opfer mehrmals wiederholt, bis der Vorfteher der Haruspices die Ursache ahnt und ausspricht. Darauf soll Diocletian in vollem Zorn von allen Hofleuten das Bösenopfer verlangt und dieß Gebot sogar auf die Armee ausgedehnt haben, unter Androhung des Abschieds, wobei es einstweilen sein Bewenden hatte. Diese Geschichte beruht auf der durch Euseb hinlänglich widerlegten Meinung, als hätte der Kaiser die Christen an seinem Hofe nicht als solche gekannt und nicht dulden wollen. Das Wahrscheinliche ist, daß die christlichen Kammerherrn und Pagen entweder bei den Opfern überhaupt nicht anwesend zu sein brauchten, oder wenn sie zugegen waren, sich so aufführten, wie es der Dominus für passend fand;³⁾ eine Scene wie die geschilderte aber hätte entweder schon weit früher, etwa bei seinem Regierungsantritt Statt finden müssen, oder sie war überhaupt undenkbar. Die heidnische Ueberzeugung des Kaisers, die sich achtzehn Jahre in die Existenz und Macht der Christen gefügt hatte, kann sich für allein überhaupt nicht das entscheidende Motiv zur Verfolgung gewesen sein.

1) De mortibus persecutorum, c. 10. u. ff. — Die sehr verdägen Aussagen welche dem Constantin beigelegt werden, s. Euseb. Vita C. II, 50. s.

2) Oder an ihren Stirnen wirkliche Kreuze befestigten, je nach der Erklärung.

3) Sein Princip in diesen Dingen ist im Manichäergesetz sehr deutlich ausgesprochen: Neque reprehendi a nova vetus religio debet. Die Polemik soll schweigen.

8. Abschnitt.

und seiner vor-
gebliebenen Ent-
hüllungen.

Verfennung
Diocletians.

Die zweite Unwahrheit des genannten Berichtes liegt in der erschrockenen Nachgiebigkeit Diocletians gegen den Galerius, welcher seinerseits wieder von seiner Mutter Romula aufgehetzt worden sein soll. Diese war nämlich eine eifrige Dienerinn der großen Magna Mater, (welche hier als Berggöttinn bezeichnet wird) und nahm es sehr übel, daß die Christen ihres Wohnortes nicht wie die Heiden an ihren täglichen Opferschmäusen Theil nehmen wollten. Dieses ganze Gerede, welches die große Thatsache schließlich auf die Laune eines fanatischen Weibes zurückführen würde, fällt dahin, sobald man weiß, daß Diocletian sich vor Galerius nicht fürchtete und daß der ungenannte Autor über den ganzen Charakter des Fürsten in den stärksten Irrthümern befangen ist.) Auch auf die vorgebliebenen Abreden, welche im Winter 302 auf 303 zu Nicomedien gehalten worden sein sollen, ist gar nichts zu geben, da der Autor anderweitig (S. 46) sich all zu sehr als Liebhaber dramatischer Fictionen bloß stellt. Er sucht freilich den Diocletian als den Widerstrebenden und Besonnenern zu charakterisiren, um den größern Haß auf das Scheusal Galerius zu häufen. „Als sie sich „den ganzen Winter hindurch beriethen, und Niemand zu- „gelassen wurde“) und Jedermann glaubte, sie verhandelten „über Staatsachen, widersetzte sich der Alte lange der Wuth „des Collegen, indem er ihm vorstellte, wie gefährlich es sei, „die Welt zu beunruhigen und Blut in Menge zu vergießen. „Die Christen stürben gerne. Es sei genug, wenn die Hof- „leute und Soldaten dieser Religion entsagen müßten. Allein „Galerius habe auf seinem Sinne beharrt, und Diocletian „darauf einen geheimen Rath von Juristen und Offizieren

1) So heißt Diocletian bei Anlaß des persischen Krieges in omni tumultu meticulosus animique disiectus. Er, welcher den Aker vor dem Tribunal getödtet und die furchtbarsten Kriege in Person commandirt hatte.

2) Was die billige Frage veranlaßt, woher denn der Autor diese Verhandlungen kenne?

„berufen, um über die Frage der Verfolgung zu entscheiden. 8. Abschnitt.
 „Denn das sei so seine Art gewesen, bei verhassten Maß-
 „regeln Mehrere zu Rathe zu ziehen, um das Böse auf diese
 „schieben zu können, das Gute dagegen ohne Beirath zu
 „thun, um das Lob allein zu haben.“ Eine solche Hand-
 lungsweise ist bei Allem was wir sonst von Diocletian wissen,
 völlig undenkbar. Die Herrscheridee, welche ihn besetzte,
 läßt sich auf den populären Unterschied von beliebt und ver-
 haßt gar nicht ein, und nimmt auch Dasjenige auf eigene
 Verantwortung, was sie nur durch Andere wohl oder übel
 ausführen läßt. Denn Alles was zugestandener Maßen ohne
 den Herrn geschähe, würde seiner Macht zum Abbruch ge-
 reichen, die sein erster und letzter Gedanke sein muß. Doch
 man höre weiter. Auf den bejahenden Entscheid jenes ge-
 heimen Rathes hin läßt Diocletian noch zu allem Ueberfluß
 beim milesischen Apoll anfragen und erhält natürlich die-
 selbe Antwort, giebt aber auch jetzt nur unter der Bedin-
 gung nach, daß kein Blut fließen dürfe, während Galerius
 große Lust gehabt haben soll, die Christen lebendig zu ver-
 brennen. — Welche Thorheit wird hier dem Oberkaiser zu-
 getraut! als ob er nicht besser denn irgend Jemand hätte
 wissen müssen, daß die Christen entweder in Ruhe gelassen
 oder mit allen Mitteln bekämpft werden mußten! als ob
 damals ein unblutiges Verfahren hätte können ohne Wei-
 teres eingebracht werden!

Dieser Art ist die einzige zusammenhängende Darstellung
 der großen Katastrophe. Wenn nicht manches wichtige
 Detail sich nur hier aufbehalten fände, so wäre dieses Buch
 besser unentdeckt geblieben. Dem Namen des Lactantius,
 von dessen Bildung und Tiefe nichts darin zu finden ist,
 macht es eine höchst wahrscheinlich unverdiente Schande.)

1) Der Titel der einzigen, von Valentinus zuerst herausgegebenen Hand-
 schrift enthält bekanntlich nur den Namen Lucius Cäcilius welches
 allerdings die beiden ersten Namen des L. Lactantius Firmianus
 sind.

8. Abschnitt. Euseb findet es angemessen, von den besondern Beweg-
Quellen und Conjecturen. gründen der Verfolgung gänzlich zu schweigen. Die Aurelius Victor, Rufus Festus, Eutropius u. A. erwähnen nicht einmal die Verfolgung selbst.

Diocletian selber kann sich nicht vertheidigen; seine Edicte sind untergegangen und seine geheimen Rathschläge können das gerade Gegentheil von dem gewesen sein was ihm angedichtet wird.

Von da an sind also die Vermuthungen in ihrem Rechte, sobald sie nicht in der Luft schweben, sondern den echten vorhandenen Spuren nachgehen und zu dem sonstigen Charakter der Zeit und der handelnden Personen passen.

Erklärung durch Copulation, Zunächst ließe sich vermuthen, die Regenten hätten, wie mehrere ihre Vorgänger, der allgemeinen Volkswuth gegen die Christen nachgeben müssen. Allein dieselbe tritt im Verlauf der Ereignisse nicht einmal sichtbar hervor und die Staatsmacht war reichlich groß genug, um dergleichen zu unterdrücken.

Oder man könnte annehmen, die heidnischen Priester hätten die Verfolgung plötzlich und unbedingt verlangt und die Kaiser aus irgend einem Grunde des Aberglaubens von deren Nothwendigkeit überzeugt. Diocletian mit all seiner Tüchtigkeit ist in dieser Beziehung befangen genug, um auch den jammervollsten Vermuthungen Raum zu geben; jedenfalls würde sich das Gegentheil nicht beweisen lassen.

Oder, kam vielleicht seine Privatmoralität ins Spiel? Er war hierin nicht indifferent; die Haruspicin, welche ihm unaufhörlich die Zukunft und ihre Schicksale verkünden muß, hatte ihn doch nicht über die Sittlichkeit hinweggehoben. Wenn darin eine Inconsequenz lag, so war es eine ehrenwerthe; auch findet sich diese Vermischung der Standpunkte nicht bloß bei ihm, sondern wie wir sahen, bei den Bessern des dritten Jahrhunderts überhaupt, in welchen der Unsterblichkeitsglaube den irdischen Fatalismus und die Moralität wenn nicht verhöhet, doch zu einem Vertrag genöthigt hatte. Das Privat-

leben des Kaisers giebt selbst den tabelfüchtigen Christen keinen s. Abschnitt.
Anlaß zur Kritik, und so hatte er denn auch ein persönliches durch Gründe
Recht, den Staat zum Hüter der allgemeinen Sittlichkeit zu der Sittlichkeit.
proclamiren. Er that dieß u. a. in dem schon angeführten
Ehegesetz vom Jahre 295 unter sehr principiellen Ausdrücken:
„Die unsterblichen Götter werden dem römischen Namen wie
„bisher günstig und mild gesinnt sein, wenn wir dafür sor-
„gen, daß alle unsere Unterthanen einen frommen, ruhigen
„und sittenreinen Wandel führen. . . . Die Herrlichkeit Roms
„ist nur dadurch mit der Gunst aller Götter zu solcher Höhe
„gelangt, daß ¹⁾ ein frommes und keusches Leben den Schluß-
„stein aller Gesetzgebung bildete, u. s. w.“ — Haben nun
etwa die Christen sittlichen Anstoß gegeben?

Bekanntlich trugen sich die Römer im ersten und zweiten
Jahrhundert mit Gerüchten von gräßlichen Ausschweifungen,
welche beim Gottesdienst der Christen stattfinden sollten.
Allein dieß kommt hier gar nicht in Betracht; diese Gerüchte
waren längst völlig verstummt²⁾ und Dioeletian selber, der
eine Menge von Christen an seinem Hofe täglich vor sich
sah, kann vollends solchen Nachreden nicht den mindesten
Glauben geschenkt haben.

Andero verhält es sich scheinbar mit den Klagen des
Euseb³⁾ über den innern Zerfall der christlichen Gemeinde
unmittelbar vor der Verfolgung, da eine große Menge von
Unwürdigen sich in die Kirche sowohl als namentlich auf
die Bischofsstühle gedrängt hatte. Er erwähnt unter diesen
Uebeln vor Allem den bittern Haß zwischen Bischöfen und
zwischen den einzelnen Gemeinden, die Heuchelei und Ver-
stellung, den fast atheïstischen Unglauben, die Uebelthaten
(κακία), dann nochmals Zank, Neid, Haß und Gewalt-
herrschaft der Geistlichen.

1) Böttlich Quoniam (maestas rom.) omnes leges suas religione
sapienti pudorisque observatione devinxit.

2) Berüder eine förmliche Aussage bei Euseb. Hist. eccl. IV, 7.

3) Euseb. Hist. eccl. VIII, 1.

8. Abschnitt.

nach christliche Spaltung gen.

Dies sind Alles noch keine Unsitlichkeiten von der Art, wie sie der Staat Moralitätshalber glaubte verfolgen zu müssen, und wie er sie jedenfalls bei den Heiden in größerem Maßstab vorfand. Allein merkwürdiger Weise scheint eines der wenigen erhaltenen Aktenstücke von heidnischer Seite, das Revocationsedict des Galerius ¹⁾ vom Jahre 311, wirklich die schwere und vielfache Spaltung unter den Christen selbst als den Hauptgrund ihrer Verfolgung bezeichnen zu wollen. Sie seien von dem Glauben ihrer Vorfahren abgefallen und hätten Sekten gebildet; darauf habe man ihnen befohlen, zu den Einrichtungen der Alten zurückzukehren u. s. w. Freilich ist hier jedes Wort so geistlich schief und zweideutig, daß die meisten Erklärer unter den „Vorfahren“ und „Alten“ ebensogut die Heiden verstehen konnten, allein mehrere Ausdrücke scheinen doch eher den Christen den Abfall von ihrem eigenen Princip zum Vorwurf zu machen. Es heißt weiterhin: „wir sahen, daß sie weder „den Göttern die schuldige Verehrung erwiesen, noch den „Gott der Christen ehrten.“ Dies würde etwa an die Principien der katholischen Partei im dreißigjährigen Kriege erinnern, welche nur mit den Lutheranern auf einem Rechtsboden zu stehen glaubte, die Calvinisten dagegen als Neben-
sette perhorrescirte.

Doch auch diese Spur ist schwerlich die richtige. So bedeutend kann das Aergerniß und die Spaltung unter den Christen unmöglich gewesen sein, daß der Staat deshalb die Aufhebung der ganzen Gemeinde hätte für nöthig halten können. Die eifrigen Heiden konnten vollends bei einigem Nachdenken nichts ernstlicher wünschen als die ungestörte Fortdauer dieses Processes der Fäulniß, der die Christen unfehlbar in ihre Gewalt gab.

Wahrscheinlicher Hauptgrund.

Welche Erklärung bleibt nun übrig? Ich glaube, es spielte hier ein wichtiges persönliches Ereigniß mit, dessen

¹⁾ De mort. persec. c. 34. Griechisch bei Euseb. II. E. VIII. 17.

Spuren später auf das emfigste verwischt worden sind. Eine Inschrift zu Ehren Diocletians¹⁾ giebt den Christen Schuld, daß sie den Staat umstürzen wollten, *rompublicam everto-
bant*, eine Aussage, die in dieser Fassung ganz wertlos scheint, dennoch aber einen echten Kern bergen kann. Suchten sich etwa die Christen, im Gefühl ihrer wachsenden Ausdehnung, des Kaisertums zu bemächtigen?

Dies konnte auf ganz friedliche Weise geschehen, indem mau den Diocletian selber bekehrte. Und daß etwas der Art wenigstens beabsichtigt wurde, ist beinahe streng zu beweisen. Es giebt einen Brief von einem Bischof Theonas an einen christlichen Oberkammerherrn Lucianus²⁾ mit Maßregeln des Benehmens an dem Hofe eines heidnischen Kaisers, womit nach allgemeiner Ansicht nur Diocletian gemeint sein kann. Lucianus hat bereits in seiner Umgebung nach Kräften gewirkt und Viele bekehrt, die als Heiden in den Hofdienst gekommen waren; schon sind die Aufseher der kaiserlichen Chatouille, des Schatzes und der Garderobe zum Christenthum übergetreten; nun findet Theonas, daß es von größtem Werthe wäre, wenn z. B. ein christlicher Kammerherr die Aufsicht über die kaiserliche Bibliothek erhielt und bei Gelegenheit literarischer Gespräche³⁾ den Kaiser behutsam und allmählig von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugen könnte. Wahrscheinlich imponirte den Christen

1) Gruter, pag. 280, N. 3. — Bei Muratori T. III. p. 1797 steht sie nebst einigen ähnlich lautenden, nur ungleich verdächtigeren Inschriften von Aescell unter den unechten.

2) Abgedruckt bei d'Achery, *Spicilegium etc.* Tom. III, p. 297. — Vgl. Krander, *Allg. Geschichte der christlichen Religion und Kirche* II. Aufl. Bd. I, S. 244.

3) Diocletian war durchaus nicht so ungebildet, wie Gibben, *Cap. XIII.* (Bd. II, S. 144) ihn darstellt; für seinen Gebrauch wurde z. B. ein großer Theil der *Historia Augusta* geschrieben und ein Römer Semonicus verfaßte für ihn ein geschichtliches Werk „verschiedene Untersuchungen“ betitelt. Vgl. Job. Lydus *de magistrat.* III, 32.

8. Abschnitt. der Ernst und die sittliche Richtung des großen Fürsten und sie sahen ein, daß gerade jetzt, bei der unerhörten Steigerung der Herrschergewalt durch Siege über Barbaren und Usurpatoren und durch den Neubau des ganzen innern Staatswesens der Uebertritt des Kaisers wichtiger und entscheidener wäre als jemals. Es braucht indeß kaum gesagt zu werden, daß alle Versuche dieser Art bei einem Heiden wie Diocletian eitel und vergeblich bleiben mußten.

Anfang im
Heere.

Nun behalte man wohl im Auge, wie die Verfolgung anfang. Die schlechte und die bessere Quelle ¹⁾ stimmen darin überein, daß einige Zeit vor den großen allgemeinen Maßregeln einstweilen die Christen aus der Armee gestossen wurden. Es findet, vielleicht schon im Jahre 298,²⁾ eine Musterung statt, bei welcher den christlichen Soldaten die Wahl gelassen wird, ob sie Heiden werden und ihren Dienst behalten oder denselben verlieren wollen, worauf die Meisten ohne Besinnen das Bessere vorziehen; Einige sollen darob schon damals das Leben eingebüßt haben. — Es leuchtet ein, daß man zu einem solchen Schritte sich nur ungerne und gezwungen verstand, indem gute Soldaten und Offiziere damals der höchste Besitz des Reiches waren. Ferner möchten wir den Schluß wagen, daß diese Säuberung des Heeres keine religiöse, sondern eine politische Grundursache gehabt habe, indem sonst eben so gut bei allen andern Ständen hätte begonnen werden können, z. B. mit einer plötzlichen Verhaftung aller Bischöfe, wie sie dann später wirklich eintrat. Die Kaiser fühlen sich entweder unter christlichen Truppen nicht mehr persönlich sicher, oder sie glauben sich auf deren Gehorsam im Kriege wie im Frieden nicht mehr verlassen zu können. Die Weigerung des heidnischen Opfers, wo sie als Grund der Verabschiedung angegeben wurde,³⁾ konnte nichts als ein Vorwand sein, nachdem anderthalb

¹⁾ De mort. pers. 10 und Euseb. Hist. eccl. VIII, 1 & 4.

²⁾ E. Euseb. chron. ad. a. 301, womit 298 gemeint ist.

³⁾ Vgl. das Martyrium des Marcellus, bei Neander a. a. O. S. 252.

Jahrzehnde hindurch der Kriegsdienst der Christen sich durch= **8. Abschnitt.**
 aus von selbst verstanden hatte.) Man könnte zwar sagen,
 die Kaiser hätten aus teuflischer Bosheit das Heer epurirt,
 um es bei der bevorstehenden Verfolgung ohne Widerrede
 gegen die Christen brauchen zu können. Das Gegentheil
 hiervon läßt sich um so weniger beweisen, als wir nicht ein-
 mal den Zeitraum genau kennen, welcher zwischen der Epu-
 ration und der Verfolgung lag. Verstrichen aber wirklich
 mehrere Jahre, so schwindet auch diese Probabilität außer-
 ordentlich zusammen. Große Bluthaten mögen lange vor-
 bedacht und vorbereitet werden, allein mit so auffallenden
 Rüstungen, wenn sie nichts als das sind, darf man doch
 erst im Augenblick vor der Ausführung an's Licht treten.
 Und am Ende handelt es sich hier um schwer zu unterschei-
 dende Uebergänge. Wenn Diocletian eine rein heidnische
 Armee wollte, so wollte er sie wegen des Gehorsams über-
 haupt, wahrscheinlich ohne sich genau Rechenschaft zu geben,
 wozu er sie eventuell in den äußersten Fällen gebrauchen
 würde.

Mit diesem Allem halte man zusammen was Euseb ²⁾ Die Kuffländer
 halb zugesteht und halb vertuscht, daß nämlich um den An- ^{im Orient.}

1) Die Geschichte des Märtyrers Maximilian (bei Reander a. a. O.
 S. 249) enthält den entscheidenden obwohl nur negativen Beweis,
 daß den christlichen Soldaten bisher keine heidnischen Ceremonien
 zugemuthet wurden.

2) Hist. eccl. VIII, 6. zuerst von Valesius combinirt mit mehreren
 Stellen in den Reden des Libanius, sämmtlich im ersten Bande der
 Ausg. von Reiske, p. 323. u. f. 644. 660. u. f. Es ist darin auf
 sehr dunkle Weise von Unruhen in Antiochien unter Diocletian die
 Rede, welche sich vielleicht auf ein ganz anderes Jahr beziehen könn-
 ten. Ein Tribun Namens Eugenius, der mit einer Schaar von
 500 Soldaten die Ausfchlammung des Hafens im nahen Seleucia
 besorgen sollte, kann der eigenen Versuchung und dem drohenden
 Zureden seiner Soldaten nicht widerstehen, das unbewachte Antiochien
 durch einen Handstreich zu nehmen. Mit dem Purpur von einem
 Götterbilde angethan überrascht er und seine wilde, betrunkene Schaar

8. Abschnitt. fang der Verfolgung an zwei Orten, in der cappadocischen Landschaft Melitene und in Syrien, Aufstände ausbrachen. Die Reihenfolge der Ereignisse ist bei diesem Schriftsteller nie ganz zuverlässig, allein wir sind hier auf ihn beschränkt. Er hat die Publication des Edicts, dann den Anfang der Verfolgung in Nicomedien und zwar im kaiserlichen Pallast erzählt und den standhaften Tod der christlichen Pagen und Kammerherrn geschildet; darauf ist von den Feuerbrünsten im Pallast und den bei diesem Anlaß getödteten Christen, sowie von der Ausgrabung der hingerichteten Pagen die Rede; und nun heißt es weiter: „Da nicht lange hernach Andere „in der Gegend die Melitene heißt, und wiederum Andere „in Syrien das Herrscherthum an sich zu reißen suchten, so „erging ein kaiserliches Gebot, daß überall die Vorsteher der „Gemeinden verhaftet und gefesselt werden sollten.“ Mit Recht oder Unrecht schrieb man also diesen Usurpationsversuchen einen christlichen Ursprung zu und griff deshalb auf die Bischöfe; die unmittelbaren Thäter aber müssen zum Theil Soldaten gewesen sein, ohne welche in dieser Zeit keine Usurpation denkbar ist, und zwar, wenn es Christen waren, abgedankte Soldaten.

Endlich ist der Inhalt des Edictes selber, so weit man ihn kennt, nicht direkt auf Vertilgung, sondern auf eine durchgehende Degradation der Christen berechnet, wodurch man sie zum Uebertritt bewegen wollte. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen sollten verboten sein, ihre Kirchen niedergerissen, ihre heiligen Schriften verbrannt werden;

die Stadt, wird aber von den Antiochenern gleich am ersten Tage niedergemacht sammt all den Scinigen. Die Behörden, die sich schwach gezeigt hatten, unterlagen einer schlimmen Criminaluntersuchung. Da dieß u. a. die gewiß heidnische Familie des Libanus betraf und letzterer in seinen Berichten auch nicht den leisesten Wink über eine Einmischung religiöser Parteiung fallen läßt, so möchten die syrischen Araber bei Guseb wohl ein ganz verschiedenes Ereigniß gewesen sein.

Diesjenigen, welche Ehrenstellen und Würden besäßen, sollten s. Abschnitt. dieselben verlieren; gegen alle Christen sollte bei gerichtlichen Untersuchungen die Folter an gewandt werden dürfen; die Christen von niedrigerem Privatstande sollten des Genusses ihrer Rechte als Bürger und freie Männer veraubt sein; die christlichen Sklaven aber, so lange sie Christen blieben, nie freigelassen werden können. Das waren ungefähr die Vorschriften, welche den 24. Februar des Jahres 303 zunächst ^{303.} in Nicomedien, der damaligen Residenz des Diocletian und des Galerius, und dann im ganzen Reiche durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht wurden.

Schon am vorhergehenden Tage, auf welchen das Fest ^{Knabrunn der} der Terminalien fiel, hatte in Nicomedien selbst die Verfol- ^{Verfolgung} gung begonnen, indem der Gardepräfect in Begleitung von Offizieren und Beamten die große Kirche durch seine Prätorianer plündern und demoliren ließ.¹⁾

Nach der Publication des Edictes fiel als erstes Opfer ein angesehenener Christ, der dasselbe abriß und zerstückte, mit dem spöttischen Bemerkten, es seien wieder einmal Gothen- und Sarmatenstöße angeschlagen gewesen. Er wurde verbrannt. Ein solcher Troß wäre übrigens ganz sinnlos, wenn man nicht annehmen will, daß noch in jenem kritischen Augenblicke eine geheime Hoffnung auf allgemeinen Widerstand vorhanden war.

Das Nächste was erwähnt wird, ist die grausame Tortur ^{im Pallaste.} und Hinrichtung mehrerer Pallastbeamten und Pagen, von welchen Petrus, Dorotheus und Gorgonius mit Namen genannt werden. Euseb sagt zwar nur ganz kurz, sie hätten

¹⁾ Hier müßte man durchaus den Wortlaut des Edictes kennen, um zu urtheilen.

²⁾ De mort. pers. c. 12. Dem über den sonstigen Werth dieses Romans die Augen noch nicht geöffnet sind, der mag hier nachlesen, wie die beiden Regenten auf der Warte ihres Pallastes darüber streiten ob die Kirche durch Feuer oder auf eine andere Weise zerstört werden solle.

8. Abschnitt. um ihrer Frömmigkeit willen gelitten, allein von dieser Seite hätte sich das Gesetz mit ihrer Degradation begnügt. Woher nun diese Grausamkeit gegen Solche, die bisher trotz ihres bekannten Christenthums von den Kaisern „wie Kinder des Hauses“ waren behandelt worden? Sehr wahrscheinlich litten auch sie nicht bloß um der Religion willen. Die Kaiser glaubten offenbar einem Complot auf der Spur zu sein.

Darauf kömmt zweimal im Pallast zu Nicomedien Feuer aus. Nach dem falschen Lactantius hätte Galerius es anlegen lassen, um die Schuld auf die Christen zu schieben, welche diese Missethat mit den Eunuchen des Hofes abgeredet haben sollten, und Diocletian, der sich immer so klug dünkte, hätte wirklich den wahren Sachverhalt nicht gemerkt, sondern sich sogleich einer grenzlosen Wuth gegen die Christen überlassen. Hierüber ist mit einem Tendenzschriftsteller unmöglich zu rechten; wer aber die Geschichte Diocletians studirt, wird ihm den Verstand zutrauen, vorkommenden Falls einen so plumpen Betrug zu durchblicken. Ueberdies hat Galerius lange nach seinem Tode einen Entlastungszeugen gefunden, auf welchen er schwerlich rechnete. Constantin der große, der zur Zeit des Brandes als Jüngling am Hofe zu Nicomedien verweilte, erklärte später bei einem feierlichen Anlaß ¹⁾ (oder vielmehr der Concipient der Rede erklärt es in seinem Namen) ein Blitzstrahl sei es gewesen, der den Pallast traf — ob beide Male, wird nicht näher angegeben. Auch wir wollen es, um Niemanden Unrecht zu thun, hierbei bewenden lassen und nicht die Christen in Anspruch nehmen für Ereignisse, die von der Nachlässigkeit jedes Hausbedienten herrühren konnten, wenn der Blitzstrahl nicht genügte. — Die beiden Herrscher waren freilich von der Schuld der Christen überzeugt und die Criminaluntersuchung im Pallaste nahm einen sehr blutigen Gang. „Da wurden

¹⁾ Const. M. orat. ad sanctor. coet. c. 25. — Euseb. H. E. VIII, 6 sagt, er kenne die Ursache des Brandes nicht.

„auch die mächtigsten Eunuchen getödtet, die einst den Pallast ^{8. Abschnitt.}
„und den Kaiser beherrscht hatten.“

Bald darauf erfolgten die schon erwähnten christlichen Aufstände im Orient, welche das zweite Edict, den Verhaftsbefehl gegen alle Vorsteher der Gemeinden, hervorriefen.

Vielleicht empfindet der Leser ob dieser Untersuchung einigen Widerwillen. Sollte es nicht überaus unbillig sein, aus der Verfolgung auf eine Verschuldung zu schließen? So hat es die fanatische Partei in Frankreich 1572, so diejenige in Veltlin 1620 gemacht; um ihr schreckliches Blutvergießen zu rechtfertigen, hat sie nachher den unterlegenen Gegnern ein blutiges Complot angebüchelt, welchem sie habe zuvorkommen müssen.

Allein für's Erste wird hier Niemand von einer allge- ^{Verarmthlicher}
meinen christlichen Verschwörung gegen die Regenten oder ^{Herrgang.}
gar gegen die Heiden überhaupt reden wollen. Die Vermuthung beschränkt sich ungefähr auf folgende Umriffe: Einige, vielleicht nur sehr wenige christliche Hofleute und einige christliche Kriegsbefehlshaber in den Provinzen glaubten mit einem voreiligen Gewaltstreich das Imperium in christliche oder christenfreundliche Hände bringen zu können, wobei sie vielleicht der kaiserlichen Personen zu schonen gedachten.!) Es ist möglich, daß in der That Galerius der

!) Es wäre eine einladende aber mehr als gewagte Hypothese, ein Verhältniß zwischen diesen Leuten und dem jungen Constantin anzunehmen. Der Haß des Galerius gegen diesen würde sich dann noch leichter erklären. — Ein anderer Umstand, auf welchen man wenigstens aufmerksam machen darf, ist Diocletian's Abwesenheit aus Nicomedien und dem Orient, unmittelbar vor der Verfolgung, als er im Jahr 302 nach Rom gegangen war, um mit Maximian seinen Triumph zu halten. (Euseb. H. E. VIII, 13 meint, die Reise habe der Bicennaliensfeier gegolten, allein aus *De mort. persec. c. 17* erhellt, daß Diocletian zu deren Abhaltung Rom im Jahre 303 nochmals besuchte). Es wäre nicht undenkbar, daß diese Abwesenheit das Vorhaben Feuer zur Reise gebracht hätte. — Auf das homerische Gital des ersten palästinenfischen Märtyrers Procopius (Euseb. de mart. Paläst. 1) darf man kein Gewicht legen.

8. Abschnitt. Sache früher auf die Spur kam als Diocletian, und daß dieser sich wirklich nur mit Mühe überzeugen ließ.

Für's Zweite wird man nicht läugnen können, daß es unter den Christen damals Leute gab, die für solche Staatsstreiche nicht zu gewissenhaft waren. Euseb's Charakteristik redet hierüber deutlich genug. Und wenn wir bei der obigen Parallele mit den französischen Religionskriegen bleiben wollen, hat nicht die Verschwörung von Amboise (1560), die auch nur das Werk verhältnißmäßig Weniger war, und den Hof nicht ermorden sondern nur in ihre Hände bringen wollte, den Hugonotten eine dauernde üble Nachrede zugezogen und einen dunkeln Schatten auf die ganze Partei geworfen?

Verallgemei-
nerung der
Rache.

Das große Unglück bestand nun darin, daß die Herrscher das Geschehene verallgemeinerten und gegen die Christen als mitverantwortliche Partei einzuschreiten angingen, und daß das damalige Recht so rasch mit der Folter und den gräßlichsten Todesstrafen bei der Hand war. Nur müßte man bessere Urkunden vor sich haben als die Akten der Märtyrer in der Regel sind, um die einzelnen Fälle richtig beurtheilen zu können. Der einzelne Christ konnte wahrscheinlich in aller Sicherheit weiterleben, wenn er schwieg und nicht absichtlich auffiel. Dagegen blieb den Geistlichen nur die Wahl zwischen Abfall und Strafe, weil sie die heiligen Schriften ausliefern sollten, auf deren planmäßige Verteilung es jetzt allerdings abgesehen war. Wahrscheinlich hoffte Diocletian hiedurch der christlichen Gemeinde den innern Halt zu nehmen und sie in unschädliche Sekten zu zerspalten.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches den schrecklichen Hergang im Einzelnen zu verfolgen. Von den Mitregenten ging der Augustus Maximian mit Eifer auf die Verfolgung ein, während der milde, monotheistische Cäsar Constantius Chlorus in seinen Ländern Gallien, Britannien und Spanien sich mit der Schleifung der Kirchen begnügt haben soll.¹⁾

¹⁾ Euseb. II. E. VIII, 13 läßt nicht einmal dieses gelten. — In Spanien muß Constantius keine genügende Macht besessen haben, indem

Aus den vielen Foltern und Martern erhellt, daß die Un- 8. Abschnitt.
 tersuchung zum Theil in die schlechtesten Hände gefallen war,
 doch kann man sich auch des Gedankens nicht erwehren, daß
 die Richter einen politischen Proceß vor sich zu haben glaub-
 ten, bei welchem es auf Erpressung von Geständnissen an-
 kam. Uebrigens war das Benehmen der Beamten sehr ver-
 schieden. In Africa, wo der politische Verdacht vielleicht
 ganz wegsiel, und wo es sich also wesentlich nur um die Benehmen der
Christen.
 Auslieferung der heiligen Schriften handelte, gab man den
 Christen mehrfach zu verstehen, daß es auch damit nicht so
 ernstlich gemeint sei. Aber Viele erklärten nun absichtlich,
 sie hätten heilige Schriften in Verwahrung, die sie nie aus-
 liefern würden, und erlitten dieses Trostes wegen den Tod;
 Andere lieferten auf das allgemeine Gebot hin sogleich aus
 was sie hatten und wurden später mit dem Namen Tradi-
 tores, Auslieferer, gebrandmarkt. Ueberhaupt offenbarten
 sich die verschiedensten Sinnesarten, von der feigsten Schwäche
 bis zur schwärmerischen Herausforderung, und in der Mitte
 fehlten auch nicht herrliche Beispiele ruhiger, besonnener
 Standhaftigkeit. Wir lernen hier auch die untern Schichten
 der christlichen Gemeinde kennen; da gab es Leute, welche
 mit Verbrechen beladen waren und diese durch einen christ-
 lichen Martertod abbüßen wollten, ganz im Sinne jener
 Tausende von Räubern und Mördern, welche den ersten
 Kreuzzug mitmachten; Andere waren dem Staat unerschwing-
 liche Steuern schuldig oder hatten große Privatschulden, und
 suchten sich diesem Elend durch den Tod zu entziehen; oder
 sie hofften durch ihr Dulden auf der Folter und in der Ge-
 fangenschaft reiche Christen zur Beihülfe zu rühren; endlich

gerade hier einige sehr namhafte Martyrien vorkamen, wie das des
 heil. Vincentius, der Culalla u. a., welchen hundert Jahre später Pruden-
 tius einen großen Theil seines Buches Peristephanon gewidmet hat.
 In der Chronik des Hl. Julius Dexter (ed. Bivarius, Lugd. 1627)
 werden die spanischen Märtyrer der betreffenden Jahre zu Hunderten
 aufgezählt.

8. Abschnitt. fanden sich ganz arme, verkommene Leute, die im Kerker ein besseres Leben hatten als draussen, weil die Christen ihre gefangenen Mitbrüder ganz furchtlos mit mehr als dem Nothwendigen zu versehen pflegten. Solchen Mißbräuchen gegenüber hatte der Bischof Mensurius von Carthago den Muth und die Consequenz, zu verlangen, daß solche die sich zum Märtyrium ohne Noth gedrängt, nicht als Märtyrer verehrt werden dürften.

Inzwischen hatte sich der Prozeß in nicht viel mehr als einem Jahre zu einer wirklichen allgemeinen Christenverfolgung verschärft. Vom zweiten Edict, welches die Verhaftung der Geistlichen befahl, war man zu einem dritten fortgeschritten, wonach die Gefangenen, wenn sie opferten, freigelassen, sonst aber auf alle Weise zum Opfern gezwungen werden sollten;¹⁾ noch im Jahre 304 folgte ein viertes Edict, welches das letztere Gebot auf alle Christen überhaupt ausdehnte und faktisch ein Todesurtheil in sich begriff. In dieser Strenge dauerte die Verfolgung etwa vier Jahre fort, und dann mit Schwankungen noch weitere fünf Jahre.

Die Kirchengeschichte hat es von jeher als eine heilige Pflicht betrachtet, das Andenken an die schönsten und erbaulichsten unter den Martyrien dieser blutigen Zeit aufrecht zuhalten. Wir müssen uns begnügen, für das Einzelne auf Euseb und auf die Legendenammlungen zu verweisen. Was auch die historische Kritik an den einzelnen Umständen und ganz besonders an den hinzugefügten Wundern²⁾ mit Recht aussetzen möge, es bleibt immerhin ein historisches Schauspiel erster Größe, diese neue Gesellschaft mit ihrer neuen Re-

1) Daß zu Ende des J. 303, bei Anlaß der Vicesimalien, eine Amnestie ausgerufen wurde, welche außer andern Criminalgefangenen auch den Christen bedingter Maßen gegolten haben kann, ist aus Euseb. de *marl. Palest.* c. 2. zu schließen.

2) In welchem Punkte Euseb. *Hist. eccl.* VIII, 7 dem Leser sehr viel zumuthet. Sein sonstiger Glaube an nachapostolische Wunder V, 7. VI, 9. 29. u. a. a. D.

ligion und Weltanschauung gegen den gewaltigsten aller S. Abschnitt.
Staaten mit seinem Heldenthum und seiner tausendjährigen
Kultur kämpfen und durch den Untergang siegen zu sehen.

Wahrscheinlich demoralisirten sich die Verfolger erst dann 305.
völlig, als Diocletian und sein Mitkaiser ihre Würde niederlegten, Galerius neben Constantius zum Augustustitel vorrückte und Severus und der rohe Maximinus Daza als Cäsaren an ihre Stelle traten. Von da an verwildert der Kampf namentlich in den Gebieten des Letztern — dem Südosten Reiches — zu einem wahren Vertilgungskriege, dessen über die Maßen scheußliche Denker-scenen dem Leser erspart bleiben mögen.

Wir wenden uns zu der politischen Geschichte zurück, die gleichzeitig den wichtigsten Entwicklungen entgegenging.

Noch bei der Feier der Vicennalien ¹⁾ in Rom hatte Diocletian die ihm eigene Sinnesweise an den Tag gelegt: bei allem Ceremoniell doch Verachtung des äußern Pompes, so daß er dem Consulatsantritt mißgestimmt aus dem Wege ging; bei einer sehr soliden Prachtliebe, die z. B. der Stadt Rom die größten Thermen schenkte, doch die genaueste Sparsamkeit in Betreff des momentanen Luxus, so daß die Römer in ihrer Erwartung prächtiger Feste sich sehr getäuscht fanden. ²⁾ Auf der Winterreise nach Nicomedien schwer erkrankt, ließ er sich bis zur Abdication kaum mehr öffentlich sehen. 303 auf 304.
Die Abdication.

Von dieser großen Ceremonie selbst giebt der falsche Lactantius eine umständliche Schilderung, die nur den einen Mangel einer wesentlichen Unzuverlässigkeit an sich trägt. Der Hügel dreitausend Schritte vor Nicomedien, der Pfeiler mit dem Standbilde Jupiters, die Thränen des alten Imperators bei seiner Anrede an die Soldaten, der Reisewagen, 1. Mai 305.

¹⁾ Wobei man sich selten genau an das betreffende Jahr band.

²⁾ Sein Princip Hist. Aug. Carus. c. 20. castiores esse oportere ludos spectante censore. — Vgl. S. 55 und Anm.

8. Abschnitt. der schon für ihn bereit stand, — dieß Alles wird seine Wichtigkeit haben; daß aber Jedermann statt des Severus oder Maximin die Erhebung des anwesenden Constantin erwartete und daß das plötzliche Hervortreten des bisher ganz unbekanntem Maximin das höchste Erstaunen erregt habe, ja daß es ausdrücklich auf die Ueberraschung der Soldaten abgesehen gewesen, wagen wir zu bezweifeln. Constantin, als bloßer Tribun des ersten Ranges, konnte schwerlich eine so allgemeine Popularität erworben haben, am wenigsten unter den Augen eines Galerius. Dagegen war ihm der alte Diocletian von den Feldzügen her offenbar gewogen, was ihm Constantin später durch geringschätzigte Reden¹⁾ und tückische Nachstellungen vergolten hat.

Ihre Gründe. Die Motive der Abdication haben wir oben in's rechte Licht zu stellen gesucht. Wenn wir nicht geirrt haben, so sollte das Kaiserthum überhaupt auf die feste Amtsbauer von zwanzig Jahren beschränkt werden, um die wunderbare Dynastie ohne Erbrecht nach Kräften zu regularisiren und eine ruhige, geräuschlose Folge von Adoptionen möglich zu machen. Es ist wahrscheinlich, daß die Superstition auch in diese Sache ihr Wort bereitet hat, wenigstens in Betreff des einen Punktes, daß Diocletian so fest auf die Folgsamkeit der Mitregenten baute. Hier ließe sich wohl nichts anderes denken, als daß er durch geheime fatalische Gründe alle Nachfolger von der Nothwendigkeit der Maßregel zu überzeugen hoffte.

Wie dem auch sei, er fühlte sich in seinem Lagerpallast zu Salona wenigstens einige Zeit zufrieden und glücklich. Es ist ein hohes Zeugniß zu seinen Gunsten, daß er die Stätte seiner Jugend und die Beschäftigungen seiner Jugend nach langem Kriegöleben, nach zwanzigjährigem Kaisertraum wieder aufsuchte²⁾ und seinen Gemüsegarten mit eigener Hand um-

¹⁾ U. a. Euseb. vita Const. II, 49. — Das Weitere s. unten.

²⁾ Eine ähnliche Gesinnung bei Maximian Hercullus und Galerius Aur. Vict. epil. 40. S. oben S. 49 Anm. 4.

grub und pflanzte. Sollte man nicht daraus schließen dürfen, daß er über jenes orientalische Ceremoniell, das er einführte, innerlich stets erhaben gewesen sei? daß es ihn zu Nicomediern oft recht sehr nach seiner dalmatischen Heimath verlangt habe?') Man wird in diesem merkwürdigen Menschen ewig vergebens ausscheiden wollen, was dem gewöhnlichen Ehrgeiz, was dem Schicksalsglauben, und was dem Drange des politischen Genius angehört. Er kannte das Mittel, dem römischen Reiche was es zur Rettung bedurfte, nämlich die Stätigkeit der Herrschaft zu verleihen; unwiderstehlich muß es ihn zum Throne getrieben haben, um seinen Gedanken zu verwirklichen. Seine Aufgabe war jetzt gelöst und er trat in die Stille zurück. — Maximian, der denselben Staatsact gleichzeitig, aber sehr wider Willen in Italien vollziehen mußte, ging auf ein schöngelegenes lucanisches Landhaus, während sein Sohn Maxentius das Die befestigten Kaiserhöhe. verschmähete Rom oder dessen Nachbarschaft zu seinem Sitze auserlor. Er, der selbst Verschmähete, des Herrschens unwürdig Gehaltene, legte hier einen richtigen Blick an den Tag, und es ist schwer anzunehmen, daß Galerius ihn freiwillig in dieser Gegend habe wohnen lassen. Vielleicht wurde sogleich protestirt, aber er war in Güte nicht wegzubringen. In Diocletian's System fehlte, wie bereits oben angedeutet wurde, nur Eine Consequenz: man mußte die Kaiserhöhe entweder befördern oder hinrichten. Allein die Erbdynastie war aus Gründen die wir oben zu errathen gesucht haben, vermieden worden und von dem reinen Sultanismus wollte Diocletian wie es scheint nichts wissen, gerade wie einst (S. 37) nach Carin's Untergang von seinen Proscripti-
onen. Uebrigens hatte Maxentius eine Tochter des Galerius geheirathet, möglicher Weise gegen seinen und des Galerius Willen, nur einer Combination des alten Oberkaisers zu Liebe.

1) Michael Speas legt ihm das Wort in den Mund er sei „satt an Schicksalen,“ νόσος τῆς τύχης.

5. Abschnitt. Einige Monate hindurch schien die ganze Succession ihrer vorgeschriebenen Gang zu gehen. Aber zu Anfang des
 306. folgenden Jahres tritt in diesem merkwürdigen Drama eine neue Person auf. Constantin, den die Geschichte mit Recht den Großen nennt, entweicht vom Hofe zu Nicomedien und erscheint auf einmal bei seinem Vater Constantius Chlorus, als derselbe eben im Begriffe war, aus dem Hasen von Gesforiacum (Boulogne) nach Britannien abzusegeln.

Constantin und Euseb. Constantin's Andenken hat in der Geschichte das größte denkbare Unglück gehabt. Daß die heidnischen Schriftsteller ihm feind sein mußten, versteht sich von selbst und würde ihm in den Augen der Nachwelt keinen Schaden thun. Allein er ist in die Hände des widerlichsten aller Lobredner gefallen, der sein Bild durch und durch verfälscht hat. Es ist Euseb von Cäsarea und sein „Leben Constantin's“ gemeint.¹⁾ Der bei allen Fehlern immerhin bedeutende und gewaltige Mensch macht hier durchweg das Angesicht eines andächtigen Frömmers, während doch anderweitig so viele seiner Missethaten auf alle Weise constatirt sind. Und dieses zweideutige Lob ist überdies von Herzen unloyal; Euseb spricht von der Person und meint eigentlich nur eine Sache, nämlich das Interesse der von Constantin so stark und reichlich etablierten Hierarchie. Dazu kommt noch — des wahrhaft häßlichen Styles zu geschweigen — eine mit Bewußtsein schielende Ausdrucksweise, sodasß der Leser gerade an den wichtigsten Stellen auf Fallthüren und Versenkungen tritt. Wer sie zu rechter Zeit bemerkt, läßt sich dadurch leicht verführen, eben deshalb das Allerschlimmste zu vermuthen, weil ihm etwas verschwiegen wird.

Der Eingang dieser Biographie²⁾ lautet ekstatisch genug: „Wenn ich im Geiste diese dreimalfelige Seele schaue mit

¹⁾ Um von dem im J. 336 abgehaltenen Panegyricus: de laudibus Constantini vollends zu schweigen. Das Material ist dasselbe wie in der Vita, die Verarbeitung noch widerwärtiger.

²⁾ Euseb. vita Const. I, 2.

„Gott vereint, frei von aller sterblichen Hülle, in blitzleuch- 8. Abschnitt.
tendem Gewand und ewigstrahlendem Diadem, dann steht
„mir Sprache und Verstand stille und ich überlasse es gerne
„einem Bessern, ein würdiges Loblied zu ersinnen.“ Wäre
dies nur geschehen! Befäßen wir nur dafür die Schilderung
eines besonnenen Heiden wie Ammianus,¹⁾ und der Mensch
Constantin wäre vielleicht wenn nicht moralisch gerettet, doch
als große historische Erscheinung uns unendlich näher ge-
rückt! Dann würde man vielleicht klar sehen, was sich jetzt
nur vermuthen läßt, daß nämlich Constantin sich fast zeit-
lebens nicht als Christ ausgab und geberdete, sondern sich
bis in die allerletzten Zeiten ziemlich unverholen die persön-
liche Ueberzeugung frei behielt. Daß Euseb fähig war, eine
solche Thatsache völlig zu ignoriren und zu vertuschen, ver-
räth er selbst durch seine frühere Charakteristik des Licinius,
welchen er geradezu als gottgeliebten christlichen Kaiser in
Anspruch nimmt, so lange es sich um den Kampf gegen
Mariminus Daza handelt, obwohl er wissen mußte, daß
Licinius nichts als ein toleranter Heide war. Höchst wahr-
scheinlich machte er es mit Constantiu nicht besser. Damit
fielen vor allem jene abscheuliche Heuchelei weg, die dessen Züge
entstellt, und es bliebe statt dessen ein politischer Rechner
übrig, der alle vorhandenen physischen Kräfte und geistigen
Mächte mit Besonnenheit zu dem einen Zwecke benützt, sich
und seine Herrschaft zu behaupten, ohne sich irgendwo ganz
hinzugeben. Einen erhebenden Anblick gewährt ein solcher
Geist auch nicht, allein die Geschichte hat satzsame Gelegen-
heit, sich an dergleichen Charaktere zu gewöhnen. Ueberdies
kann man sich bei einiger Billigkeit überzeugen, daß Con-
stantin gleich von seinem ersten politischen Auftreten an
consequent nach demjenigen Princip handelte, welches der

1) Hätten wir nur Constantin's eigene Memoiren, welche bei Johan-
nes Lydus öfter citirt werden. Auch an den Darstellungen des Pra-
rogoras und des Demarchus ist uns gewiß viel verloren und selbst
Cunapius wäre für manche Aufschlüsse sehr willkommen.

8. Abschnitt. energische Ehrgeiz, so lange die Welt steht, „Nothwendigkeit“ genannt hat. Es ist jene wunderbare Verkettung von Thaten und Schicksalen, in welche der höher begabte Ehrgeizige wie von einer dunkeln Macht hineingezogen wird. Vergebens ruft das Rechtsgefühl ihm seinen Protest entgegen, vergebens steigen Millionen Gebete der Unterdrückten zur Nemesis empor; — der große Mensch vollzieht, oft ohne Wissen, höhere Beschlüsse, und ein Weltalter brückt sich in seiner Person aus, während er selber seine Zeit zu beherrschen und zu bestimmen glaubt.

Constantin
erstes Auftreten.

Bei Constantin ist gleich die Beurtheilung seines ersten Schrittes entscheidend. Galerius hatte ihm, wie es heißt, im Sarmatenkriege und dann bei scheinbar gymnastischem Kampfe mit wilden Thieren einen sichern Untergang zugebacht, allein der furchtlose Held siegte über Barbarenfüßen und Löwen und legte sie dem neuen Oberkaiser vor die Füße.¹⁾ Dann hatte Galerius trotz wiederholter Briefe des Constantius Chlorus, den Sohn zu ihm zu senden, diesen in ganz feindseliger Weise wie einen Gefangenen bei sich behalten und erst nachgegeben als er es durchaus nicht mehr verweigern konnte. Constantiu, mit der Erlaubniß versehen, reiste vor der festgesetzten Zeit in größtem Geheimniß ab und lähmte auf den ersten Stationen die Pferde der kaiserlichen Post, damit ihm Niemand nachsehen könne.²⁾ Von All diesem darf man wohl soviel annehmen, daß er sich im Ernste bedroht glaubte. Galerius mußte ihn hassen schon als einen zurückgesetzten und dennoch hochstrebenden Kaisersohn, aber er entließ ihn doch! Ob dagegen Constan-

¹⁾ Außer den meisten christlichen Autoren melden dieß zwar auch die Fragmente des Praxagoras (bei Müller l. c. IV, p. 2), der wahrscheinlich ein Heide war. Allein Galerius hatte wohl andere Mittel, den Constantin zu tödten, wenn er wirklich wollte. Cumenius, **Panog. VII, 3** führt den Zweikampf mit dem Barbaren als eine That freiwilliger Tapferkeit an. Guseb schweigt.

²⁾ Anders und vielleicht besser der **Anonym. Vales. 4.**

tin ein reines Gewissen hatte, bleibt immerhin höchst zweifelhaft.) 8. Abschnitt.

Bei seinem Vater angelangt, machte er zuerst dessen siegreichen Feldzug gegen die Picten in Schottland mit. Chlorus war nämlich noch durchaus nicht am Sterben, wie Euseb und der falsche Lactanz zu größerer Nährung angeben, hatte auch seinen Sohn nicht deshalb herbeigerufen. Bald nach der Rückkehr vom Kriege starb er aber wirklich. 25. Juli 306.
Nach der Reichsordnung des Diocletian, welchem alle Betreffenden ihre Stellung verdankten, sollte nun Galerius einen neuen Augustus ernennen und demselben einen neuen Cäsar an die Seite setzen. Sollte aber das Erbrecht mit diesem Kaiserrecht in Verbindung gebracht werden, so hatten die Söhne des Constantius aus seiner Ehe mit des alten Maximians Stieftochter, Flavia Maximiana Theodora, nämlich Delmatius, Hanniballianus und Julius Constantius einen unbedingten Vorzug. Sie waren allerdings noch sehr jung, der Älteste kaum dreizehnjährig.

Statt dessen succedirt Constantin. Es ist viel verlangt, ^{und Usurpation.} wenn man sich für die so wunderbar bedingte diocletianische Reichsordnung ereifern soll; wenn sie aber zu Rechte bestand, so war Constantin ein Usurpator. Eine Beischläferin Helena²⁾ hatte ihn dem Constantius zu Naïssus in Serbien-

1) Der falsche Lactantius, de mort. pers. 24 malt dieß Alles aus, als wäre er dabei gewesen. Cap. 25 kommt paucis post diebus (!) schon die erste Botschaft von York nach Nicomedien. Wen die großen Erdichtungen dieses Autors nicht stören, der kann sich hier im Kleinen überzeugen, wie weit ihm zu trauen ist.

2) Ueber ihre Herkunft und vorgebliche Ehe s. die dritte Beilage bei Manso, Leben C. d. Gr. Außer den dort beigebrachten Stellen ist Eutyeh. Alexandrin. ed. Oxon. p. 408 und 456 zu vergleichen, wonach Helena von Caphar Phacar in Mesopotamien gebürtig und bereits Christin war. — Laut Hamza Ispahanens. p. 55 war sie von Edeffa und fiel daselbst als Kriegsgefangene in die Hände des Chlorus.

8. Abschnitt. geboren im Jahre 274, und so war er auch von Seiten des Erbrechtes streng genommen keiner Succession fähig. Der Lobredner Eumenius macht ihn zwar legitim und meint, er hätte noch gerne unterweges die abgedankten Imperatoren um Erlaubniß gefragt, allein dieß sind nichts als Worte. Der betreffende Panegyricus ¹⁾ ist indeß sonst nicht ohne Bedeutung, weil darin die Weihe des Erbrechtes mit einem wahren Feuer vertheidigt wird. Mit Beziehung auf die

Das Geburtsrecht.

Die Gelfer.

Abstammung vom Hause des großen Claudius Gothicus wird dem Constantin zugerufen: „so hoch ist der Adel Deiner Herkunft, daß Dir das Imperium gar keine höhere Würde verleihen konnte. . . . Nicht die zufällige Uebereinstimmung Anderer, nicht eine plötzliche Gunst hat Dich zum Herrscher gemacht; durch Deine Geburt schon verdienstest Du die Herrschaft, als ein Geschenk der Götter.“

Jene Uebereinstimmung und Gunst Anderer war aber für seine Thronbesteigung doch gar nicht so werthlos. Ob ihn sein Vater direkt zur Nachfolge bevollmächtigt hatte, ist bei der Einseitigkeit der Aussagen nicht wohl zu ermitteln; vielleicht hatte er den entschlossenen, kriegskundigen, jetzt zweiunddreißigjährigen Sohn ²⁾ nur herbeigerufen, damit derselbe die hilflose Familie beschütze. Spätere Autoren, wie z. B. Zonaras, machen sich's bequem. „Constantius Chlorus lag krank und grämte sich darüber, daß seine übrigen Kinder so sehr mißrathen waren;³⁾ da erschien ihm ein Engel, und befahl ihm, die Herrschaft dem Constantin zu hinterlassen.“ Andere, wie Euseb, der falsche Lactantius, und Drosius geben sich nicht einmal diese Mühe der Motivirung, sondern thun als ob sich Constantin's Erbfolge ganz von selbst verstanden hätte. Die Thatsache ist, daß ihn die Soldaten seines Vaters zum Imperator Augustus erhoben.

¹⁾ Paneg. VII (Eum. Constantino, v. J. 310), bes. c. 2. 3. 8.

²⁾ Euseb, s. v. Constantinus sagt: Der Vater sah, daß er kräftig war und übergab die Söhne der Theodora.

³⁾ Wesen man sonst nicht weiß.

Die Hauptstimme dabel hatte ein Alamannenhäuptling **Erocius** 8. Abschnitt. (oder **Erocius**), welchen Constantius sammt seiner Schaar für den Pictenkrieg in Dienst genommen hatte. Die Hoffnung auf ein reiches Donativ wirkte natürlich auch hier bestimmend mit. Für eine ergreifende Darstellung des Herganges sorgt der oben genannte Panegyriker. „Schon beim ersten Ausritt warfen Dir, dem Weinenden, die Krieger den Purpur über . . . Du wolltest dieser Bezeigung der eifrigen Anhänglichkeit entfliehen und gabst dem Pferde die Sporen; aber das war, aufrichtig zu reden, ein jugendlicher Irrthum! Welches Ross wäre schnell genug gewesen, Dich der Herrschaft zu entziehen die Dir folgte?“ ¹⁾ Das Einzelne der hier gespielten Intrigue errathen zu wollen, wäre überflüssig.

Galerius, als er das Ereigniß vernahm, that das Mögliche; da er den Constantin nur durch einen überaus gefährvollen innern Krieg hätte beseitigen können, so erkannte er ihn zwar an, allein nur als zweiten Cäsar und ernannte den Severus zum Augustus, den Maximinus Daza aber zum ersten Cäsar. ²⁾ Die wahre Herrscherweihe holte sich dann Constantin in den mehrjährigen Kämpfen gegen die Germanen, wovon oben die Rede gewesen ist. Damals konnte über Gallien nur Herrscher sein, wer der Vertheidiger und Retter war, und auf diesem Felde blieb nach dem Vater für den Sohn wenigstens eine Nachlese übrig.

Die nächste unvermeidliche Folge der Usurpation Constantins war die Usurpation des Maxentius. Was einem Kaiser-Usurpation des Maxentius, 21. Oct. 306.sohn durchging, das konnte man dem andern schwerlich wehren. Sein Vater Maximian, aus Ehrfurcht vor den diocletianischen

¹⁾ Mit ähnlichen Redensarten Euseb. Vita C. I, 22 und 24, wo der Unterschied zwischen Constantin und den übrigen Kaisern darin gefunden wird, daß diese durch Beistimmung Anderer, Jener aber „durch Gott allein“ erhoben worden.

²⁾ Seine frühern, hievon verschiedenen Absichten, s. de mort. pers. c. 20.

8. Abschnitt. Verfügungen, widersezte sich lange,¹⁾ konnte aber zulezt der eigenen Versuchung nicht widerstehen und hielt dann mit. Maxentius, obwohl vielleicht als Wüthling und bösarziger Charakter bereits bekannt, fand einen natürlichen Bundesgenossen an dem Unwillen des von den Kaisern verlassenem Rom und der stark reduirten Prätorianer; auch ist es wohl denkbar, daß die letzte verdrüßliche Abreise Diocletians von Rom im Jahr 303 mit den ersten Anfängen eines Complottes dieser Art in Verbindung stand. Endlich hatte Galerius alles Maß überschritten, indem er die alte Weltstadt für seine neuen Steuern mit in Anspruch nahm. Maxentius gewann ein paar Offiziere, einen großen Lieferanten, und die Prätorianer, welche ihn ohne Weiteres proclamirten. Der Stadtpräsekt, der sich widersezen wollte, wurde noch vorher getödtet. Es scheint, daß ganz Italien sehr bald dem Thronräuber zufiel.

307. Diesmal konnte Galerius nicht bloß zusehen. Er sandte seinen Mitkaiser Severus aus, der als Erbe der Ländermasse des Maximian auch unmittelbar Herr von Italien sein sollte. Allein Sever's Armee, die meist aus alten maximianischen Soldaten bestand, war gegen Maxentius nicht zu brauchen; es folgte Verrath, Rückzug und eine persönliche Uebergabe in oder bei Ravenna, die dann doch den beklagenswerthen Augustus nicht vor verrätherischem Morde schüzte.²⁾ Galerius kam, ihn zu rächen, allein sein Heer erwies sich nicht zuverlässiger und er mußte eilends umkehren.

Maximian's
neues Auf-
treten.

Inzwischen hatte der alte Maximian sich, wie gemeldet, seinem Sohne zugesellt, — wenn Maxentius wirklich von ihm und der Syrerinn Eutropia erzeugt und nicht untergeschoben war, was einzelne Heiden und Christen behaupteten und was hier hervorgehoben werden muß, als Beleg für den Werth, den man auf einmal wieder dem Erbrechte

¹⁾ Aurel. Vict. Cæss. 40.

²⁾ Ueber diese und die folgenden Ereignisse vgl. Manso, Leben C. d. Gr., fünfte Beilage.

zuschrieb. Dem Verhältniß zwischen Vater und Sohn fehlte 8. Abschnitt.
 freilich so sehr jede Pietät, daß jenes Gerücht fast nothwendig entstehen mußte. Auch den Soldaten kam der Alte durchaus nicht gelegen, wahrscheinlich weil sie seine Disciplin fürchteten; wenigstens fand er keinen Anklang, als er sie bald darauf gegen den Sohn einzunehmen suchte; sie antworteten ihm mit trotzigem Hohn, worauf er sich damit ausgerebet haben soll, es sei ihm bloß um eine Probe ihrer Gefinnung zu thun gewesen. Zonaras, der dies erzählt, läßt ihn vorher sogar den Senat besuchen und dort den Sohn für untüchtig zur Regierung erklären. Jedenfalls ein merkwürdiger Abfall vom diocletianischen Herrscherprincip, zumal nach den oben (Abschn. 2.) erwähnten Feindseligkeiten Maximians gegen die Senatoren.

Als sich der unruhige Greis in seinen Hoffnungen auf Oberherrschaft betrogen sah, ging er nach Gallien, um bei Constantin zu versuchen, was ihm bei Maxentius mißlungen war. Er hatte noch ein Pfand der Herrschaft mit sich, seine jüngere Tochter Fausta; ^{und Verbin-} diese vermählte er mit ^{dung mit Con-} Constantin und gab ihm dazu den Augustustitel. Es war dar-
 auf abgesehen, daß man einstweilen warten würde, bis Maxentius mit dem neuerdings kampfbereiten Galerius im Kriege läge, um dann mit Uebermacht einzugreifen. Allein Constantin nahm die Tochter und den Titel und verweigerte dann Maximian jede weitere Mitwirkung, worauf diesem nichts Anderes übrig blieb, als wieder nach Rom zu gehen und sich mit dem Sohne auf einen leidlichen Fuß zu setzen.

Von jener Hochzeit besitzen wir noch eine Festrede.²⁾ Vielleicht hat nie ein Casualredner eine schlimmere Aufgabe gehabt, als dieser ungenannte gallische Rhetor, der Alles

¹⁾ Die ältere Tochter Theodora hatte er bekanntlich fünfzehn Jahre vorher dem Constantius Chlorus gegeben, als dieser zum Cäsar ernannt wurde.

²⁾ Panegyry. VI (Incerli Maxim. & Constantino gehalten zu Triet im Jahr 307).

8. Abschnitt. verschweigen und Alles sagen sollte, und man muß ihm zugestehen, daß er mit Tact und Talent seine Aufgabe gelöst hat. Uns interessirt dabei vorzugsweise (Cap. 2) der Glückswunsch wegen endlicher Begründung einer Dynastie: „möge die Welt Herrschaft Roms und die Nachkommenschaft der Imperatoren gleich ewig und unsterblich sein!“ Merkwürdiger Weise aber wird hier schon das Dasein eines Sohnes, Crispus, aus einer frühern Ehe des Constantin mit der Minervina, ignoriert, während diese Ehe selber (Cap. 4) ausdrücklich erwähnt und dem Constantin zum sittlichen Ruhme angerechnet wird; dafür preist der Redner das hohe Glück, Hercules, d. h. Söhne von der Fausta in das Haus zu bekommen.

Während Galerius gegen Italien rüstete, gerieth Maximian von Neuem in die übelsten Verhältnisse mit Marcen-
tius; es kam zu einer öffentlichen Scene,¹⁾ wobei der Vater dem Sohn den Purpurmantel abreißen wollte. Abermals mußte er von Rom weichen.

Der Congreß
von Carnun-
tum. 307.

In dieser allgemeinen Confusion nahm Galerius seine Zuflucht zu der Weisheit des alten Diocletian, der auf sein Ersuchen zu einem Congreß nach Carnuntum (St. Petronell unweit Hainburg) kam. Hier wurde zunächst ein bewährter alter Kampfgenosse und Freund des Galerius, der Illy-

Licinius.

rier Licinius, an der Stelle des ermordeten Severus zum Augustus ernannt. Aber auch der alte Maximian stellte sich ein, und wurde, statt Hülfe und Ermuthigung zu finden, nochmals zur Abdankung bewogen; Licinius sollte der allein rechtmäßige Imperator für das Abendland sein. Allein Maximian hatte weder Ruhe noch Raft mehr, und als er seinen ehemaligen Mitregenten aus den Augen war und wiederum bei Constantia in Gallien einkehrte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, auf des Schwiegersohns Kosten auszuüben was ihm beim Sohne zweimal mißlungen. Während Con-

¹⁾ Vielleicht gehört das oben aus Zonaras Mitgetheilte erst hierher.

stantin gegen die Franken ausgerückt war, nahm er zum 9. Abschnitt dritten mal den Purpur, bemächtigte sich des Schatzes und der Vorräthe und warf sich in das feste Arelatum (Arles), von wo er, als Constantin ihm eilends nachzog, nach Massilia flüchtete. Hier lieferte ihn, wie es scheint, seine Mannschaft dem Schwiegersohn aus, der ihm nochmals Leben und Freiheit geschenkt haben soll. Aber Maximian benütze dieß nur zu neuen gefährlichen Ränken, von welchen Constantin durch Fausta selber in Kenntniß gesetzt wurde.¹⁾ Es blieb nichts Anderes übrig, als den unheimlichen Alten aus der Welt zu schaffen. Er durfte seine Todesart wählen und ließ sich erwürgen. 310.

Wie mußten diese Vorgänge Diocletian's letzte Jahre verbittern! Der Ehrgeiz, auf das Erbrecht gestützt, hatte sein System bereits zur Hälfte umgestürzt, ja er mußte den Kummer erleben, daß selbst außerhalb der Kaiserfamilien die Usurpation im Styl des dritten Jahrhunderts wieder ihr Haupt erhob, nachdem ein Aelianus und Amandus, ein Carausius und Allectus, ein Achilleus und Julian nebst den Ihrigen die angemessene Herrschaft mit Strömen Blutes gebüßt hatten. Ein Statthalter in Africa, der Phrygier ^{Der Usurpator Alexander.} Alexander, von Maxentius auf unkluge Weise zur Fuldigung angehalten, läßt sich von den Soldaten halb wider Willen mit dem Purpur bekleiden.²⁾ Wir können es dem 308. greifen, schicksalsforschenden Gärtner von Salona nicht ver-

¹⁾ Manso, S. 38 und 302 läßt sich an dieser Stelle verführen, dem falschen Lactantius (cap. 30) ein absurdes Märchen abzuschmecken.

²⁾ Hierüber eine sehr dunkle Hauptstelle bei Iosimus II, 12. Die africanischen Garnisonen, eigentlich galterianisch gesinnt, wollen sich zuerst, aus Furcht vor einer Landung des Maxentius, auf Alexandria zurückziehen, finden aber unterwegs eine starke (maxentianische?) Streitmacht und weichen vor derselben wieder nach Carthago. Darauf erst folgt die persönliche Bedrohung des Alexander durch Maxentius, und das Uebrige. Man wird hier darauf verzichten, Klarheit in die Motive zu bringen.

8. Abschnitt denken, wenn er das schrecklichste Unheil, selbst den Untergang des Reiches vor Augen zu sehen glaubte. — Natürlich warfen alle diese Bürgerkriege ihren unaufhörlichen Reflex in die Verfolgung hinein, so daß die mehrmaligen Rückfälle in die furchtbarste Strenge, welche in den Jahren 308 bis 313 zwischen den Pausen relativer Ruhe eintraten, mit den Thronfragen in engster Verbindung stehen. Von Maxentius berichtet Euseb, daß er wenigstens einige Zeit hindurch aus Feindschaft gegen Galerius die Christen schonte und sich sogar selber als Christ stellte, und auch Maximinus Daza war gegen die Christen abwechselnd mild oder grausam, je nachdem er dem Galerius troßen oder schmeicheln wollte.

Indeß begannen die Thronfragen sich zu vereinfachen.

^{311.}
 @Galerius@Euseb. Galerius starb an einer scheußlichen Krankheit zu Sardica in Mösten. Wir wollen den falschen Lactantius in dem von Wärmern zerfressenen Unterleib nach Herzenslust wühlen lassen und dafür constatiren, daß der gewiß rohe und gegen die Christen unmenschliche Fürst bei den Heiden *) „ein braver Mann und tüchtiger Krieger“ heißt; auch darf es ihm nicht vergessen werden, daß er die Charakterfestigkeit gehabt hatte, für seine eigene Familie (worunter ein fünfzehnjähriger Sohn Candidianus) auf den Thron zu verzichten, um seinem Freunde Licinius, den er für den Würdigsten hielt, die Herrschaft zuzuwenden.

Eine Verwicklung, die bei Anlaß dieser Thronfolge zu drohen schien, löste sich unerwartet rasch und friedlich. Maximinus Daza, der frühere galerianische Cäsar, der sich bereits bei einem andern Anlaß den Augustustitel verschafft hatte, glaubte von Licinius, der eigentlich zum Augustus des Westens bestimmt war, eine starke Beeinträchtigung sei-

^{311.} nes orientalischen Reiches fürchten zu müssen; beide zogen

*) Eutrop. X. 1. — Auch der ältere Aurelius Victor (cap. 40) hat neben einem sehr nachdrücklichen Lob nicht als den Mangel an Bildung auszusprechen.

mit Heeresmacht gegeneinander, versöhnten sich aber bei einer 8. Abschnitt.
Konferenz auf Schiffen mitten im Hellespont und machten ^{311.}
diesen und den Archipelagus zur Grenze ihrer Gebiete, so
daß dem Licinius die ganze Halbinsel zwischen diesem Meere
und dem adriatischen blieb. Was Diocletian zu einer sol-
chen Theilung dachte, ist ganz unbekannt.

Zu derselben Zeit unterwarfen die Feldherrn des Maren-
tius das abgefallene Africa; der Usurpator Alexander wurde
geschlagen, auf der Flucht eingeholt und erwürgt, die un-
glückliche Provinz mit größter Härte gezüchtigt. Die Stadt
Cirta litt dabei so sehr, daß sie später unter Constantin
neu gebaut werden mußte.¹⁾ In Rom affectirte Marentius,
als er seinen Triumph hielt, eine Erinnerung an die Feind-
schaft des alten Carthago gegen Rom.²⁾

So gab es nun wieder zwei westliche und zwei östliche
Regenten, Constantin und Marentius, Licinius und Maxi-
minus Daza. Aber wie weit entfernt war ihr Verhältnisß
von dem harmonischen „Tetrachord,“ der einst Diocletian
und seine Mitregenten verbunden hatte. Keine Unterord- Zeit der vier
nung noch gegenseitige Verpflichtung wird anerkannt, Jeder Kaiser.
ist Augustus auf eigene Rechnung und mißt die Andern mit
mißtrauischen Blicken; ihre Gebiete sind scharf von einan-
der abgegrenzt und keiner würde es wagen, in dem Lande
des andern mitregieren zu wollen, keiner aber auch dem
andern Hülfe gewähren, bevor eine selbstsüchtige Combina-
tion sie zu Einzelbündnissen treibt. Das Reich liegt nun
einmal in vier Stücken, und Der welcher zuerst den Frie-
den gebrochen, Constantin, hat nun die Aufgabe, an die
Stelle des frühern Zusammenhanges einen neuen treten zu
lassen.

Wir verfolgen sein Leben zunächst in Beziehung auf die
Art und Weise, wie er diese Aufgabe erfüllte.

¹⁾ Sie erhielt den Namen Constantina(e) den sie noch jetzt führt.

²⁾ Zosim. II. 14.

8. Abschnitt.

Er sucht sich unter seinen drei Collegen den fähigsten und zugleich legitimsten aus und verbündet sich mit ihm; Valentinianus verlobt sich mit Constantia, der Schwester Constantinus's. Darauf erhebt sich der Krieg gegen Valentinianus.¹⁾

Constantinus
Krieg gegen
Valentinianus.
312.

Es ist gar keine Frage, daß Constantin anfing; Euseb rühmt ihn deshalb ausdrücklich und spricht von seinem großen Mitleid gegen das arme unterdrückte Rom; „das Leben „hätte ihn nicht mehr gefreut, wenn er die Weltstadt länger „hätte leiden sehen müssen.“²⁾ Dieß zeichnet zwar schwerlich Constantin's Denkart, aber dafür Euseb's Schreibart. Nun hatte Valentinianus ganz ungeheure Streitkräfte beisammen,³⁾ die ihn auch im entscheidenden Augenblick nicht verriethen und ihm sicher zum Siege verholfen hätten, wäre er nicht strategisch unfähig und in selbe Indolenz versunken gewesen. Constantinus's Streitkräfte dagegen lagen zwar nicht in den himmlischen Legionen unter der Anführung des seligen Constantinus Chlorus, womit ihn die Schriftsteller beider Religionen⁴⁾ beehren, auch nicht in der Sympathie der Christen — vielleicht nicht einmal in der Verzeihung des zu Boden getretenen Italiens, denn die Bevölkerungen reden in diesem Kampfe überhaupt kaum⁵⁾ mit — wohl aber in der Kriegstüchtigkeit seiner etwa 40,000 Mann (Britten, Gallier und Barbaren) und in seiner eigenen Persönlichkeit. Wenn dieser Krieg nicht von so verdächtiger Seite gerühmt würde, so müßte man ihn vielleicht bewundern wie den italienischen Feldzug des jugendlichen Napoleon, mit dem er

¹⁾ Außer Euseb und Zosimus sind hier die Panegyriken IX und X Hauptquellen.

²⁾ Euseb. vita C. I, 26 und 37, wo Constantin sogar den Römern die Freiheit ihrer Ahen wiedergeben will! —

³⁾ Paul Zosimus 170,000 Mann zu Fuß und 18,000 Reiter.

⁴⁾ Sehr ernstlich schildert J. W. Nazarius im Paneg. X. c. 14. deren Aufstreten.

⁵⁾ Die Städte rufen wohl (Paneg. IX, 7) den Genß. zu sich, aber erst nachdem er gesiegt hat.

mehr als ein Schlachtfeld gemein haben mochte. Die Gr- 8. Abschnitt.
 stürmung von Susa, die Schlacht bei Turin, wo die schwere
 Reiterei der Feinde — Mann und Ross gepanzert ¹⁾ — mit
 eisernen Keulen todtgeschlagen wurde, der Einzug in Mal-
 land, das Reitertreffen bei Brescia entsprächen dem Anfange
 des 1796er Feldzuges; dann möchten die furchtbaren Kämpfe
 Constantin's um Verona wohl die Brücke von Lodi und die
 Bezwingung von Mantua aufwiegen. Aber auch die Feinde
 würden der Vergleichung mit Napolcons Feinden nicht un-
 werth sein; sie kämpften mit Muth und Ausdauer und lie-
 fen nicht zu Constantin über, so daß er z. B. die ganze
 kriegsgefangene Besatzung von Verona in Fesseln schlagen
 mußte, damit sie nicht wieder zu Maxentius entwichen. Sie
 zu tödten erlaubte weder die fortgeschrittene Humanität noch
 der wohlverstandene Vortheil des Reiches, und auf ihre
 Parole war, scheint es, nicht zu bauen; man mußte ihre
 Schwerter zu Handfesseln umschmieden. Verona hatte sich
 aber erst ergeben, als ein anderer Theil der constantini-
 schen Armee Aquileja und Modena mit Sturm genommen
 hatte.²⁾

So war eine feste Basis gewonnen für die Eroberung
 von ganz Italien; Maxentius und seine Generale waren
 überrascht worden; was sie durch rechtzeitige Besetzung der
 Alpenpässe mit geringen Mitteln hätten ausrichten können,
 brachten sie am Fuß der Alpen und in der Ebene mit
 Strömen Blutes nicht wieder ein. Strategiker mögen nun
 entscheiden, ob Maxentius nicht vielleicht Gründe hatte, den
 Feind bis gegen Rom vorrücken zu lassen. Die Autoren

¹⁾ Sogenannte Glibanarier oder Cataphracten, aus dem persischen Kriegs-
 wesen entlehnt.

²⁾ Panegy. X, 26, wo sich oppugnatio ohne Zweifel auch auf diese
 beiden Städte bezieht. Das Schwelgen des Paneg. IX, 11 darf
 hier nicht irre sein; der Autor will nur nicht so unhöflich sein,
 von Thaten zu sprechen, wobei sein Held nicht selber comman-
 dirte.

8. Abschnitt. schilbern ihn freilich bald als feigen Stubensitzer, bald als abergläubischen Beschwörer ¹⁾ und Beides mag seine theilweise Wichtigkeit haben. Daß die Einwohner von Rom den Gewaltherrscher haßten, leidet keinen Zweifel; bei einem Streit mit seinen Soldaten waren 6000 Menschen umgekommen; sein wüthes Leben und seine Expressionen konnten ihm nur Feinde machen; aber dieß Alles war nicht entscheidend. Er hatte noch eine große Armee für sich und Rom selber war für den Fall einer Belagerung mit ungeheuern Vorräthen versehen, wurde auch durch Gräben neu befestigt, sodaß man den Feind hinhalten und vielleicht plötzlich einwickeln konnte. Allein wenn die berühmte Schlacht, die bei *Sara rubra* neun Meilen von Rom begann und an der milvischen Brücke endigte, wirklich so angeordnet war, wie die Schriftsteller erzählen, so kann von strategischer Rechtfertigung überhaupt kaum mehr die Rede sein; das Heer des Marentius war nämlich in langer Linie so aufgestellt, daß es die Tiber im Rücken hatte; dieser sehr reißende Fluß aber scheint keine andere Brücke gehabt zu haben als die milvische nebst einer daneben liegenden Schiffbrücke. So mußte gleich die erste Verwirrung unheilbar werden. Was nicht durch das Schwert fiel, ertrank; um Marentius herum hielten noch die Prätorianer, deren Geschöpf er war, am längsten aus; auch er floh und versank im Flusse, während sie wie einst die Schaar Catilina's bei Pistoja, sich an der Stelle niederhauen ließen, wo sie am Anfang der Schlacht gestanden hatten. Ihre Vernichtung war für den Sieger von großem Werthe, weil er sonst doch noch einmal mit ihnen hätte abrechnen müssen. Er hatte es jetzt leicht, das prätorianische Lager zu zerstören.

Schlacht bei
Rom.

Mit dieser Schlacht hatte nun das ganze Abendland seinen Herrn; auch Africa und die Inseln fielen dem Ueberwinder zu. Zwischen zwei Jünglingen hatte das höhere

¹⁾ So auch *Boetius II, 16.*

Talent und die Entschlossenheit wie billig den Sieg entschie- 8. Abschnitt.
den. Constantin, bisher nur durch Grenzkrige bekannt, stand auf einmal im blendendsten Glanze des Heldenruhmes der öffentlichen Meinung gegenüber. Jetzt handelte es sich darum, diese neue Macht womöglich auf andere Grundlagen als auf die bloße Soldatengewalt zu stellen.

Hört man nur die Festredner, so hätte Constantin nach Constantin und
der Senat.
Aufhebung der ärgsten maxentianischen Mißbräuche und Verfolgungen vor Allem den Senat geehrt und durch neue Ergänzung aus den Provinzialen zu heben gesucht. Es braucht aber keinen besondern Scharfblick um einzusehen, daß nach den Ereignissen der letzten drei Jahre keine Mitregierung des Senates mehr möglich war. Constantin konnte wohl den Römern zu Gefallen diese Körperschaft wieder äußerlich zu Ehren bringen, nicht aber von ihr eine wesentliche Unterstützung hoffen, und deshalb mußte sie ihm innerlich gleichgültig bleiben; ja vielleicht hegte er schon damals Pläne, die zwischen ihm und dem Senat eine tiefe Abneigung begründen mußten. Neun Jahre später läßt ein Panegyriker, der den Senat so eben eine Blüthe der ganzen Welt und Rom eine Burg aller Völker und Königin aller Lande genannt hat, die Wahrheit doch zwischen den Zeilen lesen: „Diese ehrwürdige Seele des römischen Volkes,¹⁾ hergestellt wie sie vor Alters war, zeigt weder frechen Uebermuth noch kümmerliche Niedergeschlagenheit; beständige Ermahnungen des göttlichen Fürsten haben sie in ein solches Geleise gebracht, daß sie, nach seinem Wink sich biegend und wendend, nicht seiner Furchtbarkeit sondern seiner Güte sich willig fügt.“²⁾ Mit andern Worten: der Senat, größtentheils aus Heiden bestehend, und ohne allen Einfluß auf die Regierung, findet sich in einer schiefen Stellung zum Kaiser. Er versammelt sich noch regelmäßig und die Kalen-

¹⁾ Nämlich der Senat.

²⁾ Panegy. X. (Nazar. Constantino, vom Jahr 321) c. 35.

8. Abschnitt. der geben sogar die Tage an: „senatus legitimus,“ gesetzlicher Senatstag — allein dieß kommt mit Ausnahme des Januar's höchstens einmal im Monat vor.

Constantin's
Toleranz. Der Kaiser aber hatte sich inzwischen zum Beschützer des Christenthums proclamirt. Seine persönliche Religiosität mag hier einstweilen ganz aus dem Spiele bleiben; fragen wir nur nach den politischen Gründen, welche einen römischen Imperator zu einem solchen Schritte bewegen konnten. Die Christen waren doch immer nur eine kleine Minorität,¹⁾ die man weiter nicht zu schonen brauchte; wie konnte nun ihre Duldung dem Ehrgeizigen als ein Mittel der Macht, mindestens als eine Sache der Zweckmäßigkeit erscheinen?

Das Räthsel löst sich, sobald man annimmt, daß die Mehrzahl derjenigen Heiden, auf deren Meinung etwas ankam, die weitere Verfolgung mißbilligten, daß sie auf die dahierige Störung des bürgerlichen Lebens mit Unmuth, auf den im Pöbel geweckten Blutdurst mit Besorgniß hinsahen, daß in den letzten Jahren bedenkliche Vergleichenungen angestellt wurden zwischen dem an und für sich nicht blühenden, aber doch ruhigen Zustande Galliens und dem schändlichen Heukerwesen im Osten und Süden. Jeder Terrorismus erlahmt, sobald die Durchschnittsmasse ihre Leidenschaft gestillt hat und die unangenehmen Folgen selber zu empfinden anfängt; die Fanatiker die ihn perpetuiren wollen, gehen entweder an ihren eigenen Consequenzen zu Grunde oder sie werden bei Seite geschoben. Bereits hatten sogar die verfolgenden Kaiser die Duldung zeitweise als politisches Mittel, oder auch nur zur Kränkung des Galerius eintreten lassen, und Galerius selber hatte dann in seiner furchtbaren 311. letzten Krankheit ein höchst auffallendes Duldungsge-

¹⁾ Die Uevertlieferung hat hier eine empfindliche Lücke. Gleich nach der Verfolgung müssen die Uevertreite zum Christenthum außerordentlich zugenommen haben. Guseb, Sulpicius Severus u. A. bringen nur ganz allgemeine Auserüde, mirum est quantum invaluerit religio u. dgl. statt Zahlenangaben.

geben, in welchem die Christen schließlich zur Fürbitte für 8. Abschnitt. seine Person bei ihrem Gotte aufgefordert wurden. Constantin brachte also mit seinen zwei Toleranzedicten von Rom ^{312 und 313.} und Mailand nicht einmal etwas Neues, und benutzte die Toleranzfrage zunächst auch nicht gegen die übrigen Kaiser, vielmehr vermochte er den inzwischen mit ihm verschwägerten Licinius zur Theilnahme an jenen Beschlüssen und Verde unterhandelten sogar mit Maximinus Daza um seine Verpflichtung, die denn auch in beschränktem Sinne erfolgte. — Somit wäre die Christenduldbung einfach eine Sache der Nothwendigkeit gewesen und bedürfte keiner weiteren Erklärung.

Es ergab sich aber eine Gelegenheit, da der neue Herr ^{Die Inschrift des Triumphbogens.} des Abendlandes einigermaßen sein wirkliches Verhältniß zur römischen Staatsreligion und zwar als ein indifferentes verrieth. Nach der Schlacht an der milvischen Brücke hatten ihm Senat und Volk nebst andern Ehrenbezeichnungen einen Triumphbogen zuerkannt, der ziemlich rasch, zum Theil mit den schönen Bruchstücken eines Bogens des Trajan zusammengebaut wurde. Die Inschrift lautet gegenwärtig dahin, Clavius Constantinus Maximus habe über den Tyrannen und seine ganze Partei gesiegt u. s. w. „auf Eingebung der Gottheit;“ allein unter diesen Worten schimmert eine frühere Lesart durch: „auf den Wink des höchsten und besten Jupiter.“¹⁾ Wahrscheinlich wurde die Aenderung zu der Zeit angebracht, da der Kaiser die (ohne sein Vorwissen verfaßte) Inschrift zum ersten Mal sah, nämlich bei seinem Besuche zu Rom im Jahre 315, als seine religiöse Stellung schon deutlicher bestimmt war. Die erste Lesart bewiese dann nur, daß man unmittelbar nach dem Siege noch nichts

¹⁾ Statt des jetzigen INSTINCTU. DIVINITATIS hieß es NPTV. I. O. M. etc. Ich verdanke diese Notiz der gütigen Mittheilung des Hrn. Dr. Henzen in Rom. Man entbede die Correctur, als zur französischen Zeit der Bogen mit Gerüsten umgeben wurde, um die Bildwerke abzufermen.

8. Abschnitt. Anderes wußte als daß der Imperator römischer Heide sei. Die Correctur läugnet dieß nicht, und stellt ihn noch weniger als Christ dar, sie entzieht ihn nur jedem direkten Glaubensbekenntniß und behält ihm allenfalls den Monotheismus frei. Die Bildwerke des Bogens stellen bekanntlich zum Theil heidnische Opfer dar, an Apoll, Diana, Mars und Sylvanus, nebst Suoventaurillen.

Und Maxentius hieß also nicht bloß bei Euseb, sondern auch an offiziellster Stelle der Tyrann, d. h. im damaligen Sinne der Unberechtigte, der Usurpator! Dieß Wort hätte ganz eben so gut auf Constantin gepaßt, allein die Leute redeten sich ein, Maxentius sei doch nur ein untergeschobenes Kind gewesen, und seine Mutter gestehe dieß selber zu. Man wünscht das Erbrecht herbei und sehnt sich nach einer Dynastie, sobald man wählen darf und nicht mit bödsartigen Prinzen von Geblüt vorlieb nehmen muß. Fortan giebt sich die ganze Panegyrik überhaupt das Wort, von Constantin als von dem allein Rechtmäßigen, von allen Andern aber als von Tyrannen zu sprechen.¹⁾

Diocletians
Selbstmord.

Diocletian hatte also mit seinem System von Adoptionen, welches auf so viele Entfagung berechnet war, gegenüber so vielem Ehrgeiz Unrecht behalten. Er gab sich um diese Zeit 313. freiwillig den Tod, durch Hunger oder durch Gift.²⁾ Constantin und der unbegreiflich verblendete Licinius hatten ihm eine Falle legen wollen und ihn zur Hochzeit der Constantia nach Mailand eingeladen, welches er ohne Zweifel nicht mehr frei oder nicht mehr lebend verlassen hätte. Er that ihnen den Gefallen nicht, sondern entschuldigte sich mit seinen acht- undsechzig Jahren. Darauf sandten sie ihm Drohbriefe, worin ihm vorgeworfen wurde, er halte es mit Maximinus Daza und habe es mit Maxentius gehalten als dieser noch

¹⁾ So Euseb durchgängig. Auch Julian in seiner Jugendarbeit, *Encomium ad Constantium*, ed. Schaefer pag. 10.

²⁾ *Aur. Vict. Epit.* — *De mori. pers.* 42. 43. — Ueber das irrige Todesjahr 316 vgl. Clinton I. c. ad. h. a.

lebte. Diocletian war zu lebensmüde oder von dem Ablauf seines Schicksals zu fest überzeugt um sich etwa wirklich dem Daza in die Arme zu werfen, und ebensowenig wollte er sich von Jenen erwürgen zu lassen. Obwohl er als Privatmann starb, wurde ihm doch (wahrscheinlich vom Senat) die Ehre der Apotheose zuerkannt, zum letztenmal im alten heidnischen Sinne.

Was wären die damaligen Herrscher gewesen ohne ihn? Höchstens Generale mit mehr oder weniger nahen Aussichten auf den Kaiserthron und auf die Ermordung durch Soldaten oder Verschwörer. Erst durch die Stätigkeit, welche er in die Thronverhältnisse gebracht, durch das entschiedene Halt! welches er dem schrankenlosen Cäsarismus zugerufen, war es wieder möglich geworden von einem Thronrecht und bald auch von einem Erbrecht zu reden, wenn es auch damit im einzelnen Falle nicht gar weit her war. Ohne Diocletian gab es keinen Constantin, d. h. keine Gewalt welche mächtig genug gewesen wäre, das Reich unerschüttert aus dem alten Zustand in einen neuen hinüberzuführen und die Schwerpunkte der Macht an andere Stellen zu rücken gemäß der Nothwendigkeit des neuen Jahrhunderts.

Das nächste Opfer welches fallen mußte, war Maximinus Daza. Roh, ausschweifend, abergläubig über die Massen, befaß er doch jene kühne Entschlossenheit, welche den Herrscher so wesentlich ziert und welche wohl den Galerius zu seiner Adoption bewogen hatte; sonst erscheint seine Regierung, wie aus dem Benehmen gegen die Christen ¹⁾ hervorgeht,

Untergang des
Maximinus
Daza.

¹⁾ Euseb. Hist. eccl. VIII, 14. sowie das ganze neunte Buch und die Beilage de martyr. Palæst. Maximin's Charakteristik bei Aurel. Vict. Epit. 40: ein Hirte an Herrkunft und Erziehung, schätzte er doch den Umgang der Weisesten und Gebildetsten; bei sonst ruhiger Gemüthsart liebte er den Wein zu sehr und gab in der Trunkenheit manche grausame Befehle; da ihn dergleichen später gereute, gebot er, fortan die Ausführung immer zu verschleppen bis er nüchtern sein würde. — Ähnliches von Galerius beim Anon. Vales. 11.

8. Abschnitt. herzlos und tückisch, läßt sich übrigens schwer im Einzelnen beurtheilen, weil er unter eine förmliche Mitherrschaft der Priester und Magier gerathen war. Dem Ansinnen der beiden andern Kaiser um Theilnahme an den Toleranzmaßregeln hatte er zwar nachgegeben, doch offenbar nur gezwungen, sodas die Christen seiner früheren Zweizüngigkeit eingedenk sich nicht an's Licht wagen wollten.

Er hatte schon seit Jahren geahnt, daß er sich seiner Cristenz werde zu wehren haben, und war deshalb in ein geheimes Bündniß mit dem Usurpator Maxentius getreten, so wie Licinius mit dem Usurpator Constantin. Doch half er jenem in der Stunde der Gefahr nicht, vielleicht weil er wußte, daß ihm überhaupt nicht zu helfen war; dafür sparte er seine Kräfte zu einem neuen, plötzlichen Angriff auf Licinius. 313. Blißschnell rückte er wieder aus Syrien durch Kleinasien nach Europa und nahm in dem Gebiete seines Gegners das feste Byzanz sowie Heraklea weg. Zwischen dieser Stadt und Adrianopel kam es zu einer Schlacht mit dem überraschten Gegner. Wider Willen der Weiden handelte es sich hier ganz offenbar um Christenthum oder Heidenthum, weil man wußte, daß Maximin als Sieger die Christenverfolgung auf das Furchtbarste erneuern würde; es ist aber sehr die Frage, ob die kämpfenden Heere sich dessen irgendwie bewusst waren, obchon der falsche Lactantius (Cap. 46) das licinianische Heer ein ganzes Gebet auswendig lernen läßt, welches ein Engel dem Imperator sollte im Traum eingegeben haben. Maximin unterlag wahrscheinlich der höhern Kriegskunst oder der kriegerischen Popularität seines Gegners, zu welchem ein Theil seines Heeres überlief. Auf der Flucht sammelte er sich erst in Cappadocten wieder, und suchte die Pässe des Taurus durch Verschanzungen zu sperren, starb aber, wahrscheinlich natürlichen Todes,¹⁾ zu Tarsus in Cilicien. Licinius, der bereits Nicomedien ein-

¹⁾ *Morte simplici*, sagt Aurel. Vict. Epit. 40. *Fortuita morte*, bei Eutrop. X, 4.

genommen und daselbst ein neues Toleranzedict erlassen hatte, ^{8. Abschnitt.} trat nun ohne weitern Widerstand in das Erbe von Asien und Aegypten ein.

Constantin hatte ohne Zweifel mit Vergnügen zugehört, ^{Constantins Verhältnis zu Ricinius.} wie sich die beiden Legitimen untereinander bekämpften und wie ihrer wiederum einer weniger wurde. Ricinius erwies ihm jetzt überdies den Dienst, mit den Familien des Galerius, des Severus und des Maximinus Daza aufzuräumen; selbst Prisca und Valeria, die Wittve und Tochter Diocletians, wurden später bei Thessalonich aufgegriffen und enthauptet. Seitdem es in den Köpfen der Menschen wieder eine Art von Erbrecht gab, konnten solche Prinzen und Prinzessinnen gefährlich werden; der neue Herr des Orients fand die natürlichste Ausgleichung in dem gemeinen Sultanismus, der so lange mordet, bis kein möglicher Prätendent mehr da ist. 1) Es ist dieselbe rohe Gewaltthätigkeit, welche gegen die Spottreden der Antiochener keine andere Rache wußte, als ihrer Zweitausend im Circus zusammenschleusen zu lassen. 2)

Darauf erinnert man sich aus der diocletianischen Zeit, ^{Die Cäsarenfrage.} daß zu einiger Sicherheit des Thrones doch designirte Nachfolger oder Cäsaren gehören. Constantin wagt zuerst vorzuschlagen und zwar einen gewissen Bassianus, der eine seiner Schwestern, Anastasia, zur Gemahlin hatte. Allein der Bruder desselben, Senecio, ein Verwandter des Ricinius, wiegelt den Bassianus gegen Constantin selber auf, und der Letztere sieht sich genöthigt, den eigenen Schwager aus der Welt zu schaffen und von Ricinius, seinem andern Schwager, die Auslieferung des Senecio zu verlangen, welche ihm fest verweigert wird; ja in einer der westlichen Grenzstädte des kleinasiatischen Gebietes, zu Aemona (Laybach), werden bereits die Statuen Constantin's zu Boden geworfen. 3) Auf

1) Seine Charakteristik bei Anrel. Victor Epil. 41.

2) Wenn dem Malalas I. XII, ed. Bonn. p. 314. zu glauben ist.

3) So räthselhaft alles dieses beim Anonym. Vales. 14. s. lautet so enthält es doch eher wenn auch in entstellter Form die wahre Ur-

8. Abschnitt. diese Ereignisse hin, welche irgend eine heillose Familientrüg-
trigue voraussetzen, entbrennt ein gewaltiger Krieg, in wel-
chem Constantin der angreifende Theil gewesen sein muß;
Der erste Krieg. wenigstens rückt er in das Reich seines Schwagers, schlägt
8. Oct. 314. ihn bei Cibalis an der Save (dem jetzigen Seville oder
Syllaja) und verfolgt ihn bis nach Thracien, wo eine zweite,
wahrscheinlich weniger entscheidende Schlacht in der mard-
schischen Ebene vorkam. Licinius hatte bereits von sich aus
einen Grenzeommandanten Valens zum Cäsar ernannt; die
erste Bedingung des jetzt unterhandelten ¹⁾ Friedens war
dessen Zurücktritt in den Privatstand, damit keine dritte
Dynastie aufkomme, außerdem mußte Licinius alle seine eu-
ropäischen Besitzungen, also die Lande südlich von der Donau
nebst ganz Griechenland abtreten mit Ausnahme Thraciens
und der Pontusküste.

Dahin hatte es der Legitime gebracht durch sein früheres
Bündniß mit dem ihm geistig so weit überlegenen Usurpator,
gegen welchen sich schon nach dem Tode des Galerius alle
Uebrigen hätten vereinigen müssen, wenn sie sich behaupten
wollten. Je weniger eine Gewalt ihres rechtmäßigen Ur-
sprunges sicher ist, desto unvermeidlicher drängt es sie, allem
Legitimen rings um sich herum den Garauß zu machen.
Von jetzt an hat Constantin seinen Mitherrscher gänzlich in
der Gewalt und die zehnjährige Frist, die dem Licinius ge-
gönnt wird, ist eine reine Gnadenfrist. Scheinbar bleibt
völlige-Gleichberechtigung zwischen beiden; nach einiger Zeit
317. ernennen sie beiderseits ihre Söhne zu Cäsaren, Constantin
den Crispus und den jüngern Constantin, Licinius den

sache des folgenden Krieges als die allgemeinen Angaben des Zosi-
mus und der Uebrigen. Guseb und der falsche Lactanz, welcher
laut c. 51 frühestens gegen Ende d. J. 314 sein Buch schrieb, ha-
ben ihre Gründe von dem Kriege zu schweigen.

¹⁾ Petrus Patricius, legat. fragm. 15. bei Müller, a. a. O.
Bd. IV, p. 189. — Constantin's Ingrimm gegen den „elenden Sla-
ven“ Valens ist nicht ohne Bedeutung.

Vicinianus. Aber ein Blick auf das Alter dieser Cäsaren ver- 8. Abschnitt.
rät die ungleiche Stellung der Imperatoren; Crispus war
ein kräftiger, bald des Heerbefehls fähiger Jüngling, Vici-
nianus dagegen ein zwanzigmonatliches Kind, und dabei der
einzige Sohn des schon betagten Vaters, also bei dessen Tode
voraussichtlich hilflos und leicht zu beseitigen. Deshalb
hätte der Legitime so gerne gemäß dem diocletianischen System
Waffengenossen zu Cäsaren adoptirt, wie den Valens und
später den Martinian, allein Constantin ließ es nicht mehr
geschehen. Er selber erlaubt sich noch eine zweite Ernen-
nung; neben seinem ältern Sohn erster Ehe, Crispus, stellt
er bereits seinen noch sehr jungen gleichnamigen Sohn von
der Fausta in Reserve auf.

Darauf geduldet sich Constantin bis zum Jahre 323,
ehe er das Reich des Licinius seiner Herrschaft einverleibt.
Er hätte es vielleicht schon beim ersten Kriege oder doch
bald hernach wegnehmen können, nur vielleicht mit größerer
Anstrengung und mit der Gefahr neuen Abfalls. Statt
dessen ließ er die Frucht reifen, bis sie ihm fast von selber
in die Hände fiel.

Es waren die entscheidenden Jahre, in welchen er dem Licinius zur
Christenfeind-
schaft
gebrängt.
Christenthum aufmerksam zusah, was es leistete, was es
einem klugen Regenten nützen könnte. Als er durch die be-
deutende Zunahme der Gemeinde, durch die deutlicher ent-
wickelte Natur ihrer Hierarchie, durch die eigenthümliche Ge-
stalt des Synodenwesens und den ganzen damaligen Cha-
rakter des Christenthums überzeugt worden war, daß man
aus dieser gewaltigen Macht eine Stütze des Thrones schaf-
fen könne, jedenfalls aber sich ihrer rechtzeitig versichern müsse,
weil diese Macht schon anfang, sich seiner zu versichern, —
da war auch der untrügliche Hebel gegen Licinius gefun-
den. Dieser hatte inzwischen die Thorheit gehabt, seinen
gerechten Groll gegen Constantin die Christen entgelten zu
lassen, als ob diese an der ruchlosen Herrschbegier seines
Gegners Schuld wären. Hätte er noch die Mittel zu einer

8. Abschnitt. Erneuerung der Verfolgung befehlen oder anwenden wollen, so wäre wenigstens der Schrecken sein Verbündeter gewesen und der Principienkampf hätte dann im größten Maßstab müssen ausgefochten werden. Allein er beschränkte sich auf die Verweisung der Christen von seinem Hofe und auf Kleinliche Quälereien, welche dann gleichwohl durch die Widerpenstigkeit der stark angewachsenen Christenmenge nothwendig sich bis zu einer Art von Halbverfolgung steigerten.) Was nur Christ hieß, vom Bischof bis zum Geringsten herab, bildete nun eine natürliche Propaganda gegen ihn zu Gunsten Constantin's, der es an Aufreizung offenbar auch nicht fehlen ließ; schon die ungleich größere Begünstigung, welche er von jeher den Christen erwies, hatte die Christen des kiclinischen Reiches erbittern müssen. Jede Synode, jede Zusammentkunft von Bischöfen war jetzt in der That gefährlich — Licinius verbot sie; jeder Gottesdienst war als Zusammentrottung verdächtig — er ließ Männer und Weiber sich getrennt versammeln und verbannte dann den ganzen Cultus aus der Stadt auf das freie Feld, weil draußen bessere Luft sei als in den Bethäusern; die Geistlichen suchten durch die Weiber auf die Männer zu wirken — er befahl, die Weiber sollten ihre religiöse Belehrung fortan durch Lehrerinnen erhalten.?) Er degradirte die christlichen Offiziere; einzelne wahrscheinlich besonders verdächtige Bischöfe wurden getödtet, einzelne Kirchen geschleift oder doch geschlossen. „Er wußte nicht (seufzt Euseb) daß man in diesen Kirchen für ihn zu beten pflegte; er glaubte, wir beteten nur für Constantin!“ Der tolerante Fürst, der sogar

1) Sulpic. Sever. sacra hist. I. II. Sed id inter persecutiones non computatur etc.

2) So miltet Euseb, vita Const., wo I, 49—59; II, 1—20 von Licinius die Rede ist. — Die Bischöfe in Licin's Reiche heißen I, 56 sehr deutlich „Freunde des gottgeliebten und großen Kaisers“, d. h. Constantins. — Den Gesammtumfang der kiclinischen Verfolgung giebt das Citat bei Euseb II, 24—42.

bisher seinen Vortheil dabei gefunden, die Unterthanen in S. Wisch unt.
einigem Zweifel über sein persönliches Bekenntniß zu lassen,¹⁾ kehrt endlich vollständig den alten Heiden heraus und umgiebt sich mit ägyptischen Zauberern, Gauklern und Opfern; er befragt Traumdeuter und Orakel, unter anderm den millesischen Apoll, der in zwei drohenden Hexametern antwortet; endlich läßt ihn Euseb seine vertrauesten Freunde und Leibwächter in einem heiligen Hain mit Götterstatuen versammeln; nach feierlichem Opfer hält er ihnen eine Rede, deren kurzer Sinn dahin geht, der bevorstehende Kampf sei eine Entscheidung zwischen den alten Göttern und dem neuen fremden Gott.

Was war es denn, das den Licinius zu diesen verzweifelten unklugen Schritten bewog? — Wahrscheinlich ging ihm die Geduld und die Besonnenheit aus, als er die furchtbare Lücke seines Gegners inne wurde und er verwünschte seine frühere Nachgiebigkeit gegen die Christen, die durch solche einen erbarmungslosen Anführer repräsentirt waren. Von einem Angriff auf Constantin's Lande war aber so wenig als im Jahr 314 die Rede; Euseb (II, 3) glaubt auch diesmal seinem Helden die größte Ehre damit anzuthun, daß er diesen sich rüsten läßt rein aus Mitleid für die unglücklichen Unterthanen des Licinius, also ohne daß dieser ihm den geringsten politischen Anlaß²⁾ gab.

¹⁾ So daß Euseb wie der falsche Lactantius sich getäuscht stellen konnten. In der früher verfaßten *Hist. eccl.* IX, 9 ist Licinius noch ein frommer und gottgeliebter Kaiser, in der *vita Const.* I, 49; II, 1 u. 46; III, 3 dagegen heißt er das schrecklich: Thier, der böse Dämon, die falsche Schlange, und wird sogar als Drache unter Constantin's Füßen abgemalt. Schon in den spätern Ergänzungen und Interpolationen der *Hist. ecclesiastica* selbst wird in ähnlichem Tone von Licinius geredet, was mit dem stehen gelassenen frühern Lobe in argem Widerspruch steht. Vgl. *Hist. eccl.* X, 8 u. 9.

²⁾ Noch in den vielleicht bald nach dem Kriege abgefaßten Nachträgen zur *Hist. eccles.* (X, 8. 9) hatte Euseb für nöthig gefunden, von beabsichtigten Angriffen und Nachstellungen Licin's zu sprechen, in

8. Abschnitt.

Der zweideu-
tige Gothen-
krieg.

Auf einmal fallen die Gothen über die Donau in das Gebiet des Ricinius ein. Constantin rückt ungefragt gegen sie, drängt sie zurück und nöthigt sie zur Herausgabe der mitgeschleppten Gefangenen; Ricinius aber beklagt sich über diese Intervention auf seinem eigenen Boden.¹⁾ Soweit die Notiz eines einsylbigen, späten, aber sehr wichtigen Excerptors, des sogenannten Anonymus Valefianus. Daneben halte man, was der bekannte Geschichtschreiber der Gothen, Jornandes (Cap. 21) erzählt: „Es kommt oft vor, daß die Gothen (von den römischen Kaisern) eingeladen worden sind, wie sie denn auch von Constantin zum Zugzug aufgefordert wurden und gegen seinen Schwager Ricinius die Waffen trugen, und diesen — besiegte, in Thessalonich eingeschlossen und des Reiches beraubt — mit dem Schwert des Siegers ermordeten.“ — Wer Constantin aufmerksam beobachtet, weiß oder ahnt, wie er dieß zusammen reimen soll.²⁾ Jedenfalls gehörte jener vorgebliche Gotheneinfall unter die nächsten Vorboten des Krieges.

Der letzte
Kampf um die
Weltherrschaft.

Wir übergehen die einzelnen Ereignisse dieses letzten Kampfes um die Weltherrschaft, dieses zweiten Krieges von Actium. Constantin besaß mit Thessalonich und den übrigen Häfen Griechenlands seit 314 einen bedeutenden Zuwachs zu seiner frühern Seemacht und stellte 200 Kriegsschiffe auf, Ricinius, der die Küsten des Orients aufbot, 350. In die-

der vita Const. (II, 3) hat sein Held schon von vornherein Recht bei Allem was er thut; es bedarf jener Motive gar nicht mehr, und Constantin fängt den Krieg aus dem Stegreif an. So urtheilte man um d. J. 340.

- 1) Was Zosimus II, 21 statt dessen hier einschleibt, die Geschichte von Constantins Krieg gegen die Sarmaten unter Raufimod, ist hiemit nicht zu verwechseln und gehört wahrscheinlich in das Jahr 319.
- 2) Das Gesetz vom 27. April 323, Cod. Theodos. VII, 1, welches Denjenigen zum Flammentode verurtheilt, der den Barbaren Gelegenheiten zur Plünderung gegen Römer geben würde, darf hier nicht irre machen.

sein Maßstab ging es weiter, bis Constantin im Ganzen 8. Abschnitt.
130,000 Mann, Licinius 165,000 beisammen hätte. Seit Septimius Severus waren wohl für keinen Bürgerkrieg so enorme Kräfte ins Feld geführt worden. Bei Adrianopel, wo Constantin zuerst siegte, fielen 34,000 Mann; darauf schlug seine Flotte unter Crispus die des Licinius unter Abantus (Amandus) unweit vom Eingang des Hellespontes, und ein Sturm richtete die letztere vollends zu Grunde; Licinius aber, der sich in Europa nicht mehr halten konnte, ging von Byzanz nach Chalcedon hinüber und ernannte hier einen seiner Hofbeamten, Martinianus, zum Cäsar. Diese Maßregel hätte zu Anfang des Feldzuges von entscheidendem Werthe sein können. Der Legitime hätte durch rechtzeitige Adoptionen im diocletianischen Sinne, unbekümmert um den Einspruch des Usurpators, die drei oder vier zuverlässigsten Feldherrn seines Reiches für seine Sache interessieren müssen. Jetzt, mitten in Ruthlosigkeit und Verrath, war es zu spät damit.

Nach einer Pause erneuerte sich der Kampf; Martinian, bei Lampfacus stationirt um eine Landung der Feinde am Hellespont zu verhindern, wurde eilends wieder von Licinius zum Hauptheere an den Bosporus gerufen, wo dem Constantin die Ueberfahrt bereits gelungen war. Endlich entschied die große Landschlacht von Chrysopolis bei Chalcedon, aus welcher von den 130,000 Soldaten des Licinius (worunter ebenfalls Gothen waren) kaum 30,000 entkommen sein sollen.¹⁾ Der unglückliche Kaiser selbst flüchtete nach Nicomedien, wo er sofort eingeschlossen wurde, während Byzanz und Chalcedon dem Sieger ihre Thore öffneten.

¹⁾ Der Anonym. Vales. 27 läßt wenigstens von Licin's Heere 27,000 Mann umkommen und die Uebrigen fliehen. — Ob in dem ebenda genannten Gothenhäuptling Aliquaca etwa ein aliqua causa verborgen ist, lassen wir dahin gestellt. — Guseb macht dem Licinius seine Barbarenwerbung (V. C. II, 15) zum Vorwurf, ohne zu bedenken, daß sein Feld dasselbe that.

8. Abschnitt. Constantia, die Gemahlin des Vicinius und Schwester des Constantin, welche zur Unterhandlung in's Lager kam, erhielt die eidlische Zusicherung, daß ihres Gatten Leben geschont werden solle, und darauf hin schritt der alte Kampfgenosse eines Probus und Diocletian aus der Stadt hervor, beugte das Knie vor dem Ueberwinder und legte den Purpur ab. Er wurde nach Thessalonich geschickt, Martinian
 321. nach Cappadocien. Allein schon im folgenden Jahre fand Constantin es zweckmäßiger sie zu tödten; „er war belehrt „durch das Beispiel seines Schwiegervaters Maximianus „Herculius und fürchtete Vicinius möchte zum Verderben des „Reiches den Purpur noch einmal annehmen.“¹⁾ Mit diesem Motiv unlängbarer Zweckmäßigkeit hätte sich die Nachwelt bei einem Charakter wie Constantin begnügen sollen; statt dessen wurde später von einer in Thessalonich angezettelten Soldatenverschwörung zu Gunsten des Abgesetzten gefabelt,²⁾ wovon Euseb ganz gewiß etwas sagen würde, wenn sie wirklich Statt gehabt hätte. Er geht aber nach seiner meisterlichen Art über Constantin's Eidbruch und alle andern Umstände hinweg mit der kahlen Bemerkung: der Gottesfeind und seine bösen Rathgeber seien nach Kriegsrucht verurtheilt und bestraft worden. So viel ist gewiß, daß der alte Kaiser erdrosselt, der Cäsar von Leibwachen niedergemacht wurde. Von dem eben so traurigen Schicksal des Vicinianus wird bald die Rede sein.

Verbreitung
 der Motive.

Euseb idealisirt diesen ganzen Krieg zum reinsten Principienkampf; Vicinius ist der Gottesfeind und streitet wider Gott; Constantin dagegen kämpft unter dem unmittelbarsten göttlichen Schutze, der eine sichtbare Gestalt gewinnt in dem Semeion, dem bekannten Prachtfetisch, welcher mit in

¹⁾ Anon. Vales. 29. — Euseb. vita. C. II. 18. Zosim. II, 28. Socrates I, 4. Sozom. I, 7. u. A. u.

²⁾ Bei Zenaras verlangen gerade die Soldaten seinen Tod. Darauf will der milde Constantin noch den Senat fragen! —

die Schlacht getragen wird; an himmlischen Erscheinungen, 8. Abschnitt.
an Geisterheeren, welche durch Nicin's Städte ziehen u. dgl.,
ist vollends kein Mangel. Euseb ist nicht etwa ein Fanatiker;
er kannte die profane Seele Constantin's und seine kalte,
schreckliche Herrschbegier recht gut, und wußte die wahren
Ursachen des Krieges ohne Zweifel genau; er ist aber der erste
durch und durch unredliche Geschichtschreiber des Alterthums.
Seine Taktik, welche für jene Zeit und für das ganze Mittelalter
einen glänzenden Erfolg hatte, bestand darin, den ersten großen
Beschützer der Kirche um jeden Preis zu einem Ideal der Menschheit
in seinem Sinne, vor allem zu einem Ideal für künftige Fürsten zu
machen. Darob ist uns das Bild eines großen, genialen Menschen
verloren gegangen, der in der Politik von moralischen Bedenken
nichts wußte und die religiöse Frage durchaus nur von der Seite
der politischen Brauchbarkeit ansah. Wir werden finden, daß er
sich seit diesem Kriege allerdings den Christen enger anzuschließen
für gut fand und daß damit die Erhebung des Christenthums zur
Staatsreligion vollendet war. Allein Constantin war ehrlicher als
Euseb; er hat mehr geschehen lassen als gehandelt, und in Betreff
seiner persönlichen Ueberzeugung die Unterthanen so wenig zu
einer bestimmten Ansicht gezwungen als Napoleon da er das
Concordat schloß.

Es wäre auch von seiner Seite eine starke Zumuthung
gewesen, für einen Christen gelten zu wollen. Nicht gar
lange nach dem Concil von Nicäa läßt er auf einmal seinen
trefflichen Sohn aus erster Ehe, Crispus, den Zögling
des Lactantius, zu Pola in Istrien umbringen und bald
darauf seine eigene Gemahlin, Maximian's Tochter Fausta
im Bade erstickern; auch der kaum eilfsjährige Valerian wurde,
wahrscheinlich zugleich mit Crispus ermordet. Ob Fausta
gegen den Stiefsohn eine Phädra war, oder wodurch sie ihn
beim Vater verläumdete, ob es ihr nur um die Erhebung
ihrer eigenen Söhne zu thun war, ob wirklich die Vorstel-

Der Haus-
mord; Crispus
und Fausta.

9. Abschnitt. lungen der alten Helena den Kaiser vermochten sie ebenfalls zu tödten, — dies alles lassen wir dahingestellt. Daß aber diese Gräueltat keine bloße Familiensache, sondern auch politischer Art waren, ließe sich etwa aus der Mittermordung des Licinian schließen.¹⁾ Man spricht bei diesem Anlaß wohl von Philipp II. und von Peter dem Großen, allein die wahre Parallele bietet Soliman der Brächtige und sein edler Sohn Mustapha, der durch die Ränke Korolanens untergeht.²⁾ Mit dem Erbrecht lehrte unabwendbar als dessen Ergänzung der Sultanismus ein, d. h. die Herrscher würden sich in der Mitte ihrer eventuell thronberechtigten Brüder, Söhne, Oheime, Neffen und Vettern keinen Augenblick sicher fühlen, wenn sie nicht jederzeit durch zweckmäßige Erbrosselungen u. s. w. nachhelfen dürften. Constantin ging hierin voran; wir werden sehen wie die Söhne nachfolgten.

Diese Söhne, Constantin II., Constantius II. und Constantian sind inzwischen in die Cäsarswürde nachgerückt;³⁾ das Geschlecht der Herculier wächst in der That dem Throne entgegen, nachdem der Vater die Mutter, den mütterlichen Großvater, den Oheim Maxentius und den Stiefbruder aus der Welt geschafft hat. Die Saat so vielen Fluches sollte später üppig aufschließen.

Wir übergehen einstweilen die Erhebung von Byzanz zur Stadt Constantin's, zur Hauptstadt der Welt. Er brauchte consequenter Maßen eine voraussetzungslose Residenz und Einwohnerschaft, die ihm Alles verdankte, sich nur

1) Gibbon (im dritten Bande) giebt ein hypothetisches Bild des ganzen Vorganges.

2) Vgl. Ränke, Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 34. — Daß die Meinung der Hofleute den Constantin nicht freisprach, würde aus dem Epigramm hervorgehen, welches der Gardepräfect Ablavins an die Thür des Palastes hängen ließ, wenn diese Ankete (bei Sidon. Apollinar. ep. V. 8.) besser bezeugt wäre.

3) Sie waren geboren 316, 317 und 323, und wurden Cäsaren 317, 323 und 333. S. die Aueloger zu Guseb, Vita C. IV, 40.

auf ihn bezog und für so vieles Neue in Staat und Gesellschaft den Mittelpunkt und das Gefäß abgeben konnte. Denn ohne eine solche ganz ausdrückliche Tendenz hätte er ruhig in Nicomedien bleiben können. Es ist der bewußteste und absichtlichste Akt seiner ganzen Regierung.

Ungleich schwieriger ist die letzte große politische Entscheidung Constantin's zu erklären, nämlich seine Theilung des Reiches.

Von den Brüdern Constantins hatte Dalmatius zwei Söhne, Dalmatius und Hannibalian, und Julius Constantinus ebenfalls zwei, damals noch im Kindesalter, Gallus und Julian, derselbe den die Nachwelt den Abtrünnigen genannt hat. Von diesen vier Reffen erhob Constantin den Dalmatius, der bereits (333) ein Consulat bekleidet hatte, zwei Jahre vor seinem Tode zum Cäsar. Er hatte schon dessen Vater, den alten Dalmatius, ^{Die Reichstheilung.} besonders ausgezeichnet und ihn unter dem an sich nichtsagenden Titel eines Censor's nach dem wichtigen und vielleicht gefährlichen Antiochien versetzt, ganz wie eine Generation später Constantius daselbst den Gallus stationiren ließ, um die alte, zurückgesetzte Hauptstadt des Orients sowohl zu bewachen als zu begütigen; ja der alte Dalmatius war sogar in der Folge mit einer Art von Königthum über Cappadocien betraut worden. Daß sein gleichnamiger Sohn im gleichen Jahre Cäsar wurde, hatte vielleicht noch seinen besondern Anlaß in der glücklichen Bändigung eines Aufstandes auf Cypren, wo ein Aufseher der kaiserlichen Dromedare, Calocerus, als Usurpator aufgetreten war; Dalmatius der Jüngere bekam

1) Ueber diesen s. besonders Soorates I, 27 und die Anm. der Herausgeber. Es ist nicht durchaus sicher, wie die Nachrichten auf Vater und Sohn zu vertheilen sind.

2) *Adsistentibus valide militaribus*, wie Aurel. Vict. Cæss. 41 etwas räthselhaft beifügt.

3) Aurel. Vict. Cæss. 41 nennt zwar dieß Unternehmen ein sinnloses; es ist aber die Frage, ob Calocerus nicht Anschlag und Zustimmung dessen konnte.

8. Abschnitt. ihn in seine Hände und ließ ihn zu Tarsus lebendig verbrennen „wie einen Sklaven und Räuber.“

Bald darauf aber, noch im Jahre 335, also zwei Jahre vor dem Tode Constantins erfolgt eine eigentliche Reichstheilung, bei welcher Constantin II die Länder seines Großvaters Chlorus, Britannien, Gallien und Spanien erhielt, Constantius II. Asien, Syrien und Aegypten, Constans Italien und Africa; dagegen sollte die ganze Ländermasse zwischen dem schwarzen, ägäischen und adriatischen Meer, also Thracien, Macedonien, Illyricum und Achaja (mit Griechenland) an den Neffen Dalmatius fallen, ja selbst dessen Bruder Hannibalian, welcher sonst für keinerlei Thaten oder Verdienste bekannt ist, bekam das Königthum über römisch Armenien, Pontus und die Umgegend, man weiß nicht ob unumschränkt oder unter der Oberherrschaft des Constantius II., und vermählte sich damals oder schon früher mit einer Tochter Constantin's und Schwester seiner Miterben, Constantia. — Dieses Reichstestament war ohne Zweifel ein öffentliches, allbekanntes. Sein Inhalt ist aber nur beim zweiten Aurelius Victor richtig angegeben, während die übrigen Schriftsteller denselben verstümmeln oder aus guten Gründen beschweigen, wie Euseb.

Ihre wahr-
scheinl. Gründe.

Die erste Frage, welche sich aufdrängt, ist die: warum theilte Constantin überhaupt, nachdem um der Einheit des Reiches willen Hundertausende hatten bluten müssen? Sodann erstaunt man billig darüber, daß er das Centralland mit der neuen Hauptstadt dem Neffen und nicht den Söhnen gönnte? — Die Antwort liegt wahrscheinlich in dem Charakter dieser letztern. Es ist bei Euseb ¹⁾ ein rührendes Kapitel über ihre Erziehung zur Gottesfurcht und allen Herrschertugenden nachzulesen, wovon unten noch einmal die Rede sein wird; in der That aber waren sie ein verworfenes Geschlecht ohne Eren und Glauben. Ernannte der

¹⁾ Vita Const. IV, 51. s. — Ähnliches in Juliani encomium, p. 14.

Vater einen von ihnen zum Aelterben, so war das Nächste, 8. Abschnitt
 sobald er die Augen zudrückte, die Ermordung der übrigen
 Brüder und Verwandten; was sollte aber aus dem Reiche
 werden, wenn es einmal plötzlich gar keine Herculier und
 Constantier mehr gab? Constantin mußte theilen schon um
 die Dynastie zu schonen. Zwar sah er ohne allen Zweifel
 die Reichskriege seiner Söhne voraus, allein er konnte doch
 hoffen, daß aus drei bis fünf Fürstenthümern seines Ge-
 schlechtes immer irgend ein Erbe am Leben bleiben würde,
 wenn sie nur erst die Zeit gehabt hatten sich durch Zeugung
 von Prinzen zu vermehren. Nicht umsonst sandte er noch
 bei Lebzeiten die Söhne weit auseinander in die ihnen be-
 stimmten Provinzen.

Daß er aber die ganze illyrisch-griechische Halbinsel mit
 sammt Constantinopel dem Reffen gab, geschah vielleicht nur
 deshalb, weil diese Perle des Reiches in den Händen eines
 der drei Söhne sofort der Gegenstand der grimmigsten Eifer-
 sucht werden mußte, wie denn später auch geschah. Man
 könnte einwenden, daß dem Dalmatius damit eine sehr
 schlimme, bedrohte Stellung aufgenöthigt wurde. Allein
 die Schutzmittel standen im Verhältniß zur Gefahr; wer
 die illyrischen Lande, ihre Feldherren und Soldaten besaß,
 konnte damals dem ganzen übrigen Reiche Troß bieten.

Die Ausstattung Hannibalian's endlich erscheint als ein-
 fache Consequenz von derjenigen seines Bruders. Seine be-
 sondere Aufgabe an der nordöstlichen Grenze Kleinasien's
 können wir nicht näher beurtheilen.

Man wird sich diesem Versuch einer Erklärung und
 Motivirung des dunkelsten Punktes in Constantin's Ge-
 schichte nicht gerne anschließen wollen, weil dabei so unnatür-
 liche Feindschaften im kaiserlichen Hause vorausgesetzt wer-
 den. Ich glaube aber nicht einmal das Wahrscheinliche
 überschritten zu haben.

Vielleicht das einzige bessere Verhältniß in der Umge- Constantin und
Hefena.
 bung dieses großen Constantin, „welcher verfolgte was ihm

9. Abschnitt. „nahe stand und erst den Sohn und Neffen, darauf die „Gattin, dann eine Menge Freunde tödtete,“¹⁾ war das zu seiner Mutter Helena. Welches auch ihre Stellung bei Chlorus gewesen sein mochte, für die orientalische Anschauung war sie hinlänglich legitimirt weil sie den Herrscher geboren hatte. Er soll ihrem Rathe beständig zugänglich gewesen sein;²⁾ umgeben von sehr absichtlichen offiziellen Ehren³⁾ brachte sie ihre letzte Zeit mit Werken der Wohlthätigkeit, frommen Reisen und Kirchenstiftungen zu. Sie starb über achtzig Jahre alt, wahrscheinlich nicht sehr lange vor ihrem Sohn. Nach ihr erhielt Drepanum in Bithynien den Namen Helenopolis.

Constantin selber wurde über den Rüstungen zu einem Vertheidigungskriege gegen Sapor II. von Persien von tödtlicher Krankheit befallen. Jetzt erst ließ er sich in der Märtyrerkirche des besagten Helenopolis unter die Katechumenen sein Tod. aufnehmen und dann nach Nicomedien bringen, wo er auch 337. noch die Taufe empfing und am letzten Tage des Pfingstfestes verschied.

Um seinen Reichthum herum, den die Soldaten nach Constantinopel brachten und unter großer Feierlichkeit in einer Halle des Pallastes ausstellten, gingen alsbald die wunderlichsten Dinge vor, deren weiterer Verlauf sich noch bis in das folgende Jahr hinein erstreckt.

1) Eutrop. X, 6.

2) Sie haßte aus guten Gründen die Söhne des Dalmatius und Julius Constantius, welche bei ihren Lebzeiten vom Hofe entfernt gehalten wurden. Waren es doch die Enkel Theodora's, um derenwillen sie von Chlorus verhafet worden war! — Vgl. Manso, S. 208 sammt den Citaten aus Libanius.

3) Euseb. vita Const. III, 46, 47. — Die zahlreichen Ehreninschriften gesammelt bei Ang. Mai, Velt. Scriptt. collectio, Tom. V. — Ueber die Zeit ihres Todes s. Manso, a. a. O. S. 292. f. — Ihre Statue als Gegenstück derjenigen Constantins auf dem Forum zu Constantinopel, s. Suidas. s. v. 'Ελις, et s. v. Μελίωρ

Die Erzählung beginnt mit der heftigen Todtenklage der s. Abschnitt. Soldaten; die Gemeinen zerrissen ihre Kleider und jammerten, die Offiziere klagten, sie seien verwaist. 1) Dieser Schmerz war gewiß ein tiefer und aufrichtiger, namentlich Große Familienkatastrophe. bei den Germanen der Leibwache, die ihr Verhältniß zu den Kaisern als das einer persönlichen Treue auffaßten. Der Verstorbene war ein großer Feldherr gewesen und hatte für die Soldaten väterlich gesorgt; 2) — was ging sie das Uebrige an? Diese trauernden Soldaten sind aber zugleich in Abwesenheit der Erben diejenige Behörde, welche die nächsten Verfügungen trifft und z. B. mit der Beerdigung des Kaisers zu warten beschließt bis zur Ankunft eines der Söhne. „Inzwischen senden die Offiziere (und zwar speciell die Taxischen oder Tribunen) bewährte, ergebene Leute aus ihrer „Mitte an die Cäsaren mit der Trauernachricht. Und wie „aus höherer Eingebung waren alle Heere eines Sinnes, „nämlich Niemanden zum Erben anzuerkennen als die Söhne. „Darauf erachteten sie für gut, daß dieselben nicht mehr „Cäsaren heißen sollten, sondern Augusti. Die Heere sandten einander diese ihre Meinung schriftlich zu, und überall „wurde zu gleicher Zeit die Eintracht der Heere bekannt.“ Mehr zu sagen, findet Euseb nicht nöthig.

Aber wo blieb Dalmatius? In seinem Reichsantheil, in seiner Hauptstadt lag die Leiche und herrschten die Soldaten; warum wird er nicht einmal genannt, während sie ihm das Reich absprechen? Statt seiner eilt Constantius herbei und führt dann den kriegerisch feierlichen Leichenzug vom Ballast nach der Apostelkirche. Hatte Constantin dem

1) Euseb. vita Const. IV, 63 seq. Die Auffassung und der Causalsammenhang, welchen Beugnot a. a. O. I, p. 133 u. ff. in diese Ereignisse hineinträgt, scheint mir verfehlt und willkürlich. „Eine langverbreitete Reaction von heidnischer Seite“ vermag ich unmöglich in dieser so von selbst redenden Werkgeschichte zu entdecken.

2) Noch spät unter Constantius erwähnten alte Soldaten mit Ehrerbietung die großen Donatorin Constantin's. Vgl. Julian. Encom. p. 10.

8. Abschnitt. Wissen eine größere Entschlossenheit zugetraut als er wirklich besaß? oder war die gegen ihn aufgeführte Intrigue zu mächtig? Wir wissen es nicht. Vielleicht wurde er sogleich verhaftet, vielleicht auch einige Zeit mit einem Schatten von Mitherrschaft hingehalten.¹⁾ Es dauerte aber we-
^{336.} nige Monate, so brach der große Staatsstreich aus, von welchem einige Autoren vergebens den Constantius lossprechen möchten, indem er denselben mehr zugelassen als befohlen habe.²⁾ Die Soldaten oder andere Mörder räumen zuerst den Julius Constantius, Bruder des großen Constantin, aus der Welt; seine Kinder Gallus und Julian wurden nur verschont, ersterer weil er gefährlich krank lag, letzterer wegen seiner zarten Jugend. Dann wurde Dalmatius und der Patricius Optatus ermordet, darauf³⁾ der früher allmächtige Gardepraefect Ablavius,⁴⁾ endlich auch Hannibalian. Es ist eine bloße Ausrede, wenn behauptet wird, die Soldaten hätten durchaus nur die Söhne anerkennen wollen; allerdings mochte ihnen, zumal den Germanen, das direkte Erbrecht am verständlichsten vorkommen, allein ohne beträchtliche Aufhebung wären sie nicht zum Aeußersten geschritten. Für Diejenigen, welche Alles glauben, erfand man eine Geschichte,⁵⁾ was Maßen der große Constantin eigentlich von Seiten seiner Brüder vergiftet worden sei, die Missethat aber noch bemerkt und in einem letzten Willen denjenigen seiner Söhne zur Rache aufgefordert habe, welcher zuerst zur Stelle sein würde. Einfacheres ließ sich nichts erdenken.

¹⁾ Lepiteres wenn man Socrates, II. 25 mit Anon. Vales. 35 combiniren will.

²⁾ Die Autorität des Iosimus II. 40 wird hier von der höchsten Wahrscheinlichkeit unterstützt.

³⁾ Die Aufzählung anders in Hieronymi chron. ad. a. 341.

⁴⁾ Näheres über dessen Tod bei Eunapius (sub Aedesio). Die Voten des Constantius suchten ihn noch durch Ueberbringung des Purpurs zu emprenmittlern, um einen Vorwand zu erhalten.

⁵⁾ Philostorgius II. 16.

Es liegt nicht mehr in unserer Aufgabe, die weitem **8. Abschnitt.**
Schicksale und Theilungen der höchsten Reichsgewalt näher Weitere Ent-
zu erörtern. Constantin hatte dieselbe durch seinen neuen wicklung des
Staats- und Kirchenorganismus außerordentlich gekräftigt, Erbrechtes.
und so konnten seine Söhne sich Vieles erlauben, bis das
ererbte Kapital gänzlich aufgezehrt war, so wie die Söhne
Ludwigs des Frommen, an deren Geschichte hier so Man-
ches erinnert, mehr als ein Menschenalter hindurch ihre Bru-
derkriege führen konnten, bis der Schatten Karls des Großen
seinen Zauber ganz verlor. — Der erste Hader ergab sich
natürlich bei Anlaß der Erbschaft des Dalmatius, und zwar
insbesondere über den Besitz von Thracien und Constanti-
nopol; die weitem Ausgleichungen die sich daran knüpfen
sollten, namentlich die von Constans geforderte Mitherr-
schaft über Africa und Italien führten dann den Krieg her- 340.
bei, in welchem Constantin II. unterging ohne eine Dynastie
zu hinterlassen. Der Sieger Constans hätte nun mit Con-
stantius theilen müssen, wäre dieser nicht durch seinen Per-
seerkrieg im Osten festgehalten worden. Dieß merkte sich
aber auch die Umgebung des Constans, meist geworbene
Germanen, unter welchen er sich bei seinen Missethaten siche-
rer fühlte als unter den Romanen. In der Voraussetzung,
daß der Imperator des Orients, was auch geschehen möge,
kein Schwert rühren könne zur Intervention im Abendlande
und in Africa, wagte es der damalige Befehlshaber der Charakter der
Jovier und Herculier, der Franke Magnentius, sich bei einem späteren Usur-
Bankett in Autun plötzlich im Kaiserpurpur zu produciren. pationen.
Constans, der auf der Jagd aufgefangen werden sollte, er- 350.
hielt zwar Nachricht, fand sich aber so plötzlich von den
Soldaten und der Bevölkerung verlassen, daß ihm nur die
Flucht übrig blieb. In den Pyrenäen ertölkten ihn jedoch
die Mörder, an deren Spitze der Franke Gaifo. Während
nun der ganze Occident dem Magnentius zusiel, meinten
die Garnisonen an der Donau dasselbe Recht zur Usurpa-
tion zu haben und erhoben einen alten General Vetricio.

8. Abschnitt. Ja damit auch das Lächerliche nicht fehle, ließ sich in Rom nachträglich ein Neffe des großen Constantin von seiner Schwester Eutropia, Nepotianus, zum Kaiser ausrufen; allein dieser unglückliche Seitenprinz, der die Rolle des Maxentius noch einmal durchspielen wollte, hatte nicht mehr wie dieser ein prätorianisches Lager für sich, sondern nur die Gladiatorenkasernen Rom's, und so wurde das von Magnentius abgesandte Heer rasch mit ihm fertig. In Constantius dagegen hatte man sich geirrt; er unterbrach den persischen Krieg und suchte mit allen Mitteln die Gegner im Reiche zu beseitigen. Es findet sich eine merkwürdige Nachricht bei Zosimus, wonach Constantius seine Soldaten für die Dynastie als solche zu begeistern gewußt hätte, so daß sie ausriefen, die unechten Kaiser müßten von der Erde vertilgt werden.¹⁾ Jedenfalls zeigte er in diesen Zeiten Talent und Entschlossenheit. Nachdem er den Betranio eine Zeitlang hingehalten, verdrängte er ihn mit großer Geistesgegenwart vor der Fronte seines eigenen Heeres; dann überwand er den Magnentius in einem Kriege der zu den schrecklichsten dieser innern Kämpfe um das Reich gehört, worauf eine abscheuliche Horde von Spähern und Denuncianten über das ganze Abendland losgelassen wurde um die Anhänger des Usurpators zu verfolgen. Aber die trostlosesten Gedanken über die Zukunft des Reiches müssen trotz aller Erfolge den Sieger innerlich gepeinigt haben. Während die Armee keine unechten Herrscher mehr haben wollte, waren ihm zugleich seine echten Verwandten so viele er noch nicht aus der Welt geschafft, verdächtig oder auf den Tod verhaßt;²⁾ seine Ehe mit der Eusebia war unfruchtbar, und so konnte am Ende der Sohn Constantin's des Großen in Folge des maßlosen Sultanismus zweier Generationen auf dem Punkt anlangen, von welchem Diocletian ausgegangen war — er

¹⁾ Zosim. II, 44.

²⁾ Zosim. III, 1.

konnte zu Adoptionen genöthigt werden. Er hatte eine Schwester die seiner würdig war, Constantia (oder Constantina) die Wittve des ermordeten Hannibalian, die sich nachher hatte brauchen lassen um den Petranio zutraulich zu machen, indem sie ihm ihre Hand gab. Seitdem es sich darum handelte, den letzten noch am Leben befindlichen Zweig der Familie, die Söhne des im Jahr 338 ermordeten Julius Constantius, zu verderben, heirathete sie den ältern derselben, Gallus, und obgleich sie vor der Ermordung desselben starb, dürfen wir doch nicht zweifeln, daß sie an seinem bald darauf erfolgten Untergang nicht ohne Schuld war. Als nur noch sein jüngerer Bruder, Julian, übrig blieb, und das Reich auf ihn als den Retter Galliens, den Bezwinger der Germanen mit Achtung hinblickte, ließ der schändliche Oheim auch ihm nur die Wahl zwischen dem Tode und der Usurpation des Kaiserthrons, starb jedoch als der Reichskrieg eben ausbrechen sollte, worauf Julian allgemein anerkannt wurde. Mit seiner denkwürdigen zweijährigen Regierung endigt die Familie Constantin's, da seine Ehe kinderlos war.

Die nächsten Thronfolgen, die des Jovian und Valentinian, waren die Sache der Armeen, wie die meisten im dritten Jahrhundert. Allein die Erblichkeit des Kaiserthrons hatte sich den Gemüthern der Menschen so stark eingeprägt, daß man fortan um jeden Preis darauf zurück kam und dabei zu bleiben suchte.¹⁾ Es folgt die valentinianische und

¹⁾ Usurpatoren meinten sogar durch bloße Heirath mit Kaiserwitwen sich zu legitimiren, Ammian. Marc. XVIII, 3. Ein Seitenerwandler Julian's, Procopius, der im J. 365 gegen Valens aufstand, bemächtigte sich der einzigen, noch sehr jungen Tochter des Constantius aus seiner letzten Ehe mit Faustina und erhielt Hülfe von den Gothen, weil sie ihn nun mit dem Hause des Constantius verwandt glaubten. Ammian. Marc. XXVI, 10. — Wie das Heer von Valentinian ausdrücklich eine Dynastie verlangte, meldet Iosimus IV, 1 & 12. Vgl. Ammian. XXVI, 4.

8. Abschnitt. die durch Heirath daran geknüpft theodosische Dynastie, beide wenigstens vom sultanischen Familienmorde unberührt. Von der Mitte des vierten bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts war der Besitz des Thrones ober der beiden Throne zwar mannigfach durch Usurpation und Noth aller Arten angefochten, die Succession aber keinen Augenblick rechtlich zweifelhaft. Die Ueberzeugung der meist germanischen Heerführer und die aus dem alten Testament gerechtfertigte Ansicht der Christen wirkten zusammen um dem Erbrecht diesen späten Triumph zu verschaffen. Dasselbe behält seinen Werth in der ganzen byzantinischen Zeit und bringt trotz aller Unterbrechung durch Sultanismus und Prätorianismus immer wieder neue und zum Theil lange dauernde Dynastien hervor.

Neunter Abschnitt.

Constantin und die Kirche.

Constantin's Religion. — Seine heidnische Formen. — Sein Princip der Duldburg; das Programm Christi und dessen politische Bedeutung. — Die vorgebliche Vision. — Wie weit die Religiosität gewisser Ateuflüde ihm persönlich eigen war. — Versuche neutroter Formen; der heidnisch-christliche Sonntag und das neue Vaterunser. — Constantin's Umgebung. — Seine Reden und ihr Rebenzweck. — Heidnische Ansicht von seiner Befehung. — Seine spätesten heidnischen Symptomen; die Inschrift von Spello; der Neuplatoniker ou seinem Hofe. — Froglisches Opferverbot. — Zerfällung und Plünderung einzelner Tempel.

Die Kirche als Corporation. — Verhältnis Constantin's zu den ersten kirchlichen Streitigkeiten. — Rechte und Dotation des Clerus. — Eölibat; Hierarchie und Weihe. — Macht des Stooates im Verhältnis zur Kirche. — Die Reichs Synoden; das einseitige Vorkerserkru der Orthodorie; der Arkanismus; die Intriguen; das Council von Nicön und die kaiserliche Entscheidung. — Weiterer Verlauf des Streites; Athanasius; Constantius Kirchenpolitik und Regertoleranz. — Blick auf spätere Regierungen.

Das kirchliche Leben und sein Verhältnis zum Weltleben. — Behauptung der Sklaven. — Wohlthätigkeit.

Die Koeese. — Die Einsiedler; ihre Ursprung; ihre Entbehrungen und Ansechtungen. — Der Julian in die Wüste; Antonius; Hilariön; dessen Kampf mit dem Götzen Karnos. — Der Einsiedler erhält Genossen und Schüler; Entstehung des Mönchswezens. — Pachomius der Kegypter. — Gottungen der Klöster; ihre Arbeit und Industrie; intellectueller Eioseitigkeit; Disziplin. — Daneben die Fortdauer des Anachoretenthums. — Palästina; der weitere Orient; das Abendland.



Neunter Abschnitt.

Constantin und die Kirche.

Man hat öfter versucht, in das religiöse Bewußtsein Con-
stantin's einzubringen, von den vermuthlichen Uebergängen
in seinen religiösen Ansichten ein Bild zu entwerfen. Dies
ist eine ganz überflüssige Mühe. In einem genialen Men-
schen, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige
Stunde gönnen, kann von Christenthum und Heidenthum,
bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede
sein; ein solcher ist ganz wesentlich unreligiös, selbst wenn
er sich einbilden sollte mitten in einer kirchlichen Gemein-
schaft zu stehen. Das Heilige kennt er nur als Reminiscenz
oder als abergläubige Anwandlung. Die Momente der innern
Sammlung, die bei dem religiösen Menschen der Andacht
gehören, werden bei ihm von einer ganz andern Gluth
aufgezehrt; weltumfassende Pläne, gewaltige Träume
führen ihn glatt auf den Blutströmen geschlachteter Armeen
dahin; er gedenkt wohl sich zur Ruhe zu setzen, wenn er
dieses und jenes erreicht haben wird was ihm noch fehlt
um Alles zu besitzen; einstweilen aber gehen alle seine ge-
istigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herr-
schaft nach und wenn er sich einen Augenblick auf sein
wahreres Glaubensbekenntniß besinnt, so ist es der Fatale-
mus. Man will sich nur im vorliegenden Fall nicht gerne
davon überzeugen, daß ein Theologe von Bedeutung, ein
Forscher zwar von geringer Kritik aber von großem Fleiße,

9. Abschnitt.
Constantin's
Religion.

9. Abschnitt. ein Zeitgenosse der den Ereignissen so nahe stand, daß Euseb von Cäsarea durch vier Bücher hindurch eine und dieselbe Unwahrheit hundertmal sollte wiederholt haben; man beruft sich auf eifrig christliche Edicte, ja auf eine Rede des Kaisers „an die Versammlung der Heiligen,“ welche im Munde eines Nichtchristen ganz undenkbar wäre. Allein die Rede wurde, vorläufig bemerkt, weder von Constantin verfaßt noch jemals abgehalten¹⁾ und in den Edicten ließ er theilweise den christlichen Priestern freie Hand; Eusebius aber, obschon ihm alle Geschichtschreiber gefolgt sind, hat nach so zahllosen Entstellungen, Verheimlichungen und Erdichtungen, die ihm nachgewiesen worden, gar kein Recht mehr darauf, als entscheidende Quelle zu figuriren. Es ist eine traurige aber sehr begreifliche Thatsache, daß auch die übrigen Stimmführer der Kirche, so viel wir wissen, die wahre Stellung Constantin's nicht verriethen, daß sie kein Wort des Unwillens hatten gegen den mörderischen Egoisten, der das große Verdienst besaß, das Christenthum als Weltmacht begriffen und danach behandelt zu haben. Wir können uns lebhaft vorstellen, wie glücklich man sich fühlte, endlich eine feste Garantie gegen die Verfolgungen gewonnen zu haben, allein wir sind nicht verpflichtet, nach anderthalb Jahrtausenden die damaligen Stimmungen zu theilen.

Als die Reminiscenz welche Constantin aus dem Hause des Chlorus mitbrachte, erscheint der tolerante Monotheismus,²⁾ welchem dieser ergeben war. Das erste selbständige religiöse Lebenszeichen gewährt dann³⁾ der Besuch Constantin's in dem Apollöstempel zu Autun vor seinem erneuten Angriff gegen die Franken; er scheint das dortige Orakel

¹⁾ Wäre dieß geschehen, etwa auf einer Synode, so würde es an einer Notiz darüber gewiß nicht mangeln.

²⁾ Wogegen die Inschrift bei Dreil 1061 zu Ehren Mercur's bei der damaligen Götteransicht nichts beweisen würde. — Vgl. oben S. 263 u. 340 nebst Anm.

³⁾ Panogy. VII, 21.

befragt und reiche Geschenke dargebracht zu haben. Dieser **9. Abschnitt.** Apollisdienst steht vielleicht mit jenem Monotheismus des Die heidnischen Formen. elterlichen Hauses nicht im Gegensatz, insofern etwa schon Chlorus sein höchstes Wesen als Sonnengott auffasste. Auch der Neffe Julian ¹⁾ wußte von einem besondern Helioscultus des Constantin zu melden. Daß hiebei an die Personification der Sonne als Mithras zu denken ist, schließen wir aus dem bekannten constantinischen Münzrevers, welcher den Sonnengott mit der Inschrift SOLI. INVICTO. COMITI darstellt. Wer mit antiken Münzen zu thun gehabt hat, weiß daß unter fünf constantinischen Stücken wohl vier keine andere Rückseite haben als diese, woraus mit überwiegender Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß dieser Stempel bis zum Tode des Kaisers beibehalten wurde. Außerdem kommen Victorien, der Genius populi Romani, Mars und Jupiter mit verschiedenen Beinamen, sowie eine Anzahl weiblicher Personificationen am häufigsten vor. Dagegen müssen die Münzen mit unzweideutigen christlichen Emblemen, die er geprägt haben soll, überhaupt noch gefunden werden.²⁾ In der Zeit da er neben Licinius herrschte, erscheint die Figur des Sonnengottes mit der Inschrift: COMITI. AVGG. NN., d. h. „dem Begleiter unserer beiden Kaiser,“ und auch viele Münzen des Crispus und des Licinius selbst haben noch den gleichen Revers. Fortwährend nennt sich Constantia auf Inschriften und auf Münzen Pontifex maximus,³⁾ und läßt sich als solcher mit verschleiertem Haupt abbilden; in den Gesetzen der Jahre 319 und 321⁴⁾ erkennt er den heidnischen Cultus noch als zu Rechte bestehend an und ver-

¹⁾ S. das Citat aus Orat. VII, Fol. 228, bei Reander, R. Gesch. Bd. III, S. 13. — In den Cæsares p. 144 höhnt Julian über das andächtige Verhältniß Constantin's zur Mondgöttin (Selene.)

²⁾ Namentlich die von Euseb l. c. IV, 15 erwähnten, wo er betend dargestellt sein soll.

³⁾ So auch die folgenden Kaiser bis auf Gratian, Zosim. IV, 36.

⁴⁾ Cod. Theodos. IX, 16. XVI, 10.

9. Abschnitt. wahrt sich nur gegen den geheimen, gefährlichen Gebrauch der Magie und der Haruspicin, während er das Beschwören des Regens und des Hagels gestattet und bei Blitzschlägen auf öffentliche Gebäude das Gutachten der Haruspices ausdrücklich verlangt. Zosimus, wenn wir dem Heiden des fünften Jahrhunderts glauben dürfen, bestätigt diese Befragung heidnischer Priester und Opferer in noch weiterem 326. Umfange und läßt sie bis zur Tödtung des Crispus dauern, welche nach seiner Ansicht der wahre Termin für Constantin's sogenannte Bekehrung wäre.

Die Duldung. Diesem Allem steht aber entgegen, daß Constantin seit 312. dem Kriege mit Maxentius nicht bloß die Duldung des Christenthums als einer erlaubten Religion eintreten ließ, **Das Mono-** sondern in der Armee ein Sinnbild verbreitete, wobei sich **gramm Christi.** zwar Jeder seine eigenen Gedanken machen konnte, das aber die Christen auf sich beziehen mußten. Die verschlungenen Buchstaben X und P, welche den Anfang des Wortes Christus (*ΧΡΙΣΤΟΣ*) ausmachen, wurden wie es heißt noch vor dem Kriege an den Schilden der Soldaten angebracht. ¹⁾ Zugleich oder erst später wird an einem großen Feldzeichen, an einer Heerfahne dasselbe Monogramm, von Gold und Juwelen umgeben befestigt, worauf dieses Feldzeichen einen besondern, wunderlichen Cultus erhält und den Kriegern die größte Siegeszuversicht einflößt. Bald werden für alle Heere dergleichen Feldzeichen (*labarum, semeion*) angefertigt; einer eigenen Garde wird die Bewahrung des Iobols in der Schlacht anvertraut; man widmet ihm sogar ein eigenes Zelt, in welches sich der Kaiser vor jeder wichtigen Affaire geheimnißvoll zurückzieht. Sollte dieß Alles nicht die Bedeutung eines öffentlichen Bekenntnisses haben?

¹⁾ *De mort. persec.* 44. — Manso a. a. O. S. 320 geht wohl zu weit, wenn er an dem *labarum* gar nichts Christliches als die zufällige Kreuzung der Hauptstange mit der Querstange gelten läßt und das XP als bloßen Schnörkel betrachtet.

Zunächst beachte man, daß Constantin sich mit diesem ^{9. Abschnitt.} Abzeichen nicht an die Bevölkerungen, sondern an das Heer wendet. Dasselbe kannte ihn bereits aus den Frankentriegen als einen glücklichen und bedeutenden Feldherrn, es gehörte ihm theilweise schon vom Vater her an, und hätte sich alle beliebigen Symbole und Embleme von seiner Seite gefallen lassen. Unter den Galliern und Britten, welche dabei waren gab es sicher viele Christen und indifferente Heiden und den Germanen war die Religion des Führers vollends ganz gleichgültig. Von seiner Seite aber war es ein Versuch, der ihn vor der Hand zu gar nichts verpflichtete als zu der Toleranz, die in seinen bisherigen Gebieten ^{Seine Beken-} ^{nung.} tatsächlich schon herrschte und die er dann auch über die eroberten ausdehnte. Christus konnte ihm als Gott neben andern Göttern gelten, die Bekenner desselben als Unterthanen neben den Dienern der Heidengötter. Wir wollen die Möglichkeit nicht läugnen, daß Constantin eine gewisse Superstition zu Gunsten Christi in sich habe aufkommen lassen, ja daß er diesen Namen vielleicht mit seinem Sonnengott in eine confuse Verbindung brachte; es kam ihm aber gewiß ausschließlich auf den Erfolg an; hätte er in Italien sogleich einen übermächtigen Widerwillen gegen das XP angetroffen, so wäre es wohl bald wieder von Schilden und Feldzeichen verschwunden. Statt dessen konnte er sich wahrscheinlich mit Sicherheit überzeugen, daß die große Masse der Heiden der Verfolgung abhold war und daß er keine Gefahr dabei lief, seine Statue mit dem Labarum in der Hand mitten in Rom aufstellen und darunter schreiben zu lassen, dieses rettende Zeichen sei der wahre Beweis aller Tapferkeit.¹⁾ Wenn er ein eigentliches Bekenntniß des Christenthums hätte ablegen wollen, so wäre doch eine ganz andere Erklärung von Nöthen gewesen! — Ein Blick auf das

¹⁾ Euseb. vita C. I, 40. Hist. eccl. IX, 9. Offenbar unrichtig aus dem Latein übersetzt.

9. Abschnitt. Jahr 312 würde alles klar machen, wenn wir über die allgemeinen Zustände besser berichtet wären. Nichts ist schwerer zu belegen und doch nichts wahrscheinlicher, als daß in jenem kritischen Moment am Ende der Verfolgungen die Gemüther der Heiden milder und nachgiebiger gestimmt waren als je zuvor und nachher; sie wußten nicht oder sie vergaßen auf einen Augenblick, daß das Christenthum, einmal geduldet, rasch zur herrschenden Religion werden mußte.

Auch Constantiu wußte es vielleicht nicht, aber er ließ geschehen und behielt die Augen offen. So wie ihm sein heller empirischer Verstand sagte, daß die Christen gute Unterthanen seien, daß ihrer Viele seien, und daß die Verfolgung für eine vernünftige Staatsgewalt gar keinen Sinn mehr haben könne, war sein Entschluß gefaßt. Und die praktische Ausführung darf man wohl vom politischen Standpunkt aus in hohem Grade bewundern. Das Labarum in seinen siegreichen Händen versinnlicht die Herrschaft, die Kriegsgewalt und die neue Religion zugleich. Der Corpsgeist eines Heeres, welches über eine der größten Armeen der alten Geschichte gesiegt hat, giebt dem neuen Symbol die Weiße der Unwiderstehlichkeit.

Die Sagen. Das bekannte Wunder aber, welches Euseb und seine Nachschreiber auf dem Zuge gegen Maxentius geschehen lassen, dürfte wohl endlich aus den geschichtlichen Darstellungen wegbleiben, weil es nicht einmal den Werth einer Sage, überhaupt keinen populären Ursprung hat, sondern erst lange hernach von Constantiu dem Euseb erzählt und von diesem in absichtlich unklarem Bombast aufgezeichnet worden ist.) Der Kaiser hatte dem Bischof zwar einen hohen Eid darauf geleistet, es sei nicht erfunden, er habe wirklich jenes Kreuz am Himmel gesehen mit der Inschrift: „durch Dieses siege!“ und Christus sei ihm wirklich darauf im Traum?) erschienen

1) Vita Const. I, 27. s.

2) *En animam et mentem, cum qua Dii nocte loquantur!* würde Juvenal gesagt haben.

u. s. w.; allein die Geschichte weis mit einem Sid Constan-^{9. Abschnitt.}tin's des Großen nicht viel anzufangen, weil er u. a. seinen Schwager trotz eiblicher Versicherung hat ermorden lassen. Und dann ist auch Guseb nicht zu gut dazu, zwei Drittheile der Erzählung selber erfunden zu haben.

Nun bleibt offenbar in Constantin's äußerem Verhalten eine große Ungleichheit; er nimmt das Monogramm Christi zum Abzeichen seines Heeres und läßt den Namen Jupiter's auf dem Triumphbogen (S. 363) auslöschen, während er auf den Münzen die alten Götter, besonders den Sonnengott als unbefiegten Begleiter beibehält und sich bei wichtigen Anlässen ganz heidnisch äußert. Dieser Zwiespalt nimmt in seinen letzten Lebensjahren eher zu als ab. Allein er wollte vor der Hand beiden Religionen Garantien geben und war einstweilen mächtig genug, eine solche Doppelstellung auszuhalten.

Seine Toleranzedicte, von welchen das zweite, zu Mailand in Gemeinschaft mit Licinius erlassene erhalten ist, ge-^{313.}statteten vor der Hand nichts als die Gewissens- und Religionsfreiheit, allein das letztere gab diese unbeschränkt und unbedingt. Damit war der Begriff einer Staatsreligion vor der Hand aufgehoben bis das Christenthum diese dem Heidenthum abgenommene Hülle anzog. Bald riß eine Maßregel die andere nach sich, besonders als Maximinus Daza dem Licinius gegenüber und später Licinius selbst dem Constantin gegenüber das Christenthum anfeindeten. Die während der Verfolgung confiscirten Versammlungsplätze und andere Grundstücke der christlichen Gemeinden wurden zurückgegeben, die Christen offenbar begünstigt und ihr Proselytismus thätig unterstützt. Ein Moment der Besorgniß vor dem Unwillen der Heiden verräth sich noch in den oben angeführten Gesetzen vom Jahre 319, in welchen der Privatgebrauch der Haruspicin und die Hausopfer strenge verboten werden, wahrscheinlich weil die geheime Befragung der Haruspices und die Opferfeste bei verschlossenen Thüren

9. Abschnitt. politisch gemißbraucht wurden. Endlich folgt mit dem Edict an die Provincialen von Palästina und mit demjenigen an die Völker des Orientes nach dem letzten Siege über Licinius¹⁾ eine scheinbar ganz rückhaltlose persönliche Hingabe des Kaisers an das Christenthum, dessen Befenner mit aller möglichen Gunst von den Consequenzen der Verfolgung befreit und in ihre frühere Stellung und Habe wieder eingesetzt werden. Gegen den Polytheismus wird in diesen Actenstücken schon nachdrücklich polemisirt; es ist die Rede von Wehestätten der Lüge, von Finsterniß, von elendem Irrthum, den man eben nur noch dulden müsse, u. s. w. Allein Constantin hat hier nicht selber die Feder geführt, obgleich Euseb das Autographum gesehen zu haben behauptet; der Conscript verräth sich wenigstens im zweiten Schreiben, indem er den Kaiser sagen läßt, er sei zu Anfang der Verfolgung „gerade ein Knabe“ gewesen, während Constantin doch im Jahr 303 fast ein Dreißiger war.²⁾ Und dieser selbe Conscript hat offenbar, wie man bei näherer Prüfung bemerkt, den Kaiser nicht einmal als Christ hinstellen dürfen; was sich persönlich laut macht, ist der öde Deismus eines Eroberers, welcher einen Gott braucht um sich bei allen Gewaltstreichen auf Etwas außer ihm berufen zu können. „Ich, ausgehend vom britannischen Meer und von den Gegenden wo der Sonne vorgeschrieben ist unterzusinken, vertreibend und zerstörend durch eine höhere Gewalt die Alles beherrschenden Uebel, damit das Menschengeschlecht durch meine Hülfe erzogen, zurückgerufen werde zum Cultus des erhabensten Gesezes, u. s. w. — Ich also bin bis in die Gegenden des Orientes gekommen, welche, in je tieferm Unglück sie sich befanden, zu um so größerer Hülfe mich her-

321.
Religiöse Aktenstücke.

¹⁾ Euseb. vita C. II, 24—42 und 48—60.

²⁾ Weßhalb man in der Ueberschrift des Cap. παλις in εις corrigirt hat. Der Schreiber wußte nicht, wann die Verfolgung begonnen hatte. Er bezeichnet ganz wie der falsche Lactantius den Diocletian als Feig, δεδαιος, worauf man sich das Wort gegeben hatte.

„beiriefen, u. s. w. — Ihr sehet Alle, welche Macht und **9. Abschnitt.**
„Gnade das ist, die der gottlosesten und beschwerlichsten
„Menschen ganzes Geschlecht hat verschwinden und unter-
„gehen lassen“ u. x. Dinge die auch ein erobernder Khaliph
unterschreiben könnte.

Es ist nicht unmöglich, daß Constantin in seinem ur- Verfasser neu-
traler Formen.
sprünglich an die Sonne und an Mithras angelehnten Deismus eine allgemeinere und deshalb vermeintlich höhere Grundgestalt aller Religionen zu besitzen glaubte. Zeitweise hat er wirklich neutrale Lebensformen für religiöse Dinge aufgesucht, welchen sich Christen und Heiden fügen sollten. Dieser Art ist der gemeinsame Sonntag und das gemeinsame Vaterunser. 1) „Er lehrte alle Armeen, den Tag des Herrn, welcher gerade auch als der des Lichtes und der Sonne benannt wird, mit Eifer ehren. . . Auch die Heiden mußten am Sonntag hinaus auf das freie Feld und mittauer die Hände aufheben und ein auswendig gelerntes Gebet hersagen zu Gott als Urheber alles Sieges: „Dich allein erkennen wir als Gott und König, Dich rufen wir als unsern Helfer. Von Dir haben wir die Siege erlangt, durch Dich die Feinde überwunden. Dir danken wir das bisherige Gute, von Dir hoffen wir das Künftige. Zu Dir stehen wir alle und bitten Dich, daß Du unsern Kaiser Constantin und seine gottliebenden Söhne uns lange unverfehrt und siegreich bewahrest.“ Diese Formel konnten sich auch die Christen gefallen lassen; die Heiden aber welche an einem so ausgesprochenen Monothei-

1) Euseb. vita Const. IV, 18—20. Laut dem Anfang von Cap. 19 sollte man glauben, das Gebet habe nur den Heiden gegolten; nachher ist aber doch wieder von „allen Soldaten“ die Rede. Das Gebet ist offenbar darauf berechnet, beiden Religionen zu genügen. — Das Verbot der Handarbeit und der Gerichtsungen am Sonntag stammt wahrscheinlich schon aus dem Jahr 321; vgl. Manse, a. a. D. S. 95. N. Die Heiden kehrtten sich wenig daran. Vgl. Euseb. l. c. IV, 23.

9. Abschnitt. mus hätten Anstoß nehmen können, waren vor Allem Soldaten. Daß auch an die Mithrasgläubigen sehr speciell gedacht war, deutet Euseb mit seinem „Tag des Lichtes und der Sonne“ ziemlich klar an. Wie bezeichnend lautet übrigens dieses sogenannte Gebet! Kaiser, Herr und Sieg — weiter nichts; kein Wort an den sittlichen Menschen, keine Sylbe an den Römer.

Constantins Umgebung. Ehe wir weiter gehen, mag noch Dasjenige kurz abgethan werden, was Euseb sonst über das vorgebliche Christenthum seines Helben berichtet. Christliche Priester begleiteten ihn seit dem Kriege mit Maxentius selbst auf Reisen als „Beisitzer“ und „Tischgenossen;“¹⁾ bei den Synoden setzt er sich mitten unter sie. Dieß sind leicht erklärliche Thatsachen; es handelte sich für ihn ganz wesentlich darum, der damaligen Kirche ihre Anschauungsweise abzulauschen, wie er sich denn eigene Berichterstatter hielt, die ihm über alle einzelnen Sekten Vortrag halten mußten. Einem derselben, Strategius, gab er aus Freude an seiner beredten Darstellungsweise den Beinamen Musonianus.²⁾ Das Präsidium der Synoden konnte ein kluger und kraftvoller Herrscher vollends nicht aus den Händen geben, weil es eine neue Macht im öffentlichen Leben war, die er sich unmöglich durfte entgehen lassen. Man kann diesen Egoismus beklagen und verabscheuen, aber eine intelligente Gewalt zweideutigen Ursprunges wird jederzeit so handeln. Wenn dann weiter berichtet wird,³⁾ wie oft der Kaiser göttlicher Erscheinungen gewürdigt worden, wie er in dem Zelt des Labarum's inöheim gefastet und gebetet, wie er täglich sich

¹⁾ Euseb. vita Const. I, 36. 42. 44. Ja als „Hüter seiner Seele,“ und als „Fürbitter,“ ibid. II, 4. IV, 14 etc.

²⁾ Ammian. Marc. XV, 13.

³⁾ Euseb. l. c. I, 47. II, 12. 14. IV, 22. 29. Eine der schönsten Vieldeutigkeiten dieses Autors sind IX, 22 die Worte: *θελας ισοπαρίας ιερολειρο*, in einer Zeit, da Constantin noch nicht einmal Kathumen, geschweige denn Christ sein konnte.

einsam eingeschlossen um kühn mit Gott zu verkehren, wie 8. Abschnitt.
er seine Nachtwachen mit Gedanken über göttliche Dinge
ausgefüllt u. s. w., so sind dieß im Munde eines Euseb,
der die Wahrheit wußte, nichts als verächtliche Erfindun-
gen. — In der spätern Zeit hat sich Constantin offenbar
den Bischöfen noch mehr hingegeben und ihnen bei Hofe das Nothwendige
Nachgiebigkeit.
erste Wort eingeräumt, wahrscheinlich weil er einsah, daß
sie vor der Hand das größte Interesse dabei hatten, den
Thron auf jede Weise zu stützen und weil er am Ende
gar nicht mehr Anders konnte. Sie werden in den Kreis-
schreiben „geliebter Bruder“ angedeutet,¹⁾ wie er sich selber
als „gemeinschaftlicher Bischof,“ als einer der Ibrigen zu
geberden pflegte.²⁾ Er gab ihnen die Erziehung seiner
Söhne³⁾ wenigstens zum Theil preis und leitete es über-
haupt so ein, daß dieselben unbedingt als Christen galten;
ihre ganze persönliche Umgebung, ihr Hofstaat bestand aus
lauter Christen, während der Vater sich nach Euseb's in-
direktem Geständniß nicht scheute, bis in die letzten Zeiten
neben den Geistlichen auch Heiden in hohen Stellungen um
seine Person und als Präsiden in den Provinzen zu haben.⁴⁾
Auch das Verbot der Gladiatorspiele war ohne Zweifel
eine Concession an die geistliche Umgebung, obwohl das be-
treffende Gesetz⁵⁾ nur von „Landfrieden und häuslicher Stille“
spricht, wozu blutige Schauspiele nicht paßten. Uebrigens
war dieß eines von denjenigen Gesetzen, welche nur gegeben
wurden um sofort in Vergessenheit zu gerathen, wie denn
Constantin selbst es später nicht mehr berücksichtigt hat.

¹⁾ Euseb. I. c. II, 46.

²⁾ Euseb. I. c. I, 44. IV, 22. 24.

³⁾ Euseb. I. c. IV, 51. 52.

⁴⁾ Euseb. I. c. II, 44. IV, 52. Von den höchsten Dienern des
Reiches seien mehrere, τινες Christen; von den Präsiden die Mehrzahl,
τοὺς πλείους.

⁵⁾ Cod. Theodos. XV, 12. Vom J. 325. — Vgl. Euseb. vita
C. IV, 25.

9. Abschnitt.

Die Reden des
Kaisers.

Ganz räthselhaft scheinen die Predigten, welche Constantin zu Zeiten in Gegenwart des Hofes und „vieler tausend Zuhörer“ hielt.¹⁾ Er wollte nämlich auch „durch Ansprachen mit Erziehungszweck“ seine Untertanen beherrschen, und „die Regierung ganz zu einer redenden (*λογικὴν*) machen.“ Es wurden Versammlungen zu diesem Behuf angesetzt; da trat der Herr der Welt ganz unbefangen auf und redete; kam er auf die Religion, so nahmen Züge und Stimme den Ausdruck tiefer Demuth an; den Zursichseln verbat er sich durch einen Wink gen Himmel. Sein Thema war in der Regel die Widerlegung der Vielgötterei, der Monothetismus, die Vorsehung, die Erlösung und das göttliche Gericht. Bei diesem Abschnitt (fährt der Hofbischof fort) pflegte er seine Zuhörer am unmittelbarsten zu treffen, indem er die Räuber und Gewaltthätigen und Geldfüchtigen durchnahm; da trafen die Geißelhiebe seiner Worte auch einige der umstehenden Vertrauten, daß sie zur Erde blickten . . . Er meinte es aufrichtig, sie aber blieben taub und verhärtet; sie riefen und klatschten Beifall, während doch ihre Unerbittlichkeit keine Nührung in ihnen aufkommen ließ. Constantin schrieb diese Reden lateinisch, worauf die Dolmetscher sie in's Griechische übersetzten.²⁾ — Was soll man zu dieser Erzählung denken? Constantin, der die diocletianische Repräsentationsweise so eifrig fortsetzte und auf seine persönliche Majestät so große Dinge hielt, bequemt sich zum Auftreten vor den Massen der Hauptstadt! Die Kritik, welcher er sich aussetzte, war noch das Wenigste, und die Zuhörer verzichteten vielleicht aus guten Gründen darauf; allein wozu die Reden, wenn man die Macht, d. h. das große Privilegium zu handeln

¹⁾ Euseb. l. c. IV, 29—33.

²⁾ Daß die Rede *ad sanctorum coetum* ein Muster dieser Art sei, wie Euseb. l. c. IV, 32 behauptet, ist eine reine Unmöglichkeit; vielleicht hat man über ein kaiserliches Canone eine weitläufige theologische Abhandlung gestiftet. — Eine genügende Analyse davon bei Oströmer, Kirchengesch. II, S. 14.

besitzt? Ein Grund läßt sich vielleicht errathen. In dieser 9. Abschnitt.
Zeit der religiösen Crisis muß das öffentlich gesprochene
Wort, bisher auf rhetorische Exercitien und Lobreden be-
schränkt, auf einmal vom Predigtstuhl herab einen so un-
geheuern Einfluß gewonnen haben, daß Constantin es schon
als Mittel der Macht nicht ganz entbehren mochte, unge-
fähr wie heute auch die mächtigsten Regierungen sich in der
Zeitungspressen müssen vertreten lassen. Wenn es ihm, dem
Ungetauften, dem Nicht-Katechumenen einfallen durfte, sich
als „gemeinsamen Bischof“ auszugeben,¹⁾ so konnte er ganz
ebenso gut einen christlichen Prediger vorstellen. Wie er
die christlichen Dogmen dabei behandelt hat, wissen wir nicht;
daß er sich unbedingt als Christ gestellt habe ist nicht ein-
mal wahrscheinlich. Sodann deutet Euseb sehr klar auf
einen Nebenzweck dieser Reden hin; sie waren ein willkommen- Ihr Neben-
zweck.
mener Anlaß, Gnade und Ungnade zu äußern, die Umge-
bung in Schrecken zu setzen,²⁾ und eine Menge Dinge in
künstlich zweideutiger Form unter die Leute zu bringen, die
sich selbst im weitestweiligsten Edict nicht wohl sagen ließen.
Es sind die Senatsreden des Liberius in anderer Gestalt!
Man darf nicht vergessen, daß Constantin u. a. auch „eine
Menge seiner Freunde tödtete,“ wie der ganz unverdächtige
Eutropius sagt, der mehr als verdächtige Eusebius dagegen
zu beschweigen für gut findet.³⁾ (S. d. folg. Abschn.)

1) Später, wie z. B. Glycas, die nicht begreifen konnten, wie ein Un-
getaufter zu Nicäa hätte präsidiren dürfen, schlossen sich desto eifri-
ger der bekannnten Sage an, daß er zu Rom durch den heil. Sylve-
ster schon früher sei getauft worden.

2) Noch in der letzten erbaulichen Rede kurz vor seinem Tode wandte er sich
auf einmal sehr nachdrücklich zum „Ende der Gottlosen“ und schien
damit auf „die Umstehenden“ deuten zu wollen. Euseb. l. c. IV, 55.

3) Constantin soll auch eitel gewesen sein, was dahingestellt bleiben mag.
Er besaß außer dem Reden auch die Geduld des Zuhörens, Euseb.
l. c. IV, 33. 46. Panegy. IX, 1, vielleicht weil man ihn da-
bei stark in's Gesicht zu rühmen pflegte. Er konnte den Redner
verachten und das Lob doch in dieser redenden Zeit zweckmäßig finden.

9. Abschnitt.

Es haftet auf Constantin noch stets ein letzter Schimmer von Erbaulichkeit, weil ihn so viele sonst verehrungswürdige Christen aller Jahrhunderte als den ihrigen in Anspruch genommen haben. Auch dieser letzte Schimmer muß schwinden. Die christliche Kirche hat an diesem furchtbaren, aber politisch großartigen Menschen nichts zu verlieren, so wie das Heidenthum nichts an ihm zu gewinnen hätte. Uebrigens versielen die Heiden in denselben Irrthum, bei ihm einen wirklichen, nicht bloß äußerlich gemeinten Uebertritt vorauszusetzen. Zosimus erzählt (II, 29) die bekannte feindselige Version ¹⁾ der Bekehrungsgeschichte: ob der Hinrichtung des Crispus und der Fausta und ob dem Eidbruch (gegen Licinius) seien dem Kaiser Gewissensbisse aufgestiegen und er habe sich an die heidnischen Priester (laut Sozomenus an den berühmten Neuplatoniker Sopater) um Entfündigung gewandt; als ihm erwidert wurde, für solche Missethaten gebe es keine Art von Sühne, habe sich ein aus Spanien nach Rom gekommener Aegypter durch die Frauen bei Hofe in seine Nähe zu drängen gewußt und ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß das Christenthum jede Missethat abzuwaschen im Stande sei; darauf habe er seinen Uebertritt zuerst zu erkennen gegeben durch seine Maßregeln gegen die heidnische Erforschung der Zukunft, und weiter durch den Bau einer neuen Hauptstadt. Es ist möglich, daß diese Erzählung einen wahren Kern enthält, aber die vorliegende Fassung ist sicher nicht die richtige. Ereignisse von so gräßlicher Art im eigenen Hause müssen allerdings in Constantin's Seele wach gerufen haben was noch etwa von römischem Glauben in ihm steckte und er war vielleicht bei aller sonstigen Bildung roh genug, von kräftigen heidnischen Bannsprüchen einige Erleichterung, ein Wegspülen des häßlichen Eindrucks zu erwarten, aber der weitere Causalzusammenhang ist erweislich falsch.

Heidnische Ansicht von seiner Bekehrung.

¹⁾ Welche dann Sozomenus I, 5 mit schwachen Gründen zu widerlegen sucht.

Gerade in dem letzten Jahrzehnd seines Lebens giebt **9. Abschnitt.** Constantin noch einige sehr deutliche Zeichen unchristlicher, Seine spätern heidnischen Sympathien. ja unmittelbar heidnischer Sympathien. Während er und seine Mutter Palästina und die großen Städte des Reiches mit den prachtvollsten Kirchen schmücken, läßt er in dem neuen Constantinopel doch auch heidnische Tempel bauen; zwei davon, die der Göttermutter und der Dioskuren, können bloße Ziergebäude für die als Kunstwerke darin aufgestellten Bilder gewesen sein, der Tempel und das Bild der Tyche dagegen, welche dem römischen „Staatsgenius“ entspricht, sollten einen eigentlichen Cultus genießen. Bei der Einweihung der Stadt wurden erweislich heidnische Geheimgebräuche gefeiert, wie denn diese ganze wichtige Angelegenheit von allerlei Superstitionen bedingt war, die bei den spätern Schriftstellern vergebens mit christlicher Andacht zudeckelt werden. (S. d. folg. Abschn.)

Auch Andern gestattete Constantin noch die Erbauung Die Inschrift von Spello. heidnischer Tempel. Eine Inschrift ¹⁾ des umbrischen Städtchens Spello (zwischen Foligno und Assisi), welche ihres fremdlichen Inhalts wegen lange für unecht gegolten hat und durch die nachlässige und barbarische Schreibung dieses Vorurtheil zu rechtfertigen schien, ist höchst wahrscheinlich ein durchaus echtes Denkmal dieser Gunst gegen die Heiden, und zwar aus den zwei letzten Lebensjahren des Kaisers. Er erlaubt den Hippellaten, seinem Geschlecht, das er bekanntlich gens Flavia nannte, einen prächtigen Tempel zu bauen ²⁾ und bedingt sich nur aus, daß derselbe nicht „durch den Trug ansteckenden Aberglaubens“ befleckt werde, worunter sich Jeder denken konnte was er wollte. Auch über das heidnische Priesterthum des Ortes und über die Verlegung der Festspiele von Bolsena nach Spello giebt er einläßlichen

¹⁾ Bei Muratori, Inscr. III, p. 1791 unter den Unrechten abgedruckt.

²⁾ In Africa hatte Constantin schon nach dem Siege über Maxentius die Errichtung von Priesterthümern zu Ehren seines Geschlechtes gestattet. Aurel. Vict. Cess. 40.

9. Abschnitt. Bescheid, mit ausdrücklicher Nennung der Gladiatoren. In denselben Jahren spricht er auch gewisse heidnische Priestercollegien, die Sacerdotes und lebenslänglichen Flamines von den lästigen Localämtern frei, zu welchen man sie, insonderheit in Africa, christlicherseits nöthigen wollte.¹⁾ Ohne Zweifel mit seinem Vorwissen darf der Senat noch im Jahr 331 den zerfallenen Concordientempel²⁾ wieder herstellen, einzelner Götteraltäre aus den nächst vorhergehenden Jahren zu geschweigen.

Der Neuplatoniker an seinem Hofe.

Ja das Heidenthum tritt dem Herrscher in dieser letzten Zeit auch persönlich sehr nahe. Der Neuplatoniker Sopater, ein Schüler des Iamblichus, erscheint in seiner Nähe mit allen Ansprüchen eines hochmüthigen griechischen Sophisten; „die andern Menschen sind ihm zu gering; er eilt an „den kaiserlichen Hof um ohne weitere Umstände über Constantin's ganzes Thun und Denken einen herrschenden Einfluß zu üben.“³⁾ Der Kaiser ist auch bald von ihm gänzlich eingenommen und läßt ihn zu seiner Rechten sitzen, „zum allgemeinen Neid und Aergerniß der Höflinge.“ So weit Eunapius, dem freilich so wenig als dem Philostratus unbedingt zu glauben ist, wenn er mit vornehmen Connerionen der Philosophen prahlt. Hier liegt aber etwas Wahres zu Grunde; Sopater hat jedenfalls ein bedeutendes Verhältniß zu Constantin gehabt.⁴⁾ Daß er es war, der die Sühnung wegen der Hinrichtung des Crispus verwe-

1) Cod. Theodos. XII, 1 & 5.

2) Gruter, thes. inscr. p. 100.

3) Wie sehr die Bischöfe den Einfluß heidnischer Sophistik auf den Kaiser fürchteten, erhellt u. a. aus einer Anekdote vom Bischof Alexander, bei Sozom. I, 18.

4) Wir erinnern hier wieder an jenen Pythagoras von Athen (S. 251), der als Neuplatoniker und Fackelträger bei den eleusinischen Mysterien doch von Constantin ein Reisestipendium zum Besuch Aegyptens erhielt. Er dankt in jener Inschrift (Böckh 4470) den Göttern und Constantin „der mir dieses gewährt hat.“

gerter, lassen wir ganz bei Seite; unlängbar aber wurde 9. Abschnitt. er bei den Einweihungszeremonien von Constantinopel gebraucht. Später, jedenfalls nach 330, stürzte ihn der Gardepräfekt Ablavius, welcher bei der Hungersnoth in der neuen Hauptstadt dem Kaiser die Meinung beigebracht haben soll, Sopater halte durch seine große Wissenschaft die Winde gefesselt, die den ägyptischen Korntransport über das Meer befördern sollten. Jedenfalls ließ Constantin den Sophisten hinrichten. Ob aber der bloße Hofneid des Ablavius dieß bewirkte,¹⁾ darf nach einer Notiz bei Suidas wohl bezweifelt werden: „Constantin, heißt es, tödtete den Sopater um „zu beweisen, daß er in der Religion nicht mehr „heidnisch gesinnt sei. Denn früher war er mit Jenem „sehr vertraut gewesen.“ — Wir werden bei einem andern Anlaß (zur Geschichte des Athanasius) die Vermuthung wiederholen müssen, daß die christlichen Priester dem alternden Kaiser einigermaßen fürchtbar geworden waren und daß er seine so lange bewahrte persönliche Freiheit in den letzten Jahren nicht mehr durchgängig behaupten konnte.

Manche glauben sogar annehmen zu dürfen, daß Constantin die heidnischen Opfer zuletzt irgendwann ganz verbot;²⁾ und wenn Euseb (IV, 25) Rücksicht verdiente, so wären außer den Opfern auch die Befragung von Orakeln, die Aufriichtung von Götterbildern, und die Feiern der Mysterien durchaus abgeschafft worden. Daß irgend einmal seit dem Jahr 326 ein Gesetz gegen die Befragung der Orakel gegeben wurde, bestätigt auch Zosimus (II, 29). Allein es muß bei all Diesem³⁾ merkwürdig durch die Finger ge-

fragliches
Opferverbot.

1) Wie auch Zosimus II, 40 annimmt. — Vgl. Suidas s. v. Sopater.

2) Ein Gesetz des Constantius vom J. 341, Cod. Theodos. XVI, 10, beruft sich sehr unbestimmt auf ein allgemeines Opferverbot seines Vaters.

3) Wie bei dem frühern sehr vagen Verbot welches Euseb. l. c. II, 45 erwähnt wird.

9. Abschnitt. sehen worden sein. Auch wenn das Decret für Spello unecht wäre, so blieben noch Indicien genug übrig. Gerade die Haupturkunde für den massenhaften Fortbestand der Opfer und Mysterien, die Schrift des christlichen Firmicus, stammt aus den nächsten Jahren nach Constantin's Tode, dessen Söhne mit den heftigsten Worten erst zu Dem aufgefordert werden, was der Vater schon gethan haben soll: „Haut sie „zusammen, mit dem Beil zusammen, diese Tempelzierden! „Zur Schmelze, zur Münze mit diesen Göttern! Alle Weihgeschenke sind Cuer, nehmt und braucht sie!“¹⁾

Zerstörung von
Tempeln.

Es sind indeß allerdings schon unter Constantin Tempel aufgehoben und zerstört und Götterbilder eingeschmolzen worden.²⁾ Ein Heiligthum wie das der himmlischen Göttinn zu Aphaca im Libanon (S. 185) verdiente nichts besseres, als daß Soldaten hingeschickt wurden, die Alles dem Boden eben machten; der Ort war in der That „nicht werth, daß ihn die Sonne beschien.“ Schon bedenklicher war die Schleifung des berühmten Asklepiostempels zu Aegae in Cilicien, wo bis damals eine Menge Menschen sich um der Kurträume willen einfanden. Wahrscheinlich hatte der Gott (der „Seelenirrer,“ wie ihn Euseb nennt) sich auch auf politische Fragen eingelassen.³⁾ In Heliopolis, wo ein kaum minder unzüchtiger Cultus vorkam als in Aphaca, blieb es beim bloßen Verbot und bei der gewaltsamen Stiftung eines Bisthums, dem dann erst durch Geld eine Gemeinde geworden wurde.⁴⁾ Anderwärts kam es vor, daß bekehrte Bevölkerungen aus eigenem Antrieb die Heidentempel des Ortes niederrißen und dafür die offizielle kaiserliche Billigung ernteten; Majuma, die Hafenstadt von Gaza, erhielt den Namen

1) Firmicus de errore etc. pag. 39. — Seine Aufforderung, dem Heidenthum überhaupt ein gewaltsames Ende zu machen, pag. 28.

2) Euseb. vita C. III, 54—58. De laudibus Const. 8.

3) Und etwa beim Aufstand des Galeerus (S. 377) eine Rolle gespielt?

4) Ueber die vergebliche Ausrottung der Ahrpriester vgl. S. 199.

Constantia, ein anderer phöniciſcher Ort den Namen Con-^{9. Abſchnitt.}stantina, wahrſcheinlich um eines ſolchen Verdienſtes willen.)

Außerdem hat Conſtantin aus Raubſucht oder Geldnoth ^{Plünderungen.} wie es ſcheint viele Tempel plündern laſſen. Zwar verhehlt Euseb hier wieder den Grund und die wahre Ausdehnung dieſer Spoliationen, allein er verräth ſich wieder Willen. Es iſt nämlich bei ihm zunächſt gar nicht von Marmorſtaturen die Rede, ſondern von lauter ſolchen Bildern, deren Inneres aus einem beſondern Stoffe beſtand, — Euseb meint: aus Schädeln, Todtenbeinen, alten Luupen, Heu, Stroh u. dgl., es handelt ſich aber offenbar nur um den hölzernen u. Kern oder das hohle innere Geſtell von ſogenannten Chryſelephantinſtaturen, d. h. Bildern von Gold und Elfenbein, dergleichen der olympiſche Zeus eines war. In der Lobrede auf Conſtantin (Cap. 8) wird dieß dann in vollem Umfang zugeſtanden: „die koſtbaren Theile wurden „eingefchmolzen und der formloſe Reſt den Heiden gelassen, „zum ewigen Angedenken ihrer Schmach.“¹⁾ Welche und wie viele Werke (vielleicht der beſten griechiſchen Kunſt!) dieſes von der Koſtbarkeit des Stoffes unzertrennliche Schickſal traf, erfährt man nicht näher. Uebrigens nahm Conſtantin für die Ausſchmückung ſeiner neuen Hauptſtadt allerdings auch mit Götterbildern ohne Materialwerth vorlieb, wie wir ſehen werden; von den ehernen z. B. heißt es a. a. D.: „man führte ſie wie Gefangene fort, dieſe Götter abgelebter „Fabeln, an Stricken wurden ſie fortgeſchleppt!“ Die Wegnahme war vertrauten Commiſſären übertragen, welche unmittelbar vom Hofe kamen; Widerſtand fanden ſie nirgends; die Prieſter mußten ihnen die geheimſten Gewölbe öffnen. Es iſt aber auch denkbar und wahrſcheinlich, daß Conſtantin dergleichen nur in durchaus zuverlässigen, überwiegend chriſtlichen Städten der nähern Umgebung ſeiner

¹⁾ Sozomenus II, 5. Euseb. vita C. IV, 37—39.

²⁾ Wie Amobius die Götterbilder durch Analyſe ihres Innern lächerlich zu machen ſucht, adv. gentes VI, p. 201.

9. Abschnitt. Residenz wagte. Er hätte wohl die Gold- und Silberstatuen gerne unangegriffen gelassen, allein sie lagen ihm zu bequem und die Versuchung war zu stark gegenüber dem dringenden Geldbedürfnis, das bei Herrschern dieser Art jeder andern Rücksicht vorangeht. In dieselbe Kategorie gehört ohne Zweifel das Ausheben von Thüren und von Gebälken,¹⁾ die bei mehreren Tempeln vorgekommen sein soll; diese Theile waren nämlich oft von massivem Erz und lohnten wohl die Mühe des Einschmelzens. Wenn damit der Anfang der Zerstörung gemacht und das Innere durch theilweisen Einsturz und Unbill der Witterung geschändet war, so konnte man es schwerlich mehr verhindern, daß die Anwohner sich auch an Säulen und andere Bautheile wagten, wäre es auch nur zum Behuf des Kalkbrennens gewesen. Daß dies seit dem Jahr 333 wenigstens an heidnischen Grabmonumenten geschah, ist officiell²⁾ bestätigt. Schon früher war die Reparatur verfallener oder unvollendeter Tempel durch ein Gesetz³⁾ stille gestellt worden. Wie es mit den Tempelgütern ging, ist nicht näher bekannt; in einzelnen Fällen wurden sie sicher eingezogen, doch erst unter Constantin's Nachfolgern in Masse und planmäßig. Von einem Gesetz, welches die allgemeine Zerstörung der Tempel verfügt hätte, wie die Chronik des Hieronymus zum Jahr 335 erzählt, kann bei Constantin selber keine Rede sein. Was er that und geschehen ließ, geschah gelegentlich, aus frivoler Raubsucht und unter schwankender geistlicher Einwirkung, deshalb auch so ungleich. Ein consequentes System wird man bei einem hierin mit Willen inconsequenten Menschen vergebens nachweisen wollen.

Das Urtheil über sein christliches Bekenntniß und seine Laufe auf dem Sterbebette wird vollends Jeder nach eigenem Maßstab beurtheilen müssen.

¹⁾ Euseb. vita C. III, 54.

²⁾ Durch ein Gesetz des Constant. Cod. Theodos. IX, 17.

³⁾ Vom J. 326. Cod. Theodos. XV, 1.

Die großen äußern Veränderungen, welche die Stellung und daher auch die Verfassung der christlichen Kirche durch Constantin erfuhr, sind bekannt genug und können hier nur in Kürze wiederholt werden. Die Geistlichen (clerici) wurden gleich zur Zeit der ersten Toleranzedicte thatsächlich als Stand, als Corporation anerkannt, was von unermesslicher Wichtigkeit für die ganze Entwicklung der Kirche sein mußte. Sie hatten sich selber wohl schon längst zu dieser Bestimmung vorbereitet, indem sie einerseits sich von den Laien isolirten, andererseits durch Gemeinsamkeit vieler Amtsgeschäfte, namentlich durch das Synodenwesen den Charakter einer Körperschaft erwarben. Doch der einstweilen bloß tolerant gewordene Staat hätte darauf nicht so vollständig einzugehen nöthig gehabt? Er konnte, so scheint es, den Clerus als Stand ignoriren und sich direkt an die Gemeinden wenden? — Allein Constantin fand den Clerus schon so eigenthümlich zur Macht organisirt und durch die Verfolgung so sehr gehoben vor, daß er entweder durch diese Corporation und ihren hohen Credit herrschen oder sie über kurz oder lang zum Feinde haben mußte. Er gab ihr daher alle möglichen Garantien der Gunst bis zu einer Art Mitherrschaft und dafür waren die Geistlichen die ergebensten Verbreiter seiner Macht und ignorirten es völlig, daß er noch mit einem Fuße im Heidenthum stand, ja daß seine Hände über und über mit Blut besetzt waren.

9. Abschnitt.
Die Kirche als Corporation.

Er übernahm mit diesem Verhältniß auch dessen bedenkliche Schattenseiten. Aus der Verfolgung war neben den edlern sittlichen Folgen auch ein böser Geist des Habens aufgefliegen; die Partei der schwärmerischen Dingen wurde zur fanatischen Opposition nicht bloß gegen diejenigen, welche in der Verfolgung verläugnet oder die heiligen Schriften ausgeliefert hatten, sondern auch gegen die durch erlaubte Mittel christlicher Klugheit Geretteten; darob entstand in Nordafrica die donatistische, in Aegypten die meletianische Spaltung fast noch während der Verfolgung selbst. Es

Die ersten kirchlichen Streitigkeiten

9. Abschnitt. waren die ersten Anlässe für den bloß toleranten Kaiser, in positiv kirchlichen Streitigkeiten zu interveniren, denn von Neutralität konnte, nachdem er sich einmal mit der Kirche eingelassen, natürlich keine Rede mehr sein. Constantin's⁸ Verhältnis dazu. zeigte hier wie später bei der viel umfassendern arianischen Spaltung in der Regel großen Takt (s. unten); er erklärte sich zwar für die eine Partei, gestattete derselben aber keinelei strafende Machtübung gegen die andere. Die Einheit der Kirche war ihm ohne Zweifel wünschbar, weil sie als Parallele zur Einheit der Macht erschien; allein er wußte sich auch auf eine habende und getrennte Kirche gar wohl einzurichten und war weit entfernt die Kaisermacht selber zu compromittiren durch Hartnäckigkeit und Strenge für oder wider Dinge und Menschen, die ihm keinen Janatismus einzulösen im Stande waren. Das Verhalten der Christen gegen Verfolgungen jeder Art hatte er gründlich beobachtet; gerade die beiden eben genannten Spaltungen wären durch nichts so unfehlbar gesteigert worden als durch neues Martyrthum. Freilich mußte er ahnen, daß nicht alle seine Nachfolger sich hierin so unabhängig halten würden; bließe sie einmal Christen, so war vorauszusehen, daß sie auch persönlich dem Eifer für oder gegen streitige Lebensformen der Kirche anheimfallen mußten. Doch zeigte die Folge, daß die Kaisermacht anderweitig stark genug gegründet war, um hier selbst durch die extremsten Versuche (wie z. B. der Bilderstreit des achten Jahrhunderts) sich nicht aus den Fugen heben zu lassen.

Rechte und
Dotation des
Clerus.

313 und 319.

Die Geistlichen als Corporation oder Stand erhielten zunächst von Constantin die Befreiung von allen öffentlichen Verpflichtungen (munera),¹⁾ welche theils in lästigen Aemtern, theils in Abgaben bestanden oder in dem verrufenen Decurionat Beides vereinigten. (Dem sofortigen Zudrang der befreiungslustigen Reichen zum geistlichen Stande mußte

¹⁾ Cod. Theodos. XVI. 2.

schon im nächsten Jahre durch ein ganz rohes allgemeines 9. Abschnitt.
 Verbot begegnet werden, welches dann wahrscheinlich nicht
 selten umgangen wurde.) Das zweite bedeutende Zeichen
 corporativer Anerkennung erhielt die Kirche durch die Er-
 laubniß Erbschaften anzunehmen,¹⁾ welche ihr denn auch
 nicht fehlten. Später, wahrscheinlich nach dem Siege über
 Licinius²⁾ wurde der Kirche geradezu eine bedeutende Staats-
 befoldung vorzüglich in Landstücken und Kornrenten ausge-
 worfen. War ihr auf diese Weise eine reichliche Existenz
 und die Gründung eines großen Besitzes gesichert, so gab
 der Staat auch noch ein Stück seiner Macht in den Kauf;
 die Christen hatten bisher ihre Streitigkeiten, ehe sie vor
 den weltlichen, heidnischen Richter gingen, gerne durch die
 Bischöfe, als eine Art Friedensrichter, schlichten lassen, von
 deren Spruch sie noch immer appelliren durften; dieses
 Appellationsrecht hob Constantin auf und machte die Ent-
 scheidung der Bischöfe wenn man sich einmal an diese gewandt,
 obligatorisch. Dadurch war jede Concurrrenz des weltlichen
 Richters mit dem geistlichen abgeschnitten und einschließlich
 auch die Gelegenheit zu einem Streit zwischen beiden, wel-
 cher jetzt gleich gefährlich gewesen wäre, mochte der weltliche
 Richter noch Heide oder schon Christ sein. Diese Erwägung
 allein erklärt das so außerordentliche, jedem kräftigen Staats-
 wesen scheinbar so gefährliche Zugeständniß. Constantin hat
 hier, wie in der Behandlung des Kirchlichen überhaupt, nicht
 etwas Neues aus eigener Wahl eingeführt, sondern das auch
 ohne ihn Vorhandene constatirt und geregelt. Es ist leicht,
 vom Standpunkt moderner Theorien aus ihn zu tabeln, daß
 er die Kirche und den Staat nicht schärfer getrennt hielt,³⁾

Drohende Ver-
 schmelzung von
 Kirche und
 Staat.

1) Cod. Theodos. XVI, 2.

2) Wie man aus Sozom. I, 8. schließen möchte. Vgl. Euseb. vita
 C. IV, 28. — Hist. eccl. X, 6 glebt die provisorische Notation
 afrkanischer Kirchen.

3) Recorder braucht die treffenden Ausdrücke: Christianisirung des Staa-
 tes und Politisirung der Kirche.

9. Abschnitt. allein was sollte er machen, wenn durch einen allgewaltigen Drang der Zeit die Kirche ihm unter den Händen zum Staat und der Staat zur Kirche wurde? Wenn jeder christliche Beamte in seinem Geschäftskreise, jeder Richter auf seinem Tribunal durch Vermischung religiöser und bürgerlicher Gesichtspunkte an seiner Pflicht irre werden konnte? Wenn die Intercession eines Bischofs oder eines für heilig geachteten Einsiedlers ¹⁾ für oder gegen irgend einen Menschen, irgend ein Verhältniß Alles in Confusion zu bringen vermochte? Die Theokratie, welche sich hier entwickelte, war nicht das Werk des einzelnen kirchenschützenden Kaisers und eben so wenig die bewusste Gründung einzelner besonders schlauer Bischöfe, sondern das große, nothwendige Resultat eines weltgeschichtlichen Processes. Der Contrast zwischen der Größe der Idee und den menschlichen Schwächen, die der Einzelercheinung ankleben, ist allerdings oft störend und widrig genug, hebt aber die historische Nothwendigkeit nicht auf.

Gölibat. Merkwürdig ist die rasche theoretische Steigerung der Ansprüche, welche der einmal über die Gesellschaft emporgehobene Clerus an sich und andere stellte. Bereits war vom Gölibat die Rede; der Staat mußte die früher auf den ehelosen Stand gesetzten Bußen aufheben;²⁾ und wenn nicht auf dem Concil von Nicäa gerade ein Ascet, Bekenner und Dämonenbanner ohne Gleichen, der alte blinde Paphnutius,³⁾ sich dagegen erhoben hätte, so wäre vielleicht schon damals ein für alle Geistlichen bindender Beschluß durchgegangen. Die Ordination oder Weihe erhielt immer mehr einen mystischen Werth und wurde im Verhältniß zu Menschen und Dingen sogar magisch, als Mittheilung übernatürlicher

¹⁾ Ein Beispiel der letztern Art bei Socrates I, 13.

²⁾ Gesetz vom J. 320, Cod. Theodos. VIII. 16. Vgl. Euseb. vita C. IV, 26.

³⁾ Socrates, Hist. eccl. I, 11. Sozom, I, 10 Athanas. vita Anton. col. 468.

Kräfte aufgefaßt. Im Innern der Priesterkaste selber wur- 9. Abschnitt.
den die alten Unterschiede schärfer aufgefaßt und neue ge- Hierarchie und
schaffen; der Presbyter schied sich vom Diacon, der Bischof Weibe.
vom Presbyter; unter den Bischöfen selbst gab es je nach
dem Rang ihrer Städte auch sehr verschiedene Stufen des
Einflusses, der sich dann hauptsächlich in den fünf (spätern)
Patriarchensitzen Rom, Alerandrien, Antiochien, Constanti-
nopel und Jerusalem concentrirte. Um das bischöfliche Amt
als solches in einem höhern Werthe zu erhalten, schaffte man
nicht lange nach Constantin den untersten Grad, die soge-
nannten Landbischöfe (*χωρηπισκοποι*), d. h. die Bischöfe
der Flecken ohne Stadtrang, völlig ab. Je nach der Wich-
tigkeit eines Ortes, dem Ehrgeiz der Betreffenden und der
etwa schon vorhandenen Parteilung war die Bischofswahl
bisweilen eine Sache des heftigsten Kampfes, der in einzel-
nen Fällen die ganze Kirche erschütterte. Was sich vordrängte
und durchsetzte, war selten das Beste; rhetorische und poli-
tische, namentlich finanzielle Talente, ja der persönlichste Ein-
fluß trugen fortan gar zu oft über den wahrhaft Berufenen
den Sieg davon. — Nach unten hin erweiterte sich die
Hierarchie nicht bloß wie bisher durch die Klassen der Thür-
hüter und Akoluthen, sondern durch eine große handfeste
Dienerschaar, die sogenannten Parabolanen oder Fossores,
d. h. Krankenwärter und Todtengräber, deren in Constan-
tinopel allein bei tausend, in Alerandrien etwa die Hälfte
waren.

Dieser mächtigen und reichen Kirche fehlte es bald auch
nicht mehr an der glänzendsten äußern Repräsentation; der
Kultus wurde verherrlicht durch die prächtigsten Kirchenbau-
ten und durch ein imposantes Ritual; das Leben der höhern
Geistlichen wurde (wenigstens in den großen Städten) ein
fürstliches. Doch traten diese sehr natürlichen Consequenzen
erst unter den Söhnen Constantin's und später deutlich zu
Tage. Vorzüglich in einer Hinsicht konnte man inne wer-
den, welcher Mittel der Macht der Staat sich entäußert

9. Abschnitt. hatte; die ganze, unermessliche Beneficenz mit ihrem Einfluß auf die Massen lag, zum Theil durch seine Schenkung, in den Händen der Geistlichen, welche an vielen Orten Armenhäuser, Gasthäuser, Pfrundhäuser, Waisenhäuser, Spitäler u. a. gemeinnützige Anstalten gründeten, während der Staat mit dem Einzelnen nur noch durch Soldaten und gewalthätige Steuereinnehmer in Verührung kam.

Wer wollte es diesem Clerus auf die Länge wehren, wenn er sich nach Befehung der heidnischen Majorität als Staats-Regierung constituirte? Welche Mittel behielt der Herrscher überhaupt noch übrig, um der Herr, wenigstens nicht der Diener oder gar der Pensionirte seiner Priester zu bleiben? Bereits hatten in der Apostelkirche zu Constanti-nopel der Kaiser und die dortigen Bischöfe zugleich ihr Be-gräbniß, „sintemal das Priesterthum an Ehren der Herr-schaft gleich ist und ihr an heiliger Stätte sogar voran-„geht.“¹⁾

Macht des
Staates im
Verhältniß zur
Kirche.

Bei näherer Betrachtung findet man, daß doch für den Kaiser und seine Macht auf alle Weise gesorgt war. Zum ersten erscheint es als ein Glück für den Imperator, daß das alte Testament, so oft es auch die Könige und die Hohenpriester von Israel im Zwiespalt schildert, doch keine theokratische Revolution gegen das Königtum als solches meldet, sondern die Abschaffung des letztern Gott und dem König von Babylon anheimstellt. An das alttestamentliche Staatswesen nämlich wurde jeden Augenblick appellirt als an das einzige nicht heidnische Präcedens; man übersah ganz wie zur Zeit der englischen Puritaner, daß dasselbe einem vergangenen, besondern Volksthum entsprochen hatte; das neue Testament aber, an welches man sich gewiß lieber gewandt hätte, läßt sich bekanntlich weder auf Staatsformen noch auf Rationalitäten ein, weil seine Bestimmung eine univervelle ist.

¹⁾ Sozomenus II. 34. Vgl. Socrates I. 40.

So lange nun der Kaiser sich als rechtgläubig geben konnte, war ihm nichts anzuhaben; was er sonst als Mensch und Regent war, kam weiter nicht in Betracht. Auf die Stellung Constantin's selber, dem unmäßig geschmeichelt wurde, darf sich die Geschichte weiter nicht berufen, es blieb aber auch zu Gunsten späterer Kaiser eine Theorie des göttlichen Rechtes übrig, welche der Vergötterung heidnischer Imperatoren nichts nachgab und sie an Aufrichtigkeit bei Weitem übertraf. „Wenn der Kaiser den Namen Augustus empfangen hat, (heißt es gegen das Ende des vierten Jahrhunderts¹⁾) so ist man ihm wie einem gegenwärtigen und leibhaftigen Gott Treue und Gehorsam und rastlosen Dienst schuldig. Denn im Frieden und Krieg ist es ein Dienst Gottes, wenn man Dem treu anhängt, der auf Gottes Anordnung herrscht.“

Aber auch materiell war das Kaiserthum mit seiner barbarisirten und in religiösen Dingen neutralen Kriegsmacht und seinem Verwaltungssystem gar zu stark etabliert, als daß es der reinen Priesterregierung zu weichen gebraucht hätte.

Und endlich war Constantin besonnen oder glücklich genug gewesen, sich selber zum Haupt und Centrum der Kirche zu machen und seinen Nachfolgern außer dem übrigen Erbe der Macht auch diese Position wohlbefestigt zu hinterlassen.

Wir kennen bereits seinen Anspruch, sich als „gemeinsamer Bischof“ zu geben. Dies war keine bloße Redensart; die Kirche hatte wirklich keinen andern Mittelpunkt. Zunächst zeigte sich dies bei den Bischofswahlen, auf welche in allen wichtigern Fällen der Hof einen maßgebenden Einfluß ausüben konnte, indem die Bischöfe der betreffenden Provinz, welche sich versammelten und der verwaisteten Gemeinde einen neuen Hirten vorschlugen, auf kaiserliche Wünsche Rücksicht nahmen, weil sie selber durch kaiser-

¹⁾ Veget. de re milit. II, 5. bei Anlaß des Kriegescribes.

9. Abschnitt. liche Gunst noch höher zu steigen hoffen konnten. Um ihre Stellung ganz auszunützen, hätte diese Kirche vor Allem einer höhern Denkweise bedurft. Ferner war bei den großen Reichssynoden der Kaiser schon im Vortheil, insofern er Zeit und Ort festsetzte, noch mehr aber, insofern gar Manche nur seinen Willen zu errathen suchten um demgemäß zu stimmen. War er nicht selbst anwesend, so schickte er seine Commissäre mit großen Vollmachten hin, und schließlich behielt er sich seine Genehmigung vor, ohne welche kein Concilsbeschluss gültig war, mit welcher er dagegen zum Reichsgesetz erhoben wurde. Und am Ende waren die Synoden mit ihrer Gleichheit des Stimmrechtes ein treffliches Mittel, der Uebermacht der vornehmern Bischofsstühle entgegen zu arbeiten, sobald dieselbe dem Hofe irgend bedenklich erschien.

Die Reichssynoden.

Die Idee eines Concils, wie sie sich schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ausgebildet hatte, war eine erhabene: daß auf einer Versammlung der Vorsteher christlicher Gemeinden, wenn sie sich zu wichtigen gemeinschaftlichen Beratungen andächtig vorbereitet, der Geist Gottes ruhe. Ein Gefühl dieser Art wird über jede Versammlung kommen, deren Beschäftigung die höchsten Dinge betrifft und deren Mitglieder vielleicht jedes einzeln das Leben an die Sache gewagt hat oder wagen wird. Allein die Zeit der triumphirenden und verweltlichten Kirche, deren Concilien immer häufiger und glänzender wurden, zeigt im Wesentlichen sehr rasch das Bild der traurigsten Ausartung.

325. Der erste große Anlaß war das Concil von Nicäa, dessen Hauptziel die Beseitigung der arianischen Streitigkeiten sein sollte. Es ist eines der unleidlichsten Schauspiele in der ganzen Geschichte, die kaum aus den Verfolgungen gerettete Kirche, vorzugsweise der östlichen Reichslande, vom heftigsten Kampf über das Verhältniß der Personen in der Dreieinigkeit ganz in Beschlag genommen zu sehen. Orientalischer Starrsinn und griechische Sophistik, die sich in die Bischofsstühle getheilt, martern sich und den Buchstaben der

Die Orthodoxie und ihr einseitiges Vordringen.

Schrift um irgend ein Symbol hervorzubringen, welches 9. Abschnitt.
das Unbegreifliche begreiflich und irgend eine Auffassung
desselben allgemeingültig machen soll; der Streit geht vom
Homoufios und Homoiufios („gleich und ähnlich“) aus durch
hundert Metamorphosen und mehrere hundert Jahre weiter und
zersprengt die orientalische Kirche in Setzen, deren eine als
orthodox-griechische Kirche dem byzantinischen Kaiserthum zur
Seite bleibt. Eine Menge anderer, zum Theil sehr welt-
licher Interessen hängen sich an den Kampf und verstecken
sich unter ihm, so daß er das Aussehen eines bloßen heuch-
lerischen Vorwandes gewinnt. Die Kirche höhlt sich inner-
lich aus um dieses Haders willen; sie läßt den innern Men-
schen darben vor lauter Rechtgläubigkeit und büßt, selber
entfittlicht, die höhere sittliche Wirkung auf den Einzelnen
völlig ein. Und dennoch, welche hohe weltgeschichtliche Be-
deutung hat dieses an sich so widrige Treiben! Diese Kirche
und ihre Nebensekten, erstarrt und von aller Entwicklung
abgeschnitten, sollte noch anderthalb Jahrtausende hindurch
unter dem Druck fremder Barbaren die Nationalitäten zu-
sammenhalten, ja sogar deren Stelle vertreten, denn sie
war stärker als Staat und Cultur und deshalb überlebte
sie beides; in ihr allein existirt die Quintessenz des vielleicht
nicht zukunftslosen Byzantinismus fort; die Orthodoxie ist
die Seele desselben.

Somit muß zugestanden werden, daß jene Kämpfe um
die zweite Person der Trinität ihre weitreichende historische
Berechtigung hatten. Wir wollen uns gleichwohl hüten,
das Dogmatische daran weiter zu verfolgen, vielmehr uns
auf einige Andeutungen beschränken in Betreff des Verhält-
nisses von Regierung und Clerus, wie es beim Concil von
Nicäa und in den nächstfolgenden Ereignissen zu Tage
kam.')

1) Eine genügende Uebersicht z. B. bei Ofroerer, Allg. Kirchengeschichte
Bd. II, S. 199 ff.

Constantin's Zeitalter.

9. Abschnitt.

Der Arianismus.

Als der alexandrinische Presbyter Arius mit seinen Lehren von der Unterordnung des Sohnes unter den Vater auftrat, erhob sich gegen ihn der alexandrinische Diacon Athanasius und der Bischof selbst, Namens Alexander. Dieser berief schon im Jahre 321 eine Synode der Bischöfe von Aegypten und Libyen, welche den Arius entsetzten und banneten. Damit war seiner Lehre und Stellung eine Wichtigkeit zugestanden, die sie an sich nicht gehabt hätte; das Aufsehen und die Parteinahme wuchs auf beiden Seiten unermesslich durch Predigt, Werbung und Correspondenzen. Da auch der Bischof Eusebius von Nicomedien für den wunderlichen und eiteln, aber nicht unpraktischen Arius¹⁾ Partei ergriff, so gewaun der Streit sehr bald das Ansehen eines Kampfes zwischen den Stühlen von Alexandria und Nicomedien; auch hier (oder in der Nähe) wurde nun eine Synode gehalten, und diese erklärte sich zu Gunsten des Arius. Damals neigte sich auf diese Seite auch Euseb von Cäsarea, welcher später in „Leben Constantin's“ eine Darstellung des Streites giebt, die an Unredlichkeit und absichtlicher Dürftigkeit einzig in ihrer Art ist.

323. So standen die Dinge, als Constantin in Folge des letzten Krieges gegen Licinius sich des Orients bemächtigte. Er erbte den Zwiespalt in seiner vollen Blüthe. Sein Interesse und seine Neigung mußten unbedingt dahin gehen, die Sache beizulegen, sei es durch Vermittlung oder durch Zutritt zur stärkern oder intelligentern Partei, oder durch ein kluges Balanciren beider Parteien.

Die Intriguen.

Einer der vornehmsten Bischöfe des licinischen Reiches, eben jener Euseb von Nicomedien, der schon früher bei Constantia, der Schwester des Kaisers und Gemahlin des Licinius viel vermocht hatte, zog ihn zunächst halb und halb auf die arlanische Seite. Aber ein Hoftheologe des West-

¹⁾ Um dem Volk seine Lehre beizubringen, dichtete Arius Schiffer-Rüller- und Marsch-Lieder zu sangbaren Weisen. Philostorg. II, 2.

reiches, Bischof Hosius von Corduba, der seinen ältern Ein-
fluß bei Constantin selber gefährdet sah, verständigte sich
mit dem Bischof von Alexandrien und wirrte die Dinge so
durcheinander, daß der Kaiser nur in der Berufung eines
allgemeinen Concils das Heil erkannte; ohnedieß mußte ihm
der Anlaß willkommenen sein, die Geistlichkeit seines
neuen Reiches persönlich kennen zu lernen und ihr
persönlich zu imponiren, dem gefährlichen Anwesen selbständi-
ger Provincialsynoden aber ein zweckmäßiges Ende zu machen.
Von den 318 Bischöfen, die sich zu Nicäa einfanden, waren June 325.
kaum ein halbes Duzend Occidentalen; der Bischof Sylvester
von Rom erschien nicht einmal in Person, sondern sandte zwei
Presbyter, gemäß dem richtigen Takte, welcher auch seine
Nachfolger von dem Besuche der orientalischen Synoden ab-
hielt. Uebrigens waren auch aus den vielleicht tausend orien-
talischen Bischöfen nur diejenigen durch kaiserliche Cabinets-
schreiben ¹⁾ eingeladen worden, welche man zu bestimmen
oder zu überstimmen hoffen durfte.

Als nun der „aus bunten Blumen gewundene große Concil von
Priesterkranz“, das „Abbild des Apostelreigens“, die „Wie-
derholung des ersten Pfingstfestes“ beisammen war, als sich
außer den Bischöfen auch ein zahlreiches priesterliches Geleit
und eine Menge „der Dialektik erfahrene Laien“ in Nicäa
eingefunden, eröffnete Constantin in Person die Synode.
Er startete von Purpur, Gold und Edelsteinen und Guseb
vergleicht ihn in diesem Aufzug mit einem Engel des Herrn
vom Himmel. Aber es blieb nicht bei diesem persönlich
imposanten Auftreten. Im Verlaufe der Verhandlungen zeigte
es sich, daß Hosius den Kaiser gegen die Arianer gestimmt
hatte und daß er und seine Partei die große Masse der
Unentschiedenen auf alle Weise, namentlich durch Hinweisung
auf kaiserliche Gunst in diesem Sinne mit Erfolg bearbei-
tete. Weber die Neben des Arius, noch die Gegenreden des

¹⁾ Euseb. vita Const. III, 6. s.

9. Abschnitt. Athanasius zu Ehren der Ewigkeit des Sohnes waren es also, was den Ausgang entschied. Die Debatte wurde zuletzt durch ein kaiserliches Nachtgebot beendet, indem Constantinus auf dem fraglichen Ausdruck *Homousios* gegen den Willen der Majorität bestand, worauf diese Majorität sich gebulbig fügte. Nur zwei Bischöfe verweigerten ihre Unterschrift und verdienen deshalb genannt zu werden, selbst wenn sie aus unreligiösem Starrsinn so gehandelt haben sollten: Theonas von Marmarica und Secundus von Ptolemais. Ihr Lohn war Absetzung und Verbannung. Euseb von Nicomedien unterschrieb, da ihm aber der Sturz geschworen war, verlangte man von ihm und den andern noch die Unterschrift eines Zusatzartikels, wodurch er seine eigene frühere Ansicht verfluchen sollte; auf seine Weigerung hin wurde auch er nach Gallien verbannt, ebenso Theognis, Bischof von Nicäa. Arius selber wurde nach Illyrien verwiesen.

Constantinus
Wille ent-
scheidet.

Constantin aber hatte seinen orientalischen Clerus nun kennen und größtentheils verachten gelernt. Wie hatten sich diese Männer, welche das Reich aus den Angeln heben konnten, vor ihm gebeugt! Viele ¹⁾ hatten einander durch geheime Anklageschriften bei ihm verzeigt; er ließ diese Libelle verbrennen und vermahnte sie zur Eintracht! — Vor der Abreise war noch großes Festmahl bei Hofe: „ein Kreis von „Leibwachen hütete mit blanken Schwertern die Pforte des „Ballastes; aber die Männer Gottes schritten furchtlos miten hindurch und gelangten bis in die innern Gemächer.“²⁾ Der Kaiser gab ihnen noch Geschenke und Friedensermahnungen mit auf den Weg. An die Gemeinde von Alexandrien ließ er schreiben: „Was dreihundert Bischöfen gefallen hat, ist „nichts anderes als der Wille Gottes.“

Weiterer Ver-
lauf.

Allein nun fing der Streit erst recht an. Constantin, der zu der theologischen Seite der Frage gar kein innerliches

¹⁾ Soerates I, 8.

²⁾ Euseb. l. c. III, 15.

Verhältniß hatte, fand drei Jahre später, vorgeblich auf ^{328.} 9. Abschnitt. Anregung eines von der sterbenden Constantia empfohlenen arianischen Presbyters, eine neue Wendung für passend, vielleicht sogar für gerecht. Arius und alle übrigen Abgesetzten wurden aus der Verbannung zurückgerufen; Eosius wurde gestürzt oder verschwand wenigstens für sehr lange Zeit aus den Geschäften; das Bisthum Antiochien wurde so zu sagen im Sturm genommen und mit einem Arianer besetzt, wobei sich die abscheulichsten Händel ereigneten, und die ohnedieß gefährliche Bevölkerung der Stadt tief aufgerührt wurde. Guseb von Nicomebien, der bei diesen Vorkommnissen die erste Rolle spielte, versuchte sich nun auch an dem verhassten Stuhl von Alexandrien. Allein er fand denselben nunmehr von einem gewaltigen Gegner, von Athanasius besetzt. Dieses ist der erste ganz consequent durchgebildete von jenen Hierarchencharakteren der mittelalterlichen Kirche; von Kindheit ^{Athanasius.} 1) auf durchbrungen von der Würde des priesterlichen Amtes, voll von großen Ideen und Zwecken, wie z. B. die Befehrung von Abyssinien, ohne Menschenfurcht oder irgend eine Rücksicht auf Verhältnisse, die dem Princip in den Weg treten könnten, bereit zu jedem Opfer sobald es die Sache gilt, zugleich aber hart gegen Andere wie gegen sich, ohne Zähigkeit, ihren Standpunkt anzuerkennen und in den Mitteln nicht immer bedenklich. Es ist gar nicht zu verkennen, daß das Schicksal der Orthodoxie die nächstfolgende Zeit über — so weit wir urtheilen können — an seiner Person hing. Constantin verlangt von ihm die Rehabilitation des Arius; er weigert sich und man läßt ihn gewähren. Darauf bringen die Gegner alberne politische Verläumdungen vor, weil Constantin nicht religiös zu erbittern war; Athanasius eilt an den Hof und gewinnt den Kaiser persönlich für sich. Endlich glauben die Gegner

1) Wie er als Knabe mit seinen Genossen das Priesterwesen nachmacht und den Bischof versteht, erzählen Socrates I, 15. Sozom. II, 17.

9. Abschnitt. das rechte Mittel gefunden zu haben; sie verklagen den Bischof bei Constantin, als intolerant, als Verfolger der meletianischen Sekte, welche zu Nicäa sich den Kirchenfrieden erworben hatte. Athanasius war hier wirklich nicht ganz schuldlos, allein man hatte die Meletianer absichtlich gegen ihn aufgehetzt. Der Kaiser bestimmt zur Untersuchung eine Synode, welche zu Cäsarea in Palästina sich versam-
334. meln sollte; Athanasius aber erklärt: vor einer Behörde, die nur aus seinen Todfeinden bestehe, werde er sich nicht stellen. Und noch einmal giebt Constantin nach! Doch überwogen zuletzt die unaufhörlichen Auflagen und so kam es
335. im folgenden Jahre wirklich zu einer Synode, und zwar in Tyrus, von wo die versammelten Väter dann sofort nach Jerusalem ziehen sollten, um der Einweihung der Kirche des heiligen Grabes beizuwohnen. Das Präsidium führte ein vornehmer Hofbeamter Dionysius. Die schwersten Anklagen (S. 276) machte Athanasius hier glänzend zu nichte, wegen der geringern ging eine parteiische Untersuchungscommission nach Alexandrien, auf deren Aussagen hin endlich eine Verurtheilung erfolgte; die Arianer triumphirten hier wie in Nicäa die Orthodoxen. Aber fast im gleichen Augenblick war Athanasius schon wieder am Hofe; „als ich ge-
„rade (schrieb der Kaiser) in Constantinopel einritt, begeg-
„nete er mir plötzlich mit den Seinigen; Gott ist mein
„Zeuge, daß ich ihn nicht einmal sogleich erkannte, anfangs
„auch gar nichts von ihm wissen wollte“ u. Die Folge dieses Zusammentreffens war, daß Constantin die Väter von Tyrus zu schleuniger Rechtfertigung ihres Betragens und ihrer Beschlüsse nach der Hauptstadt citirte. Da wagten sie den ersten Ungehorsam; statt aller erschienen nur die sechs Häupter der Partei und nun gab Constantin, obwohl nicht unbedingt, nach, und verbannte den Athanasius nach Exter, verfügte aber, daß der Stuhl von Alexandrien nicht besetzt werden dürfe, offenbar in der Absicht, den Athanasius

zu gelegener Zeit wieder einzusetzen.) Es ist nicht leicht D. Abschnitt. zu entscheiden, ob Constantin etwa vor dem Trog der Bischöfe erschrak, oder was sonst seinen Entschluß leitete; die Kläger sagten ihm, Athanasius habe gedroht, die Abfahrt der ägyptischen Kornflotte hindern zu wollen, allein dieß glaubte ihnen der Kaiser wahrscheinlich nicht, selbst wenn er sich gläubig stellte. Darauf beschied er den Arius nach Constantinopel, wie es schien in der huldreichsten Absicht. Aber nach einem Besuch im kaiserlichen Ballaste wurde Arius ^{336.} auf der Straße plötzlich unwohl und verschied gleich darauf in einer nahen öffentlichen Latrine, welche noch nach hundert Jahren als Merkwürdigkeit gezeigt wurde. Ob er Gift bekommen hatte und von wem, bleibt zweifelhaft; Constantin hatte kein Interesse dabei.)

Sein ganzes Streben war offenbar dahin gerichtet, die kirchlichen Parteien in der Schwebe zu halten und keiner sich bleibend hinzugeben. Er ließ sie daher abwechselnd siegen und sorgte nur immer durch kräftige Eingriffe dafür, daß man ihn und seine Macht nicht vergaß. Er sah wahrscheinlich von Anfang an, daß der Streit größtentheils um des Streitens willen geführt wurde und daß alles Versöhnen am unrichtigen Orte angebracht wäre. Hierin versahen es seine Nachfolger, weil sie selber ernstlich in den theologischen Fragen befangen waren und der von ihnen unterstützten Partei die Hände frei ließen zu Gewaltthat und Rache. Bei ihm dagegen konnte die Toleranz in religiösen Dingen als ein Grundprincip alles Denkens und Handelns gelten; sie war nur die Aeußerung seiner innern Neutralität. Constantin's
Kirchenpolitik.

1) Daß er ihn vor der Wuth der Gegner in Sicherheit bringen wollte, wie in einem Briefe Constantin's II. behauptet wird, ist gar nicht durchaus unwahrscheinlich. Socrat. II, 3.

2) Soerates I, 38 läßt den Arius durch den orthodoxeren Bischof Alexander von Constantinopel todt beten und sucht in seiner Beschreibung des Todesfalles indirekt dem Verdacht der Vergiftung zu begegnen. Sozom. II, 30.

9. Abschnitt.

Rescripto-
tanz.

Ein lebendiges Zeugniß hievon besitzen wir noch in dem bekannten Kezeredict,¹⁾ aus den letzten Jahren vor seinem Tode. Der geistliche Concipient fährt die Kezer auf das härteste an, so viele ihrer sind, Novatianer, Valentiner, Marcioniten, Kataphryger u. a.; allein es bleibt nach allen Schimpfworten dabei, daß man ihnen ihre Versammlungs-locale wegnimmt. Euseb jubelt: „sie wurden vertrieben, „ausgetrieben wurden sie wie die Thiere!“ — allein man bemerkt wohl, daß ihm dieses lange nicht genügte. Von den Novatianern wird ausdrücklich bemerkt, Constantin habe sie nur etwas erschrecken wollen; eigentliche Verfolgungen trafen wie es scheint bloß die Montanisten oder Kataphryger, welche als Fanatiker gefährlich werden konnten, und auch diese blieben wenigstens in Phrygien, dem Heimatland der Sekte, unangefochten. Es kommen allerdings in Constan-tin's Maßregeln einzelne wunderliche Inconsequenzen vor; nach der Verdammung des Arius ergeht z. B. ein Befehl²⁾ an alle Kirchen, dessen Schriften zu verbrennen, mit den Schlussworten: „Wer ein Buch verhehlt, wird getödtet. Gott erhalte Euch“ — allein den Arius selber ließ man ruhig in der Verbannung leben und zog ihn nachher wieder zu Ehren.

Blick auf die
späteren Regie-
rungen.

Nach Constantin's Tode verfallen gleich seine Söhne ganz persönlich den kirchlichen Parteien; sie waren dazu erzogen und die Schändlichkeit ihres Charakters hinderte sie nicht daran. Sokrates (II, 2) erzählt z. B. wie Constantius für den Arianismus gewonnen wurde; ein ungenannt gebliebener Presbyter, welcher ihm das Testament seines Vaters überbracht haben soll und sich bei diesem Anlaß am

¹⁾ Euseb. l. c. III, 63—66. Sozom, II, 32. — Ein Befehl vom J. 326, Cod. Theodos. XVI, 5 nimmt zwar die Kezer von allen Befreiungen aus, welche den Rechtgläubigen gelten, und droht jenen mit bürgerlichen Lasten aller Art, aber ganz ins Unbestimmte hinein.

²⁾ Sokrates I, 8.

Hofe festsetzte, brachte zuerst den Großkammerherrn Eusebius, 9. Abschnitt. einen Eunuchen, auf die arianische Seite, dann auch die übrigen Eunuchen; diese und der Presbyter gewannen dann auch die Kaiserin; endlich entschied sich Constantius selbst. Darauf parteite sich die ganze Hofdienerschaft, die militärische Suite und die Stadt Constantinopel. Im Pallast disputirten Eunuchen und Weiber, während in der Stadt jedes Haus der Schauplatz eines „dialektischen Krieges“ wurde, und dieses Wesen verbreitete sich über den ganzen Orient, während Constantin II. und nachher Constans im Westen athanasianisch gesinnt waren. Im Verlauf der Dinge kommt es bald zu den scheußlichsten Verfolgungen, Verbannungen, Ermordungen; alle Martern und Henkerskünste der maxminischen Zeit kehren stellenweise wieder; ¹⁾ Abendmahl und Taufe sogar werden der Gegenstand polizeilichen Zwanges und die Befegung der Bisthümer fällt dem heftigsten Factionswesen anheim.

Diese weitem Krisen gehören nicht mehr zu unserer Aufgabe. Neben dieser von heillosem Starrsinn und Ehrgeiz, von der absurdesten Dialektik zerrissenen Kirche erwuchs damals der Knabe Julian, kaum gerettet aus dem allgemeinen Mord, den Constantius über die eigene Familie verhängt hatte. Ihn und seinen Bruder Gallus erzog man auf der Villa Maecellum im entlegenen Cappadocien zu Geistlichen; ihre Erholung bestand darin, dem heiligen Märtyrer Mamas eine Kapelle zu bauen. Unter diesen Eindrücken bildete sich der künftige heidnische Reactionär aus.

Man darf aber nicht vergessen, daß es neben dieser im Das richtige Leben. Siege so rasch ausgearteten Kirche noch eine Religion gab. Die schönen sittlichen Folgen der Einführung des Christenthums entziehen sich nur allzusehr dem Blicke, während der dogmatische und hierarchische Haber ganz unverhältnißmäßig

¹⁾ Vgl. J. B. Socrates II, 26. 27. 28. 38. IV, 16. Sozom. VI, 14.

9. Abschnitt. sich vorbrängt. Die großen Männer dieser und der nächstfolgenden Jahrzehnde, Athanasius, Basilus, Gregor von Nazianz, Hieronymus, Chrysostomus tragen wohl neben ihrer Religiosität ein mehr oder weniger starkes Gepräge äußerlicher Kirchlichkeit, und erscheinen deshalb einseitiger, unangenehmer als die großen, ganzen harmonischen Menschen des Alterthums, allein ihr Lebensprincip ist ein höheres, incommensurables.

Verhältniß zum Weltleben. Vor Allem darf man die sittlichen Folgen des Christenthums bei den tiefern Naturen nicht etwa nach der Anschauung eines Euseb bemessen, welcher ohne Weiteres für den Uebertritt zum Christenthum das irdische Glück und die Herrschaft als Gotteslohn postulirt.¹⁾ Es handelte sich vielmehr um ein ganz neues Verhältniß zu den irdischen Dingen, dessen man sich bald mehr bald weniger bewußt wurde. Der große Haufe richtete sich im Christenthum sein Leben ein so genußreich als es eben ging und als die Sittenpolizei des Staates zuließ; die ernstern Menschen dagegen entsagten manchen Genüssen ganz; und in Betreff ihrer weltlichen Güter fanden sie sich theils zur Mittheilung an die Armen und an die Kirchen verpflichtet, theils zu einer gänzlichen Entsagung für ihre Person. Die beiden großen praktischen Lebensäußerungen des damaligen Christenthums sind die Beneficenz und die Askese, wenn wir eine dritte, nämlich die Mission bei heidnischen Völkern als eine fast ausschließliche Angelegenheit des Clerus, hier übergehen dürfen.

Behandlung der Sklaven. Was die Beneficenz betrifft, so konnte der Christ sie nach dem bekannten Sprichwort zunächst im eigenen Hause ausüben, gegen seine Sklaven,²⁾ theils durch milde Behandlung, theils durch Freilassung (Manumissio). Die Sklaverei an und für sich galt nicht als unrecht; selbst Klöster durften noch viel später Sklaven besitzen; doch wurde es

¹⁾ Euseb. l. c. I, 3. 4. 18. u. a. a. D.

²⁾ Vgl. Möhler, gesammelte Schriften und Aufsätze, Bd. 2.

schon frühe als ein gutes Werk betrachtet, zu manumittiren, 9. Abschnitt.
wie denn unter Diocletian der römische Stadtpräsekt Chro-
matus 1400 Sklaven frei ließ. Am Ende des vierten
Jahrhunderts kommen in dem andächtigen Kreise des heili-
gen Hieronymus noch viel massenhaftere Freilassungen vor,
allerdings bei Soldaten, welche der Welt überhaupt entsag-
ten; doch verlangte bereits gleichzeitig Chrysostomus die un-
bedingte Abschaffung der Sklaverei. Martin von Tours,
als er in seiner Jugend Soldat war, behielt zwar seinen
einzigsten Sklaven, übte sich aber in der Demuth, indem er
demselben oft die Schuhe auszog und ihn bei Tisch bediente.¹⁾
Bereits Constantin hatte durch Gesetze²⁾ das Recht der Herrn
über Leben und Tod der Sklaven aufzuheben gesucht, ob-
wohl die rechtliche Distinction zwischen dem Tod des Skla-
ven „nach“ Mißhandlungen und „in Folge“ von Mißhandlungen
dem Herrn immer eine leichte Ausflucht gewährte. Wird
doch selbst der Fall gesetzt, daß ein Sklave unter den Schlä-
gen eines natürlichen Todes „durch Schicksalsnothwendigkeit“
sterben könne! — Die Heiden blieben theoretisch bei ihrer
alten Anschauung des Sklavenwesens stehen; Themistius
will den geborenen Sklaven keine Fähigkeit zu höhern mensch-
lichen Gesinnungen zutrauen und Macrobius verhandelt ganz
ernstlich darüber, ob sie überhaupt Menschenrang hätten und
ob die Götter sich auch um sie bekümmerten.³⁾ Faktisch war
aber ihre Behandlung bei den Heiden wohl keine schlimmere.

Die Wohlthätigkeit im engeren Sinne, welche theils auf ^{Wohlthätig-}
der Ansicht von der Nichtigkeit der irdischen Güter, theils ^{keit.}
auf der Pflicht zur Linderung von Armuth und Elend be-
ruhte, hat wohl, so wie sie sich äußerte, große staatsökono-
mische Bedenken gegen sich. Bisher innerhalb der Kirche
einem besondern Amte, den Diakonen anvertraut, war sie

1) Sulpic. Sever. Vita S. Mart. I.

2) Cod. Theodos. IX, 12. — Verbot daß kein Jude einen Christen
zum Sklaven haben dürfe, bei Euseb. vita Const. IV, 27.

3) Themist. *Βασικῆς*. — Macrobi. Sat. I, 11.

9. Abschnitt. seit Jeher von vielen Unwürdigen gemißbraucht worden, allein in jenem Kriegszustande der Ecclesia pressa hat es etwas sehr Großartiges, daß man nicht näher zusah; es war das Ergebniß einer hohen, auf Alles gefassten Stimmung. Uebersieß konnten die Diaconen bei dem localen Charakter ihrer Aufgabe den Einzelnen eher prüfen und kennen lernen. Jetzt dagegen wird ohne weitere Rücksicht das Almosen massenweise in allen Gestalten vertheilt. Unsere Zeit mit ihrem Ruf nach Arbeit kann dieß nicht verstehen noch billigen, es ist aber die Frage, ob (abgesehen von einem agrarischen Gesetz) ein anderer Ausweg offen stand in einem Reiche, welches fast ausschließlich Agriculturstaat war und dabei die Vertheilung des Grundbesitzes zu einer so großen Ungleichheit hatte gedulden lassen, in einem Reiche dessen Städte großentheils mit beschloßem Proletariat angefüllt, dessen Landbevölkerungen dagegen so geschwunden waren, daß aller Orten mit Barbareneolonien nachgeholfen werden mußte? Ein colossales Almosen an die Stadtbewohner, das aber nicht als solches betrachtet wurde, war schon seit Jahrhunderten im Gebrauch, nämlich die Lebensmittelvertheilungen, zuerst beschränkt auf die Stadtrömer, welche die Herrn des Reiches zu sein vorgaben, dann in Gestalt kaiserlicher Gnade ausgedehnt auf eine Menge der Wichtigern, endlich auch auf kleinere Städte. Das Reich, dessen Einnahmen großentheils in Naturalken eingeleistet wurden, speist die Städte mit dem Ertrag des platten Landes. Einzelne Bewilligungen dieser Art werden auch in der constantinischen Zeit neu ertheilt.

Die großen Kasernen. Mit der Einführung des Christenthums werden dann zunächst der Kirche neben ihrer Staatsdotacion außerordentlich bedeutende Mittel durch Schenkungen zugewiesen; aus beiden Quellen ist sie fortan die Almosen zu bestreiten mehr oder weniger verpflichtet. Es wurden oben (S. 414) die verschiedenen Anstalten aufgezählt, welche nun von wohlthätigen Bischöfen und Gemeinden aus diesen Fonds gestiftet wurden, jene Xenodochien, Ptochotrophien, Gerokomien,

Hospitien und Orphanotrophien, als deren Ideal und 9. Abschnitt.
Inbegriff die gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaute
Basilika, die Gründung Basilius des Großen betrachtet
werden kann.¹⁾ Es waren überwiegenden Theiles Anstalten
für wirklich Hilflose, und als solche eine wahrhaft
herrliche Neuerung gegenüber der alten, heidnischen Welt,
wenn gleich auch diese längst angefangen hatte, von Staats-
wegen nach dieser Richtung hin einzulenken.²⁾

Der Staat selber ließ, wie oben bemerkt, die Kirche Charakter der
Beneficenz des
Kaisers
machen und gönnte ihr dieses Mittel des Einflusses; ja
Constantin gab z. B. der Kirche von Alexandrien eine beson-
dere Annona (Kornrente) zur Vertheilung an die Armen,³⁾
neben welcher die allgemeine Annona, die noch Diocletian
der Stadt befristigt hatte, ohne Zweifel fortbauerte. Jenes
war offenbar ein nicht ganz reines Mittel des Profely-
tismus, wie denn Constantin's Vergabungen überhaupt das
Ansehen von Convertitenkassen haben. Als er z. B. zu
Heliopolis ein Bisthum gegründet hatte und die Stadt doch
fast ganz heidnisch blieb, spendete er reichlich zum Unterhalt
christlicher Armen, „damit desto Mehrere sich zum Worte
kehrten.“⁴⁾ Auch seine persönlichen Almosen und Unter-
stützungen waren gewiß vorherrschend politischer Natur, und

1) Von staatsökonomischem Gesichtspunkt aus waren diese Anstalten schon
im fünften Jahrhundert dem Heiden Iovinianus (V, 23) ein bedenkliches
Kergeruß: „Sie haben den besten Grundbesitz an sich gebracht un-
ter dem Verwand von allem den Armen mitzuhelfen; darob ist alle
Welt arm geworden.“

2) Es ist hier vorzüglich an die *pueri et puellas alimentarium* zu
erinnern: Nero, Trajan, Antoninus, Marc Aurel und Alexan-
der Severus warfen nämlich für die Erziehung armer Kinder bei
den Geschlechtern sehr große Summen aus, allein nicht in allgemein
philanthropischem Sinne, sondern nur für Freigeborne und wie es
scheint nur für Italiern, mit der Absicht die sehr dünn gewordene
freie Bevölkerung des Centrallandes zu heben.

3) Socrates II, 17.

4) Euseb. vita C. III, 58. IV, 28.

9. Abschnitt. nur scheinbar planlos; später ließ er sich wohl auch hier von den Priestern leiten. Als er sich nach dem Siege über Maxentius in Rom beliebt machen wollte, vertheilte er mitgebrachtes oder vorgefundenes Geld in Masse an Reich und Arm; heruntergekommene Leute von Stand erhielten Geldsummen und Würden; Mädchen von gutem Hause bekamen Ehegatten aus seinem Gefolge nebst Heirathsgut; das zerlumpte Bettelvolk auf dem Forum wurde mit Almosen, Speise und anständiger Kleidung versehen, letztere wahrscheinlich weil die Blöße Aergerniß gab.¹⁾ In den spätern Jahren war der Oftermorgen der große Schenkanlaß.²⁾ Wenn der Hofbischof bei solchen Gelegenheiten pathetisch wird, so muß man das schneidende Wort Ammian's³⁾ daneben halten: „Wie „klare Urkunden bewiesen haben, öffnete Constantin zuerst „den Leuten seiner Umgebung den Rachen, dann fütterte sie „Constantius vollends mit dem Markt der Provinzen.“ Doch die Geschenke eines Herrschers liefern überhaupt keinen Maßstab, weil man selten genau belegen kann warum er giebt und woher er nimmt. Selbst die Almosen der alten Helena⁴⁾ haben etwas Politisches und Zweideutiges. Als sie den Orient durchreiste, schenkte sie große Summen an die Einwohner der einzelnen Städte und gab dann noch persönlich jedem der ihr nahe kam; große Summen theilte sie auch an die Soldaten aus; außerdem erhielten die Armen Geld und Kleider, Andern half sie aus Schuldbhaft, Verbannung und Vergewaltigung aller Art. Offenbar hatte Constantine eine solche Rundreise des einzigen ganz zuverlässigen Mitgliedes seiner Familie für passend und dem Geiste des Orients gemäß erachtet.⁵⁾ Von seinem Finanzsystem, auf welchem diese

und der Helena.

1) Euseb. l. c. I, 43. Andere Kleidervertheilungen, dergleichen schon bei frühern Kaisern, aber nur als Luxusgeschenk an die Gladiatoren vorkommen, s. IV, 28. 44.

2) Euseb. l. c. IV, 22.

3) Ammian. Marc. XVI, 8.

4) Euseb. l. c. III, 44.

5) Ihr pomphaftes Auftreten Euseb, l. c. III, 45.

Freigebigkeit beruhte, wird noch weiter mit einigen Worten 9. Abschnitt. die Rede sein müssen.

Wenden wir uns ab von dem Egoisten im Purpurgewand, der Alles was er thut und geschehen läßt, auf die Erhöhung seiner eigenen Macht bezieht und berechnet. Mit dieser innerlich frivolen Staatsgewalt contrastirt die große, rücksichtslose Hingebung so Vieler, welche ihr ganzes Vermögen bei Lebzeiten wegschenkten um sich „Gott zu widmen;“ die Beneficenz vereinigt sich auf das innigste mit der Die Keise. Ascese. Männer und Frauen, zum Theil aus den höchsten Ständen, gewöhnt an alle Genüsse des Lebens, fassen den Bescheid, welchen Christus dem reichen Jüngling gab, streng wörtlich auf; sie verkaufen ihre Habe und geben den Erlös den Armen, um mitten in der Welt, umgeben vom Geräusch der Weltstädte, in freiwilliger Armuth rein der Betrachtung der höchsten Dinge zu leben. Andern genügt auch Dieses nicht; sie fliehen aus der Welt, und aus der Civilisation hinaus, als „Entwichene“, als Anachoreten.

Die Geschichte, welche sonst die Ursprünge großer Dinge Die Einsiedler. gern verhüllt, überliefert ziemlich genau die Art und Weise, wie das Einsiedlerwesen und aus demselben das Mönchs-
wesen entstand. Kaum giebt es eine Richtung oder ein Ereigniß, welches die spätere Zeit des dritten und das vierte Jahrhundert schärfer charakterisirte.

Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen, daß er, verloren in der großen, bewegten äußern Welt, sich und sein eigenes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden sucht. Diese Einsamkeit wird um so viel abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor draußen sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat. Tritt dann noch von Seiten der Religion das Gefühl der Sünde und das Bedürfniß einer dauernden, unstörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, so wird jede irdische Rücksicht schwinden und der Einsiedler wird Ascet,

9. Abschnitt.

theils um zu büßen, theils um der Außenwelt gar nichts mehr als das dürftigste Fortleben zu verdanken, theils auch um die Seele zum beständigen Umgang mit den höchsten Dingen fähig zu erhalten. Ganz von selbst wird er sich durch Gelübde vor jeder Rückkehr in den früheren Zustand zu bewahren suchen; finden sich in der Einsamkeit Mehrere vom gleichen Streben besetzt zusammen, so wird das Gelübde sowohl als ihr Leben überhaupt den Charakter des Gemeinsamen, der Regel annehmen.

Einen ganz gesunden Zustand der Gesellschaft und des Individuums setzt dieß Einsiedlerleben nicht voraus; es gehört vielmehr in Zeiten der Krisis, da viele gebrochene Gemüther die Stille suchen, während zugleich viele starke Herzen irre werden an dem ganzen Erdenleben und ihren Kampf mit Gott fern von der Welt durchkämpfen müssen. Wer aber dem modernen geschäftigen Treiben und der allersubjectivsten Lebensauffassung anheimgefallen ist und von diesem Gesichtspunkt aus jene Einsiedler gerne in eine Zwangsarbeitsanstalt stecken möchte, der halte sich nur selber nicht für sonderlich gesund; dieser Ruhm käme ihm so wenig zu als manchen Leuten des vierten Jahrhunderts, welche zu schwach oder zu oberflächlich waren, um die geistigen Mächte auch nur zu ahnen, die jene Riesennaturen in die Wüste trieben. Sehen wir aber ab von dem persönlichen Gewinn oder Verlust, den der Ascet in der Thebais oder auf den Gebirgen von Gaza davontragen mochte, so bleibt eine ungeheure historische Wirkung übrig, welche der Geschichtsforscher auf seine Weise zu würdigen hat. Jene Einsiedler sind es gewesen, die dem ganzen geistlichen Stande der folgenden Jahrhunderte die höhere, ascetische Haltung des Lebens oder doch den Anspruch darauf mittheilten; ohne ihr Vorbild wäre die Kirche, d. h. der einzige Anhalt aller geistigen Interessen völlig verwelkt und hätte dann der rohen materiellen Gewalt unterliegen müssen. Unsere Zeit aber, in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Be-

wegung vergißt es gar zu gerne, daß sie dabei noch von 9. Abschnitt.
dem Schimmer des Ueberweltlichen zehrt, welchen die Kirche
im Mittelalter der Wissenschaft mitgetheilt hat.

Die ersten christlichen Einsiedler sind Aegyptier und Pa- Ihr Ursprung.
lästinenfer, welche in der Nähe ihrer Heimath selbst ein ein-
sames, wenigstens zurückgezogenes Leben führten, und jün-
gere Leute zu sich wie in eine Lehre nahmen.¹⁾ Allein den
Gemüthern eines Paulus (geb. 235, gest. 341), eines An-
tonius (geb. 252, gest. 357), eines Hilarion (geb. 292,
gest. 372) genügte dieses halbe Eremitenthum nicht; um
vor den Verlockungen der Erde völlig sicher zu sein und
sich Gott ganz zum Opfer zu bringen, verschwanden sie aus
der Welt und leben sechs- und achtzig Jahre in der eigent-
lichen Wüste. Manche gerathen auf der Flucht vor den
christenverfolgenden Römern in die Einsamkeit hinein²⁾ und
mögen dieselbe gar nicht mehr verlassen, weil sie ihnen zur
Heimath geworden ist, und weil sie ohne Schauer gar
nicht an das Leben draußen im Sæculum, in der verbor-
benen Gesellschaft denken können. Paulus der Eremit lebte
in einem unentdeckbaren Felsversteck, wo einst zur Zeit der

1) Eine solche Anstalt muß das *δοκρυτήριον* gewesen sein, in welchem
schon im dritten Jahrhundert laut Socrates I, 11 der berühmte
Paphnutius erzogen werden war. Vgl. auch des Athanasius vita S.
Antonii. (Nur lateinisch vorhanden, ed. Commelin.). — Col. 445
wird es als Brauch um das Jahr 270 bezeichnet, daß wer Gott
leben wollte, non longe a sua villula separatus instituebatur.
Für das Uebrige vgl. Hieronymus, vita S. Pauli und vita S.
Hilarionis; Regula S. Pachomii, und dessen Præcepta, Alles in
der venezianischen Ausgabe des Hieron. vol. II, pars I. — Von den
Briefen des Hieronymus bes. Ep. 22, ad Eustochium, cap. 33
bis 36. — Sozomenus, hist. eccles. I, 13, III. 14. VI. 20
und 28. — Socrates I, 11. s. IV, 23. s. VI, 7. u. a. a. O.
Sulpic. Severus, Dial. I. — Rufinus, besonders der Anfang des
zweiten Buches. — Evagrius I, 21.

2) Wie auch Verbannungen Anlaß zum Anachoretenthum geben konn-
ten, ist aus Euseb. Hist. eccl. VI. 11 zu schliessen.

9. Abschnitt. Cleopatra Falschmünzer ihr Wesen getrieben; an den Bänden ringsum hatten sie sich Höhlen zurecht gemacht, in welchen er noch rostige Ambose, Hämmer und Prägezeug vorfand; eine kratte Palme überschattete, ein Quellschen bewässerte den sichern Raum. — Antonius, der sich zuerst unweit seiner Heimath (bei Herakleopolis in Mittelägypten) auf dem Lande zum Anachoreten vorbereitet, dann sogar lange in einem Grabmal, später in einem verlassenen Kastell voller Schlangen gewohnt hatte, wick endlich vor dem Zubräng der Fremmen in jene von Felsen geschützte Dase, von welcher unten die Rede sein wird. — Hilarion von Tabatha bei Gaza sucht sich das verrufenste Raubrevier seiner Gegend, zwischen Meer und Sümpfen, absichtlich aus, um dort zuerst ohne Obdach, dann in einer kleinen Rohrhütte, nachher in einer steinernen Zelle von fünf Fuß Höhe Gott zu dienen. — Die Entbehrungen, welchen diese im Ueberfluß erzeugten Menschen sich unterzogen, sind so furchtbar, daß nur ein außerordentlicher Organismus ihnen die Spitze bieten konnte; 1) die Geringfügigkeit und Schlechtigkeit der Nahrung wird — für unser Gefühl — noch überboten durch den abscheulichen Schmutz und das Ungeleser, zu dessen Duldung diese Männer sich verpflichtet glaubten wie im vierzehnten Jahrhundert ein Bruder Amandus (Suso) und Andere. Eine Reaction dieser Art war übrigens ganz natürlich, nachdem die vorhergehenden Geschlechter in den prachtvollsten Thermen aller Ueppigkeit gebient hatten. Die größte Entbehrung, diejenige des menschlichen Umganges, mag ganz außer Berechnung bleiben; das einzige geistige Mittel der Erhebung war, daß die Eremiten die Bibel auswendig wußten. Dieß schützte sie jedoch nicht gegen die heftigsten innern Kämpfe, welche sich zum Theil durch scheinbar äußere, dämonische Anfechtungen kund gaben. Man könnte hier an die Personification alles Geistigen denken, welche dem Alterthum eigen

Ihre Entbehrungen

und Anfechtungen

1) Die Diät des h. Hilarion genau verzeichnet in dessen Leben, Cap. 11.

ist, allein es bedarf einer solchen Hinweisung nicht einmal. 9. Abschnitt.
Bald ist es die eigene Sinnlichkeit, bald die Erinnerung aus dem früheren Leben, bald der Reflex der Wüste und ihrer Naturschrecken, was die Einsiedler mit angstvollen Visionen heimsucht. Weltberühmt, jedoch durch Jaques Callot auf immer in das Reich des Burlesken gewiesen, ist die Erscheinung des großen höllischen Heeres in dem Grabmal, das dem Antonius zur Wohnung diente: „Da öffneten sich die Wände, und die Dämonen erscheinen als Schlangen, Löwen, Stiere, Wölfe, Scorpionen, Pardel und Bären, alle brüllend und drohend;“ — andere Male treten sie in menschlicher Gestalt auf, lärmend, pfeifend und tanzend, und schlagen den Heiligen halb todt. Noch bunter sind die Visionen des Hilarton; jede Nacht erhebt sich um ihn herum spukhafter Lärm aller Arten, Kindergeschrei, Blöcken von Schafheerden, Gebrüll von Stieren, Schritte eines Kriegsheeres; bei hellem Mondschein stürzt ein Wagen mit wilden Rossen auf ihn zu, wird aber bei dem Angstruf: Jesus! von der Erde verschlungen; nackte Weiber, reichbesetzte Tische erscheinen, oder es springen Wölfe und Füchse vorbei während der Heilige betet; einmal entsteht vor seinen Augen ein Gefecht von Gladiatoren, deren Einer sterbend ihm zu Füßen stürzt und mit brechendem Blick ihn um ein Begräbniß bittet. Ja der böse Geist nimmt auch jene schauerliche Art an, die das Gespenst in Sindbads Reisen so unvergeßlich macht; er springt dem zum Gebet knienden aber etwas zerstreuten Hilarton rittlings auf den Rücken, stemmt ihm höhrend die Fersen in die Seiten und will sich gar nicht mehr abschütteln lassen. — Am leichtesten werden diese Eremiten noch mit gewissen Dämonen fertig, welche ganz ehrlich in ihrer wahren Gestalt, als Satyrn und Centauren erscheinen und bisweilen sogar Bekehrung und Fürbitte wünschen. Der große Hieronymus, der ¹⁾ in Betreff der Centauren nicht

¹⁾ Vita S. Pauli. c. 7. s.

9. Abschnitt. entscheiden will, ob sie eine bloße Verkappung des Teufels seien oder ob die Wüste wirklich solche Geschöpfe hervorbringe, beharrt dagegen auf der Echtheit des Satyrs, welcher dem heiligen Antonius auf der Reise zum heiligen Paulus den Weg wies und ihn um Fürbitte flehte; unter Constantius sei ja eine solche Creatur in der Wüste gefunden, lebendig nach Alexandrien gebracht, und nach bald eingetretenem Tode eingesalzen nach Antiochien gesandt worden, damit der allort residirende Kaiser einen Augenschein nehmen konnte. Der Satyr des heiligen Antonius war übrigens den Boctäfen und Hörnern zufolge ein Panisä, der außerdem die krumme, gebogene Nase aus der muthwilligen alten Zeit behalten hatte.¹⁾

Der Einsiedler
erhält Zutritt.

Nach der Zeit dieser Beängstigungen folgt in dem Leben des Ascreten eine andere, die er nur mit getheiltem Gefühl betrachten kann. Die hilfbedürftige Welt entdeckt ihn, erkennt in ihm das Hohe und Ungewöhnliche und zieht ihm nach in die Wildniß. Er wird Wunderthäter, nicht durch Mystereien und Phantasmagorien, sondern durch das bloße Gebet. Hat seine Seele Gewinn davon? Muß nicht der geistliche Hochmuth in ihm erwachen? Es sammeln sich Bewunderer um ihn, die ihre Zellen in die Nähe der seinigen bauen und die er allmählig als Schüler anerkennen muß und als Gehülfen bei dem massenhaften Zubrang nicht mehr entbehren kann; halb wider Willen wird er ein **Antonius**, „Vater“, ein Gebieter. Antonius, der diese neue Existenz mehrere Jahrzehnde hindurch ausgehalten, flieht um das Jahr 310 nach der innern Wüste und entdeckt (seitwärts von Aphroditopolis) ein Felsgebirge, dessen rieselnde Wasserbäche einen Palmenhain nähren; aber auch hier finden ihn die Brüder auf, und zweien derselben, dem Pelusian und dem Dolmetscher Isaac, muß er erlauben bei ihm zu

¹⁾ Die Christen mußten solche Geschöpfe, von deren Dasein sie überzeugt waren, wie alle andern Götter und Dämonen für abgefallene Engel oder deren Abkömmlinge von den Menschentöchtern halten.

wohnen. Von Neuem stellt sich eine große, ununterbrochene ^{9. Abschnitt.} Wallfahrt bei ihm ein; Ketzer und Rechtgläubige, hohe römische Beamte und heidnische Priester, Gesunde und Kranke ziehen in solcher Masse herbei, daß es sich der Mühe lohnt, einen eigenen Postkurs mit Kameelen von Aphroditopolis durch die Wüste bis zu seinem Wohnstz einzurichten.¹⁾ Er hat keine andere Wahl, als in der Höhe des Berges weit über steilen Treppen sich eine ganz unzugängliche Zelle anzulegen, in welche er sich wenigstens zeitweise zurückziehen kann. Die letzte Angelegenheit seines Lebens war, daß sein Grab verheimlicht werden möchte; denn schon lauerte ein reicher Grundbesitzer der Nachbarschaft auf die Leiche, um in seinem Landhaus — vielleicht aus Speculation — ein Martyrium, d. h. eine Kirche mit dem Grabe des Heiligen einzurichten. Die beiden Schüler haben in der That reinen Mund gehalten, wahrscheinlich selbst gegen Hilarion. — ^{Hilarion.} Dieser hatte nämlich eine Reise nach Aegypten unternommen, welche ebenfalls nichts Anderes war als eine Flucht vor dem ungeheuern Zulauf und vor der stets wachsenden Sorge für die tausende von Miteinsiedlern, die sich bei ihm, in der Wüste von Gaza, eingefunden. Seine Biographie, eine der interessantesten Schriften des Hieronymus, schildert das Entstehen und die Art dieses Zulaufes ganz anschaulich. Man wußte allmählig in Gaza und dessen Hafenstadt Raioma, daß ein heiliger Einsiedler in der Wüste wohne; eine vornehme reisende Römerin, deren drei Kinder das Fieber bekamen, pilgert mit ihren Dienerinnen und Eunuchen zu ihm hinauf und bewegt ihn durch vieles Flehen und Jammern, nach Gaza zu kommen, wo er die Kinder heilt. Seitdem²⁾ dauerte die Wallfahrt zu ihm aus Syrien und Aegypten ohne Unterbrechung, nur daß gerade in der Nähe

1) Hieron. Vita S. Hilarionis c. 30.

2) Laut vita S. Hil. 12 und 29 muß das Folgende in die Jahre 310 bis 356 fallen. Am Ende kam es dahin, ut omni genere hominum solitudo per circumlitum repletur.

9. Abschnitt. das Heidenthum sich mit der äußersten Anstrengung vertheibigte. Der große Gott Marnas in seinem Tempel zu Gaza trat mit Sanct Hilarton in die unmittelbarste Concurrenz, und es ergab sich in der vergnügungsfüchtigen Handelsstadt eine Spaltung, von welcher man sich nur mit Mühe ein Bild machen kann.¹⁾ Sie brüct sich ganz wesentlich aus in jener Menge von Beseffenen, welche man unaufhörlich zu dem Heiligen in die Wüste schleppte, und welche gewiß größtentheils nichts anderes waren als krankhaft zwischen zwei ohnehin dämonische Religionen getheilte und gebrochene Menschen. Theoretisch war man sich dessen allerdings nicht bewußt; es kann der Dämon, nach der ältern verallgemeinernden Ansicht, aus eigenem Belieben seine Menschen, sogar seine Thiere aussuchen, oder sich durch Bosheit von Zauberern in dieselben bannen lassen, wie denn Hilarton einmal ein beseffenes Kameel heilt. Der Dämon wird durchgängig als zweite, von dem Beseffenen verschiedene Person aufgefaßt und kann z. B. syrisch und griechisch reden wenn dieser nur lateinisch und fränkisch versteht. Er ist eine Personification der bösen Heidengötter und hier gewiß vorzugsweise des Marnas. Allerdings ist der Heilige in seinem Kampf mit dem Gößen auch einmal vom Princip abgewichen und hat der heidnischen Magie eine christliche entgegengesetzt. Von den Circusunternehmern zu Gaza war der eine, ein heidnischer Stadtbeamter, dem Marnas ergeben und hielt sich einen Zauberer, der die Pferde des Patrons zum Siege antrieb, die des Segners hemmte. Der letztere, ein Christ Namens Italicus, ging zu Hilarton, der ihn zunächst auslachte und fragte, warum er nicht die Pferde verkaufe und den Erlös den Armen schenke? Doch ließ er sich erweichen durch die Gewissenhaftigkeit des Mannes, der lieber von einem Knecht Gottes als von Zauberern Hülfe holen wollte, und durch die Erwägung, daß es sich

Das Christen-
thum siegt im
Circus.

¹⁾ Vgl. die treffliche Schrift von Stark: Gaza und die phönicische Küste, 1852, welche ich leider für den V. und VI. Abschnitt nicht mehr benutzen konnte.

um einen Triumph des gairnischen Christenthums über- 9. Abschnitt.
haupt handle. Er gab ihm einen Napf voll Wasser, mit
welchem Italicus Pferde, Wagen, Stall, Führer und Cir-
cusführanten besprengte. Als das Rennen unter allgemeiner
gespannter Aufmerksamkeit begann, siegten die Pferde des
Christen bei weitem, und auch die Heiden riefen: „Marnas
ist von Christus besiegt!“ so daß dieser Tag Vielen zur
Bekehrung gereichte. Und doch hatte Hilarion einst einen
todtkranken Circusführer nur unter der Bedingung geheilt,
daß er seiner bisherigen Beschäftigung gänzlich entsage.¹⁾

Wie der Einsiedler Wunderthäter wird, halb wider
Willen, so wird er auch Mönch;²⁾ die Zellen derer, die ihm
in die Wüste gefolgt sind, bilden allmählig ein monasterium,
das sich mit dem größten Eifer seiner Leitung unterzieht.

In Aegypten gab es hiefür ein Präcedens nicht bloß Der Einsiedler
erhält Bewof-
sen u. Schüler
an den jüdischen Therapeuten, welche ein Dasein dieser Art
am marrotischen See geführt hatten, sondern auch an jenen
in Clausur lebenden Hierobulen der heidnischen Tempel
(S. 195); außerdem macht das Klima die größte Mäßig-
keit nicht bloß möglich sondern auch nothwendig, und selbst
der industrielle Charakter des Landes erleichterte einem ehe-
losen Proletariat mit geringem oder gar keinem Grundbesitz
die Existenz, wie wir sehen werden. Schon um die
verschiedenen Aufenthaltsorte des Antonius herum hatten
sich unzählige Miteinsiedler gesammelt, denen er durch Ge-
bet, Beispiel und Ermahnung voranleuchtete; doch erkannte
er seinen Lebenszweck keinesweges darin, ihnen eine feste
Constitution zu geben, und sie nach einem bestimmten Plan
zu leiten. Dieß ist vielmehr das Verdienst des Pachomius, Pachomius der
Aegypter.
dessen Lebenszeit ungefähr die erste Hälfte des vierten Jahr-

1) Hilarion in Concurrenz mit dem Zauberpriester des Aesculap d. h.
Scrapis in Memphis, s. d. vita, cap. 21.

2) Das Wort monachus bezeichnet bekanntlich genau genommen den
Einsiedler als solchen und wird erst später gleichbedeutend mit Cönobit.

9. Abschnitt. hundertß umfasst. Als Jüngling hatte er in einem kurzen Soldatenleben den Werth einer geschlossenen Disciplin kennen gelernt, und verwirklichte dieselbe dann in dem berühmten Mönchsdistricte Tabenna ¹⁾ in Oberägypten, zwischen Lentyris und Theben. Hier waren schon bei seinen Lebzeiten mehrere Tausende von Mönchen beisammen, und die Regel, die er diesen erteilte, bekam dann auch Geltung in andern Mönchscolonien, welche theils damals, theils später entstanden. Die wichtigsten sind: diejenige bei Arsinoë in der Gegend des Sees Möris (zur Zeit des Valens 10,000 Köpfe stark); die große Niederlassung in der nitrischen oder scetischen Wüste ²⁾ westlich vom Delta; die sogenannten Cremika unweit Alexandrien; endlich die zerstreuten Monasterien und einzelnen Zellen am ganzen Strande des mittelländischen Meeres ³⁾ und des marcotischen Sees nebst einigen am rothen Meer und am Sinai. Alles aber übertraf das besagte Tabenna, wo zur Zeit des Hieronymus nicht weniger als fünfzigtausend Mönche das Osterfest zu feiern pflegten, die allerdings nicht alle im Centrakloster (Baum oder monasterium maius) wohnten, sondern aus allen Klöstern der zu Tabenna gehörenden Congregation herbeikamen. Wie man sieht, lagen nicht alle diese Colonien in der Wüste; noch vor dem Schluß des vierten Jahrhunderts giebt es Stadtklöster, schon zum Zweck des Kampfes gegen heidnische Reste und Erinnerungen, wie denn z. B. der Tempel des Canopus in der gleichnamigen Stadt zum Kloster Metanoia (Neue) umgebaut wurde. Der Einrichtung nach sind die ägyptischen Klöster theils Coenobien oder

Stellungen der Klöster.

¹⁾ Die Fragen, ob damit eine Insel Tabenna oder eher eine Ortschaft Tabennesus gemeint sei, erörtert Valesius zu Sozom. III, 14. im letztern Sinne.

²⁾ Nitria heißt wegen der Nitrumgruben die ganze Gebirgsgegend um die Stadt Scetis oder Scythis. Vgl. besonders Sozom. VI, 31.

³⁾ Sozomenus VI, 29 und 31. Sie trafen in Rhinocorura mit den palästinenensischen Mönchen zusammen.

Monasterien d. h. größere Gebäude für viele Mönche, 9. Abschnitt.
theils Lauren, d. h. sie bestehen aus vielen Zellen, welche
in bestimmter Entfernung auseinander liegen und also noch
gewissermaßen Einsiedeleien vorstellen. Um die obengenannte
Zeit waren mindestens hunderttausend Menschen in Aegypten
dieser Lebensweise geweiht; auch melden sich neben den
Mönchsvereinen bereits die ersten Nonnenklöster, deren eines,
unter der Schwester des Pachomius um das Jahr 320 schon
vierhundert Nonnen zählte.

Eine historische Erscheinung von solchem Umfange hat
ihren tiefen nationalgeschichtlichen Grund, und wenn ein
Volk darob unterginge, so wäre dieß eben nur die nothwendige
Form seines Unterganges. In Aegypten mußte sich
die ganze religiöse Frage in lauter Extremen bewegen; nach
schwerem Kampfe herausgetreten aus dem Fanatismus des
Heidenthums, kannte der Aegyptier in der Reaction keine
Grenzen und glaubte der neuen Religion sein Leben in ei-
nem Sinne widmen zu müssen, welcher der Symbolknecht-
schaft seiner Vorfahren analog war. So entstand dieses
merkwürdige Faktirhum, das letzte weltgeschichtliche Product
des altägyptischen Geistes, für welchen von da an die Jahr-
hunderte der Passivität beginnen.¹⁾

Die Regel, welche Pachomius dieser Heerschaar gab, war
eine Sache der dringendsten Nothwendigkeit, zugleich aber
der erste Schritt zur Veräußerlichung und Unwahrheit; die
Ascese ist fortan nicht mehr das Resultat der freien in-
dividuellen Begeisterung, sondern eines gemeinsamen Ge-
setzes, welches die vielen Tausende ungleichartiger Menschen
dauernd an eine gleichartige Uebung fesseln soll. Und wer
der Wahrheit die Ehre geben will, muß zugestehen, Pacho-
mius hat einen niedrigen Durchschnitt angenommen und
seine Constitution setzt eine überwiegende Masse Unberufe-

¹⁾ Wenn man nicht in der religiösen Stellung der fatimidischen Khalifen ein letztes Aufleuchten desselben erkennen will.

9. Abschnitt. ner voraus, welche vor Allem in Schranken gehalten sein
Arbeit und Industrie. wollen. — Dieß geschah zunächst sehr zweckmäßig durch die
 Arbeit, wovon die Klöster lebten.¹⁾ Es muß mit dem Auf-
 kommen des Mönchswesens eine große Veränderung in der
 ägyptischen Industrie vorgegangen sein. Seitdem die Klö-
 ster bei weitem nicht bloß Körbe aus Rilschilf und Matten
 producirten, sondern sich auch der wichtigen Binnenweberei
 und Gerberei bemächtigten (mancher andern Producte zu ge-
 schweigen), fanden sich viele der bisherigen Fabriken des
 Landes nothwendig im Nachtheil, da jene unstrittig auf
 dem allgemeinen Markt zu Alexandrien niedrigere Preise
 stellen konnten. Der Oekonom eines großen Klosters, der
 die Arbeit zu vertheilen und die Producte zu versenden hatte,
 stand einem bedeutenden Fabrikherrn gleich. Die einzeln
 lebenden Mönche konnten ihre Arbeit auch aus der Hand
 verkaufen und erwarben sich bisweilen, der Regel zuwider,
 ein Privatvermögen. Sonst war es herrschendes Princip,
 daß die Mönchsarbeit weniger um der Lebensnothdurft als
 um des Seelenheils willen angeordnet sei²⁾ und daß der
 Ueberschuß an die Armen vertheilt werden müsse. Vom
 Feldebau ist wenig die Rede; dagegen hielten die am Fluß
 gelegenen Klöster große Nilfähren, wahrscheinlich ebenfalls
 um des Erwerbes willen.

Einseitigkeit
des Lebens. Neben der Arbeit ist das Gebet und der Gottesdienst,
 nebst fortlaufenden Castelungen aller Art das wesentlichste
 Element dieses künstlich einseitigen Lebens. Literarische Be-
 schäftigungen darf man im Hinblick auf den Ursprung und
 die Tendenz desselben nicht erwarten; und überdies, wohin
 war denn z. B. das weise Alexandrien sammt all seiner
 griechischen und orientalischen Gelehrsamkeit gelangt? Der
 Mönch folgte Zwecken und Idealen, welche gegen die heid-
 nische Ueberbildung und Immoralität die stärkste Reaction

¹⁾ Ἐξ οἰκτιρῶν ἰδούτων wie der heil. Serapion wollte. Sozom. VI, 28.

²⁾ Hieronymi ep. 125 ad Rusticum.

ausmachen, und wenn sonst zwischen den zwei sittlichen n. Abschnitt. Welten, die man Heidenthum und Christenthum nennt, Punkte der Verständigung, ja der Annäherung vorhanden waren, so handelte es sich wenigstens hier um dauernde, principielle Feindschaft. Jede Zeile aus der frühern Zeit, von der Hieroglyphe bis zur griechischen Currentschrift, war mit Heidenthum, Götheuthum oder Zauberlehre getränkt, und so blieb zum Lesen (so weit dasselbe gestattet wurde) nur die christliche Andachtöliteratur übrig, die zum Theil erst von diesen Mönchen geschaffen oder aus andern Sprachen in's Aegyptische übersezt werden mußte. Mit der antiken Kunst standen sie nicht besser als mit der Literatur; von dem Besuch des Ammonius in Rom wird z. B. ausdrücklich gerühmt, daß er mit Ausnahme der Basiliens S. Peters und S. Pauls gar nichts angesehen habe.¹⁾

Die Disciplin im engern Sinne endlich²⁾ geht zunächst Disciplina. darauf aus, den Mönch von allen frühern Verbindungen, namentlich von der Familie systematisch zu isoliren, sodann ihn mit aller Strenge zu hüten und zur Arbeit anzuhalten. Die Regula macht durch diesen überwiegend negativen Inhalt einen öden, polizeilichen Eindruck und darf sich deshalb mit der Regel des heil. Benedict nicht von ferne vergleichen. Die Paragraphen gegen den Spott und die losen Reden von Kloster zu Kloster, gegen Zornmuth und Aufhebung erinnern recht deutlich an das Land, in welchem man sich befindet. Auch darauf ist keine abendländische Ordensregel gekommen, die Mönche einzeln in verschlossenen hölzernen Eichen wie in einem Futteral schlafen zu lassen. Recht ägyptisch ist vollends das Geheimthun mit einer vorzüglich mythischen Sprache, die ein Engel dem Pachomius und seinen Schülern Cornelius und Syrus beigebracht haben sollte, und welche (nach den noch vorhandenen Beispi-

¹⁾ Socrates. Hist. eccl. IV, 23.

²⁾ Die Regula Pachomii und seine Præcepta, Monita etc. sind zu ergänzen aus Sozomenus III, 14.

9. Abschnitt. len zu schließen) in nichts Anderm bestand als in einer gemeinsam abgeredeten Bezeichnung einzelner Dinge und Personen durch die Buchstaben des Alphabets. Mit diesen letztern soll Pachomius noch eine andere Spielerei getrieben haben, indem er seine Mönche nach Begabung und Charakter in vierundzwanzig Klassen eintheilte und diese nach Alpha, Beta, Gamma u. s. w. benannte. Es ist aber schwer zu glauben, daß ein sonst so praktischer Mann so unpsychologisch gehandelt haben sollte.)

Fortdauer des
Einsiedler-
thums.

Ganz gewiß hat man in diesen ägyptischen Mönchscolonien kein Ideal christlichen Lebens zu suchen. Allein daneben dauerte das ächte Anachoretenthum fort, und diesem müssen wir, der damaligen Welt gegenüber, eine hohe Berechtigung zugestehen. Die meisten berühmten Einsiedler des vierten Jahrhunderts bringen einen Theil ihres Lebens in den Monasterien, wenigstens in den Lauren zu, ziehen sich aber vorher oder nachher in die tiefere Einsamkeit, wohin ihnen das Kloster nur Brod und Salz zusendet. Auch hier sind sie nicht immer geschützt vor geistlichem Hochmuth, schrecklichen Versuchungen und phantastischer Schwärmerei; ihre Büssungen sind zum Theil wahrhaft mörderisch; allein nicht nur halten sie sich in der Regel für glücklich und ihre Christen für würdig ausgefüllt, sondern sie hinterlassen auch manches tiefe und schöne Wort,¹⁾ welches beweist, daß ihr Glück kein bloßer Wahn, sondern aus einer beständigen Beschäftigung mit den höchsten Dingen entsprungen war. Die Namen eines Ammon, Arsenius, Elias, der beiden Macarius und mehrerer Anderer gehören auf immer zu den bedeutenden Erinnerungen der Kirche.

Eine dritte Gestalt des ägyptischen Mönchthums waren die etwas verrufenen Remoboth, die zu zweien oder dreien in Städten und Castellen wohnten und ohne Regel „nach

¹⁾ Die kirchliche Symbolik der Ordenstracht s. bei Sozom. III, 14.

²⁾ Aufbehalten in den verschiedenen Redactionen der *Vita Sanctorum patrum*, auch im Leimonarion des Johannes Moschus.

Gutdünken“ lebten, daher auch oft bitterm Streit hatten. 9. Abschnitt.
Sie erhielten sich vom Handwerk, das ihnen auf ihre scheinbare Heiligkeit hin besser bezahlt wurde als andern Leuten. Ihr Fasten wird als ruhmstüchtig getadelt, auch sollen sie sich an Festtagen bis zur Völlerei schadlos gehalten haben.

Die spätern Entwicklungen des ägyptischen Mönchthums, seine Sekten und seine Einmischung in die allgemeinen kirchlichen Zerwürfnisse gehören nicht mehr hieher.

In Palästina nahm das Mönchswesen unter Sanct Palästina. Hilarton schon in ökonomischer Beziehung eine andere Stellung ein und erhielt daher überhaupt eine von der ägyptischen verschiedene Physiognomie. Der Ackerbau und Weinbau überwiegt; viele Mönche haben sogar ihr persönliches Eigenthum beibehalten und sind kaum etwas Anderes als unverheirathete Landwirthe mit bezahlten Knechten. Der Stifter selbst wohnte noch immer in der unbebauten Einöde und es war ihm Leid genug, daß sich dieselbe um setznetwillen bevölkerte. Die „Billen“ mancher seiner Genossen dagegen, wo Reben und Feldfrüchte gedeihen, müssen eine bessere Lage gehabt haben. Um seine Zelle herum scheint zwar mit der Zeit ein eigentliches Monasterium entstanden zu sein, sonst aber bilden die palästinensischen Mönche eine große weitverstreute, wenig zusammenhängende Laure. In Aegypten konnte Pachomius zum Ostersfest alle Mönche seiner Congregation, und zum Verzeihungsfest im Monat Mesore (August) alle Vorsteher und Beamten nach Tabenna entbieten, während in Palästina Hilarton große periodische Rundreisen machen mußte, um seine Leute zu beaufsichtigen. Es begleitete ihn dabei ein Heer von zweitausend Mönchen, welche anfänglich ihren Proviant mit sich trugen, nachher aber von den unterwegs wohnenden Landbesitzern gespeist wurden. Da der Heilige auch die entlegenste, einsamste Zelle nicht übergehen wollte, so führte ihn die Straße öfter in saracenische Dörfer, wo er bei diesem Anlaß als Bekehrer auftrat.

9. Abschnitt.

Der weitere
Orient.

Weiterhin durch das ganze römische Asien und bis in das Sasanidenreich hinein gab es erweislich seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts einzelne Anachoreten ¹⁾ und nicht lange darauf auch Monasterien sowohl als zerstreute Anlagen, die den ägyptischen Lauren entsprachen. Von dieser letztern Art war der Mönchsverein am Berge Sigoron bis Nisibis; man nannte diese Mönche die Weidenden, weil sie zu Essenszeit mit Sichelu ausgehen um Kräuter zu mähen, die ihre einzige Nahrung ausmachten. ²⁾ Sonst waren unter den syrischen Mönchen diejenigen von Obedsa frühe berühmt, namentlich durch den großen Dämonenbeschwörer Julian. Für Armenien, Baphlagonien und Pontus war der strenge Eustathius, Bischof von Sebastia, ein Haupturheber des Mönchsthums, für Cappadocien und Galatien später Basilus der Große, der dem orientalischen Ascetenleben überhaupt seine bleibende Gestalt zu geben bestimmt war. In diesen kältern Gegenden, wo das Leben in zerstreuten Zellen nicht so leicht durchzuführen war, bildeten die Mönche Monasterien, und zwar meist in Städten oder Dörfern.

Das Abend-
land.

In dem besonnenern Abendlande fand dieses unermessliche Beispiel nur langsame Nachahmung. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts entstehen Klöster in oder bei den Städten und die kleinen Felsen-Inseln des Mittelmeeres, die sonst nur als Verbannungsorte gegolten, füllten sich mit Eremiten. Begeisterte Occidentalen reisen nach dem Orient, um dort das Ascetenleben kennen zu lernen oder auch ihr Leben zu beschließen. Mitten im Treiben der Städte selbst weihen sich Männer, Jungfrauen und Wittwen fortwährend einem so strengen und andächtigen Wandel wie er nur in einem Kloster geführt werden mochte. Es ist die Epoche des heil. Martin von Tours, des heil.

¹⁾ So z. B. am byzantinischen Olymp Eutychian und Maranon. Vgl. Socrates I, 13.

²⁾ Dieß verallgemeinert Evagrius I, 21.

Ambrosius, auch des heil. Hieronymus, der dieses ganze 9. Abschnitt. Wesen nach seinen Licht- und Schattenseiten kannte und schilderte; bei Anlaß Rom's und Palästina's werden wir noch in Kürze darauf zurückkommen müssen.

Ein allgemeineres Raisonnement über den sittlich-religiösen Werth und die historische Nothwendigkeit des Mönchthums und der ganzen Ascese wäre hier völlig überflüssig. Die betreffenden Ansichten werden sich ewig unvermittelt gegenüberstehen. Bei einer gewissen Siunesweise wird man diese Dinge im Leben wie in der Geschichte hassen und anfeinden, bei einer andern sie lieben und loben. Wer aber vom christlichen Standpunkt aus mit jenen alten Helden der Wüste rechten will, der sehe wohl zu, daß er nicht als der inconsequenterer Theil erfunden werde. Die Lehre von der stellvertretenden Buße ist noch nicht vorhanden, und der Ascet steht also ganz in seinem eigenen Namen da; die Buße giebt ihm damals noch so wenig als ein anderes gutes Werk Anspruch auf die Seligkeit; und dennoch strebt er nach einer absoluten Verläugnung der Sinnlichkeit und aller weltlichen Beziehungen. Woher diese Strenge? Daher daß es überhaupt kein Verhältniß zur äußern Welt mehr giebt, sobald man gewisse Worte des neuen Testaments ernstlich nimmt und sich nicht mit Accommodationen durchhilft. Es wird aber, so lange es ein Christenthum giebt, auch Gemeinschaften, Sekten und einzelne Menschen geben, die sich dieser ernstlichen Auslegung gar nicht entziehen können.



Zehnter Abschnitt.

Hof, Verwaltung und Heer. Constantinopel, Rom, Athen und Jerusalem.

Constantin „der Große.“ — Die Hofwürden und Titulaturen. — Die „Brüder“ des Kaisers und ihre Katastrophen.

Das Finanzwesen. — Die neue Eintheilung des Reiches und die Trennung der Gewalten. — Das Kriegswesen.

Die Constantinopel und die wahrscheinlichen Motive ihrer Gründung. — Die halbheidenische Grundlegung und Einweihung. — Die Tyche. — Die Zwangsbevölkerung und der Kunstraub. — Zoroaster und Manonaris.

Rom im vierten Jahrhundert. — Das Bisthum und sein Werth. — Neufere Uebersicht der Stadt. — Die Nömer. — Ausartung der christlichen Gemeinde; die Ketzerei. — Der römische Pöbel; Panem et Circenses! — Das vornehme heidenische Rom; der Senat. — Die Bildung. — Das Landleben.

Athen, seine Bevölkerung und seine Universität.

Palästina als Heimath der Pilger.



Zehnter Abschnitt.

Hof, Verwaltung und Heer. — Constantinopel, Rom, Athen und Jerusalem.

Constantin pflegte zu sagen: „Kaiser zu werden ist eine 10. Abschn.
„Sache des Schicksals; wen aber die Gewalt des Fatums
„in die Nothwendigkeit des Herrschens versetzt hat, der be-
„mühe sich, des Imperiums würdig zu erscheinen.“¹⁾

Alles wohl erwogen, war er in der That vor all sei- Constantin der
Große.
nen Zeitgenossen und Mitregenten der Herrschaft würdig,
so schrecklich er sie bisweilen mißbraucht hat. Der Name
des „Großen,“ der trotz allen Schmeichlern nur an so we-
nigen Menschen haften will, ist ihm unbestritten geblieben.²⁾
Das übermäßige Lob der christlichen Schriftsteller hat hier
nicht entschieden; sondern vielmehr der gewaltige Eindruck,
den die römische Welt von Constantin erhalten hatte. Sie
war von ihm zuerst erobert, dann mit einer neuen Religion
versöhnt und in den wichtigsten Beziehungen neu eingerich-
tet worden. Auf solche Beweise von Thatkraft hin durfte
sie ihn „den Großen“ heißen, selbst wenn Alles was er ge-
than zum Schaden ausgeschlagen wäre. In einer weniger

¹⁾ Hist. Aug. Heliogab. 33.

²⁾ Bereits absichtlich betont bei dem Zeitgenossen Praxagoras, s. Müller
fragm. hist. græc. IV, p. 2: τὸν μέγαν Κωνσταντῖνον, τῆς με-
γάλης ἀρχῆς τὸν ἄξιον ἐπισημοῦς, κ. τ. λ. wenn es nicht Zu-
that des Excerptors Photius ist.

10. Abschn. ungewöhnlichen Zeit hätte Constantin bei der gleichen Begabung eine solche geschichtliche Stellung schwerlich erreicht; er hätte mit dem Ruhm eines Probus oder Aurelian sich begnügen müssen. Da ihn aber „die Gewalt des Fatums,“ wie er sich ausdrückt, auf die Grenzscheide zweier Weltalter stellte und ihm dazu eine lange Herrschaft verlieh, so konnte sich seine Herrschernatur ungleich vielseitiger offenbaren.

Es ist aber nicht unsere Aufgabe, seine Lebensgeschichte zu schildern. Wie im Bisherigen von seinem Verhältniß zum Thron und zur Kirche nur die nothwendigen Umrisse gegeben wurden, so darf auch von seiner sonstigen Regierung nur in Kürze die Rede sein. Ueber die meisten der betreffenden Fragen steht übrigens das historische Urtheil nicht durchaus fest, und selbst die Thatfachen sind nicht selten streitig.

Die Hofwürden.

So zunächst in Betreff der Vervollständigung des Hofceremoniells und der Hofwürden. Die sogenannte *Notitia Dignitatum*, ein Hof- und Staatskalender vom Anfange des fünften Jahrhunderts, zählt eine reich abgestufte Hierarchie der Hof- und Staatsämter auf, welche wohl im Allgemeinen durch Constantin ihre Gestalt erhalten haben mag, wenn sich dieses auch nicht direkt beweisen läßt.¹⁾ Allein von den einzelnen Hofwürden hatten gewiß schon viele unter Diocletian und noch weit früher, etwa seit Hadrian, bestanden.²⁾ Das Verzeichniß hat allerdings, da man diese Vorgänge nicht näher kennt, etwas Ueberraschendes, so feierlich spricht sich darin der Prunk des Despotismus aus. Ueberall ertönt das Adjektiv „*Sacer*, geweiht,“ wo man schlechtweg „*kaiserlich*“ sagen würde; mehrere Würden sind z. B. nach dem *Sacrum cubiculum*, dem kaiserlichen Gemach u. s. w. benannt. Um aber zu einem festen Schluß zu gelangen, um genau zu ermitteln wie es bei Hofe zugeht, müßte man

¹⁾ Die zugänglichsten Auszüge aus der *Notitia* u. a. bei Kertüm, Röm. Gesch. S. 418 ff. Fickler Röm. Gesch. in den Beilagen, u. a. a. D.

²⁾ S. die bekannte Stelle bei Aurel. Vict. Epil. 14.

wissen, welche von den vielen Aemtern mit einer wirklichen 10. 2066a. Aufwartung verbunden und welche bloße Titel waren. Siebt es doch noch jetzt Höfe, welche bei einer thatsächlich sehr Titulaturen. mäßigen, ökonomischen Einrichtung eine außerordentliche Menge von Ehrenchargen ausstellen. — Wie sehr sich aber die damalige römische Welt an das Titelwesen als Symbol der Rangordnung gewöhnen mußte, lehren die üblichen Ehrenprädicate *illuster, spectabilis, honoratus, clarissimus, perfectissimus, egregius*, und die Anreden *amplitudo, celsitudo, magnitudo, magnificentia, prudentia tua* u. s. w., welche zum Theil auch die obligate Begleitung gewisser Aemter waren. Schon bei Anlaß Diocletian's ist von der Bedeutung dieser Neuerungen kurz die Rede gewesen; wir dürfen auch hier vermuthen, daß die betreffenden Fürsten nicht sowohl willkürlich Neues schufen als vielmehr dasjenige constatirten und in Form und Regel brachten, was ohnedieß in der Zeit lag. Constantin freilich verfuhr dabei mit vollem Bewußtsein; „er erfand (sagt Euseb IV, 1) verschiedene Ehrentitel, um möglichst Vielen Ehre anzuthun.“ — Uebrigens mußten die Vorrechte der Hofleute, consequent gehandhabt und erweitert, allmählig einen neuen Erbadel hervorbringen; ¹⁾ sie sind nicht nur aus dem ganzen drückenden Steuerwesen, aus dem Municipalelend herausgehoben in eine höhere verklärte Sphäre, sondern auch gegen das Schicksal der gemeinen Sterblichen, die „*calumnias*“ geschützt; die Privilegien gelten nicht nur ihnen, sondern auch ihren Kindern und Enkeln und dauern auch im Fall der Pensionirung fort. Schon besah man eine Aristokratie, welche auf erblich werdender Steuerfreiheit beruhte, nämlich die der senatorischen Familien; hier ließ sich nun Alles dazu an, eine zweite aus Hofleuten (Palatini) und höhern Beamten zu schaffen. Allein Constantin wußte wenigstens für seine Person die Dinge im Gleichgewicht zu halten. Sein Hof war ein

¹⁾ Vgl. Cod. Theodos. VI. 35. (Stefse v. d. J. 314, 319, 321, 328.

10. Abschn. überaus schlüpfriger Boden und wer da stand, der mußte wohl zusehen, daß er nicht falle. In seiner nächsten Umgebung hatte der Kaiser eine Menge „Freunde,“ „Getreue,“ „Vertraute“ und wie sie sonst heißen; er war keiner von den verschlossenen Tyrannen; neben seinem beständigen „Lesen, Schreiben und Nachdenken“¹⁾ empfand er die Bedürfnisse eines expansiven Gemüthes. Dieß schließt jedoch eine große Ungleichheit und Duplicität nicht aus; es giebt Charaktere welche in dieser Beziehung ganz sonderbar gemischt sind, aus Hingebung und Falschheit, aus Bedürfniß nach Umgang und tückischer Selbstsucht, welche letztere sich bei einem Gewaltherrscher jener Art in das Gewand der Staatsraison zu hüllen pflegt. So sehen wir wie Constantin seine „Freunde“ zunächst erhebt und reich macht,²⁾ ja ihnen in der kaiserlichen Kasse zu wühlen gestattet; Mißbräuche, die selbst einem Euseb die schwersten Seufzer auspressen³⁾ und bei Ammian (XVI, 8) als ein Krebschaden des Reiches anerkannt werden. Blöthlich erfolgen dann Katastrophen, welche gewiß oft den ganzen Hof zittern machten; die „Freunde“ werden hingerichtet und — wir wagen es unbedenklich zu behaupten — ihr Vermögen wird eingezogen. Vielleicht waren jene Predigten des Kaisers, wovon oben (S. 400) die Rede gewesen ist, die warnenden Vorboten, vielleicht auch die unmittelbare Ankündigung des Sturzes. In einer drohenden Stimmung dieser Art ist wohl auch das Gesetz⁴⁾ vom Jahre 325 erlassen: „Wer, woher, weß Standes und Ranges Einer sei, der gegen einen meiner Rich-

Der Kaiser
und seine
Freunde.

¹⁾ Aurel. Vict. Epit. 41. — Constantin hatte wenigstens eine gesunde Abneigung gegen die Verschnittenen, (Euseb. vita Const. IV, 25. Hist. Aug. Alex. Sev. 66) die an seinem Hofe nie zur Geltung kamen.

²⁾ Eutrop. X, 7. — Vgl. Julian, Cäsarcs, gegen Cente.

³⁾ Euseb. vita Const. IV, 29. 31. 54. 55, nachdem er IV, 1 Constantins Freigebigkeit auf ganz kindische Weise gerühmt hat.

⁴⁾ Cod. Theodos. IX, 1.

„ter, Großbeamten, Freunde oder Hofleute etwas Ungera- 10. Buch.
 „des oder Ungerechtes mit Wahrheit zu beweisen sich ge-
 „traut, der komme furchtlos und wende sich an mich; ich
 „will in Person Alles anhören und erkunden, und wenn
 „es erwiesen ist, werde ich mich selber rächen . . . ; rächen
 „will ich mich an Dem, der bis jetzt mit erheuchelter Un-
 „schuld mich betrogen. Demjenigen aber, welcher Anzeige
 „und Beweis leistet, will ich durch Würden und Gut be-
 „lohnern. Und dieß, so wahr mir die höchste Gottheit immer
 „gnädig sei und mich erhalten möge zum Glück und zur
 „Blüthe des Staates.“ Ob Jemand dieser heftigen Auf-
 forderung Folge leistete, ist nicht bekannt, wie denn die ganze Die spätern
 innere Hofgeschichte im Dunkel liegt. Eine Besserung Hofstrafen.
 erfolgte keinesfalls; gerade im letzten Jahrzehnd seines Lebens
 wird Constantin ¹⁾ als pupillus, d. h. eines Vormunds be-
 dürftig verspottet, wegen der unmäßigen Verschleuderung.
 Der ganze Zustand hat etwas sehr Räthselhaftes; ein rastlos
 thätiger Selbstherrscher, der so weit entfernt ist, eine er-
 klärte Günstlingsregierung neben sich aufkommen zu lassen
 und dabei doch ein solches Treiben duldet und provocirt,
 um dann auf einmal mit schrecklicher Strafgerichtigkeit da-
 gegen einzuschreiten — worauf er dann bisweilen eine Ueber-
 eilung zu bereuen hat und den Hingerichteten Statuen setzt ²⁾
 wie dem gemordeten Crispus! Man kann in diesen Din-
 gen einen berechneten Plan oder eine ungleiche, fahrig-Ge-
 müthsart erkennen — wir wissen zu wenig von Constantin,
 um uns unbedingt für das Eine oder das Andere entschei-
 den zu dürfen und möchten am ehesten eine gemischte Hand-
 lungsweise annehmen, wie bereits angedeutet wurde. ³⁾ Mit

¹⁾ Bei Aurel. Vict. Epit. 41.

²⁾ Anonym. Bandurii, p. 61. und in derselben Sammlung p. 83.

³⁾ Noch eine Hypothese möge gestattet sein. Constantin übernahm 324
 den Hof und die Generale des Licinius; mußte er sich etwa die-
 ser Leute durch Bestechung verschern? Die Verhältnisse zu dem Cle-
 rus des licinischen Reiches waren, wie wir sahen, auch nicht ganz rein.

10. Abschn. einigem Pragmatismus und einiger Phantasie gelangt man leicht dazu, aus den zerstreuten Nachrichten über Crispus, die Helena, den Präfecten Ablavius, den Usurpator Glycerus und den Thronfolger Dalmatius einen Hofroman aufzubauen, der zugleich sehr interessant und doch von Anfang bis Ende unwahr sein könnte. Jedenfalls galt es als eine allgemeine Wahrnehmung, daß Constantin in seinem letzten Decennium bei weitem nicht mehr derselbe Regent war wie in der Blüthezeit seines Lebens.¹⁾ Von der völligen Ausartung des Hofes unter seinen Söhnen giebt dann Ammian (u. a. XXII, 4) das vollgültigste Zeugniß.

Finanzwesen. Das Finanzwesen, welches mit diesen Hofbegebenheiten in engem Zusammenhang stehen mochte, übergehen wir hier ganz, weil die wesentlichen Resultate fehlen, sodas man z. B. nicht weiß, ob die von Constantin neu eingeführten Steuern im Ganzen eine Wohlthat oder eine Erschwerung waren. Die wahre Bilanz des römischen Reiches bleibt auch für diese Zeit ein Räthsel. In dem ererbten System war, wie bemerkt, Vieles unbedingt fehlerhaft; von dem was wahrscheinlich unter Constantin hinzukam oder größere Ausdehnung erhielt, ist das Monopol zahlreicher Industriezweige, welche der Staat sich vorbehielt und durch seine Leibeigenen betreiben ließ, ohne Weiteres verwerflich. Man darf nur nicht vergessen, daß unsere heutige staatsökonomische Erkenntniß diese und ähnliche Hüllen noch nicht seit langer Zeit abgestreift hat.²⁾ Die Art der Eintreibung, vor Allem die

Decurionen. Haftbarkeit der Decurionen (S. 91) für die Steuern ihres Bezirkes war vielleicht schlimmer als die Geldsucht des Staates an sich. Eine Reihe von Befehlen³⁾ Constantin's belehrt uns, durch welche zum Theil verzweifelte Mittel man

¹⁾ Eutrop. X. 7. und daber Aurel. Vict. Epit. 41: er hieß in den zehn ersten Jahren trefflich, in den zwölf folgenden ein Räuber, in den zehn letzten ein pupillus, unmäßiger Verschleuderung halber.

²⁾ Ueber Constantins Finanzwesen, vgl. Manso a. a. O. S. 181 ff.

³⁾ Cod. Theodos. XII, 1. Aus den Jahren 313 bis 331.

sich dem Decurionat zu entwinden suchte: durch Vermählung mit Sklavinnen, durch Flucht in die Armee, durch Beförderung in den Senat, durch Ueberfiedelung in weniger gedrückte Städte, durch Versteck und Inognito, später selbst durch Flucht zu den Barbaren. Einen Augenblick hindurch galt auch der Eintritt in den geistlichen Stand als Rettung; aber auf plötzlichen Zubrang folgte ein eben so plötzliches Verbot (S. 410). Der Staat hat vollauf damit zu thun, das Entweichen aus diesem Steuerverband unmöglich zu machen. Der locale Jammer war um so größer, wenn die christlichen Kirchen des Ortes aus dem Stadtgut dotirt wurden, was wenigstens stellenweise geschehen sein muß.¹⁾

Auch die neue Reichseinteilung und Verwaltung darf hier nur mit einem Worte berührt werden. Der Mechanismus der vier großen Präfecturen, deren jede in mehrere Diöcesen zerfiel, von welchen wiederum jede mehrere Provinzen enthielt, hat von außen angesehen allerlei Gründe für sich und wider sich; ob man aber mit deren Erörterung die wahren Motive Constantin's in den einzelnen Fällen richtig treffen würde, ist eine andere Frage. Aus bloßer müßiger Neuerungssucht hat er diese große, bereits von Diocletian (S. 69) begonnene Veränderung nicht durchgeführt; im schlechtesten Fall bestimmte ihn etwa das Bedürfnis eines allgemeinen Beamtenwechsels, der nach den gewaltigen Erschütterungen im Innern des Reiches unvermeidlich erscheinen mochte; das Hauptziel aber war ohne Zweifel die Gleichmachung der Administration, die Aufhebung der letzten provincialen Unterschiede. Daß die Zahl der Beamten bei diesem Anlaß sehr stark vermehrt wurde, ließ sich nicht anders erwarten; wie weit dies aber auf nutzlose und drückende Weise geschah, ist nicht leicht hin auszumachen. Das Urtheil hat keinen genügenden Stützpunkt, so lange man den Ge-

10. Abschn.

Neue Einteilung des Reiches.

¹⁾ Nach einer vielleicht zu allgemeinen Aussage bei Sozomeus V, 5. Val. Manso a. a. O. S. 228 ff.

10. Abschn. schäftskreis, die Thätigkeit und die Befoldung dieser Beamtenwelt nur unvollständig und größtentheils gar nicht kennt und von dem Verhältnis ihrer Masse zur Zahl der Unterthanen vollends keinen Begriff hat.

Trennung der Gewalten.

Hochwichtig und vollkommen deutlich ist nur die Trennung der Civil- und Militärgewalt. Die frühern *Præfecti Prætorio*, welche einst zugleich die ersten Minister und oft die Beherrscher des Kaisers gewesen, behalten wohl ihren Titel bei, sind aber fortan nur die obersten Verwaltungsbeamten der vier großen Präfecturen Orients, Illyricum, Italla und Gallia; der Name hat seine Bedeutung völlig verändert. Für das Kriegswesen treten jetzt zwei Großfeldherrn, der *Magister equitum* und der *Magister peditum* auf; schon daß ihrer zwei waren und daß ihre Geschäfte sich nicht nach Vertheilungen, sondern nach Reiterei und Fußvolk eintheilten, zeigt den tiefern Zweck, welcher dieser Veränderung zu Grunde lag; jeder Gedanke an Usurpation wurde erschwert oder vereitelt, so lange einer ohne den andern nichts anfangen konnte. Die allgemeine Trennung der Civil- und Militärverwaltung ging aber auch durch alle Verhältnisse hindurch; jene gefährlichen großen Provinzialbeamten, welche als *Proconsuln*, *Proprätores*, *Rectoren* u. s. w. auch den Heerbefehl ihrer Gegend inne gehabt und nur mit den ihnen untergeordneten Legaten getheilt hatten, sollten fortan den Thron nicht mehr in Besorgniß versetzen dürfen. Die Folgen dieser Trennung für das Schicksal des Reiches müßten noch mehr in die Augen fallen, wenn nicht das Haus Constantin's durch Familiengräuel den Mangel der Feldherrn usurpation¹⁾ ersetzt hätte.

Kriegswesen.

Im Kriegswesen an sich betrachtet glaubt man für die Regierung des sonst so kriegstüchtigen Constantin eher Rückschritte als Fortschritte annehmen zu dürfen. Die bereits unter Diocletian begonnene, nach dem Sieg über Maxentius

¹⁾ Die dann mit Magnentius unter gewissen Bedingungen doch eintret.

vollendete Auflösung der Prätorianer (S. 360) gehört nicht 10. Buchn. hieher; sie war eine Sache der politischen Nothwendigkeit und das Reich verlor an jener persönlich tapfern aber böseartigen Schaar nicht viel. Natürlich bildete sich eine neue Leibwache, die Palatinen.¹⁾ Das übrige Heer, unter den alten Namen der Legionen, Auxilien u. s. w. zerfiel je nach der Garnisonirung (wie es scheint) in Comitatusen, welche in den Städten des Binnenreiches lagen, und in Pseudocomitatusen, wozu hauptsächlich die Truppen an den Grenzen und in den Castellen derselben gehörten. In dem großen Sündenregister Constantin's, womit der Heide Zosimus dessen Lebensgeschichte beschließt, wird jene Einquartirung der Comitatusen in die großen Städte scharf getadelt (II, 34); dadurch seien die Grenzen halb entblößt und den Barbaren geöffnet, die Städte aber ohne Noth in den jammervollsten Druck gebracht worden, während die Soldaten selbst den Theatern und dem Wohlleben nachgehen lernten.²⁾ Ganz anders sei das Reich gehütet gewesen unter Diocletian, als alle Truppen an den Grenzen lagen, sodas jeder Barbarenangriff gleich zurückgewiesen wurde. — Die Rechtmäßigkeit dieses Vorwurfes wird man weder ungetheilt annehmen noch verwerfen können. Die großen Städte mochten wohl auch der Hütung bedürftig scheinen. Ob Constantin wirklich gegen Ende seines Lebens so indolent wurde, das er sammt seinem Heer vor ein paar hundert Tausenden die Flucht ergriff, wie derselbe Autor (II, 31) meldet, bleibt sehr zweifelhaft;³⁾ zu einem Krieg gegen die Per-

1) Lange, *Hist. mutationum rei milit. Romanor.* p. 100 seq. Anders Ranke, I. c. p. 140 seq.

2) Joh. Lydus *de magg.* II, 10, III, 31. 40 klagt namentlich über Entblößung der Donaugrenzen, deren Truppen durch Äßen vertheilt worden seien.

3) Julian in den Cäsares findet ganz im Allgemeinen, Constantin habe gegen die Barbaren lächerlich wenig ausgerichtet und sie mit Tribut abgekauft.

10. Abschn. ser¹⁾ machte er wenigstens noch kurz vor seinem Tode sehr bedeutende Anstalten. — Die zunehmende Barbarisirung des römischen Heeres selbst war das nothwendige Ergebniß der Entvölkerung im Innern und der Barbarenansiedelung²⁾ wodurch man derselben begegnen wollte; auch entzog man den freien Völkern jenseits der Grenze durch Werbung am sichersten die angriffslustige junge Mannschaft. Vorzüglich müssen die Franken eine große Stelle im Heer eingenommen haben,³⁾ wenigstens konnten später unter der Dynastie des Constantin fränkische Offiziere bei Hofe das große Wort führen. Die Erhaltung des Staates ging derjenigen der römischen Nationalität voran; und auch von dieser letztern mochte man vielleicht noch hoffen, daß sie die einverleibten barbarischen Elemente allgemach bemeistern, sich assimiliren würde, wie sie dieß bei den frühern Eroberungen zur Zeit der Republik und in den ersten Jahrhunderten des Kaiserthums vermocht hatte.

Ob Constantin wirklich eine Vorliebe für die Barbaren hatte, und in welchem Sinne, bleibt unentschieden. Er wurde angeklagt, zuerst von allen Kaisern, Barbaren zu Consuln gemacht zu haben,⁴⁾ allein dieß läßt sich nicht näher belegen. In den Verzeichnissen der Consuln aus seiner Zeit findet man — mit Ausnahme der öfter eintretenden kaiserlichen Personen — fast lauter Stadtrömer vornehmen Standes. Andere Staatswürden gab er allerdings auch an Barbaren und es mögen dieses kaum seine schlechtesten Er-

¹⁾ Dessen mit Fabeln durchflochtene Rettung wir absichtlich übergehen. Vgl. Joh. Lykus I. c. III, 33. Die Stellen u. a. bei Pauly, Realencycl. VI, p. 704.

²⁾ Guseb's erbauliche Auslegung hiervon, vita Const. IV, 6.

³⁾ Ueber die Herkunft der vielen andern barbarischen Heeresabtheilungen, welche im Verlauf des vierten Jahrhunderts zum Vorschein kommen, vgl. Böcking's Commentar zur Notitia dignitatum in part. Orient. cap. 4—8, 25—39; in part. Occid. cap. 5—7, 24 seqq.

⁴⁾ Ammian. Marc. XXI, 10.

nennungen gewesen sein. Gefangene barbarische Soldaten seiner Gegner hat er auf dem Schlachtfeld zu tausenden seinen eigenen siegreichen Leuten mit Geld abgekauft.¹⁾ — Die stärkste Negation des eigentlich römischen Wesens lag aber nicht in diesem Verhalten gegen die Unrömischen, sondern in der Gründung der „neuen Roma“ am Bosporus. Von dieser muß nunmehr die Rede sein.

Welchen Sinn konnte die Gründung einer neuen Hauptstadt unter jenen Umständen haben? Die Constantinopolis.

Der bloße Residenzwechsel des Fürsten kam hier nicht sehr in Betracht. Es ließ sich voraussehen, daß der Aufenthaltsort der Kaiser sich noch oft und auf lange Zeit nach dem Kriegszustande an den verschiedenen Grenzen werden richten müssen. Wenn auch unter Constantin selber im Ganzen eine merkwürdige Waffenruhe herrschte, so haben doch die folgenden Kaiser des vierten Jahrhunderts die neue Hauptstadt und ihre Herrlichkeiten in der That nur wenig genießen können. Ein bloßer Residenzwechsel hätte auch einen ganz andern Charakter gehabt; Constantin hätte etwa in Byzanz wie Diocletian in Nicomedien,²⁾ einen neuen Ballast gebaut, die Stadt verschönert, auch je nach Umständen stark befestigt und es seinen Nachfolgern überlassen, anderwärts etwas Aehnliches zu versuchen. Der größte Gewinn bestand für diesen Fall in der militärischen Sicherheit der Centralregierung durch die unvergleichliche Lage der Stadt.

Die ganze Frage über die Wahl des Ortes wird aber außerordentlich erschwert durch unsere Ungewißheit über Constantin's letzte politische Pläne. Er vergießt Ströme

¹⁾ Euseb. vita Const. II, 13.

²⁾ Ueber den traurigen Verfall dieser Stadt seit Constantin vgl. Ammian. Marc. XXII, 9.

10. Uebcn. von Blut für die Herstellung der Reichseinheit und macht dann doch eine ganz räthselhafte Theilung. War sein Beschluß hierüber schon gefaßt, als er die neue Hauptstadt gründete? man wird es nie ermitteln können. Der Herr der Welt war nicht im Stande, das Schicksal seiner Dynastie zu leiten und zu sichern, schon weil sie ein entsetzliches Geschlecht war. Er mußte es darauf ankommen lassen, welchem Erben einst das Reich und die Constantinopolis schließlich anheimfallen würden.

Die Lage. Die geographischen Gründe, welche man sonst geltend macht, dürfen wenigstens nicht überschätzt werden. Byzanz lag allerdings den am meisten bedrohten Grenzen viel näher als Rom; die Donau- und Pontusgothen und die Perser konnte man von hier aus weit besser beobachten. Allein mit den Franken und Alamannen war es trotz aller Siege noch nicht so zu Ende, daß die so weit entlegene Rheingrenze als unbedingt gesichert hätte gelten können. Außerdem ist es noch eine Frage, ob die Hauptstadt vorzugsweise in eine der am meisten gefährdeten Gegenden des Reiches gehörte, wo noch vor wenigen Jahrzehenden gothische Raubflotten ihr Wesen getrieben hatten. Dießmal erhielt sie freilich eine solche Befestigung, daß neun Jahrhunderte hindurch alle Völkerstürme vergebens an ihre Mauern prallten.

Ansprüche von Myricum. Byzanz hatte aber noch eine ganz andere geographische Bedeutung als bloß die eines uneinnehmbar festen Waffenplatzes. Erinnern wir uns, welche Rolle das sogenannte illyrische Dreieck, d. h. die Ländermasse zwischen dem schwarzen, ägäischen und adriatischen Meer im dritten Jahrhundert gespielt hatte; seine Feldherrn und Soldaten, darunter die constantinische Familie selber, hatten das Reich gerettet und beherrscht; es durfte nun die Residenz für sich verlangen, und so ist die Constantinopolis zunächst der Ausdruck und die Ehrenkrone von Myricum. Eine Aussage des Zonaras berechtigt zu dieser Vermuthung; Constantin soll nämlich Anfangs sogar an eine Stadt des tiefen Binnenlandes,

Sardica (das jetzige Sofia in Bulgarien) gedacht haben, ¹⁾ 10. Buch. wobei ihn offenbar nur die Rücksicht auf das bevorzugte Volk im Reiche leiten konnte.

Die Constantinopolis sollte aber — wohin sie auch zu liegen kam — überhaupt keine bloße Residenz, sondern der Ausdruck der neuen Zustände in Staat, Religion und Leben werden.²⁾ Der Gründer hatte hievon ohne Zweifel ein klares Bewußtsein; er mußte sich einen neutralen Ort ohne Prämissen schaffen, weil er keinen vorfand. Die Geschichte hat dieser That, verdienter oder unverdienter Maßen, den Stempel des Großen, Welthistorischen aufgedrückt; sie hat in der Stadt Constantins einen ganz eigenthümlichen kirchlich-politischen Geist, eine ganz eigene Gattung von Cultur entwickelt, den Byzantinismus, welchen man lieben oder hassen mag, jedenfalls aber als Weltmacht anerkennen muß. Oben

Der Byzanti-
nismus.

1) Vgl. auch den Anonymus bei Müller, *fragm. hist. græc.* IV. p. 199. Constantin pflegte damals oft zu sagen: Mein Rom ist Sardica. Es ist nicht die Gegend von Sardes in Kleinasien gemeint.

2) Wie untergeordnet die Idee der Residenz erschien, geht schon daraus hervor, daß die neue Stadt „gleichem Rang mit Rom“ (Sozom. II, 3) erhalten sollte, während Rom gerade keine Residenz mehr war.

10. Abschn. Man nimmt wohl an, daß Constantin einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Rom empfunden habe, und daß die Römer denselben hervorgerufen oder erwiedert hätten durch ihren Abscheu an seiner Vernachlässigung heidnischer Ceremonien. Allein es bedurfte dessen nicht mehr. Seit Diocletian war mit der Nothwendigkeit der Reichsteilungen auch die Untauglichkeit Rom's zur Residenz eine klar erkannte Sache. Die Zwischenherrschaft eines Maxentius hatte zwar zu Rom's großem Schaden gezeigt, wie gefährlich der hohe alte Name der Weltherrin gemißbraucht werden könne, wenn die Kaiser ferne im Orient und im Norden saßen, allein Constantin wußte, daß nach Aufhebung der Prätorianer nichts Ernstliches mehr zu befürchten war.¹⁾ Daß er in Rom residiren sollte, erwartete wohl im Ernste Niemand mehr von ihm. Das Centrum der höchsten Reichsgeschäfte war lange Zeit in Diocletian's Cabinet, also vorzugsweise in Nicomedien zu finden gewesen; später hatte Constantin als Herr des Westens, neben Licinius, Rom nur von Zeit zu Zeit besucht, sonst aber sich meist in Gallien und in den Feldlagern aufgehalten. Dem Osten aber durfte er vielleicht (abgesehen von den besondern Ansprüchen Illyricum's) nach dem Siege über Licinius die Hauptstadt nicht wohl verweigern, so wie er auch in andern bedenklichen Beziehungen den Sachen ihren Lauf scheint gelassen zu haben. Die geheimen persönlichen Nebenergebnisse, welche den Sturz des Licinius begleiteten, würden vielleicht auch hier Einiges aufklären können.

Die Bau-
tendenschaft.

Endlich war in Constantin die Leidenschaft des Bauens — eine der stärksten die es im Gemüthe mächtiger Fürsten geben kann — offenbar gewaltig entwickelt. Es läßt sich kein solideres äußeres Symbol der Herrschergewalt denken als Gebäude von bedeutendem Charakter; außerdem ist das

¹⁾ Die Zusammensetzung der spätern Garnison von Rom s. bei Bretler, die Regionen der Stadt Rom, S. 30. 31. 93 ff.

Bauen selbst, mit massenhaften Kräften rasch gefördert, schon an sich ein Gleichniß des schaffenden Herrschens und für ruhige Zeiten ein Ersatz desselben. Vollends gilt eine neue Stadt für den Gründer als das Sinnbild einer neuen Welt. 10. Buch.

Es gingen der neuen Gründung wunderbare Entschlüsse Constantin in
Ilium. und Versuche voraus. Außer Sardica hatte der Kaiser auch Thessalonich, dann Chalcedon, auf der asiatischen Seite des Bosporus, im Auge gehabt. Der erste feste Entschluß aber galt keiner andern Verlichtheit als der Gegend des alten Troja, von wo einst durch Aeneas die Auswanderung nach Latium und mittelbar die Gründung Rom's ausgegangen. Von historischer Sentimentalität darf hier nicht die Rede sein, bei Constantin so wenig als einst bei Cäsar und bei Augustus, welche denselben Plan gehegt hatten.¹⁾ Es kamen gewiß sehr bestimmte Gründe heidnischer Superstition in Betracht, über welche der Kaiser, wie oben bemerkt, keinesweges hinaus war. Ilium ist die heilige alte Heimath der Römer; durch irgend einen Schicksalspruch, den wir nicht mehr kennen,²⁾ waren sie angewiesen, den Sitz ihrer Herrschaft einst wieder dahin zu verlegen, von wo ihre Anfänge entstammten. Constantin begab sich³⁾ in Person nach dem berühmten Gefilde, wo an den Grabbügeln der Helden Homer's schon seit tausend Jahren geopfert wurde; beim Grab des Niar, an der Stelle des griechischen Lagers, begann er selbst die Umriffe der künftigen Stadt zu zeichnen. Bereits waren die Thore gebaut, als ihm eines Nachts Gott erschien und ihn ermahnte, eine andere Stätte zu wählen; darauf entschloß er sich für Byzanz. Noch hundert Jahre

1) Sueton. Cæs. 79 und die Ausleger zu Horat. Od. III, 3.

2) Wenn nicht das Chron. paschale, ed. Bonn. p. 517 genügt: Constantin habe ein Orakel erhalten, wonach die Herrschaft Rom's dem Untergang nahe sein sollte.

3) Sozomenus II, 3. Kürzer Zosim. II, 30.

10. Abschn. später sahen die bei Troja Vorüberfahrenden vom Meere aus den Bau den er unvollendet gelassen. — Wer in dieser Erzählung einen Kampf der heidnischen und der christlichen Umgebung des Kaisers erkennen will, dem kann man wenigstens nicht widersprechen. Es ist wohl denkbar, daß die Hofgeistlichen alle Mittel des Widerstandes in Bewegung setzten, als sich Constantiu mit wesentlich heidnischen Ceremonien und Drakeln beschäftigte.

Halbheidnische
Weibe.

Aber auch bei der Gründung von Constantinopel ging es ohne dergleichen nicht ab. Für die Abler, welche beim vorgeblichen Neubau von Chalcedon Messschnüre oder Steinen rauben und über den Bosporus nach Byzanz tragen, mögen sich Zonaras und Cedrenus verantworten; ähnlicher Art sind mehrere andere Züge, die nur das Bedürfniß der Zeitgenossen nach übermenschlichen Beziehungen großer Ereignisse ausdrücken. Allein Constantiu hätte schon der heidnischen Bevölkerung des Reiches wegen sich auf die Superstition einlassen müssen, und wahrscheinlich war er auch in seinem Innern durchaus nicht frei davon. Er selber spricht sich unbestimmt monotheistisch und dabei sehr geheimnißvoll aus: „wir haben die Stadt auf Gottes Befehl mit einem ewigen Namen beschenkt.“¹⁾ Welches ist dieser ewige Name? Wahrscheinlich nicht Constantinopolis, vielleicht nicht einmal Neorum (*νέα Ρώμη*), sondern Flora oder Anthusa, die Blühende, welches auch der priesterliche Geheimname Rom's war.²⁾ Der Gott aber, welcher diese Benennung befahl, war schwerlich der Christengott. Auch das Traumgesicht, womit spätere Chronisten den Kaiser beehren³⁾ — ein zerlumptes Weib bittet ihn um Kleidung — hat durchaus keinen christlichen Charakter.

1) Cod. Theodos. XIII, 5.

2) Joh. Lydus de menss. IV, 51, Chron. Paschale ed. Bonn. pag. 528.

3) Die Stellen bei Ducange, Cpolis christiana, I, I. p. 24.

Die feierliche Grundlegung der westlichen Ringmauer 10. Abschn.
 fand Statt ¹⁾ den 4. November des ersten Jahres der 276sten
 Olympiade, d. h. des Jahres 326, als die Sonne im Zei-
 chen des Schützen stand, der Krebs aber die Stunde be-
 herrschte. Kurz vorher war der Thronerbe, vielleicht auch
 schon die Kaiserinn hingerichtet worden. Es war die Zeit,
 da Constantin sich mit dem Neuplatoniker Sopater (S. 404)
 enge befreundet hatte, und diesen finden wir auch bei der
 Gründung als Thesten thätig,²⁾ d. h. er vollzog gewisse ^{Die Teles-}
 symbolische Handlungen, welche das Schicksal der neuen ^{mata.}
 Stadt magisch sichern sollten. Außer ihm wird auch ein
 Hierophant Prätertatus, wahrscheinlich ein römischer Pon-
 tifer, namhaft gemacht. Es ging später eine Sage,³⁾ un-
 ter der Porphyrsäule auf dem Forum von Constantinopel,
 welche das Standbild des neuen Gründers trug, liege das
 Palladium, welches er insgeheim aus Rom weggenommen.
 Dieß wäre ein wahres Telesma gewesen, dergleichen zur
 Abwendung von Plagen und Bannung des Glückes im Al-
 terthum so manche waren vollzogen worden; noch Apolloni-
 us von Lyana z. B. hatte gerade in Byzanz⁴⁾ durch
 solche Mittel dem Austreten des Flusses Lycus, den lästigen
 Flößen und Mücken, dem Scheuwerden der Pferde u. a.
 Uebeln abgeholfen.

1) Der Anonymus bei Bauduri, Imperium orientale, Tom. I.
 pag. 3. — Anders Codinus ed. Bonn. p. 17. — Laut Glycas,
 pars IV, war ein berühmter Astronom Valens herberufen worden,
 um der Stadt das Heroscepy zu stellen; er weissagte ihr ein Beste-
 hen von 696 Jahren.

2) Joh. Lydus de menss. IV, 2.

3) Chron. paschale. ed. Bonn. p. 528. — Beim Anon. Ban-
 duri p. 14 wird dem Palladium beigegeben: καὶ ἔτετα πολλά
 σμειοφορικά. — Auch die zehn vergrabenen Körbe, ebendasselbst,
 haben den Werth eines Telesma.

4) Malalas. l. X. ed. Bonn. p. 264. — Anon. Banduri. p. 15.
 36. 42. Apollonius genoss bei den spätern Byzantinern einen my-
 thischen Ruf; sie verehrten ihn in die Zeit Constantin's.

10. Abschn.

Diesmal handelte es sich aber für die Stadt des Byzanz nicht mehr um solche Kleinigkeiten, sondern um das Weltgeschick, welches an diese Stätte gefesselt werden sollte. Die ältere Geschichte der Stadt, auf welche man jetzt mit gesteigertem Interesse hinblickte, die alten Mythen und Orakel, welche sich auf sie deuten ließen, Alles schien voller Ahnungen einer großen, der Erfüllung sich nähernden Zukunft. Noch durch das kräftige Aufrufen aus dem schweren Unglück unter Septimius Severus und Gallienus, namentlich durch die heldenmüthige Vertheidigung gegen den Erstern hatte Byzanz die Augen der Welt auf sich gezogen; jetzt war es zu ihrer Herrscherin bestimmt.

Wir wollen es nicht versuchen die alte oder die neue Stadt zu beschreiben; nur was für Constantin selber bei diesem großen Unternehmen charakteristisch ist, darf hier in Kürze erwähnt werden.

Die Ceremonien.

Er selber bezeichnete, einen Speer in der Hand, den Lauf der Ringmauer. (Eine Sage, die sich hier anschließt,¹⁾ ist vielleicht nicht ganz zu verwerfen; seine Begleiter fanden, er schreite zu weit aus und Einer wagte die Frage: „wie weit noch, Herr?“ — worauf er antwortete: „bis der stehen bleibt, der vor mir her geht,“ als sähe er ein überirdisches Wesen vor sich herwandeln. Es ist wohl möglich, daß er es für zweckmäßig fand, wenn die Andern solches glaubten oder zu glauben vorgaben. Ob die übrigen Ceremonien wirklich nichts anderes waren als eine Wiederholung der bei Rom's Gründung vorgekommenen, wie sie Plutarch im eifften Kapitel des Romulus schildert,²⁾ mag dahin gestellt bleiben. Viertelhalb Jahre später, den 11. Mai 330, erfolgte unter abermaligen großen Festlichkeiten³⁾ und prächtigen Circusspielen die Einweihung des Neubaus und die Namensgebung: Constantinopolis. Daß Constantin die Stadt der

¹⁾ Bei Philostorg. II, 9.

²⁾ Ansicht Gibbons, Cap. XVII, Anmerk. 28.

³⁾ Am genauesten in den Beilagen zum Anonymus des Banduri, p. 98.

Gottesmutter Maria geweiht habe, ist entschieden eine spätere 10. Buchst.
Erdbichtung. Beim Lichte betrachtet weihte er sie vor Allem
sich selber und seinem Ruhm. Es genügte ihm nicht, daß
schon der Name, daß jeder Stein an ihn erinnerte, daß
mehrere Prachtdenkmäler ihm ausdrücklich gewidmet waren;
alljährlich am Einweihungstage sollte eine große vergoldete
Statue, welche ihn vorstellte mit der Lyche, d. h. dem Schutz- Die Lyche.
genius der Stadt auf der ausgestreckten rechten Hand, in
feierlichem Fackelzuge durch den Circus gefahren werden,
wobei der jeweilige Kaiser von seinem Sitz aufstehen und
vor dem Bild Constantin's und der Lyche sich niederwerfen
mußte.¹⁾ Wer wollte es da den Leuten wehren, wenn auch
die oben erwähnte Porphyrsäule mit dem Constantincoloss
allmählig einen gewissen Cultus erhielt, wenn man Lichter
und Weihrauch davor anzündete und Nothgelübde that?
Der Ariauer Philostorgius giebt dieß (II, 17) den Christen
Schuld und kann damit gegen alle Widerrede Recht haben,
denn wo der Welt Herrscher mit einem Beispiel wie jenes
voranging, durften Christen und Heiden ungeschämt seine
Vergötterung selbst bei lebendigem Leibe aussprechen.²⁾

Dieser nämliche Geist drückt sich auch in der Art und
Weise aus, wie die neue Stadt zwangsweise bevölkert und
bevorzugt wurde. Ihre Gleichberechtigung mit Rom wurde
ganz buchstäblich aufgefaßt und demgemäß erhielt sie diesel-
ben Einrichtungen, Behörden und Vorrechte,³⁾ hatte sie doch
auch sieben Hügel wie das Rom an der Tiber! Vor allem
einen Senat mußte sie haben, auch wenn man nicht wußte Der Senat.
wozu; höchstens brauchte etwa der Hof Figuranten bei Pro-
cessionen. Eine kleine Anzahl römischer Senatoren ließ sich

¹⁾ Chron. Paschale, ed. Bonn. p. 530.

²⁾ Man konnte sich vielleicht damit entschuldigen, daß Constantin in den
Coloss hinein ein Stück des wahren Kreuzes (Socrates I, 17) ver-
borgen hatte. Unten das Palladium, oben — wie wir sehen werden —
ein zum Constantin metamorphosirter Apoll, und darin die Reliquie!

³⁾ Sozom. II, 3.

10. Abschn. allerdings durch äußere Vortheile, durch Balläste und Landgüter zur Uebersiedelung bewegen; und wenn eine spätere Sage ¹⁾ Recht hätte, so wäre sogar dieß nur durch die feinste Zuorkommenheit möglich geworden, indem sie der Kaiser durch identische Wiederholung ihrer römischen Willen und Balläste am Ufer des Bosporus überraschte. Auch ein prächtiges Senatslokal ²⁾ baute er ihnen; allein weder die Bilder der Musen, welche einst auf dem geweihten Helikon aufgestellt gewesen, noch die Statuen des Zeus von Dodona und der Pallas von Lindos, die jetzt an der Pforte des Gebäudes prangten, waren im Stande der Nichtigkeit der neuen Corporation abzuhelfen.

Räumliche Bevölkerung.

Außer den Hofleuten, Offizierern, Beamten und Senatoren mußte die neue Stadt auch eine ihrer würdige Volkszahl bekommen. Der heilige Hieronymus bemerkt zum Welthejahr: „Constantinopel wird eingeweiht, während fast „alle Städte entblüßt werden.“ Dieß gilt zunächst in Bezug auf die Bevölkerung. Sei es, daß Constantin die Erschütterung aller Verhältnisse in dem besiegten licinischen Orient zu Zwangsansiedelungen benützte oder daß er durch schlechte Lockungen anderer Art sich ein Residenzvolk sammelte — jedenfalls erreichte er was er wünschte. Dieser Wunsch, in der grellen und boshaften Fassung des Heiden Eusebius, ³⁾ lautet folgendermaßen: „aus den unterworfenen Städten führte er nach Byzanz ein Volk zusammen, „damit recht viele Betrunkene im Theater abwechselnd ihm „Klatschen und den Wein von sich geben möchten; es gefiel „ihm der Jubelruf von Leuten, die ihrer Sinne nicht mächtig waren, und er hörte sich gerne nennen von Denen,

¹⁾ Beim Anonymus des Banduri, l. c. p. 4. In spätern Zeiten meinten die Byzantiner, Constantin habe geradezu den ganzen Senat von Rom hergeholt und dort überhaupt nur den armen Pöbel zurück gelassen. Liudprandi Legatio, c. 51.

²⁾ Zosim. V, 24.

³⁾ Eunap. vitæ philoss., sub Aedesio.

„welche überhaupt an keinen Namen denken, wenn er sich ^{10. Abschn.} ihnen nicht durch tägliche Gewohnheit aufdrängt.“ Es gehört dies zu der bedenklichen Frage über die Eitelkeit und Lobfucht großer Männer, welche so schwer zu entscheiden ist, wenn nicht ganz ausgezeichnete Quellenausagen vorliegen. Bei Constantin könnte das auffallend eitle, pomphafte Auftreten, über welches mehrere Schriftsteller sich aussprechen, gar wohl eine bewußte politische Seite gehabt haben.¹⁾ In seinem Innern verachtete er sicherlich die Constantino-
politaner.

Die Worte des Hieronymus haben aber noch einen an= ^{Der Aufwand.} dern Sinn. Das Reich mußte mehr oder weniger gedrückt werden um die Kosten der neuen Anlage aufzubringen. Constantin soll sechszig Millionen Franken unseres Geldes aufgewandt haben,²⁾ eine Annahme, welche gewiß eher zu niedrig als zu hoch erscheint, wenn man die Masse und Kostbarkeit der Neubauten erwägt. Eine fortlaufende schwere Ausgabe bildete dann die seit 332 geregelte Vertheilung von Korn, Wein und Del, ohne welche diese Menschenmenge gar nicht hätte existiren können. Eunapius (a. a. D.) klagt, daß alle Kornflotten Aegyptens, Kleinasiens und Syriens diesen Pöbel kaum zu sättigen im Stande seien. Als er schrieb im fünften Jahrhundert, war freilich die Stadt schon volkreicher als Rom.³⁾

Endlich wurden vielen Städten des Reiches ihre Kunst= ^{Geraubte Kunstwerke.} schätze geraubt, was für Menschen griechischer Bildung immer das Schmerzlichste sein mußte. Von dem Raub und

1) Von seinen Söhnen verstand es Constantius bei feierlichen Anlässen sich wie eine gepuzte Statue zu geben, *tanquam signum hominis*, *Ammian. Marc. XVI, 10.*

2) Die Berechnung nach *Codinus* s. bei *Manso*, a. a. D. S. 75. *Nota.*

3) Wie der nicht viel spätere *Sozomenus II, 3* versichert. — Um die Baukunst zu wecken, hatte schon Constantin jedem neuerrichteten Hause einen jährlichen Getreideantheil zugewiesen, vgl. *Manso* a. a. D. S. 318.

10. Abschn. dem Einschmelzen der Statuen aus kostbarem Stoffe ist schon oben die Rede gewesen; außerdem handelt es sich um den schändlichsten und massenhaftesten Kunstraub der ganzen Geschichte, zum Behuf der Ausschmückung einer neuen Hauptstadt. Hier ist Constantin weder Heide noch Christ, — denn er beleidigte beide Religionen ¹⁾ durch das Verschleppen der Götterbilder nach Byzanz — sondern ein selbstsüchtiger Plünderer zur Verherrlichung seines eigenen Namens. Es giebt für Denjenigen, welcher die alte Kunst kennt, keine schmerzlichere Lecture als jene Verzeichnisse der durch und seit Constantin in Byzanz aufgestellten Kunstwerke, ²⁾ zumal wenn man sich ihres Unterganges bei Anlaß des vierten Kreuzzuges erinnert. Zwar darf man nicht immer an die wirklichen Originalien der betreffenden Tempelbilder denken, wenn z. B. bei Euseb von dem pythischen und dem sminthischen Apoll, anderswo von der samischen Hera, dem olympischen Zeus u. dgl. die Rede ist, aber der Verlust eines griechischen Kunstwertes überhaupt ist unerseßlich, und dann sind auch jene Urbilder obnedieß nicht mehr vorhanden. Die Häufung des Ungleichartigen, z. B. unter den 427 Statuen vor der Sophienkirche, muß von roher und abscheulicher Wirkung gewesen sein; in einzelnen Fällen wurde auch auf ganz barbarische Weise an den Statuen geändert, ³⁾ wie denn Constantin einem Apollscoloß seinen eigenen rundlichen Porträtkopf aufsetzte, damit er auf der

Ihre Häufung
u. Aenderung.

¹⁾ Euseb. vita C. III, 54 versüßt sich die Bevölkerung aller Plätze der Stadt mit Heiligengöttern durch die Annahme, Constantin habe den verrückten Aberglauben auf jede Weise in seiner Richtigkeit darstellen wollen.

²⁾ S. besonders den Anonymus des Banduri, l. c. pag. 4, 7, 14, 24, 28, 41. s., 66, und in derselben Sammlung p. 135—174 die auf Constantinopels Kunstwerke bezüglichen Epigramme aus der Anthologie.

³⁾ Die Umgestaltung einer colossalen Göttermutter zur Crantim, s. bei Zosimus, II, 31.

schon früher (S. 467, 469) gemaunten großen Porphyrsäule ^{10. Abschn.} prange.¹⁾ Von Rom holte man u. a. eine Anzahl Kaiserstatuen herüber; es traf sich vielleicht zufällig, daß eine des Maxentius mit darunter war und alsbald von den Heiden der neuen Hauptstadt etwas tendenziös angebetet wurde, worauf Constantiu das Bild weggenommen und die Anbächtigen getödtet haben soll.²⁾ Bei weitem das Meiste aber kam aus Griechenland und dem vordern Kleinasien. Ginst hatten römische Proconsuln und Kaiser dieselben Gegenden geplündert, und man kann es ihnen nachsehen, weil Rom und seine Cultur auf eine Ergänzung und Verklärung durch die griechische Kunst welthistorisch angewiesen war;³⁾ Byzanz dagegen will nur das Schönste verschlingen, damit die Provinzen es nicht mehr besitzen; es weiß seinen Statuen keine andere Ehre mehr anzuthun als durch abergläubige Erklärungen und Anekdoten und durch lahme Nachahmungen antiker Epigramme.

Von den Gebäuden der Constantinopoliß, welche eben- ^{Die Gebäude.} falls zum Theil aus Raub, nämlich aus Säulen älterer Bauten der Nachbarschaft errichtet wurden, können wir uns trotz der reichlich vorhandenen Nachrichten keinen Begriff mehr machen. Die Baukunst lag in jenem Augenblick in einer Crisis; der Gewölbebau mit seinem verhältnißmäßig neuen statischen Organismus war eben im entscheidenden Kampfe begriffen gegen die ohnmächtigen, abgestumpften Formen des einstigen griechischen Tempelbaues. Eine bunte, wunderliche Pracht muß der vorherrschende Charakter der constantinischen Anlagen gewesen sein; Kuppeln, Nischen, runde Hallen, kostbare Incrustationen, Vergoldungen, Mo-

1) Manso's (S. 313) Mißtrauen gegen diese Aussage des Anon. Band. p. 14 kann ich nicht theilen. Es gab zu viele Präcedenten dafür.

2) De spectaculis, bei Banduri, l. c. p. 92.

3) Was hätten wir davon, wenn Rom die Kunst der unterworfenen Hellenen verschmäht hätte? Wer dieser Perspective etwas nachgeht, wird finden, daß wir von Glück zu sagen haben.

10. Abschn. saif, sind die wesentlichen Elemente dieses reichen und unruhigen Ganzen. Constantin's eigene Ungebuld ¹⁾ sprach sich gar deutlich in der raschen, unsoliden Ausführung aus, welche sich durch baldigen Ruin mehrerer Gebäude rächte und große Reparaturen nach sich zog.

Die Tempel. Unter seinen Bauten befinden sich neben vielen und prachtvollen Kirchen unläugbar auch zwei heidnische Tempel.²⁾ Der eine, zum Circus gehörig, war den Dioscuren Castor und Pollux geweiht, der andere war das *Tycheion*, das Heiligthum der *Tyche* oder Schutzgöttin der Stadt. Wir sind bereits der alljährlichen Weihprocession im Circus begegnet, wobei die Statue Constantin's mit einer kleinen *Tyche* auf der ausgestreckten Rechten einherfuhr. Außerdem werden noch mehrere andere Bilder dieser Göttin erwähnt,³⁾ deren eines aus Rom hergebracht worden. Offenbar war dieser Götterraub mehr als ein bloßes Symbol, er sollte magisch die Uebertragung der Weltherrschaft auf die neue Stätte besiegeln. Der Kaiser machte wohl die merkwürdigsten Versuche, der *Tyche* ihre rein heidnische Bedeutung zu benehmen; sie erhielt z. B. ein Kreuz auf die Stirn; ja schon bei dem großen Weihfeste im Jahr 330 ging die Anbetung der *Tyche* und das *kyrie eleison* sonderbar durch einander;⁴⁾

¹⁾ Bezeichnend sind dafür auch die Gesetze vom J. 334 und 337, Cod. Theodos. XIII, 4, worin alle Künstler und Bauhandwerker steuerfrei erklärt werden, weil man ihrer viele braucht.

²⁾ Zosim. II, 31. — Einen dritten Tempel, den der Göttermutter, wollen wir nicht geltend machen, weil deren Statue durch Umgestaltung (S. 472 Anm.) einen andern Sinn erhalten haben muß. Die heidnischen Tempel des alten Byzanz [bei Ducange, l. c. I. p. 14. s. Die Thermen des Deconomius erhielten sieben Nischen und zwölf Portiken „zur Erinnerung“ an die Zahl der Planeten und der Monate. Anon. Banduri. p. 3.

³⁾ Anon. Banduri. p. 9. 10. 13. 15.

⁴⁾ Die Beilagen zum Anon. Banduri. p. 98. — Daß es einen eigentlichen *Tyche*tempel gab, beweiset die echte Redart *τυχεῖον* statt *τεχεῖον* bei Sozom. V, 4.

— aber das heidnische Grundgefühl war und blieb das ^{10. Uebstau.} vorherrschende. Sogar einem öffentlich aufgestellten Kreuz wurde ein Schicksalsamulet eingefügt. Ueber dem Prachtbau des Milliariums nämlich sah man die Statuen Constantin's und Helena's, welche zusammen ein Kreuz trugen, in dessen Mitte eine Kette bemerklich war; an dieser sollte ein Zauber haften, welcher dem neuen Rom den Sieg über alle Völker und die Sicherheit vor allen feindlichen Angriffen zuwebringen sollte; — und auch diese Kette nannte man die Kette der Stadt.¹⁾ Es ist möglich, daß dieser ganze Schmuck neuern Ursprungs war und daß die Bedeutung der Kette bloß in der Phantasie der Byzantiner existirte, aber Constantin hat gewiß durch magische Begehungen Anlaß zum Entstehen solcher Sagen gegeben.

Die Reaction hiegegen von Seite der christlichen Hofleute und Geistlichen haben wir bereits in dem Sturz und der Hinrichtung des Sopater (S. 405) zu erkennen geglaubt. Aus der Zeit unmittelbar vor der Einweihung wird noch der Untergang eines andern heidnischen Philosophen, Kanonaris, berichtet.²⁾ Dieser trat öffentlich auf und rief dem Kaiser zu: überhebe dich nicht über die Vorfahren, weil du die Vorfahren (d. h. ihre Sitte und Religion) zu nichte gemacht hast! — Constantin ließ ihn vor sich kommen und ermahnte ihn, von seinen heidnischen Predigten abzulassen; Kanonaris aber rief laut, er wolle für die Vorfahren sterben und wurde darauf enthauptet.

Sopater und
Kanonaris.

Wenden wir unsere Blicke von der übermüthigen neuen Weltstadt zurück auf die alte.

Rom hatte einen Vorzug behalten, der vielleicht in jedem Augenblick nicht besonders schwer zu wiegen schien: <sup>Rom und sein
Bisthum.</sup>

1) Anon. Banduri p. 10.

2) S. die Bellagen zum Anon. Banduri. p. 98.

10. Abschn. den anerkannten Vorrang ¹⁾ seines Bischofes vor allen Geistlichen des Reiches. Man konnte damals noch nicht ahnen, daß neben den byzantinischen Kaiserthron ein abendländischer Hohepriesterstuhl zu stehen kommen würde, daß einst die Hierarchie, in Constantinopel selber durch die weltliche Herrschaft überstrahlt, in Antiochien, Jerusalem und Alexandrien durch Ketzerei und durch das Schwert des Islam's erschüttert, in Rom der Mittelpunkt einer neuen geistigen Welt werden müsse. Constantin's persönliche Beziehungen zur römischen Gemeinde sind sehr zweifelhaft; seine vorgebliche Schenkung ist erdichtet; die ungeheure Pracht seiner Kirchenbauten und Weihgeschenke, wie sie Anastasius Bibliothecarius (Cap. 34) schildert, beschränkt sich in der Wirklichkeit auf ein verhältnißmäßig Weniges, ²⁾ wobei man über den wahren Umfang der kaiserlichen Freigebigkeit überdies im Zweifel bleiben kann; endlich ist seine vorgebliche Taufe durch den Bischof Sylvester im Baptisterium des Laterans eine bloße Sage, welche aus dem Wunsch entstand, den arianischen Eusebius von Nicomedien durch einen rechtgläubigen Taufpriester zu ersetzen. ³⁾ In den arianischen Streitigkeiten war dann das römische Bisthum weit entfernt, alle Angriffe von sich abhalten, eine bloß beobachtende und entscheidende Stellung behaupten zu können; ⁴⁾ auch später gerieth es noch mehr als einmal tief in die kirchlich-politischen Stürme hinein und rang sich nur langsam empor zur Weltmacht.

Das heidnische Rom. Einweilen gereichte ihm die große heidnische Majorität in Rom selber zu einem bedeutenden Hindernisse. Die Pby-

¹⁾ Vgl. den dritten Canon der Synode von Constantinopel im J. 381.

²⁾ Niebuhr (Vorträge ü. alte Länder- und Völkertunde S. 399) läßt bloß die alte lateranensische Basilica gelten.

³⁾ Die weitern Sagen über diese Taufe bei den spätern Byzantinern gehören als Erzeugnisse des Mittelalters nicht hieher.

⁴⁾ Ammian's einseitige Polemik gegen den äußern Glanz des damaligen römischen Bisthums **XXVII, 3**. Die Bischöfe kannten Rom gründlich.

fiognomie der alten Weltstadt war noch das ganze vierte 10. Abfchn.
Jahrhundert hindurch vorherrschend eine heidnische.

Dies galt schon äußerlich, in architektonischer Beziehung. Seine Bauten.
Es brauchte später eine lange Zerstörung und einen beharrlichen Umbau, bis aus dem Rom der Kaiserzeit das christliche Rom mit seinen Basiliken, Patriarchen und Klöstern emporstieg. Noch die Bauten des dritten Jahrhunderts hatten der Verherrlichung des Heidenthumes, seiner Kultur und seiner Genüsse im größten Maßstabe gedient. Die Thermen des Caracalla, des Alexander Severus, des Decius und Philippus, später die des Diocletian und des Constantin, die Ausschmückung des Trajansforum's, die herrliche Villa der Gordiane, der Sonnentempel Aurelians, die Basilica und der Circus des Maxentius, endlich jenes vom jüngern Gordian gehegte, von Gallienus vergrößerte, aber nicht ausgeführte Project einer reichen Säulenhalle mit Terrassen, welche das ganze Marsfeld durchziehen und dann die Via Flaminia bis zur milvischen Brücke einfassen sollte, — dies alles charakterisirt den Baugesist jener Epoche. Die Regionen.
rien.
Aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts besitzen wir noch die Regionenbücher, die allerdings in ihrer echten Gestalt ¹⁾ dürftiger lauten als in der früher geltenden Interpolation, ²⁾ welche u. a. über anderthalbhundert Tempel mit Namen aufzählte. Allein durch einen wohlberechtigten Rückschluß gelangt man doch zu ungeheuern Resultaten. Die Regionenbücher (sowohl das sogenannte *Curiosum urbis* als die *Notitia*) schildern nämlich nicht den baulichen Inhalt der vierzehn Stadtquartiere, sondern bloß die Grenzen derselben und nennen doch schon bei diesem Anlaß eine außerordentliche Menge von Tempeln, Foren, Basiliken, Thermen, Gärten, Hallen, Gebäuden für Spiele, Statuen u. s. w. —

¹⁾ Bei Preller: Die Regionen der Stadt Rom, Jena 1846.

²⁾ Diese u. a. in Grævii Thesaurus, Tom. III. unter den falschen Namen: Publius Bleter und Certus Rufus.

10. **Ἐπίκλην.** aber keine einzige Kirche. Dieß letztere wohl absichtlich; ¹⁾ denn zur Zeit des Constantius und des Theodosius mußten schon viele sehr bedeutende Kirchen vorhanden sein, die nur der Heide ignorirte. Man mag sich aber dieselben gemäß dem Reichthum und der Macht der christlichen Gemeinde Rom's so prächtig und ausgebehnt vorstellen als man will — sie konnten doch jedenfalls nicht aufkommen gegenüber der alten heidnischen Herrlichkeit. Die Zusammenstellung des Wichtigsten am Ende der beiden Bücher ist gerade in den Zahlenangaben unzuverlässig, doch wird man vielleicht noch unter der Wahrheit bleiben, wenn man zu den achtundzwanzig Bibliotheken, den elf Foren, den zehn großen Basiliken, den elf riesenhaften Thermenbauten, nur zwei Amphitheater, drei Theater, zwei Circus u. s. w. hinzurechnet, denn diese letztern Annahmen sind schon den vorhandenen Resten nach zu niedrig. Zu diesen und andern kolossal und würdig ausgestatteten Bauten muß sich die Phantasie — die nur mit Mühe folgen kann — noch eine unendliche Fülle des herrlichsten plastischen Schmuckes hinzudenken, nämlich die vierunddreißig (oder 36) marmornen Triumphbogen und zahllose öffentlich aufgestellte Statuen und Gruppen. Und dieß Alles malerisch vertheilt auf Thal und Hügel, belebt und unterbrochen durch Gärten und Baumgruppen (luci), hell durchrauscht von springenden Wassern, welche auf neunzehn hochgewölbten Leitungen aus den Gebirgen herniederkamen, um Menschen und Thiere, Luft und Grün in der gewaltigen Stadt frisch zu halten.²⁾ Kolossal zu bauen haben viele alte und neue Völker verstanden; die Gestalt des damaligen Rom's aber wird in der Geschichte einzig bleiben, weil nie mehr die durch griechische Kunst geweckte Lust an der Schönheit mit solchen Mitteln der äußern Ausführung und mit einem solchen Bedürfniß nach prachtvoller Umgebung des

¹⁾ So Beder bei Preller a. a. D. S. 59.

²⁾ Geschildert in Claud. Rutil. It. I, Vers 97. s.

Lebens zusammentreffen wird. Wer in jener Zeit etwa mit ^{10. Buchst.} den Eindrücken Constantinopels nach Rom kam, wie z. B. Constantius, als er im Jahr 356 seinen Triumph über den besiegten Magnentius hielt, der konnte nur staunen und verstummen und meinte jedesmal wenn er etwas Neues sah, das Allerschönste zu sehen; als der Gipfel des Wunderbaren aber galt, wie wir bei diesem Anlaß vernehmen ¹⁾, das Forum Trajans mit der Basilica Ulpia.

Und all diese Herrlichkeit war für eine Bevölkerung vor- ^{Die Römer.} handen, deren Zahl von mehreren unserer jetzigen Hauptstädte erreicht und übertroffen wird. Die Herrscherin des Weltreiches, welches unter Vespasian auf hundertzwanzig Millionen Seelen angeschlagen werden konnte, hatte wahrscheinlich kaum eine halbe Million Einwohner.²⁾ Die neuere Forschung ist von den frühern, zum Theil ganz thöricht übertriebenen Annahmen zurückgekommen, seitdem die Bodenfläche Rom's und seiner Vorstädte, die große Ausdehnung des unbewohnten, bloß dem Verkehr und der Pracht dienenden Raumes und die Dichtigkeit der Bevölkerung neuerer Hauptstädte im Verhältniß zum Flächenraum bei der Berechnung zu Grunde gelegt werden.³⁾ Man kann sich in der That fragen, woher nur die Menschen kamen, welche all die Tempel, Theater, Circen, Thermen und Säle benützen und genießen sollten. Das Colosseum allein konnte vielleicht den sechsten Theil der ganzen Einwohnerschaft fassen, der Circus maximus über ein Viertel.⁴⁾ Um solche Räume zu füllen bedurfte es allerdings eines Volkes, welches seit Jahrhunderten von seinen Herrschern dazu erzogen war, welches von Spenden lebte und nichts als einen un-

¹⁾ Ammian. Marc. XVI, 10.

²⁾ Nach Dureau de la Malle, économie polit. des Romains I, p. 299. s. VI. p. 405. Der aurelianische Stadtumfang und die Vorstädte sind zusammen gerechnet.

³⁾ Ein recht besonnenes Urtheil zeigt schon der alte Reysler, Neueste Reisen, Brief XLVII.

⁴⁾ Nämlich nach der geringern Annahme 150,000 Menschen.

10. Abschn. auffhörlichen stets gesteigerten Genuß kannte und verlangte. Die bedeutende Menge eheloser, wenig oder gar nicht beschäftigter Menschen, die Einwanderung reicher Provinzialen, die Concentrirung des Luxus und des Verderbens, endlich das Zusammenlaufen der größten Regierungs- und Selbangelegenheiten müssen der Bewohnerschaft Rom's einen Typus mitgetheilt haben, dem sich nichts Aehnliches an die Seite stellen ließ.

Die christliche
Gesellschaft.

In dieser bunten Mischung, durch alle ihre Schichten hindurch, gab es zwei verschiedene Gesellschaften, eine heidnische und eine christliche. Wie die letztere sich in den ersten drei Jahrhunderten des Glaubens, zur Zeit der Verfolgungen ausgebildet und benommen hatte, gehört nicht hieher; aus der kritischen Zeit Constantin's, da sie gewiß zunahm und sich innerlich änderte, haben wir keine genügende Kunde; die Schilderungen aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts aber, namentlich bei S. Hieronymus, zeigen sie bereits ausgeartet. Die Welt mit ihren Lüsteu hatte sich in die obern wie in die untern Klassen der Gemeinde von Rom eingedrängt; man konnte eifrig andächtig und dabei sehr sittenlos sein. Fürchterliche Krisen bewegten zu Zeiten die ganze Gemeinde; aus Ammianus wissen wir, daß beim Streit des Damasus und Ursinus um das Bisthum (366) eines Tages hundertsiebenunddreißig Erschlagene in der sici-nischen Basilica lagen. Hieronymus, welcher der Sekretär des siegreichen Bischofs Damasus wurde, lernte in dieser Stellung Groß und Klein kennen; er wußte, wie allgemein die Tödtung der noch ungeborenen Kinder war;¹⁾ er sah zwei Leute aus dem Böbel sich heirathen, wovon der Mann schon zwanzig Weiber, das Weib schon zweiundzwanzig Männer begraben hatte;²⁾ nirgends macht er ein Hehl aus der allgemeinen Verderbnis. Aber am genauesten schildert er die

¹⁾ Ep. XXII. ad Eustochium c. 13.

²⁾ Ep. CXXIII. ad Ageruchium. c. 10. Alle Welt war neugierig, wer zuerst sterben würde; es war das Weib, und der Wittwer führte wie ein Sieger die Leiche durch den Zulauf von ganz Rom.

vornehmen Stände und gewisse Geistliche, und zwar in ihrer ^{10. Abschn.} Wechselwirkung. Fürslich zieht die große Dame, die reiche ^{Die Großen.} Wittve einher, mit vollen rothgeschminkten Wangen; 1) ihre Sänfte ist umgeben von Verschuitenen. Mit dem nämlichen Gefolge erscheint sie fleißig in den Kirchen und schreitet Almosen spendend majestätisch durch ein Spalier von Bettlern. Zu Hause hat sie Bibeln auf Purpurpergament mit Gold geschrieben und mit Edelsteinen besetzt, kann aber dabei die Armen hungern lassen, wenn ihrer Stultheit nicht gebient wird. Ein Ausrufer geht in der Stadt herum, wenn die Dame zu einer Agape, einem Liebesmahl einladen will. Auch sonst ist bei ihr offene Tafel; unter andern Schmeichlern treten Kleriker heran, küssen die Frau vom Hause und machen eine Handbewegung — zum Segnen, sollte man glauben? nein; um eine Gabe in Empfang zu nehmen; nichts aber macht die Damen so stolz als die Abhängigkeit der Priester. Diese Wittwenfreiheit schmeckt viel süßer als die Mannsherrschaft, und giebt überdies einen Schein von Enthaltfamkeit, 2) wobei doch Manche sich durch Wein und Lederei entschädigen. Andere freilich die in härenen Kutten gleich Nachtulen einhergehen, beständig seufzen und doch inötheim dem gemeinsten Wohlleben fröhnen, sind um nichts besser. Die gesuchten Verhältnisse geistlicher Verwandtschaft, welche dem naturgemäßen Familienleben Eintrag thaten, sind dem strengen Kirchenlehrer sammt und sonders verächtlich; 3) da gab es Männer, die ihre Frauen verließen

1) Ep. XXII. ad Eustochium c. 16. s. besonders c. 32.

2) Et post cœnam dubiam apostolos somniant. Hieronymus schreibt hier an ein vornehmes und frommes Mädchen. Die großartige Ungerührtheit, mit welcher er die Dinge beim Namen nennt, ist ein Reflex antiker Natvetät, von welcher wir jetzt keinen Begriff mehr haben.

3) Ep. CXXV. ad Rusticum. c. 6. Hieronymus bezieht sich nicht immer ausdrücklich auf Rom, schildert aber doch im Ganzen die römische Gesellschaft.

10. Abfchn. und unter frommem Vorwand Andern anhängen; Frauen welche Jünglinge zu geistlichen Söhnen annahmen und am Ende mit denselben in sinnlichen Umgang geriethen, u. dgl. m. namentlich aber gewisse Frömmeler, welche als eine Art von Beichtvätern sich bei Frauen einnisteten und mit denselben lebten. Die eigentlichen Cleriker kommen, wie bereits angedeutet wurde, nicht besser weg. Hieronymus verdammt die Sitte ihres Zusammenlebens mit geistlichen Schwestern, den sogenannten Agapeten (sonst Synelsakten) unbedingt,¹⁾ noch stärker aber ihr Auftreten in den vornehmen Häusern, zum Behuf der Erbschleichelei,²⁾ der Herrschaft und der Ueppigkeit. Einige spielen die Asceten, mit langem Haar, Bocksbart, schwarzem Mantel und bloßen Füßen; sie bestrühen sündige Weiblein durch scheinbares Fasten, das sie durch nächtliches Essen wieder einbringen. Andere — den Abbés des letzten Jahrhunderts vergleichbar — lassen sich zu Presbytern und Diaconen weihen, nur um die Weiber mit größerer Freiheit zu sehen; diese Art geht zierlich gekleidet, reich toupirt, duftend von Wohlgerüchen, alle Finger von Steinen blühend; ihrer netten Fußbekleidung zu Liebe schweben sie auf den Zehen; ihr Ansehen ist eher das eines Bräutigams als eines Priesters. So etwa mag sich Jovinian ausgenommen haben „in seidnem Kleid, in feinem „Zeug von Arras und Laodicea, rothwangig, mit glänzen- „der Haut, die Haare theils nach hinten, theils über der „Stirn gekräuselt.“³⁾ Einige geben sich bloß damit ab, Namen, Wohnung und Gemüthsart der Damen zu erkunden. Hieronymus kannte einen solchen Geistlichen, der sich durch Herumtragen des böseartigsten Geschwäzes von einem Haus in's andere wahrhaft furchtbar zu machen gewußt hatte. Er fuhr mit schönen raschen Pferden von früh bis spät

Die Geisli-
chen.

1) Ep. XXII. c. 14.

2) Ep. LII. ad Nepotianum. c. 6. — Das folgende Ep. XXII. c. 28 s.

3) Hieron. adv. Jovinianum II, 21.

durch die Stadt, sobaß man ihn nur den Stadtpostillon ^{10. Abschn.} (Veredarius urbis) nannte; oft überraschte er die Leute noch im Schlafzimmer; was ihm von Zeug oder Geräthschaften gefiel, lobte er mit einem solchen Ton, daß wer klug war ihm damit ein Geschenk zu machen pflegte. Selbst das Bild eines geistlichen Wüßlings der interessanten Art fehlt nicht;¹⁾ mit glühendem Unwillen erzählt Hieronymus, wie der Wolf in die Hürden brach, wir dürfen aber eine Episode, die uns bereits in die zweite Generation nach Constantin hinabgeführt hat, nicht durch eine geheime Liebesgeschichte noch weiter ausdehnen.

Offenbar war die Einrichtung von Klöstern mit Clau- ^{Rugen der} ^{Klöster.} sur, welche den Asceten ein für allemal von den Versuchungen des Stadtlebens abschied, damals ein wahres Bedürfniß. Denn die Abcese lag unabwendbar in der Zeit, weil die Zahl derer gar zu groß war, welche durch das Zusammentreffen der alten und neuen Religion und Sitte an sich selber irre geworden waren und in einem extremen Entschluß ihr Heil suchten, ohne sich doch gegen Rückfälle schützen zu können. Hieronymus setzt alle Kräfte daran, wenigstens in dem andächtigen Kreise der ihm gehorcht, die völlige Entfugung zum Lebensprincip zu erheben. Möglich daß Vorbild und Ermahnung des einseitigen aber gewaltigen Mannes den Gesichtskreis und die Gedanken seiner Paula, Marcella, Gustochium lebenslang beherrscht und sie gegen alles Erdenglück unempfindlich gemacht haben. Die Ehe- ^{Die Abcese.} losigkeit (S. 412) erscheint ihm als die unumgängliche Bedingung jedes höhern Lebens, um ihretwillen seien schon dem jungfräulichen Apostel, Johannes, höhere Geheimnisse offenbar geworden als den übrigen, welche verheiratet gewesen.²⁾ Der Einbruch der Völkerwanderung und das drohende

1) Er hieß Sabinian und sündigte auch in Bethsheem. Vgl. Ep. CXLVII.

2) Adversus Jovinian. I, 26. Er allein ist Apostel, Evangelist und Prophet zugleich. Exposuit virginitas quod nuptiæ scire non poterant.

10. Abschn. Zusammenbrechen aller Verhältnisse — orbis ruit! ¹⁾ — schärften ohne Zweifel die Stimmung des Entschlusses in ihm und Andern außerordentlich. Es gab schon in Rom und im ganzen Westen (S. 446) viele Männer und Weiber, welchen es mit der Askese ein tiefer, bleibender Ernst war; bereits bevölkerten sich die Felsklippen des Mittelmeeres und die einsamern Uferstellen Italiens mit Anachoreten ²⁾ und bald mit Klöstern; einzelne Inseln wurden auch als Todesstätten von Märtyrern besucht, wie z. B. eine der Ponza-Inseln. ³⁾ Mitten in Rom selber war es möglich, in wahrer Abgeschiedenheit zu existiren, wie z. B. die reiche Asella, die ihr Geschmeide verkaufte, mit Brod, Salz und Wasser in einer engen Zelle lebte, keinen Mann mehr anredete, und nur ausging um die Apostelgräber zu besuchen; ⁴⁾ von ihrer Familie war sie gänzlich getrennt und freute sich daß überhaupt Niemand mehr sie kannte. Hieronymus traute sich die seltene Fähigkeit zu, diese wahren Stadtnonnen ganz genau von den unechten unterscheiden zu können.

Was gewiß nicht in der Wirklichkeit fehlte, wohl aber in den Schilderungen des eifrigen Kirchenvaters, ist das Bild einfacher, wohlthätiger Christenfamilien ohne Askese und ohne Ausschweifung. Er giebt am liebsten das Außerordentliche und Extreme.

Die große
Masse.

Zwischen diese christliche Gesellschaft und die gebildeteren, edlern Heiden des vierten Jahrhunderts hinein setzen wir die Schilderung der großen Masse in Rom, wie sie uns,

¹⁾ Ep. LX. ad Heliodorum. c. 16. Vgl. Ep. CXXIII. ad Agrichium, passim.

²⁾ Ep. III. und CXXVII. Vgl. Claud. Rutil. Iter, I, Vers 439, s. 515, s. wo gegen das Mönchthum auf Capraja und Gorgona polemisiert wird.

³⁾ Ep. CVIII. ad Eustochium.

⁴⁾ Ep. XXIV. ad Marcellam.

freilich auch nicht ohne künstliche Beleuchtung, Ammianus 10. Abthn. Marcellinus überliefert hat.)

Er beginnt bei Anlaß eines Aufruhrs wegen Mangels an Wein, und lehrt uns das römische Volk als sehr trunksüchtig kennen, was es jetzt nicht mehr ist. Die seit Constantin eingeführten Weinvertheilungen genügten nicht; wer es irgend aufzuwenden hatte, lag ganze Nächte in den Tavernen. Als dem Stadtpräfecten Symmachus nachgesagt wurde, er wolle lieber mit dem Wein Kalk löschen, als den Preis herabsetzen, zündete man ihm das Haus an. Wenn irgendwo von Rom die Rede war, hörte man auch gleich von „Krawall und Weinhäusern“ sprechen. Wie jetzt die Morra, so war das Würfelspiel in und außer der Wirtschaft der Zeitvertreib, der alle Lücken ausfüllte; dabei ertönte ein schnarrendes Geschrei, welches dem Hörer durch Mark und Bein ging. Wenn das Spiel mit den Tesserae für vornehmer galt als das mit den Aleae, so meint doch Ammian, der Unterschied sei nicht größer als der zwischen einem Dieb und einem Straßenräuber; leider seien die Spielfreundschaften die einzigen, welche noch die Leute fest zusammen hielten. — Die gemeinen Römer waren übrigens noch immer ein trostiges Volk, voller Selbstgefühl; es gab, ungeachtet des Zustroms aus allen Ländern seit einem halben Jahrtausend, noch viele uralte Bürgergeschlechter, die sich auf ihre Namen Cimessor, Statarius, Cicimbricus, Pordaca, Salsula u. s. w. etwas zu Gute thaten auch wenn sie barfuß liefen. Bisweilen erging wenigstens im Theater, der wilde und bedenkliche Ruf: „Hinaus mit den Fremden!“ — diese Fremden, sagt Ammian, die doch ihre einzige Stütze und Hilfe sind! — Der Hauptruf Rom's aber war noch immer: Panem et Circenses! — Was das Brod betraf, Panem! so gab es keine angstvollern Augenblicke, als wenn die Korn=

1) Ammian. Marc. XIV, 6. XV, 7. XIX, 10. XXVII, 3. XXVIII, 4. u. a. a. D.

10. Abschn. flotten aus Africa durch Krieg oder widrige Winde aufgehalten wurden; ein Stadtpräfekt Tertullus (359) stellte bei einem solchen Anlaß dem wüthenden Pöbel seine Kinder als ein Pfand vor und befänstigte ihn damit so weit, daß man nach der immergrünen, rosenduftenden Tiberinsel mit dem Dioscurentempel bei Ostia ziehen konnte, wo sich sonst jährlich das römische Volk einen heitern Festtag zu machen pflegte; dort opferte Tertullus dem Castor und Pollux und das Meer wurde ruhig und ein sanfter Südwind brachte die vollen Flotten herbei.¹⁾ — Wer von dem müßigen Volk mit dem ausgetheilten Brod, Wein, Del und Schweinefleisch nicht zufrieden war, stellte sich an die Lucke einer Gartüche und genoss wenigstens den Duft der Braten und anderer Speisen.

et Circenses! Ganz unerfättlich war der Römer aber in all Dem was Schauspiel hieß. Im vierten Jahrhundert waren es bei weitem nicht mehr die von Staatswegen bewilligten Geldmittel,²⁾ welche hier für den Hauptbedarf sorgten, sondern die Munificenz der neuernannten höhern Beamten, auch der Senatoren. Es lastete damit eine sehr schwere Abgabe auf diesen nicht immer reichen Leuten, indem Jeder nicht bloß aus Ehrgeiz, sondern noch mehr wegen der Ungenügsamkeit des Volkes seine Vorgänger mußte zu überbieten suchen. Ein großer Theil der Correspondenz des Symmachus ist den Sorgen gewidmet, welche ihm die Aufführungen bei seiner und seiner Verwandten Beförderung und bei andern Gelegenheiten verursachen. Seit Diocletian war es mit derjenigen kaiserlichen Spielverschwendung vorbei, welche einst noch dem Carinus die Idee eingegeben hatte, ein halbes Quartier in der Gegend des Capitols mit einem hölzernen

¹⁾ Die Stimmung ähnlicher Schreckensmomente hat auch Symmachus (Ep. II, 6. 7. III, 55. 82. X, 29) verewigt. Man suchte sich bei solchen Hungersnöthen durch ganz rücksichtslose Ausweisung aller Fremden — mit Ausnahme des Theaterpersonals! — zu helfen. Ammian. XIV, 6, § 19.

²⁾ Summa decreta populi voluptatibus. Symmachi Ep. II, 46.

Amphitheater zu überbauen und daran allen möglichen Schmuck ^{10. Abschn.} von kostbaren Steinen, Gold und Elfenbein anzubringen,¹⁾ worauf dann u. a. seltenen Thieren auch Steinböcke und Nilpferde auftraten und Bären mit Seerobben kämpfen mußten. Die Kaiser sorgten noch für die Baulichkeiten, wie z. B. Constantin den Circus maximus prächtig restaurirt hatte (S. 298, Anm.); allein die Aufführungen selber waren überwiegend Sache der reichen Würdenträger geworden, welche auf diese Weise dem Staat ihre sonstige Steuerfreiheit bezahlen und ihre Einkünfte ausgeben mußten. Es half nichts, wenn man von Rom fortging; die Steuerregistratoren hielten in diesem Fall, wie es scheint, die Spiele im Namen der Abwesenden.²⁾ Man war froh, wenn nur für die fremden Thiere der Zoll erlassen wurde.³⁾ Das wichtigste war immer die ^{Schluß des Römers.} Auswahl der Pferde für die Circusspiele; hier war es wo der vornehme wie der gemeine Römer seine abergläubige Leidenschaft des Wettens stillte, wo für einen Wagenlenker der größte persönliche Virtuosenruhm, ja eine Art von Unverleglichkeit erblühen konnte. Nun hatte sich der römische Geschmack in dieser Beziehung bergestalt verfeinert, daß man beständig mit Pferderacen abwechseln mußte;⁴⁾ Commissionäre durchstrichen die halbe Welt, um Neues und Außerordentliches zu finden und behutsam nach Rom zu transportiren; Symmachus schreibt an diese Lieferanten in so verbindlichem Tone als an irgend Jemand. Für die Thierkämpfe in den Theatern und im Colosseum, für die Jagden (Sylvae) im Circus maximus bedurfte man zunächst der

1) Calpurn. Siculus. Ecloga VII (XI). — Hist. Aug. Carus. c. 19.

2) Symmachi Ep. IV. 8.

3) Symmachi Ep. V, 62.

4) Der Römer unterschied z. B. die einzelnen spanischen Racen im Circus genau, s. Symmachi Ep. IV, 63. Außerdem vgl. IV, 8. 58. 59. 60. 62. V, 56. 82, 83. VI, 42. VII, 100. s. IX, 20. 24.

10. Abthn.

Gladiatoren, „einer Fechterschaar schlimmer als die des Spartacus;“ auch gefangene Barbaren, z. B. Sachsen, traten bisweilen auf,¹⁾ doch mag bereits, dem Geiste der Zeit gemäß, der Kampf von Thieren gegen Thiere übertroffen haben. Hier finden wir nun die Spielgeber in einer ewigen Verlegenheit, wie die nöthigen Bestien bezuschaffen seien, diese Bären, die bisweilen ganz abgezehrt oder gar ausgetauscht ankamen, diese libyschen Löwen, diese Schaaren von Leoparden, schottischen Hunden, Crocodilen und selbst solchen Thieren, die gegenwärtig nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen sind, wie die Abdaces und die Pygargi, u. dgl. Es kommt wohl vor, daß die Kaiser nach einem persischen Siege mit ein Paar Elephanten ausliefen, allein dieß war eine Ausnahme. — Zu diesem ganzen Treiben gehört noch eine scenische Ausschmückung des Circus oder der betreffenden Theater, wozu Symmachus einmal die Künstler aus Sicilien kommen ließ.²⁾ Wir können von ihm annehmen, daß er nur that was seines Amtes war und innerlich über diesen Dingen stand; es gab aber damals so fanatische Bewunderer einzelner Gladiatoren wie nur irgend in der frühern Kaiserzeit. Aus dem vierten Jahrhundert mögen die sehr ausgedehnten aber schon rohen Mosaiken mit Fechterspielen und Thierkämpfen in der Villa Borgheze stammen, wo den einzelnen Personen sogar die Eigennamen beigeschrieben sind; mußte sich doch die Kunst oft genug zur Verzierung solcher Aufführungen bequemen und ganze Hallen und Fassaden damit verzieren!³⁾ — Auch das eigentliche Theater hatte noch seine feurigen Liebhaber, darunter Leute von großem Namen, wie jener Junius Messala, welcher zur

Die Schau-
spielfanatiker.

¹⁾ Symmachi Ep. II, 46. Das folgende aus II, 76. 77. IV, 12. VI, 43. VII, 59. 121. 122. IX, 125. X, 10. 13. 15. 19. 20. 26. 28. 29.

²⁾ Symmachi Ep. VI, 33. 42.

³⁾ Hist. Aug. Gorddd. c. 3. Carus. c. 19.

Zeit Constantin's seine ganze Habe, auch die kostbaren Kleider seiner Eltern an die Mimen weggeschenke.¹⁾ Ueberhaupt genoss in Rom wenigstens die „Comödie“ noch ein gewisses Interesse, wenn auch mehr beim gemeinen Mann, dessen größter Genuß überdies das Auszifische gewesen sein soll, wogegen die Schauspieler sich durch Bestechung zu schützen suchten. Man darf vermuthen, daß es sich nur um die Posse (Mimus) handelte.²⁾ (S. 312. Anm.) Wichtiger war jedenfalls die Pantomime, d. h. das Ballett, welches nach einer vielleicht hyperbolischen Angabe noch immer 3000 Tänzerinnen nebst einer Anzahl von Musikanten beschäftigte.

Wenn nun in Hinsicht auf Brod und Schauspiele unsere Geschichtsquellen den Thatbestand hinlänglich genau schildern, so werden wir dafür über tausend andere Umstände, welche das Bild des damaligen Roms vervollständigen müßten, vollkommen im Dunkel gelassen. Die Kapitalfrage z. B., welches das Zahlenverhältniß der Sklaven zu den Freien war, ist nicht einmal annähernd zu beantworten, und die versuchten Annahmen³⁾ gehen weit auseinander. Da und dort öffnet sich ein Abgrund vor den Augen des Forschers, und gestattet einen Einblick in jenes Mittelbing von Staatsfabrik und Galeere, wo für öffentliche Bedürfnisse gearbeitet wurde. So die großen Bäckereien für die allgemeinen Brodvertheilungen;⁴⁾ die Vorsteher derselben (manicipes) hatten im Lauf der Zeit Wirthschaften und Bordelle daran gebaut, aus welchen mancher Unvorsichtige plötzlich in die Fabrik geschleppt und dort auf Lebenszeit als Sklave eingestellt wurde; wem dieß geschah, der war verschollen und die Seinigen hielten ihn für todt. Die Römer müssen um

10. Buch.

Sklaven und Freie.

1) Hist. Aug. Carus. c. 20.

2) Theatralem vilitatem nennt sie Ammian. XXVIII, 4 Ende.

3) Vgl. die ingenlösen Berechnungen bei Dureau de la Malle, l. c. I, 150 s., welche doch Niemanden überzeugen werden.

4) Vgl. Socrates. Hist. eccl. V, 18.

10. Abschnitt. die Sache gewußt haben, wenigstens traf dieß Loos vorzugsweise Ausländer. Die Behörden vollends hatten so sicher Kunde davon als gewisse neuere Regierungen vom Matrosenpressen, und wenn Theodosius bei einem bestimmten Anlaß dem Gräuel ein Ende machte, so darf man deshalb nicht glauben, daß erst damals die Entdeckung gemacht worden sei.

Das vornehmere Leben.

Was endlich Ammian von dem Leben und Treiben der höhern Stände erzählt, erregt die unabweißbare Vermuthung, daß der brave und tüchtige Mann hier einem Gefühl gekränkter Eitelkeit mehr als billig sich hingeeben habe. Als Antiochener hatte er jedenfalls kein besonderes Recht, die Römer herabzusehen; als Hofangehöriger des Constantius und Julian aber mochte er vielleicht in den großen römischen Familien keine sehr zuvorkommende Begegnung gefunden haben. Vieles von seinen Klagen geht auf die Untugenden, welche man den Reichen und Vornehmen zu jeder Zeit und überall zugeschrieben hat; Anderes bezieht sich auf jene Zeit überhaupt. Ammian klagt über die monumentale Sucht nach vergoldeten Ehrenstatuen, während dasselbe Geschlecht sich im vergänglichsten Modestand, in der tiefsten Verweichlichung gefällt; er brandmarkt jene fatale Art, die vorgestellten Fremden nach dem ersten Besuch nicht mehr kennen zu wollen, und solchen die man nach längerer Abwesenheit wieder sieht, zu verrathen, daß man sie nicht vermisst habe. Er schildert die Unsitte jener Gastmähler, die man nur giebt um Niemanden etwas schuldig zu bleiben, und wobei die Nomenclatoren (eine Art von Ceremonienmeistern aus dem Sklavenstande) bisweilen gegen ein Trinkgeld gemeine Leute unterschoben. Schon zu Juvenal's Zeiten hatte die Eitelkeit Mancher etwas darin gesucht, halbsprechend schnell zu fahren und sich für die eigenen wie für die Circuspferde zu fanatisiren; auch dieß dauerte noch fort. Viele erscheinen öffentlich nicht anders als mit einer ganzen Procession von Dienern und Hausgenossen, „unter dem Com-

„mando der Hausmeister mit Stäben zieht zunächst am 10. Abschn.
„Wagen einher die ganze Schaar der Webefclaven, dann in
„schwarzer Tracht die Küchensclaven, ferner die übrige Die-
„nerschaft des Hauses, untermischt mit müßigem Volk aus
„der Nachbarschaft; den ganzen Zug schließt ein Heer von
„Verschnittenen jedes Alters, vom Greise bis zum Knaben,
„alles sicche und entstellte Figuren.“ — In Hause aber mußte ^{Die Musik.}
selbst in den bessern Familien, wie jetzt bei uns, die Musik
eine Menge gesellschaftlicher Lücken verdecken. Da ertönte
unaufhörlich Gesang und Saitenspiel; „statt des Philoso-
„phen wird der Sänger berufen, statt des Redners der
„Lehrer vergnüglicher Künste; während die Bibliotheken wie
„Gräber geschlossen stehen, werden Wasserorgeln gebaut und
„Lyren so groß wie Stadtkutschen.“ Der Eifer für das
Theater war auch den Vornehmen in hohem Grade eigen,
und die Coquetterie mancher Dame bestand ausdrücklich darin,
theatralische Attituden in leichter Abwechslung nachzuahmen.
Auch die äußere Geberde sollte noch immer ein Kunstwerk
sein; Ammian kannte einen Stadtpraefecten Lampadius, wel-
cher es übel aufnahm, wenn man das Stylgefühl nicht be-
merkte, mit welchem er auszuspucken pflegte. — Das Clie-
ten- und Parasitenwesen mochte seine Gestalt seit Juvenals
Zeiten nicht viel verändert haben, ebenso die Erbschleichei
bei Kinderlosen und so manche andere Sünden der frühern
Kaiserzeit; es muß aber mit großem Nachdruck hervorge-
hoben werden, daß Ammian trotz seiner übeln Stimmung
von jenen colossalen Lastern und Verbrechen, die Juvenal
züchtigt, fast gänzlich schweigt. Das Christenthum war hier
kaum theilhaftig; die große Veränderung in den Gemüthern,
welche den neuen Standpunkt der Moralität hervorrief, war
schon im dritten Jahrhundert eingetreten. (S. 291 f.)

Diese vornehme Gesellschaft giebt sich noch als eine heid- ^{Das Heiden-}
nische zu erkennen zunächst durch ihren Aberglauben; sobald ^{thum.}
es sich z. B. um Testamente und Erbschaften handelt, wer-
den die Haruspices gerufen um in den Eingeweiden der

10. Abschn. Thiere Bescheld zu suchen; ja ganz Ungläubige mögen doch weder über die StraÙe, noch zu Tische, noch in's Bad gehen, ohne sich in der Ephemeris, dem astrologischen Kalender, nach dem Stand der Gestirne umzusehen.¹⁾ Wir wissen aus andern Quellen, daß namentlich die große Mehrzahl des Senates bis auf die Zeiten des Theodosius heidnisch war.²⁾ Man that alles Mögliche, um die Priesterthümer und Ceremonien vollständig zu erhalten; wie viel Mühe und Kummer hat es sich z. B. Symmachus kosten lassen!³⁾ Allein neben den öffentlichen Sacra wurden auch die Geheimdienste von den angesehensten Römern des vierten Jahrhunderts mit dem größten Eifer betrieben, und zwar, wie oben (S. 236) bemerkt in einer eigenthümlichen Verschmelzung. Indem der Einzelne womöglich alle üblichen Geheimweihen auf sich nahm, wollte er sich stärken und zusammenehmen gegen das überall vordringende Christenthum.⁴⁾

Der Senat. Alles erwogen möchte dieser heidnische Senat von Rom noch immer die achtungswertheste Versammlung und Gesellschaft des Reiches gewesen sein. Trotz den Uebelreden Ammian's müssen sich hier noch sehr viele Männer — Provinzialen wie Stadtrömer — von tüchtiger, altrömischer Gesinnung gefunden haben, in deren Familien gewisse Ueberlieferungen herrschend waren, welche man in Alexandrien und Antiochien oder gar in Constantinopel vergebens gesucht hätte. Vor Allem achteten die Senatoren selber den Senat — *asylum mundi totius*.⁵⁾ Sie verlangten noch einen eige-

¹⁾ Ueber die Fortdauer des Zaubers und der Beneficien vgl. S. 273. Ueber die der einzelnen Götterculte Prudent. in Symm. I, 102, 116, 127, 218, 226, 237, 271, 344, 356, 379, 610 etc.

²⁾ Vgl. Zosim. IV, 59 u. a. a. O. Vgl. Prudentius, Peristephanon, Hymn. II, Strophe 112. 5; die Bekröhung der Senatoren Prudent. in Symm. I, 507, 552, 567, 612.

³⁾ Für seinen religiösen Standpunkt sind besonders bezeichnend Epp. III, 52. IV, 33. VI, 40. VIII, 6. IX, 108. 128. 129. X, 61 etc.

⁴⁾ Die zahlreichen Inschriften mit Mysterientiteln aus dieser Zeit gesammelt bei Beugnot, l. c. vol. I.

⁵⁾ Ammian. XVI, 10.

nen, einfach ernsten Redestyl,¹⁾ der nichts Theatralisches 10. Uebn.
haben durfte; überall sucht man wenigstens die Fiction aufrecht zu halten, als ob Rom noch das alte und der Römer noch Bürger wäre.²⁾ Es sind wohl nur große Worte, wenn man will, aber Einige treten doch auf, deren Schuld es nicht ist, wenn keine großen Dinge mehr daraus entstehen.³⁾ Bei Symmachus selber erscheint der Muth der Fürsprache für Bedrängte⁴⁾ höchst achtungswerth und wiegt, ähnlich wie der Patriotismus des Cumentius (S. 87) die unvermeidlichen Schmeichelformeln wohl auf, denen er sich anderwärts unterzieht. Als großer, unabhängiger Herr war er persönlich über die Titulaturen hinaus,⁵⁾ welche so Manchen glücklich machten.

Die höhere Bildung, die in diesen Kreisen waltete, darf Die Bildung.
man so wenig als das Uebrige buchstäblich nach den Aussagen Ammian's beurtheilen, der den Römern keine andere Lectüre zugestehet, als den Juvenal und die Kaisergeschichte des Martus Maximus, wovon bekanntlich die erste Hälfte der Historia Augusta eine dürftige Bearbeitung ist. Auf das literarische Stelldichein beim Friedenstempel (wo sich auch eine der achtundzwanzig öffentlichen Bibliotheken befand) ist nicht viel zu geben, indem dort sogar ein Trebellius Pollio mit seiner Waare auftreten durfte.⁶⁾ Wohl aber zeigt der Freundeskreis, den Macrobius um sich versammelt, die Umgebung in der sich Symmachus bewegt, wie viel wahre Bildung in den höhern Ständen noch vorhanden war. Man

¹⁾ Symmachi Ep. I, 89. — Sie nannten sich untereinander Frater, ibid. V, 62.

²⁾ Vgl. u. a. Symmachi Epp. VI, 55. VIII, 41. IX, 67. civicus amor. . . Romanum nomen u. s. w.

³⁾ Ein paar Namen altgekannter Römer aus der Zeit Constantin's durch Epigramme verherrlicht Symm. Ep. I, 2.

⁴⁾ Vgl. Epp. III, 33—36. und X, 34 mit einer gewagten Vorstellung an Valentinian I.

⁵⁾ Ep. IV, 42.

⁶⁾ Hist. Aug. XXX. Tyr. c. 30 (31).

10. Abschn. darf sich durch die (für uns sehr nützliche) Bedanterie des Erstern, durch die gefuchte plinianische Schreibart des Letztern nicht irre machen lassen. Es handelt sich allerdings um eine sinkende, mehr zum Sammeln und Betrachten als zum Schaffen geeignete Literaturepoche; der Epigone verräth sich durch sein Schwanken zwischen plantinischen Archaismen und den allermodernsten abstracten Substantiven;¹⁾ schon glaubt man die Einseitigkeit der romanischen Völker zu erkennen, welche mit einem Wörterbuch eine Literatur aufrecht halten möchten; in den niedlich gebrechelten Briefen und Billets des Symmachus ist unläugbar lauter bewusste Kunst.²⁾ Allein die Verehrung der ältern Literatur, welcher allein wir vielleicht deren Erhaltung verdanken, war für das damalige geistige Leben so viel werth, als der Cultus Ariost's und Tasso's für das jetzige Italien. Das höchste Geschenk, welches Symmachus einem Freunde machen kann, ist eine Abschrift des Livius;³⁾ eine wahre Anbetung genoss vollends Virgil, der unaufhörlich analysirt, erklärt, auswendig gelernt, zu Sentenzen verarbeitet und sogar als Schicksalsbuch (S. 268) aufgeschlagen wurde. In dieser Zeit schon mochte die Sage das Leben des großen Dichters in das Wunderbare und Zauberhafte zu verkehren begonnen haben.

Das Landleben.

Einen flüchtigen Blick verdient endlich auch das Landleben dieser vornehmen Römer. Derselbe Mann, der seiner Tochter vor Allem das emsige Wollenspinnen, wenigstens die Aufsicht über die spinnenden Mägde zum Ruhme anrechnet,⁴⁾

¹⁾ Vgl. Symmachi Epp. III, 22. 44.

²⁾ Seine Reflexionen hierüber Epp. I, 45. IV, 28. V, 86. VII, 9 etc. Seine bittere Empfindung über die nothwendige politische Bedeutungslosigkeit seiner Correspondenz, II, 35.

³⁾ Ep. IX, 13. — Für seine sonstige literarische Umgebung und Thätigkeit vgl. III, 11, 13. IV, 34 etc. Ob die Philosophen, die er beschützte und empfahl (I, 29, II, 39) Neuplatoniker waren?

⁴⁾ Symmachi Epp. VI, 67. 79.

besaß Duzende von Villen, deren ungeheuer ausgedehnte 10. Abschn.
 Bewirthschaftung allein schon an Ruffehern, Notarien, Zins-
 eintreibern, Pauleuten, Fuhrleuten und Voten eine ganze
 Schaar erforderte, der Tausende von landbauenden Sklaven
 und Colonen zu geschweigen. Durch das Aussterben so
 vieler großer Familien müssen die Latifundien, welche schon
 längst „Italien zu Grunde gerichtet,“ sich in immer weni-
 gern Händen concentrirt haben. Niemand läugnet, daß dieß
 im Ganzen ein Unheil war, und die Abhängigkeit Italiens
 von den africanischen Kornflotten beweist es zur Genüge.
 Auch die Besitzer selbst waren nicht immer glücklich; von
 der Regierung mit Verdacht angesehen, mit Ehrenpflichten
 überlastet, mit Einquartierungen heimgesucht,¹⁾ vielleicht auch
 oft durch eine verwickelte Geldwirthschaft gedrückt, erfreuten
 sie sich doch nur in beschränktem Maaß ihrer beinahe fürst-
 lichen Stellung. Wer aber noch genießen konnte, den mußte
 die nach Jahreszeiten abwechselnde Residenz auf diesen Land-
 häusern beglücken, von welchen wenigstens die ältern noch
 an die Schönheit plinianischer Villen erinnern mochteu.
 Symmachus besaß, um in der Nähe von Rom zu beginnen,
 Landhäuser an der Via Appia und am Vatican, bei Ostia, Die Villen.
 Präneste, Lavinium und dem kühlen Tibur, dann einen Land-
 sitz bei Formiä, ein Haus in Capua, sowie Güter in Sam-
 nium, Apulien und selbst in Mauretanien. In einer sol-
 chen Reihe durften auch Besitzungen an der paradiesischen
 Küste von Neapel nicht fehlen. Die Römer gaben hier von
 jeher dem Golf von Bajä einen für uns nicht wohl begreif-
 lichen Vorzug vor dem neapolitanischen; vom Arvernischen
 See auf buntbemalter Barke hinauszufahren in das Meer nach
 Puteoli, galt noch immer als wonnevolle Lustpartie; über die
 ruhige Fluth lönte von allen Schiffen Gesang, aus den in's
 Meer gebauten Villen das Geräusch froher Gelage, und weit
 draußen das Plätschern muthwilliger Schwimmer.²⁾ Wenn

1) Vgl. Symmachi Epp. I, 5. 10. II, 52. VII, 66, IX, 40. 48.

2) Symmachus VIII, 23 macht für sich eine absichtliche Ausnahme.

10. Abfchn. nun hier Lucull mit seiner Ueppigkeit das höchste Vorbild war, und die Einsamkeit,¹⁾ die man zu suchen vorgab, in dieser mehrere Meilen langen Reihe von Villen und Pallästen kaum gedeihen konnte, so wird das echte römische Landleben viel eher in den zur eigentlichen Oekonomie bestimmten Gütern geblüht haben. Hier feierte der Römer vorzüglich gern seine Herbstfreude: „der neue Wein ist gekeltert und den Fässern anvertraut; Leitern führen bis in die „Wipfel der Fruchtbäume; jetzt wird die Olive gepreßt; dazwischen zieht die Jagdlust den Wildstätten nach, und scharf- „riechende Hunde verfolgen die Spuren der Eber.“²⁾ Was die Jagd betrifft, welche nach aller Vermuthung vortrefflich sein mußte, so meint zwar Ammian, die Weichlichkeit vieler habe sich mit dem bloßen Zusehen begnügt,³⁾ allein wer irgend kräftige Glieder hatte, für den war die Jagd im möglichst weiten Umfange des Wortes so gewiß eine Lebensfrage als für den jetzigen Italiener. Auch in diesem Fache verlangte man noch ein Gedicht statt eines Handbuchs in Paragraphen; wie die Georgica das Landleben überhaupt künstlerisch darstellen sollten, so verherrlichten die Cynegetica und die Halieutica, die zum Theil bis in's vierte Jahrhundert herabreichen mögen, das Waidwerk und den Fischfang. — Ein paar Verse des Rufus Festus Avienus,⁴⁾ vom Ende des vierten Jahrhunderts, geben zum letztenmal die Stimmung wieder, welche das Landleben des römischen Heiden besetzte. „Bei Tagesanbruch bete ich zu den Göttern, dann „gehe ich bei den Knechten auf dem Gut herum und weise „Jedem seine gemessene Arbeit zu. Darauf lese ich und rufe

Die Jagd.

1) Symmachi Ep. I, 8. Campauiā... ubi alle turbis quiescitur;... Lucrina taecta... Bauli magnum silentes... Noch Statius (Sylvæ III, V. 85) rühmt Neapel wegen seiner Stille.

2) Symmachi Ep. III, 33.

3) Alienis laboribus venaturi gehen die römischen Großen auf das Land XXVIII, 4, § 18.

4) Bei Bernhofer Poetæ lat. min. V, II. Ad amicos de agro. —

„Phöbus und die Musen an, bis es Zeit ist mich zu sal- 10. Buchst.
„ben und auf der sandbestreuten Palästra mich zu üben.
„Reitern Rutes, den Geldgeschäften fern, esse, trinke, singe,
„spiele, bade ich und ruhe aus nach dem Abendessen. Wäh-
„rend der kleine Leuchter sein bescheidenes Maas von Del
„verzehrt, seien diese Zeilen den nächtlichen Gambonen ge-
„wehrt.“

Wohl mochten es allmählig Wenige sein, die noch ganz Die letzten
Heiden.
ungebrochen zu genießen wußten, seitdem die Reichsnoth, der
Dämonenglaube und die Sorge um das Jenseits auch die
Heiden so tief erschüttert hatten. Jene eigenthümliche Welt-
anschauung, welche den edlern Epicureismus und den Stoi-
cismus in sich vereinigt und das irdische Leben der Bessern
zu einem so würdigen und liebenswürdigen Ganzen abge-
schlossen hatte, — sie war am Aussterben begriffen. Einen
letzten Nachklang davon, aus dem Zeitalter Constantin's
gewährt das kleine Gedicht des Pentabius ¹⁾ „vom glückli-
chen Leben.“ Es sind aber bloße Erinnerungen aus Horaz,
die hier schon deshalb nicht wiederholt werden dürfen, weil
man nicht weiß, ob der Verfasser im Ernst dazu hätte
stehen können.

Es gab noch eine Stadt in dem alten Weltreiche, die Heiden.
unter Constantin vielleicht nirgends genannt wird, nach
deren Leben und Fortdauer wir aber doch mit voller
Theilnahme fragen dürfen.

Athen, schon vom peloponnesischen Kriege her in seinem
Bestand erschüttert, war seit Sulla's Eroberung mehr und
mehr verödet und in's Kleine zusammengezogen, so daß man
innerhalb der Mauern säete und Heerden weiden ließ, selbst
auf der Agora. Im Gymnasion waren bisweilen die Sta-
tuen der Götter und Heroen von dem hochgewachsenen Korn

1) Bei Bernsdorf I. c. III.
Constantin's Zeitalter.

10. Abschn. verdeckt.¹⁾ Allein der Lichtglanz des Ruhmes welcher die Stadt umgab, das leichte, angenehme Leben, die herrlichen Denkmäler, die Ehrfurcht vor den attischen Mytherien und das Bewußtsein der ganzen hellenischen Welt von dem was sie Athen verbankte, — dieß Alles zog fortwährend eine Menge freier, gebildeter Menschen dorthin; Philosophen und Rhetoren traten auf und zahlreiche Schüler folgten nach. Seit Hadrian — dem neuen Gründer Athen's, wie ihn die Dankbarkeit nannte — schwang sich das Studium zu einer Art von Universität empor, welche durch kaiserliche Dotation einigermaßen gesichert und später die wichtigste Lebensquelle der verarmten Stadt wurde.²⁾

Die Athener. Wer in diesen späten Zeiten noch antik gesinnt war, der mußte vor Allem die Athener lieben. Schön und ergreifend läßt Lucian³⁾ seinen Nigrinus über dieses Volk reden, bei welchem Philosophie und Armuth zusammengehören und das sich der letztern nicht schämt, wohl aber sich reich und glücklich fühlt in seiner Freiheit, seinem mäßigen Leben und in der goldenen Muse. „Es herrsche dort ein „ganz philosophisches Klima, das schönste für schön denkende Menschen; freilich wer Luxus, Macht, Schmeichelei, Lüge, Knechtschaft wolle, der müsse in Rom leben.“ Aber nicht bloß der Syrer von Samosate, der es sich sonst mit so wenigen Dingen Ernst sein läßt, auch ein Maximus von Tyrus, ein Libanius von Antiochien und andere noch Spätere gerathen in's Feuer, sobald von den Athenern die Rede ist, wobei es unentschieden bleiben mag, ob im einzelnen Fall an das alte Athen der Blüthezeit gedacht, oder die Tugenden desselben noch in der damaligen Bevölkerung gefunden

¹⁾ Dio Chrysostomus, welcher in der VII. Rede (*ἑβδόμη*) pag. 103. 105. 106. M. diese u. a. Züge mittelst, kann schwerlich eine andere Stadt als Athen im Auge haben. — *Vacuas Atheuas*, sagt schon Heras. *Epist. II, 2, 81.*

²⁾ Für das Nähere ist auf die bekannte Abhandlung Schlossers im ersten Bande des Schlosser-Bercht'schen Archivs zu verweisen.

³⁾ *Luciani Nigria. c. 12.*

oder vorausgesetzt werden. Libanius sagt z. B. von der Verzeihung für Beleidigungen die man rächen könnte, sie sei „der Griechen, der Athener, ja der gottähnlichen Menschen würdig.“ Heliodor der Emesener läßt eine bei ägyptischen Räubern gefangene Athenerinn schreiben: „Barbarische Liebe sei noch nicht einmal so viel werth als athenischer Haß.“¹⁾ Diese spätern Heiden, welchen weder im römischen Staatswesen noch in der christlichen Kirche wohl zu Muth sein konnte, schloßen sich mit einer wahren Zärtlichkeit an die geweihteste Stätte altgriechischen Lebens an. Glückselig schätzt sich Jeder, der sein Leben in dieser Umgebung zubringen darf.

Die Studien aber, um derenwillen Sophisten und Schüler in Athen sich sammelten, trugen das Gepräge der Zeit nur allzubedeutlich. Wie Philostratus und Gellius für die athenische Schule in der frühern Kaiserzeit, so sind Libanius²⁾ und Eunapius³⁾ ergiebige Quellen für deren Zustand im vierten Jahrhundert und man kann nicht sagen, daß sie sich in der Zwischenzeit gebessert hätte. Das einseitige Ueberwiegen der rhetorischen Bildung und daneben die Ueberschwänglichkeit und Mystik der einzelnen Neuplatoniker, — die Eitelkeit der Dozenten und das Factionswesen ihrer Anhänger, — dieß Alles füllte das stille Athen mit einer Unruhe, einem Haber von ganz eigener Art an. Schon der Empfang des Studenten war eine lebensgefährliche Sache; im Piräeus, wenn nicht schon am Vorgebirge von Sunium, standen Leute bereit, welche ihm auspaßten um ihn für dieses oder ober jenes Auditorium (Didaskaleion) in Pflicht zu nehmen und ihn sogar durch Drohungen von dem schon zu Hause gefaßten Beschluß abwendig zu machen; einzelne Dozenten erschienen plötzlich im Hafen, um sich ihrer Beute zu

10. Buchst.

Die Universitäts-

¹⁾ Heliodor. Aethiop. II, 40.

²⁾ Liban. opera, ed. Reiske, vol. I. Περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης.

³⁾ Besonders in den Biographien des Julianus v. Cappadocien, des Proärcadius und des Libanius.

10. Abschn. versichern. War man dann, etwa unter dem Schuß des Schiffscapitän's, glücklich nach Athen gelangt, so fand man sich in den gewaltsamsten Zustand hineinversetzt; nicht selten gab es Mord und Todtschlag nebst den dazu gehörenden Criminaluntersuchungen, alles wegen der Lehrereconcurrnz. Zunächst redete die Landsmannschaft ein großes Wort in diese Dinge; als Cynapius in Athen studirte, hielten die Orientalen vorzugsweise an Epiphanius, die Araber an Diophantus, die vom Pontus an ihren göttergleichen Landmann Proäresus, welchem auch viele Kleinasiaten, Aegypter und Libyer anhängen. Allein man war daran nicht gebunden, und überdies hielt das unaufhörliche Ueberlaufen von Schule zu Schule die Feindschaften beständig in Flammen. Die Studentenschaft war in bewaffnete „Chöre“ getheilt, mit „Prostaten“ an der Spitze; ihre blutigen Händel schienen ihnen „eben so viel werth als der Kampf für's Vaterland.“ Hatte man es endlich so weit gebracht, daß zwei Parteien, Dozenten und Auditoren, zur Verantwortung vor dem Proconsul von Achaja nach Korinth reisen mußten, so wurde in dessen Gegenwart ein wahrhaft feierlicher rhetorischer Wettkampf aufgeführt, zumal wenn es sich der Mühe lohnte, wenn der Beamte „für einen bloßen Römer ziemlich gebildet“ war.¹⁾ Von irgend einer Art von Collegialität war nicht die Rede. Schon längst wagte man es nicht mehr, öffentlich in Theatern und Hallen aufzutreten, um nicht sofortigen, blutigen Tumult zu erregen; die wohlhabendern Sophisten bauten sich eigene kleine Haustheater. Cynapius schildert uns die dazu eingerichtete Wohnung des Julianus: „ein kleines bescheidenes Haus, aber es athmete „Hermes und die Muses, so sehr sah es einem Heiligthum „ähnlich, mit den Bildnissen der Freunde des Besizers; das „Theater war von Quadern, eine Nachahmung der öffent-

Ihre Par-
teitung.

¹⁾ Die Sophisten bemerkten wohl nicht immer die Ironie, womit einzelne Proconsuln verfahren. Ein Beispiel vielleicht in der Vita Prokresii vel. ed. p. 139. s.

„lichen Theater im Kleinen.“ Wer dagegen so arm war ^{10. Abschn.} als Proöresius, der anfangs mit seinem Freunde Hephästion zusammen nur ein Kleid und einen Mantel nebst ein paar Teppichen besaß, mußte sich helfen wie er konnte.

In den „Chören“ der Studenten herrschten starke, ein- ^{Lebensweise.} gewurzelte Mißbräuche. Schon bei der Ankunft wurden die Neulinge auf einen glänzenden Einstand und auf dauernde Verbindlichkeiten vereidigt, welche nicht selten zur Bekanntschaft mit Wucherern hinführten. Am Tage wurde viel Ball gespielt; bei Nacht zog man herum und gab „den süßsingenden Sirenen“ Gehör; gemeine Subjekte machten auch wohl raubähnliche Angriffe auf schutzlose Häuser.¹⁾ Als Libanius sich nicht ohne Mühe von diesen Verbindungen losgemacht hatte, vergnügte er sich mit friedlichen Ausflügen namentlich nach Korinth. Wahrscheinlich zogen Viele, wie einst zur Zeit des Philostratus, den noch immer in hohem Werth gehaltenen olympischen, isthmischen und andern Nationalfesten nach. Das Höchste aber, was ein eifriger Heide von Athen mitnehmen konnte, waren die eleusinischen Weihen.

Dieses ganze bunte Treiben bewegte sich zwischen den herrlichsten Denkmälern der Welt, in welchen die edelste Form und die größten geschichtlichen Erinnerungen sich zu einer unaussprechlichen Wirkung vereinigten. Wir wissen nicht mehr, was diese Werke dem Sophisten des vierten Jahrhunderts und seinen Schülern sein mochten. Es war die Zeit, da dem griechischen Geist ein Lebensinteresse nach dem andern abstarb, bis auf die begriffspaltende Dialektik und das todte Sammeln. In alter, vielleicht ganz unberührter Herrlichkeit schaute das Parthenon der Pallas Athene, schauten die Propyläen auf die Stadt hernieder; vielleicht war trotz dem Gothenüberfall unter Decius, trotz den Räubereien unter Constantin noch weit das Meiste von Dem

¹⁾ Vielleicht läßt sich damit das berühmte Universitätsleben von Padua im sechzehnten Jahrhundert vergleichen.

10. Abschnitt. erhalten, was im zweiten Jahrhundert Pausanias gesehen und geschildert hatte. Aber die reine Harmonie der Bauformen, die freie Größe der Götterbilder redete nicht mehr vernehmlich genug zu dem Geiste dieser Zeit.

Palästina. Das Jahrhundert war ausgegangen, sich eine neue Heimath für seine Gedanken und Gefühle zu suchen. Für die eifrigen Christen war dieses irdisch-himmliche Vaterland gegeben: es hieß Palästina.

Constantin. Wir wollen nicht wiederholen, was Guseb, Socrates, Sozomenus und Andere über die officielle Verherrlichung des Landes durch Constantin und Helena, über die prächtigen Kirchenbauten von Jerusalem,¹⁾ Bethlehen, Mamre, auf dem Oelberg u. a. a. D. berichten. Bei Constantin war es ein ganz äußerliches Motiv, das die ihn zu solchem Aufwand bewog; das Höchste, wozu er es in der Verehrung heiliger Gegenstände brachte, war eine Art von Amuletglauben, wie er denn die Nägel vom wahren Kreuz zu Pferdezügeln und zu einem Helm verarbeiten ließ, deren er sich im Kriege bedienen wollte.²⁾

Die Wallfahrt. In zahllosen Gläubigen aber erwachte unwiderstehlich der natürliche Drang, Orte die dem Gemüthe heilig waren, in Person zu besuchen. Es ist wohl wahr, daß der geistdurchdrungene Mensch solche Wallfahrten entbehren kann, daß sie das Heilige schon halb veräußerlichen, es gleichsam „an die Scholle binden“ lehren. Und doch wird, wer nicht ganz roh ist, einmal wenigstens den Stätten nachgehen, die für

¹⁾ Es genügt auf die treffliche Monographie T. Tobler's, „Selgatha“, zu verweisen, welche nebst dem „Bethlehem“ desselben Verfassers eine Menge wichtiger antiquarischer Fragen erledigt.

²⁾ Socrates I, 17. Sozom. II, 1. Die Diskussion über den Moment der Kreuzfindung (welche erst bei Guseb's Uebersetzern erwähnt wird) findet man u. a. bei Eysel u. Gildemeister: der heil. Ros von Trier, 2. Ausg. S. 15 f.

ihn durch Erinnerungen der Liebe oder der Andacht geweiht sind. Im Verlauf der Zeit, wenn aus der Herzenssache eine Sitte geworden, wird das Gefühl des Pilgers wohl leicht in eine Art von abergläubiger Werkheiligkeit ausarten, allein dieß beweist nichts gegen den reinen und schönen Ursprung. 10. Uebn.

Schon seit der apostolischen Zeit kann es nicht an frommen Besuchen derjenigen Stellen Palästina's gefehlt haben, welche mit den Erinnerungen des alten Bundes zwischen Gott und den Menschen die des neuen auf so erschütternde Weise verbanden. Vielleicht die erste weite Wallfahrt ¹⁾ war die des cappadocischen Bischofes Alexander, welcher unter Caracalla Jerusalem — das damalige Melia Capitolina — besuchte, „um des Gebetes und der Geschichte der Orte willen.“ Auch Origenes kam, „um die Fußstapfen Christi, der Jünger und der Propheten aufzusuchen.“ — Zur Zeit Constantin's aber trifft die Sehnsucht nach Palästina schon sehr auffallend mit dem gesteigerten Cultus der Märtyrergräber und der Reliquien überhaupt zusammen. ²⁾ Jerusalem ist gleichsam die größte und heiligste aller Reliquien, an welche sich dann noch eine Reihe anderer Wehestätten ersten Ranges, viele Tagesreisen lang, anschließen. Aus dem Stationenbüchlein eines Pilgers von Bordeaux, ³⁾ welcher im Jahre 333 das heilige Land bereiste, ersieht man, wie schon damals die fromme Sage, vielleicht auch die Speculation, das ganze Land mit klassischen Stellen angefüllt hatte, an deren Echtheit später auch das Mittelalter nicht zweifelte. Man

Der Pilger von
Bordeaux.

¹⁾ Euseb. Hist. eccl. VI, 11.

²⁾ Hieronym. contra Vigilantium I, p. 390 ist hiefür bezeichnend. Unter Constantius glaubte man z. B. die echten Reliquien des Andreas, Lucas und Timotheus zu besitzen; er ließ sie nach Constantinopel bringen. Unter Arcadius kommen die Gebeine Samuels aus Judäa nach Ithracien.

³⁾ Itinerarium Hierosolymitanum, u. a. in der Ausg. des Itinerar. Antonini von Parthey u. Pinder.

10. Abschn. zeigte das Gemach, in welchem Salomo das Buch der Weisheit geschrieben, die Blutstrecken des Priesters Zacharias auf dem Boden des ehemaligen Tempels, das Haus des Kalphas und das des Pilatus, den Sycomorenbaum des Zachäus, und so viele andere Dinge, welche den Spott der historischen Kritik herausfordern können. Einige Jahrzehnte später zählt Hieronymus in der Reisebeschreibung der Paula ¹⁾ noch weit gründlicher die Stätten der Andacht von Dan bis Bersaba auf. Er selber, sonst so besonnen in seinen Ansichten über die Reliquien, hat sich in Bethlehem für den Rest seines Lebens angehebelt und Alles was an ihm hing, nach sich gezogen. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts lebt in Jerusalem und der Umgegend eine ganze große Colonie frommer Leute aus allen Gegenden des Reiches in tiefer Entfagung; ²⁾ „fast so viele psallirende Chöre als es verschiedene Völker giebt.“ Es waren darunter Occidentalen von hohem Rang und großem Reichthum, die Alles zurückgelassen hatten, um hier in reinerer Stimmung anzuleben als sie es sonst irgendwo vermocht hätten. Wem die Verhältnisse dies nicht gestatteten, der grämte sich; Hieronymus schrieb mehr als einen Brief um Solche zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß die ewige Seligkeit nicht am Besuch Jerusalem's hänge.

Die asiatische Colonie.

Die Schattenfesten.

Und auch diese beneidete Existenz war keine ideale. Abgesehen von der äußern Gefahr durch räuberische Saracenen, welche bis vor die Thore von Jerusalem streiften, hielt sich noch ganz in der Nähe, in und um Gaza, im peträischen Arabien, in Cölesyrien das Heidenthum mit einer verzweifelten Hartnäckigkeit; sodann trat das Dämonenwesen, welches schon so lange her in Palästina heimisch war, in so heftiger Gestalt auf als jemals. Wir kennen bereits Sanct

¹⁾ Hieron. Ep. CVIII, 8. s. Ad Eustochium.

²⁾ Vgl. Epp. XLVI. LVIII. LXXI. CVIII. CXXIX. CXLVII. u. a. a. D.

Hilarion als Dämonenbanner (S. 437, 445); Hieronymus 10. Abthn. selber führt uns zu den Prophetengräbern unweit Samaria, wo eine ganze Anzahl Besessener auf Genesung warteten; weithin hörte man sie wie mit verschiedenen Thierstimmen heulen. Es sind gleichsam die irren Geister, welche über diesem Schlachtfeld aller Religionen, dem Land zwischen Jordan, Wüste und Meer herumschweben.

Eine merkwürdige Fügung hat es gewollt, daß Constan- ^{Einluf.} tin auch in dem was er für Palästina that, weltgeschichtlich auf viele Jahrhunderte hinaus wirken sollte. Ohne den Glanz, welchen er über Jerusalem und die Umgegend verbreitete, hätte sich die Andacht der römischen Welt und folgerichtig die des Mittelalters nicht mit solcher Gluth an diese Stätten geheftet und sie nicht nach einem halben Jahrtausend der Knechtschaft unter dem Islam wieder entrisfen.

Nachträge und Verbesserungen

welche man vor dem Gebrauche des Buches bemerken möge.

Aus Theod. Mommsen's Abhandlung: „Das Edict Diocletian's de pretiis rerum venalium, vom Jahr 301“ hefte ich eine sichere Lösung der Frage über die damaligen Mätze und Preise (S. 70 ff.) hier einschalten zu können. Allein der gelehrte Verfasser gesteht, der wahre Werth der mit * bezeichneten Münzeinheit sei noch nicht ermittelt und deren Ansfag bei Bureau de la Monnaie auf dritthals Cent, beruhe auf erwieslich-irriger Grundlage. — Abgesehen hiervon bedauere ich noch in mancher Beziehung, diese treffliche Schrift zu spät erhalten zu haben.

Aus Origenis Philosophumena, ed. Eman. Miller, Oxon. 1831 ist nachzutragen:

Zu S. 243: Eine ungleich vollständigere Widerlegung der Astrologie als bei Celsus findet man hier am Anfang des vierten Buches.

Zu S. 255 u. ff. u. 278: Ruffschlüsse über Zauberglauberei und gemeine Beschwörung der frühern Kaiserzeit finden sich hier Buch IV, Cap. 28 bis 42. — Der Verfasser führt Alles auf Betrug zurück und giebt folgende Recepte wie von Taschenspielerkunststücken: Vertragung der Götter mit scheinbarer Verbrennung von Geschriebenem (mit sympathetischer Tinte π.); Eier von innen kurt zu färben; Ziegen zu tödten durch Verstopfung der Ohren mit Wachs); Häuser leicht verbrennbar zu machen; künstlicher Donner; Verühren von lebendem Feh; Wunden auf Köhlen u. dgl. m.; Erscheinung des Asclepios und anderer Götter, des ersten als einer Feuerflamme, der letztern in einer Schüssel mit Wasser (Vespereus sehr kostspielig, indem dazu ein Koch im Boden und ein Untergemach gehöret, in welchem die Heiserheiser des Beschwörers als Götter verkleidet auftreten); Helote über den Himmel fahren zu lassen; Mond und Sterne erscheinen zu lassen; ein Erdbeben zu machen; bei der Eingeweideschau Schriftzüge auf die Leber zu practiciren; einen Schädel zum Reden zu bringen u. dgl. m. — Wie weit sich später auch die Neuplatoniker mit solchem Betrug einlassen mochten, bleibet immer noch sehr unklar.

S. 321 ist die vierte Anmerkung, deren Inhalt sich im letzten Abschnitt wiederholt, zu streichen.

S. 403 ist die Deutung der Tyche als einer dem römischen Staatsgenius entsprechenden Gottheit zu streichen. Sie ist, wie in den spätern Erwähnungen richtiger angegeben wurde, eine rein griechische Personification der betreffenden Stadt, „ein heilbringendes, mit der Stadt gebornes dämonisches Wesen“, laut dem Ausdruck Desfried Müller's. (Archäologie S 405).

S. 286. Z. 6. v. u. statt **Collofennus** lies **Coloffennus**.

S. 329. Z. 2. v. u. statt **L. Lactantius** lies **L. C. Lactantius**.

S. 330. letzte Zeile statt **verhöhet** lies **verföhnt**.

S. 342. Z. 7. v. o. statt **Märtorium** lies **Martorium**.

S. 349. Z. 16. v. o. statt **Desmatius** lies **Dalmatius**.

S. 377. Z. 16 u. 22 v. o. statt **alten** und **alte** lies **ältern** und **ältere**.

S. 399. Z. 5. v. o. statt **Deer** lies **Deer**.

S. 407. Z. 6. v. o. statt **wieder** lies **wider**.

N e g i s t e r.

- Ablavius, Praefect 376 Ann. 382, 045.
 Achilleus, Usurpator 148.
 Achillecultus 107, 207, 262.
 Aenis 186.
 Adrianopel, Schlacht bei 373.
 Aetefius 260 f.
 Aegypten 31, 131 ff.
 Aegyptische Religion 132, 141 ff. 192 bis 206. Priester 194, 274. Einsiedler und Mönche 433 bis 445.
 Aegyptische Sprache 143 u. Ann. 205.
 Aelianus, der Wagaudentkaiser 82.
 Aemilian I, 23.
 Aemilian II, 26, 144.
 Africa, das nördliche 152.
 Alamannen 29, 80, 85, 351.
 Alchymie 151.
 Alexander der Große, sein Andenken 21. als Dämon 262 Ann.
 Alexander Severus 15, 305, seine Religion 207, 244, 270.
 Alexander, Usurpator in Africa 355 ff.
 Alexandrien 13, 133, 137, 145, 147, 149 f. 193, 195 ff. 235, 418.
 Alerius 98.
 Alterung des antiken Lebens, s. d. VII. Abschnitt.
 Amandus der Wagaudentkaiser 82.
 Ammianus Marcellinus 262, 490.
 Amor und Psyche 219.
 Anachoreten 431 bis 447.
 Antinous 165 Ann. 269.
 Antiochien am Orients 59, 335 Ann. 377, 421.
 Antonius der Eremit 433 f. 436 f.
 Anubis 201, 203 f.
 Aper 36.
 Aphaca 185, 268, 406.
 Aps 198.
 Apollonius von Tyana 207, 251 f. 467 u. Ann.
 Araber 111.
 Arborius 293.
 Architektur 208, 473 f. 477.
 Arianismus 418 bis 423.
 Armenien 120 ff. 125 ff.
 Arnebius 186, 216, 272, 270, 288.
 Aescse 431 ff.
 Aesclepiodotus 99.
 Asprubus, Friede am, 123.
 Asarte 182.
 Astrologie 242 ff. 258 f. 269.
 Atargatis 163.
 Athanasius 276, 418, 421 ff.
 Athen 497 ff.
 Atrps 186.
 Augustedunum (Autun) 65, 83, 84, 87, 267, 390.
 Aurelianus 29, 30 f. 52, 146 f. seine Religion 237.
 Aureolus 25 ff.
 Ausartung, physische 289 ff.
 Auienus 164, 496.
 Baal bei den Ägypten 179 ff. bei den Römern 180.
 Wagaudentkrieg 81 ff.
 Bahram I, v. Persien 115, 119.
 Bahram II, 51, 116, 120.
 Bahram III, 51, 116.
 Balista 25.
 Barbarisierung 259, 295 u. Ann. — des Heeres 460.
 Basiliken, christliche 299.
 Basilus der Große 429, 446.
 Beamtenwesen, unter Diocletian 69, unter Const. 452, 457.
 Bellona 190.
 Beschwörung von Göttern, Dämonen, Seelen u. 253 ff. 272 ff. von Zeichnamen 273 ff.
 Befessene 438, 504 f.
 Bildnisse 289, 304, 308 f.

Bischöfe, ihre Stellung 160 f. 399.
 Blemmyer 146. 148 ff.
 Bordeaux, seine Schule 96.
 Bosporanisches Reich 104 ff.
 Boulogne 97. 98.
 Britannien 96 ff.
 Bufelen in Aegypten 138 ff.
 Buxtris, Stadt 149.
 Byzanz 9. Neubau 376. 461 bis 478.
 Cäsarenernennung 44. 343 f. 351. 367 f.
 Calceus, Usurpator 377 f.
 Calpurnius Siculus, Dichter 64. 170.
 Canopus 197. 261. 440.
 Caracalla 12. 175 Anm. 273.
 Carausius 97 ff.
 Carinus 36 f. 291.
 Carmel 180. 232. 268.
 Carneol, dessen Ursprung 205 Anm.
 Carnuntum, Congreß zu, 354.
 Carthago 28. 59. 152. 181. 183. 267.
 Carus 36. 120.
 Celsus 27.
 Chersonesus (Crewasopol) 105.
 Christen, ihre Zahl 157. wahre Stärke 160.
 letzte große Verfolgung 325 ff. wahr-
 scheinl. Vermehrung 362 Anm.
 Chrysopolis, Schlacht bei 373.
 Cibalis, Schlacht bei, 368.
 Circusspiele 273. 438 f. 486 f.
 Claudian 314.
 Claudius Gothicus 29 ff. 267. 350.
 Clodius Albinus 9.
 Coclebat 412. 483.
 Colonisation durch Barbaren 88. 101 f.
 Commodus 5. 203.
 Constant, Sohn C. d. Gr. wird Cäsar 376.
 S. Reichsantheil 378. Untergang 383.
 Constantia, Schwester C. d. Gr. 358. 374.
418. 421.
 Constantia, Tochter C. d. Gr. 378. 385.
 Constantine der Große, Herkunft und Ju-
 gend 49. 80. Neuhäret 148. 289. Kriege
 gegen Franken 89. Sarmaten 101. Go-
 then 102. Feldzug in Aegypten 148. —
 Verhalten beim Beginn der Christenver-

folgung 338. 339 Anm. Seine Usurpa-
 tion 346 ff. Verh. zu Maximian 353 ff.
 Kriege gegen Maxentius 358 ff. gegen
 Licinius 368. 372 ff. vgl. 310. Reichs-
 theilung 377 ff. Tod 380 vgl. 310. —
 Religion 263. 363. 389 ff. Christen-
 teranz 362 ff. Verhältnis zur Kirche,
 ix. Abschnitt. Letzte heidn. Sympathien
402 ff. — S. Charakter 346 ff. — S.
 Hofwesen und Umgang 401. 452. An-
 sichten über Literatur 315. Rhetorik 318.
 Eigene Schriften 347 Anm. Wohlthätig-
 keit 429 f. Verschwendung 454 f. Finanz-
 wesen 456. 471. Neue Einteilung des
 Reiches 457. Kriegswesen 458. Grün-
 dung von Constantinopel 461 bis 478.
 Constantin II. wird Cäsar 368. 376. S.
 Reichsantheil 378. Untergang 383.
 Constantinopel f. Byzanz.
 Constantius Chlorus, seine Erhebung 44.
 Siege 85 ff. über Carausius 98. über
 Allectus 99. am Pontus 105. gegen die
 Picten 349. f. Religion 263. 390. Frag-
 liche Schonung der Christen 340. Sein
 Tod 349. Seine Familie 349 f.
 Constantius II. wird Cäsar 376. f. Reichs-
 antheil 378. Familienmord 382. Spä-
 tere Thaten 383 ff. kirchliche Stellung
424 f.
 Constantius, Julius, Bruder C. d. Gr.
349. 377. ermordet 382.
 Consulat 24. Anm. 36. Anm. 58. 460.
 Coptos, Stadt 149.
 Crispus, Sohn C. d. Gr. 354. wird Cäsar
368 f. Hingerichtet 375.
 Creus der Alamanne 351.
 Cyriades 25.
 Dalmatius, der ältere und der jüngere 349.
 ihre Erhebung 377 ff. 381. Untergang
382.
 Dämonen 249 ff. 270 ff. 435. 438.
 Decius 22.
 Decurionen 91. 318. 410.
 Despotismus 74.
 Diocletian, seine Thronbesteigung 36. Her-

kunst 41. Thronsetzung 42 ff. Familie 42. 367. Superstition 47. Ansichten über d. Herrschaft 54. Bauten 59. 60. Klagen über ihn und Rechtfertigung 67. Sein Charakter 73. 345. Verb. zu Persien 120 f. Aegyptischer Krieg 148 ff. Religiosität 150. 164. 270. 327. Christentumskultur 325 ff. Verfolgung 334 ff. Moralität 330. Bildung 333 u. Anm. Bicennalienfeier 343. Abtänkung 344 f., vgl. 45 u. 50. Auftreten zu Carnuntum 354. Feb 364.

Diptychen 309.

Dominus, als Titel 53.

Denaulande 103.

Drama 168. 312 Anm.

Draiden 37. 93 ff.

Flagabald, Kaiser und Gott, 14. 180. 207. 305.

Erntefest 179. 181.

Epithalmen 119.

Erbschaft des Ahenes 43 ff. 349 f. 352. 364. 385 u. Anm.

Eumenius, der Panegyriker 65. 66. 87. 350.

Eusebius von Caesarea 346 f. 371 Anm. 374 f. 378. 381. 390. 394. 398.

Eusebius von Nicemeden 418. 420 f. 476.

Funerchen, f. Verschnittene.

Freiheit Rom's 287 f.

Frühspektium 246. 276 f.

Frausta, Gemahlin G. d. Gr. 353. ihre Tödtung 375.

Finanzen, f. Steuerwesen.

Firminus Maternus, der heidnische 244.

Firminus Maternus, der christliche 222. 263 Anm. 406.

Firmus 31. 146.

Florentius 34.

Franken 80. 96. 97. 383.

Fruentariarier 73.

Gades 183. 191.

Galerius, seine Erhebung 44 ff. Feldzüge 101. gegen Persien 121 ff. Verb. zu Diocletian und zur Verfolgung 328 ff. 338.

— Reoerationsetriet 332. 362. Kämpfe um die Herrschaft 352 ff. Feb 356.

Gallien 27. 79 ff. allgem. Schilderung 90 ff. Religion 93. 174 ff. Bildung 317.

Gallienus 25. 28. 144 f. 305.

Gallus, Kaiser 22. 291.

Gallus, Cäsar 377. 382. 425.

Gaza und Umgebung 180. 406. 434 f. 437 ff.

Germanen, im Allgemeinen 99 ff.

Stadiatorspiele 399.

Gerbian, die beiden ältern 18. der jüngere 19. 20.

Gethen 22. 29. 30. 85. (Frägnische Identität mit den Orten 100). 102. 122. 372.

Göttermischung 171 bis 208.

Gregorius Illuminator 126.

Hanniballianus der ältere 349. der jüngere 377. dessen Erhebung 378 f. Ermerdung 382.

Harpocrates 201. 206.

Harpuspizin 265. 392. 395.

Hecate 201.

Heidenthum, dessen Schilderung Abschn. v. u. vi. in Rom 402.

Helena, Mutter Constantins 349 u. Anm. 376. 378 u. Anm. 430.

Heliobor, Verf. d. Aethiopica 132. 138 u. Anm. 274. 313.

Heliopolis in Aegypten 193.

Heliopolis in Syrien (Baalbet) 179. 268.

Hercules 63. der tyrische 191.

Herculiner 61.

Hierapolis, Tempel von, 179. 183 ff.

Hieronymus, d. Heil. 320. 437. 447. 480. 483 f. 504.

Hierarchie 159 f. 413.

Hilarion, der Heil. 433 ff. 437 ff. 445.

Himmliche Göttinn (Urania) 182. 207.

Hofleben und Ceremonieel 52. 55. 325 ff. 452 ff.

Hormuz II. König von Persien 51. 117. 118 Anm.

Hosius, Bischof 419. 421.

Jamblichus 251. 254 ff. 260.

- Iberien, Königreich [123](#).
 Jerusalem [502 f.](#)
 Illyricum [462](#).
 Illyrische Kaiser [21. 49](#).
 Ingeunus [26](#).
 Iovier [61. 383](#).
 Jaurieu [26. 127 ff.](#)
 Jhs u. ihre Priester [199 bis 206](#), die Jhs-
 precession [204](#), die Jhsmysterien [224](#).
 Julianus, Dirdius [8](#).
 Julianus, Usurpator in Italien [37. 80](#).
 Julianus, Usurpator in Afrika [153](#).
 Julian der Abtrünnige [261. 377. 382](#).
[385. 425](#).
 Kaiserkultus [163. 165 u. Anm. 207. 246](#).
[415](#).
 Kaiserthum s. Reichsgewalt.
 Kaiserwahnsinn [5. 7. 13. 14](#).
 Kanonaris [475](#).
 Keheredict G. d. Gr. [424](#).
 Kirche, christliche [157 ff.](#) ihre Verfassung
[159](#), Stellung unter Constantin [409 ff.](#)
 Köln [89](#).
 Kunst [295 ff. 472 f.](#)
 Labarum [392 f.](#)
 Lactantius, [271. 279](#).
 Lactantius, der vergebliche (Vers. d. Bu-
 ches: *de mortibus persecutorum*)
[46. 57. 67 ff. 327 ff. 337 Anm. 349](#)
 u. Anm.
 Landleben der Römer [494 ff.](#)
 Leibarmee des Severus [10](#), unter Cara-
 calla [13](#).
 Leuce, Insel [107](#).
 Libanius [322. 336 Anm.](#)
 Licinianus, Erhebung zum Cäsar [369](#).
 Erneuerung [375](#).
 Licinius, s. Erhebung [354](#). Erster Krieg
 mit Daza [356](#). Zweiter [366](#). Tödtung
 der Verwandten seiner Gegner [367](#). Er-
 ster Krieg mit Constantin [367 f.](#) Chri-
 stenenfolgung [370](#). Letzter Kampf [372](#).
 Untergang [374](#). Charakter [367](#). Aber-
 glaube [371](#).
 Vellianus [27](#).
 Longus [312](#).
 Lucian [182. 188. 192. 248. 296](#).
 Lydius der Jaurier [128](#).
 Lyris [313](#).
 Macrianns [25. 145](#).
 Macrinus [14](#).
 Magie [241. 269 ff.](#)
 Magier [113 ff.](#)
 Magna mater [187 ff. 222 f.](#)
 Magnentius [383](#).
 Mailand [57. 58](#).
 Malerei [301 ff.](#)
 Mamertinus der Panegyriker [53. 58. 63](#).
 Mani, Manichäismus [115. 238 ff.](#)
 Marc Aurel [4. 277](#).
 Marcus, Schlacht bei, [37](#).
 Marcus, der Gott, [180. 438 f.](#)
 Martinianus, Cäsar [373 f.](#)
 Märtyrer [159. 341](#).
 Maxentius [44. 50](#), sein Aberglaube [277](#).
 Ansitze [291](#), Residenz in Rom [345](#).
 Usurpation [351 ff.](#) Unterfang [358 ff.](#)
 Maximianus Hercules, seine Erhebung
[43. 49](#), Abdankung [45. 49](#), Vagan-
 denzieg [83](#), Feldzüge gegen Germanen
[85](#), gegen Caracallus [98](#), in Afrika [153](#).
 Christenverfolgung [340](#), Abdankung [345](#).
 Neues Auftreten [352 ff.](#) Tod [355](#).
 Maximianus Daza, seine Erhebung [45](#).
[344](#), Aberglaube [269](#), Christenverfol-
 gung [343](#), Wird erster Cäsar [351](#).
 Krieg mit Licinius [356](#), Ende der Ver-
 folgung [363](#), Letzte Kämpfe u. Unter-
 gang [365 f.](#)
 Maximin der Thracier [16](#).
 Maximus der Weise [70](#).
 Maximus, Philosoph [260](#).
 Melitianische Secte [409. 422](#).
 Memphis [136. 198](#).
 Minervina, Gemahlin G. d. Gr. [354](#).
 Mithras und sein Dienst [228 ff.](#) bei Chle-
 rus und Const. d. Gr. [263 f. 391. 398](#).
 Mönchswesen [439 bis 447. 483](#).
 Monogramme Christi [392 f.](#)
 Monothelismus der Griechen [247. 249. 262 ff.](#)

- Moralität 250. 250. 291. 491.
 Mosaiten 300 ff.
 Mythen, die ältern 217, die des Bacchus, der Herakle, der Venus 220, des Sabazios 221, der großen Mutter 222, der Isis 224, des Osiris 228, des Mithras 230. Ihre Vermischung 236.
 Mythologie, ihre Stellung zu Glauben und Kunst 167 ff. 315 f.
 Narsi I. König von Persien. 51. 118. Ann. 121 ff.
 Neapel, Umgegend 495.
 Neeremantie, bei den Persern 125.
 Nemesian, Dichter 170.
 Nepesianus, Riese G. v. Or. 384.
 Nere, seine Religion 174.
 Neuplatoniker 236. 248 ff.
 Nicaä, Synode zu 419.
 Nicagoras, Philosoph 251. 404 Ann.
 Nicomeden 56. 337.
 Numerianus 36. 65. 120.
 Obelisken 305.
 Odenathus 26 ff. 119.
 Oibia 106.
 Ombra 11.
 Optatianus 314 f.
 Orakel 265 ff. 405.
 Osiris 200 ff. f. Isis.
 Oschomius 439 bis 444.
 Palladium 181. 467. 469 Ann.
 Palästina 112. 445. 502 f. — f. Gaza.
 Palmyra, Stadt 179. 192. 238.
 Palmyrenisches Reich 26. 31. 119. 146. 268.
 Panegyriker 62 ff. 320. 353.
 Pantheon 208.
 Pantemimen 168.
 Parthisches Reich 113. 117.
 Paulus der Eremit 433 ff.
 Persisches Reich, f. Sassaniden.
 Pertinax 7.
 Pescennius Niger 9. 175.
 Pestinunt 187.
 Philä 150.
 Philipp der Araber 20.
 Philosophie 162. 248 ff.
 Philostratus 251.
 Pise 25.
 Plotinus 249. 253. 260.
 Poesie, deren Schicksale 169 ff. 311 ff.
 Pontusgegenden 104 ff.
 Porphyrius, der Philosoph 236. 251. 254.
 Porphyrsäule G. des Or. 305. 467. 469. 473.
 Postumus 27.
 Prätorianer 7. 8. 10. unter Diocletian 60. 61. unter Maxentius 352. Ihr Untergang 360.
 Reichigen Constantius 400. 454.
 Probus 34. 147.
 Prudentius, der Dichter 288. 316.
 Ptolemäer 133.
 Pythagoras 251 f.
 Quingentianer 153.
 Quintillus 30.
 Räuber und Raubvölker im Reiche 127 ff. 138 u. Ann.
 Regillianus 26.
 Regionenbücher 477 f.
 Reichsgewalt im III. Jh. 3 ff. unter Diocletian 41 ff. unter Constantian, VII. Abschn. 415.
 Repeianus, Dichter 169.
 Rheinland 85. 86.
 Rhetoren 285 f. 316 ff.
 Rem, die Stadt, unter Diocletian 55. 57. Bauten 59. 61. Roma aeterna 288. Rem unter Constantian 464. und später 475 bis 497.
 Romanschreiber 132. 224. 312 f.
 Remula, Mutter des Galerius 328.
 Rutillius Numatianus 288. 314.
 Salsian v. Massilien 91.
 Saper I. 25. 117. 119. 120.
 Saper II. 86. 114. 117. 118. 124.
 Saper III. 116.
 Sarcophage 301. 303.
 Sardica 463.
 Sarmaten 101.
 Sassanidenreich, persisches 16. 51. 112 ff.
 Saturninus 35. 147.

Satyrn 435.
 Säulenheilige 185.
 Sculptur 301 ff. 310 f.
 Seelenlehre 249. 253.
 Senat, im ii. u. iii. Jh. 5 ff. 9. 14.
18. 22. 24. (des gallischen Imperiums
27). 28. 31 ff. 35. 36 Anm. Unter
 Diocletian 55. 57. 58. Unter Constan-
 tin 361. Später 492 f. Der Senat
 von Constantinopel 469 f.
 Senatorische Familien 75. 91.
 Septimius Severus 8 ff. 273.
 Serapis 195 ff. als Saturn 197 u. Anm.
 bei den Römern 201.
 Severin, der Heil. 275.
 Severus s. Alexander.
 Severus Cäsar des Westens 45. 344. Au-
 gustus 351. Sein Untergang 352.
 Simon, der Zauberer 208 u. Anm. 272.
 Sklaven, deren Stellung 426 f. Zahl 489.
 Sonnengötter 179. 201. 231. 237 f. 263.
 Sonntagsfester 397.
 Sopater 402. 404 f. 467.
 Sophisten 285 f. 317. 320. 499.
 Sostrata 260 f.
 Spiridion, d. Heil., 274.
 Steuerwesen, unter Diocletian 69. 72. (in
 Aegypten 136). unter Const. 456.
 Sultandünus 345. 367. 376. 382. 384.
 Superstition der Kaiser 11. 270. Diocle-
 tians 47.
 Sylvester, röm. Bischof 419. 476.
 Symmachus 322. 487 ff.
 Synoden 398. 416. zu Nicäa 419 ff. zu
 Tyrus 276. 422.
 Syrien 446.
 Taberna 440.
 Tacitus, Kaiser 33. 273 Anm. 306. 308.
 Taurobolien 222.
 Tempelplünderung 407 f.
 Tetricus 27. 309.
 Theater 168. 488 f.
 Thebaische Legion 82 Anm.

Themistius 209. 321. 427.
 Theodora, Tochter Marimian's 44.
 Theokrasie 171 bis 208.
 Theurgie, s. Beschwörung.
 Thiercultus, in Aegypten 142. 198 f.
 Tiridates v. Armenien 120 ff. sein Tod 126.
 Titelswesen 66. 295. 453.
 Toleranz Constantins 393. Edicte 395.
 Tracht, entartete 292.
 Träume, gottgesandte, 196 f. 198. 203.
224. 226 ff. 258. 266.
 Trebellianus 26. 128.
 Trier 86. 89.
 Triumphbogen Constantins 290. 363 f. 395.
 Troja 465.
 Tyche 403. 469. 474.
 Tyrannen, die dreißig, 25 ff. 128.
 Tyrus, Synode zu, 276. 422.
 Unglaube der Heiden 163.
 Unsterblichkeitsglaube der Christen 159.
160. — der Heiden 214 ff. 222. 225.
231. — der Manichäer 239.
 Valens Thessalonicus 25.
 Valens, Cäsar Klein's 368 u. Anm.
 Valeria, Tochter Diocletians 44. 367.
 Valerian 23.
 Beneficium 273.
 Verfolgung, diocletianische 325 ff. Verh.
 zur Politik 356. Schwankungen und
 Erlöschen 362. 393.
 Verschnittene, bei Hofe 53. 338 f. 425.
 als Priester 181. 184 ff. 199. als Des-
 nerschaft 190 u. Anm. 481. 491.
 Vetrantio 383 ff.
 Biennalien 46. 50. 339 Anm. 343.
 Victoria, Kaiserin 27.
 Victorinus 27.
 Virgil 494.
 Wallfahrten 502 f.
 Wohlthätigkeit 414. 426 bis 431.
 Xenophon v. Ephesus 132.
 Zenobia 26 ff. 31. 119. 146.
 Zosimus 57.



1853

1854

1855







922 619





3 0000 135 922 619